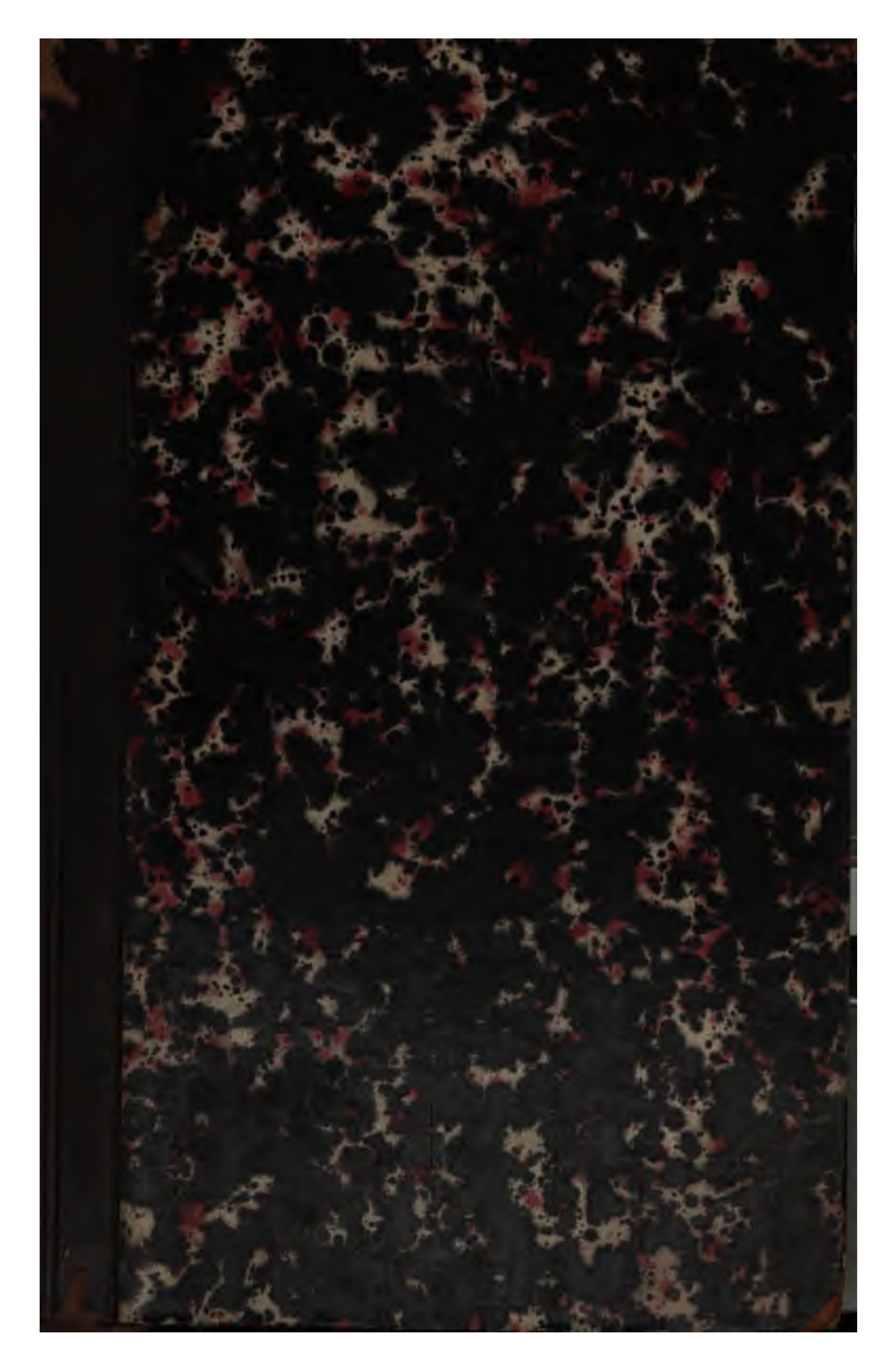
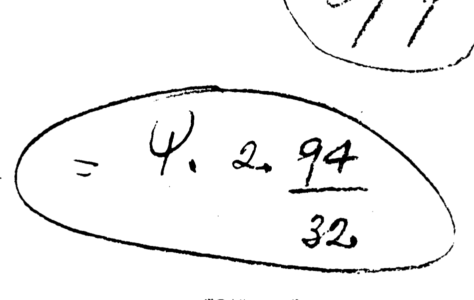
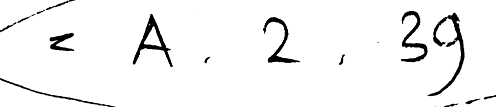
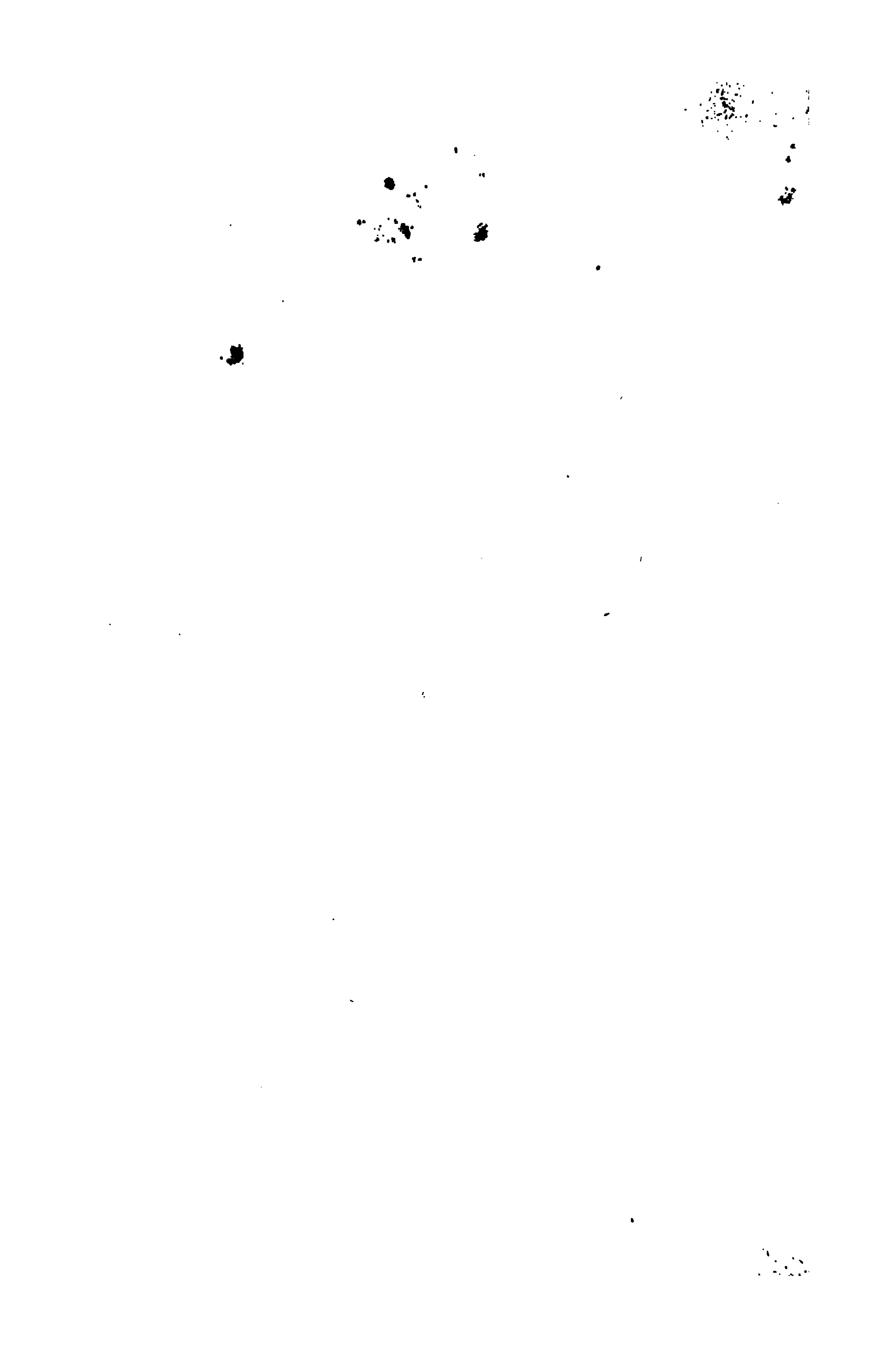
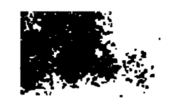



677
= 4. 2. 94
32


= A. 2. 39

[illegible]





ARCHIV

FÜR DAS

STUDIUM DER NEUEREN SPRACHEN UND LITERATUREN.

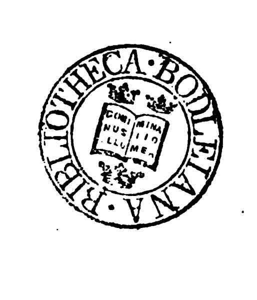
HERAUSGEGEBEN

VON

LUDWIG HERRIG.

XVII. JAHRGANG, 32. BAND.

BRAUNSCHWEIG,
DRUCK UND VERLAG VON GEORGE WESTERMANN.
1862.



Inhalts-Verzeichniss des XXXII. Bandes.

Abhandlungen.

Beurtheilungen und kurze Anzeigen.

Programmenschau.

Miscellen.

Bibliographischer Anzeiger.

Les Misérables

von Victor Hugo.

Seit langer Zeit hat in Frankreich kein Buch ein Aufsehen gemacht, das sich auch nur entfernt mit dem durch die Misérables hervorgerufenen vergleichen liesse, so dass ein so bedeutender Kritiker wie Neffzer im Temps nach Erscheinen der letzten Bände sagen konnte, die Schriftsteller würden nun wieder anfangen zu leben, da es schiene, als ob dieser niederschmetternde und wie eifersüchtige Erfolg alle andern in der Schwebe gehalten hätte. „Unsere Literatur bietet vielleicht kein zweites Beispiel eines solchen coup d'autorité littéraire, und der Erfolg erreicht eine Ausdehnung, die kein geringeres Ereigniss ist als das Buch selbst.“

Schon längere Zeit vor dem Erscheinen des Werkes war von demselben als von etwas ganz Ausserordentlichem, seit lange Vorbereitetem gesprochen; man wusste, dass Hugo, als er Notre Dame seinem Buchhändler in Verlag gab, mit diesem einen Vertrag eingegangen war, worin er ihm von jedem Roman, den er innerhalb der nächsten 30 Jahre publiciren würde, den Band zu 3000 Franken abtrat, und dass er, um dieser Verpflichtung zu entgehen, mit der Herausgabe wirklich bis zu dem Ablauf des Zeitraums gezögert hatte; man nannte die hohe Summe, die der Buchhändler gezahlt habe, und das Publikum glaubt nur zu häufig, dass eine Sache in dem Masse gut sein müsse als sie theuer bezahlt ist, daher es denn auch ein gewöhnlicher Kunstgriff ist, dass Verleger und Schriftsteller bei Herausgabe eines Buchs sich verabreden, die Angabe eines bedeutenden,

aber nie entrichteten Honorars irgendwie in die Oeffentlichkeit dringen zu lassen. Am Tage vor der Ausgabe brachten nach hiesiger Sitte mehrere Zeitungen interessante Bruchstücke, und die Ankündigung prangte in enormen Lettern an allen Strassenecken. Genug, das Publikum war in jeder Weise vorbereitet, Ungewöhnliches zu erwarten, so dass diese Manier doch auch in Paris einigen Anstoss erregte und die Revue nationale das andeutete, wenn sie meinte, all dieser Lärm würde industrieusement, on pourrait dire industriellement verbreitet. Bei dem Erscheinen der ersten Bände waren zugleich schon Uebersetzungen in das Englische, Deutsche, Italienische, Spanische, Portugiesische, Holländische, Polnische, Ungarische angezeigt und in der Ankündigung des Verlegers hiess es: Notre Dame war die Wiedererweckung des Mittelalters, die Misérables stellen das Leben des 19. Jahrhunderts dar, und dieses Hauptwerk Victor Hugo's wird eine der hauptsächlichsten literarischen Erscheinungen des 19. Jahrhunderts sein. Das Buch war theuer, aber elegant ausgestattet, immer sehr weitläufig, mit sehr vielen Absätzen und leeren Seiten fast zwischen jedem Kapitel gedruckt, so dass bei etwas weniger Raumverschwendung die Hälfte der Bände genügt hätte. So unwesentlich das scheint, so unangenehm ist es doch, wenn man bei solchem angeblichen Kapitalwerke zunächst überall der Spekulation begegnet. Natürlich wurden die ersten Bände ordentlich verschlungen und mehrere Zeitungen und Zeitschriften brachten sofort Kritiken, die wahren Hymnen glichen; J. Janin war überschwänglich, und nur wenige Blätter wagten ein unbefangenes Urtheil. Nach Veröffentlichung der folgenden Bände ward ein Brief des Herausgebers an den Verfasser gedruckt, worin er erzählt, dass an dem für die Ausgabe angekündigten Tage seit ganz früh das Gedränge auf der Strasse gross gewesen, man habe sich fast geschlagen, um Zutritt zu erhalten, und natürlich seien die aufgestapelten Reihen der Exemplare im Handumsehen verschwunden gewesen. Bei dem Erscheinen der letzten Theile konnte der Verleger bereits melden, dass in den wenigen Monaten 6 Auflagen vergriffen seien, und obgleich seitdem die discordirenden Stimmen zahlreicher werden und sich hören lassen, so sind sie doch noch immer weit übertönt von den Posaunenstössen der Gegenpartei,

so dass ein der Regierung freundliches Blatt zwar weniger Hugo anzugreifen, aber wenigstens diese blinden Anhänger mit dem Namen seiner Mameluken zu belegen für gut fand. „Hugo," ruft Pichat in der Réforme littéraire aus, „ist kein Mensch, es ist ein Element." Da man in Frankreich mit dem Worte Philosophie sehr freigebig ist, so findet denn die Revue française auch die philosophische Seite des Werks prodigieux und entdeckt bei jedem Wiederdurchlesen wunderbare Tiefen; Crémieux bricht bei einem politischen Prozess die Gelegenheit vom Zaune, um den grossen Schriftsteller zu erwähnen, qui dans un nouvel écrit soulève les ardeurs de tous ceux qui le lisent; selbst Nefftzer hat bei den letzten Abschnitten den Eindruck tragischen Schauers empfunden, den man nur mit dem der Schlussscenen der Nibelungen vergleichen kann, und die Indépendance Belge findet in diesem oeuvre immense — ein Lieblingsausdruck der Franzosen — que toutes les grandeurs sont unies à toutes les délicatesses. Man sagt zwar, dass Hugo dennoch mit den Kritiken nicht zufrieden ist; einstweilen gerirt er sich aber als höchste literarische Autorität; viele Schriftsteller glauben jetzt, wie es scheint, nichts Besseres zur Empfehlung ihrer Schriften thun zu können, als sich über dieselben einige lobenden Zeilen von ihm schreiben zu lassen, die sie dann veröffentlichen; und wenn es genügte, Jedermann von sich reden zu lassen und einen wahren literarischen Krieg hervorzurufen, so müsste allerdings die glühendste Eigenliebe sich befriedigt fühlen, da man schon jetzt aus all den Broschüren und Recensionen der Revuen und Zeitungen eine ganze kritische Bibliothek bilden könnte und da ein einziges von Hugo gebrauchtes, angeblich geschichtliches Schmutzwort Anlass zu heftigen Reclamationen, historischen Untersuchungen und Protocollen, zu Dutzenden von Briefen und Artikeln des In- und Auslandes gegeben hat und bei der Gelegenheit die Manen von Cambronne und Michel heraufbeschworen sind, nicht nur im figürlichen sondern im eigentlichen Sinne, da die Geisterseher Cambronne heraufgeklopft haben, damit er das letzte Wort spräche.

Ausserhalb Frankreichs wird dieser Enthusiasmus etwas unglaublich erscheinen, indess ist er eben sehr künstlich und

viele der öffentlich am lautesten Lobenden gestehen in der Stille, dass das Buch den hochgespannten Erwartungen bei Weitem nicht entsprochen habe. In Frankreich ist eben eine wirklich unparteiische Kritik noch weit seltener als in Deutschland; sie ist fast ausschliesslich im Dienst der Parteien und bei der Gedrücktheit der Presse in allen inneren Angelegenheiten verstecken sich häufig politische hinter scheinbar rein literarischen Fragen. Da Hugo eine Fahne, ein politischer Name ist, so glaubt sich der ganze liberale Theil der Presse zum Lobe verpflichtet, und da seine Vergangenheit ihn zu einem Gegner des Kaisers macht, so benutzt die grosse Zahl der Gebildeten, die nur mit Widerwillen den Druck der Napoleonischen Herrschaft erträgt, die Gelegenheit, dieses Buch recht laut zu erheben. Ausserdem haben die Franzosen vor ihren grossen Namen gewaltigen Respekt, den sie dann auch auf Alles, was von ihnen ausgeht, übertragen, und den sie lange bewahren, so dass es z. B. Lamartine, obgleich er doch sein Mögliches dafür gethan hat, noch nicht gelungen ist, seinen Ruf vollständig zu untergraben. Solche Namen glaubt man mit der Nation und ihrer Grösse gleichsam verwachsen, und es wäre profan, an deren Ruhme zu sehr zu rühren, denn auch bei solchen rein literarischen Fragen hält man die Nationalehre für betheiligt. Nous tenons, sagt z. B. Gérusez in seiner Literaturgeschichte, trop à la gloire de Bossuet et de Fénelon, dont la France se décore, pour essayer de l'amoindrir; oder: Si ceux qui déprécient Molière et Lafontaine, savent ce qu'ils font, ils sont bien coupables, et bien aveugles s'ils l'ignorent. Ils amoindrissent la France. Unter allen lebenden Dichtern aber gilt den Franzosen Niemand für grösser als Hugo, und daher sprechen, unabhängig von jedem Parteistandpunkte, alle Blätter von ihm wenigstens stets mit grosser Achtung und Rücksicht. Ueberdiess ist das Buch in vielen Beziehungen spezifisch französisch; es schildert oft speziell Pariser Zustände und Persönlichkeiten wie den Gamin, es beschreibt die Räumlichkeiten mit seltener Genauigkeit, es erzählt viele hier näher gekannte und in der Erinnerung fortlebende Vorgänge wie den Juniaufstand 1832 mit fast historischer Treue, es enthält Hunderte von Hindeutungen und Anspielungen, die im Auslande nur zum Theile verstanden werden,

so dass von diesem aktuellen Interesse naturgemäss ausserhalb Vieles verloren gehen muss.

Endlich ist das Buch auch in dem Sinne durchaus national, als es die herrschenden Ansichten und Vorurtheile theilt und ihnen schmeichelt. Dass die Franzosen die erste Nation sind und an der Spitze der Civilisation marschiren, dass Paris die Hauptstadt der Erde, Mittelpunkt und Centralsonne alles Grossen und Schönen sei, ist zwar noch immer die gewöhnliche Ansicht. Der Deputirte Nogent St. Laurens sagte im Juni in einer Sitzung des Corps législatif nicht, er glaube, dass Frankreich die besten Schulen besitze, das wäre zu bescheiden, sondern: la France a la réputation d'avoir le meilleur enseignement, und der Unterrichtsminister in seiner neulichen Ansprache an die Elite der Pariser Jugend*) meinte ebenfalls: Notre patrie règne sur tous les peuples par l'ascendant des idées. Wenn das der Herr Minister sagt, so muss es doch gewiss wahr sein. Aber mit mehr Naivetät und Unkunde, oder um das in diesem Falle allein anwendbare Wort zu gebrauchen, mit mehr Bornirtheit hat diese Ansicht doch kaum jemals Jemand ausgesprochen, als Hugo. Frankreich ist atheniensisch durch das Schöne, römisch durch das Grosse, und überdies ist es gut, es wacht zuerst, schläft zuletzt ein, seine Schwächen sind höchstens kleine Phantasieen. Natürlich strahlt die Freiheit von Frankreich aus, „das ist so sonnenklar, blind wer es nicht sieht, es ist Bonaparte, der es gesagt hat [der musste es doch wissen]. Wenn die Vorstädter nur die Carmagnole singen, stürzen sie nur Ludwig XVI.; singen sie aber die Marseillaise, so befreien sie die Welt, und der Hauch ihrer Brust genügt, um die Alpen in Unordnung zu bringen. Nur die Luft von Paris zu athmen, erhält die Seele frisch; Paris ist synonym mit Kosmos, es ist Athen, Rom, Sybaris, Jerusalem und Paris, Alles zusammen, es kann auch dumm sein, wenn es grade Lust dazu hat, und bisweilen macht es sich dieses Vergnügen, alors l'univers est bête avec lui. Endlich schwingt er sich gar zu folgender Dithyrambe auf: La gaieté de Paris est de la foudre et sa farce tient un sceptre. Son ouragan sort parfois d'une grimace ses explosions; ses

*) Rede bei dem Concours général am 12. August 1862.

journées, ses chefs-d'oeuvre, ses prodiges, ses épopées vont au bout de l'univers, et ses coq-à-l'âne aussi. Son rire est une bouche de volcan, qui éclabousse toute la terre. Ses lazzis sont des flammiches. Il impose aux peuples ses caricatures aussi bien que son idéal; les plus hauts monuments de la civilisation humaine acceptent ses ironies et prêtent leur éternité à ses polissonneries. Il est superbe; il a un prodigeux 14 juillet qui délivre le globe; il fait faire le serment du jeu de paume à toutes les nations; la nuit du 4 août dissout en 3 heures 1000 ans de féodalité; il fait de sa logique le muscle de la volonté unanime, il se multiplie sous toutes les formes du sublime; il emplit de sa lueur Washington, Kosciusko, Bolivar, Botzaris Riégo, Bem, Manin, Lopez, John Brown, Garibaldi; il est partout où l'avenir s'allume, à Boston en 1779 (warum grade in dem Jahre?) à l'île de Léon en 1820, à Pesth en 1848, à Palerme en 1860. — il rayonne le grand sur la terre, c'est en allant où son souffle les pousse, que Byron meurt à Missolonghi et que Mazet meurt à Barcelone; il est tribune sous les pieds de Mirabeau et cratère sous les pieds de Robespierre; ses livres, son théâtre, son art, sa science, sa littérature, sa philosophie sont les manuels du genre humain, il a Pascal, Régnier, (!) Corneille, Descartes, Jean Jacques, Voltaire pour toutes les minutes, Molière pour tous les siècles, il fait parler sa langue à la bouche universelle et cette langue devient verbe; il construit dans tous les esprits l'idée de progrès, les dogmes libérateurs qu'il forge sont pour les générations des épées de chevet et c'est avec l'âme de ses penseurs et de ses poètes que sont faits depuis 1789 tous les héros de tous les peuples etc.

Man kann dem krankhaften Heimweh eines Verbannten Vieles zu gut halten, aber ein solcher Wortschwall, solche Anhäufung von Uebertreibungen, Unwissenheiten und Geschmacklosigkeiten übersteigt denn doch jedes Mass. Dabei glaubt er wahrscheinlich auch seinem Pariser Volke ein Compliment zu machen, wenn er ihm sagt, dass es auch Mann geworden, immer Gamin bleibt: peindre l'enfant, c'est peindre la ville. Wir sollten eigentlich Nichts dawider haben, aber wir wollen doch besser von dem Volke denken, denn ein Gamin, ganz kleiner Rabelais dass er sein und wie schelmische und kluge

Streiche er auch ausführen mag, bleibt eben doch ein kleiner Taugenichts, der in ernster Gesellschaft nicht mitzusprechen hat, und die wirkliche Arbeit der Geschichte wird doch wohl kaum durch Gamins gemacht.

Komisch ist es auch anzusehen, wie Hugo in dem Romane die Schlacht bei Waterloo zu erklären sucht. Natürlich folgt er dabei, gegenüber den Darstellungen von Charras und Quinet, die er ignorirt, der nach ihm auch wieder von Thiers in dem in diesen Tagen veröffentlichten letzten, zwanzigsten Bande der Geschichte des Kaiserreichs vertretenen, napoleonischen Ueberlieferung, wonach der Kaiser keine Versehen begangen, sein militärisches Genie nicht sich gesenkt hat, Fehler höchstens auf Seiten der Generale begangen sind. Für ihn ist demnach Waterloo nur eine Verkettung von unglücklichen Zufällen, „ja wenn es nicht in der Nacht geregnet hätte, so war die Zukunft Europas eine andere. Einige Regentropfen mehr oder weniger haben den Sturz Napoleons bewirkt,“ wobei er nur vergisst, dass dadurch auch die Preussen aufgehalten sind. Dann wieder: „wenn der kleine Hirtenjunge, der Bülow als Führer diente, ihm einen anderen Weg gezeigt hätte, so war die Gestalt des 19. Jahrhunderts vielleicht eine andere.“ Ein anderes Mal ist nach seiner Darstellung die Cavalerie in einen vorher nicht bemerkten Hohlweg gerathen, in dem so Viele stürzten, dass sie dann nur geschwächt zum Angriffe kam und vorher hat Napoleon den widerstrebenden, gebundenen Führer, den er bei sich hatte, etwas, was man nicht weiss, gefragt, was dieser mit einem Kopfschütteln beantwortet hat; wahrscheinlich hat er also gefragt, ob es ein Terrainhinderniss gebe, mithin „könnte man fast sagen, dass von dem Kopfschütteln eines Bauern der Sturz Napoleons die Folge gewesen ist. Abermals: Une bataille terminée (?), une journée finie, de fausses mesures reparées, de plus grands succès assurés (?) pour le lendemain, tout fut perdu par un moment de terreur panique. Um sich an Wellington zu rächen, findet er, dass wenn Jemandem Verdienst gebührt, es nicht der englische Führer ist, dem die Ehre zukommt, sondern seine Armee, „denn es gab an diesem Tage mehr ein Gemetzel als eine geordnete Schlacht.“ Damit er seinen Groll auslassen kann, muss es wenigstens die Contrerevolution ge-

wesen sein, die dort gesiegt hat: „sie ist es, die Blücher ermuthigt hat.“ Wieder fragt er: „wer ist der wahre Sieger?“ nicht Blücher, nicht Wellington, sondern Cambronne, indem er ein Schmutzwort gesagt hat: Nous le répétons, dire cela, faire cela, trouver cela, c'est être le vainqueur. Dire ce mot et mourir, quoi de plus grand, wobei es nur nicht so ganz stimmt, dass Cambronne nicht starb, sondern sich gefangen nehmen liess. Endlich haben ja die Menschen überhaupt Napoleon nicht besiegt. „Konnte er die Schlacht gewinnen? nein; Blüchers wegen? nein; Wellingtons wegen? nein; warum denn nicht? à cause de Dieu. — L'excessive pesanteur de cet homme dans la déstinée humaine troublait l'équilibre. Cet individu comptait à lui seul plus que le groupe universel. — Probablement les principes et les éléments, d'où dépendent les gravitations régulières dans l'ordre moral, comme dans l'ordre matériel, se plaignaient. Napoléon avait été dénoncé dans l'infini et sa chute était décidée. Il gênait Dieu. Und dadurch denn „erklärt sich der panische Schrecken der Helden.“ Also die Franzosen mögen sich zufrieden geben: dans cet événement la part des hommes n'est rien. Grossmüthig will er uns Andere aber doch auch trösten, es käme ja darauf nicht an, wir hätten ja Byron und Göthe. Man sieht, zu welchen Absurditäten eine ungemessene Nationaleitelkeit einen bedeutenden Menschen, der Stockfranzose ist, führen kann. Das vorausgeschickt, gehen wir nun an die unbefangene Beurtheilung des Romanes als solchen.

Schon 1823 bei Gelegenheit einer Kritik Walter Scotts schrieb Hugo: Après le roman pittoresque mais prosaïque de Walter Scott il restera un autre roman à créer, plus beau et plus complet encore, selon nous. C'est le roman, à la fois, drame et épopée, pittoresque mais poétique, réel mais idéal, vrai mais grand, qui enchâssera Walter Scott dans Homère. Es scheint, als habe sich Hugo in dem Buche die Verwirklichung dieser Aufgabe als Ziel vorgesetzt und das ganze Leben der Zeit in einem grossen Gemälde mit weitem Rahmen zu umfassen gesucht. Das Bagno und das Kloster, Katholicismus und Atheismus, die Restauration und die Revolution, das Kind und der Greis, die unschuldige und die käufliche Liebe, bürgerliche, aristokratische, studentische und Verbrecherkreise werden uns

vorgeführt, wenn er auch, wie schon der Titel erwarten liess, vorzugsweise die Nachtseiten der Gesellschaft, die Lücken und Mängel unserer Civilisation hat darstellen wollen. Ueber den Zweck, den er damit verbindet, spricht er sich in der emphatisch geschraubten Vorrede aus: Tant qu'il existera, par le fait des lois et des moeurs, une damnation sociale créant artificiellement, en pleine civilisation des enfers et compliquant d'une fatalité humaine la destinée qui est divine; tant que les trois problèmes du siècle, la dégradation de l'homme par le prolétariat, la déchéance de la femme par la faim, l'atrophie de l'enfant par la nuit (!) ne seront pas résolus; tant que dans de certaines régions l'asphyxie sociale sera possible, en d'autres termes et à un point de vue plus étendu encore, tant qu'il y aura sur la terre ignorance et misère, des livres de la nature de celui-ci pourront ne pas être inutiles.

Wir haben es also mit einem Tendenzromane zu thun, der direkte Lehren enthalten soll. Bekanntlich ist der Roman an sich schon dadurch eine etwas untergeordnete, wenn auch die zeitgemässeste Kunstgattung, dass er keine geschlossenen, sondern sehr ausgesetzte Grenzen hat, in die von allen Seiten die wirkliche Prosa einströmen kann; da müssen wir so häufig Belehrungen über Politik, Religion, Moral u. s. w. mit in den Kauf nehmen, ohne dass das Alles auch nur irgend in den Gang einverwebt wäre oder uns über den Charakter der Personen Aufschluss gäbe, und wir riskiren die Ansichten eines Autors über Tacitus zu lesen und wenn er Tags zuvor etwa Moleschott gelesen hat, ihn über den Nahrungsstoff in den Gemüsen seine nagelneuen Kenntnisse auskramen zu hören. Bei Hugo ist dergleichen nun nicht bloss gelegentliches, störendes Beiwerk, sondern das ganze Werk ist durch die lehrhafte Tendenz gefärbt und bedingt. Wenn wir freilich fragen, welches die tiefen Wahrheiten sind, die uns enthüllt werden, so sind die meisten davon zwar recht wohl gemeint, aber nicht eben neu. Er will, dass der Elementarunterricht obligatorisch und unentgeltlich sei, dass man in dem Angeklagten vielmehr einen Unglücklichen, der Mitleid verdient, als einen Schuldigen sehe, dass die Strafe milde sei, im Verhältniss zu dem Verbrechen stehe und dass nach Ablauf derselben dem Verbrecher die Mög-

lichkeit gegeben werde sich zu rehabilitiren, dass die Todesstrafe abgeschafft werde, und er meint, dass die Gesellschaft überhaupt besser thäte durch Fürsorge für die unteren Classen den Vergehen zuvorzukommen, als hinterher in dem Elenden nur die Sünde zu bestrafen und sich auf jede Weise von demselben zu befreien. Es macht ihm Ehre, dass er sich der Elenden und Gedrückten annehmen, dass er auch die von Niemand gesehenen und gefeierten Kämpfe, die oft die Armuth und Verlassenheit in Dachstuben der Versuchung liefert, an das Licht ziehen will, aber er schwächt häufig die Wirksamkeit seiner Argumente durch ihre Uebertreibung und wenn er z. B. sagt: Il y a, insistons-y, et jusqu'au jour où l'ignorance sera dissipée, il y aura la grande caverne du mal. — l'unique péril social c'est l'ombre, so weiss doch Jeder, dass die Unwissenheit nicht die einzige Quelle des Lasters ist. Auch geht er zu weit, wenn er in den bestehenden Zuständen nur das Schlechte sieht, gegen die Gesellschaft oft von wirklichem Hass erfüllt ist, der subjectiv bei einem Verbannten sich erklären mag, aber darum nicht weniger ungerecht bleibt. Bitterkeit ist überdies eine unpoetische Stimmung und lässt die Dinge in einseitigem, falschem Lichte erscheinen. Er berichtet z. B., dass das frühere Königthum Galeeren hatte und um sie in Bewegung zu setzen, Galeerensklaven brauchte. Colbert faisait faire par les intendants de province et par les parlements le plus de forçats qu'il pouvait. La magistrature y mettait beaucoup de complaisance. Un homme gardait son chapeau devant une procession, attitude huguenote, on l'envoyait aux galères. On rencontrait un enfant dans la rue; pourvu qu'il eût 15 ans et qu'il ne sût où coucher, on l'envoyait aux galères. Grand règne, grand siècle. Sous Louis XV, les enfants disparaissaient dans Paris; la police les enlevait, on ne sait pour quel mystérieux emploi. On chuchotait avec épouvante de monstrueuses conjectures sur les bains de pourpre du roi. Barbier parle naïvement de ces choses. Il arrivait quelquefois que les exempts, à court d'enfants, en prenaient qui avaient des pères. Les pères désespérés couraient sus aux exempts. En ce cas-là le parlement intervenait et faisait pendre, qui? Les exempts? non, les pères. Er erzählt uns eine Menge lächerlicher Züge obscurer, bourboni-

stischer Cirkel und glaubt damit zugleich die Restauration gerichtet zu haben, er tischt uns auf, dass jährlich in Salven, Salut- und anderen ganz unnützen Schüssen auf der Erde 300 Millionen Franken verpufft werden und fügt hinzu: pendant ce temps-là les pauvres manquent de pain.

Die Tendenz wird dadurch selbst etwas gefährlich, dass er, von der Rousseauschen Lehre über die natürliche Güte des Menschen ausgehend, die Gesellschaft allein alles Uebels anklagt, deren jetziger Zustand, die Richtigkeit all seiner Behauptungen zuzugeben, doch nur die Folge aller früheren Entwicklungen ist, und die bei dem besten Willen nicht mit einem Male das Paradies heraufführen könnte; und dabei gewinnt es oft den Anschein, als ob das Individuum ganz unverantwortlich sei, das sich für sein Unglück nur an die Gesellschaft zu halten hätte. Auch führt er ungeschickter Weise gar nicht die wirklich zu beklagenden Opfer unserer Zustände, fleissige Arbeiter und Familienväter, die etwa bei den industriellen Krisen brotlos würden, und Aehnliches vor, sondern Menschen, deren Leben denn doch sehr bedenkliche Seiten hat und die zum Theil selbst niederträchtige Schurken sind. Er schadet zugleich der künstlerischen Idee, die verlangt, dass in irgend einer Weise ein versöhnlicher Eindruck hinterbleibt, und ermuntert wenig zur Nacheiferung, wenn sein Held, trotz übermenschlicher Seelenkämpfe und Selbstverläugnung doch nicht von seiner Vergangenheit sich zu befreien im Stande ist und beständig unglücklich und verfolgt, ein Ausgestossener bleibt.

Bei dem Allem ist Hugo jedes Andere, nur kein consequenter, tiefer Denker. Er hat die Bourbonen, die Gräber von St. Denis gefeiert — allerdings war er damals noch sehr jung — und für Napoleon geschwärmt, Oden auf den Herzog von Reichstadt und Schmähschriften gegen Napoleon III. geschrieben, der Republik sich ergeben und mit dem Socialismus geliebäugelt, und so, wie Lamartine und viele seiner Landsleute, eine grosse Wandelbarkeit und Elasticität gezeigt. Wir wollen ihm hier als Dichter daraus keinen Vorwurf machen, zumal sich jeder dieser Richtungen eine poetische Seite abgewinnen liess, aber wenn er, durch die Ereignisse in rein politische Bahnen hineingerissen, sich nun für einen Staatsmann und für ein

Orakel hält, während in dem Buche doch weder die Entschiedenheit des Parteimannes, noch die ruhige Objectivität eines Philosophen, sondern nur eine etwas unklare, unbewusst trübe Mischung verschiedener Standpunkte sich findet, so ist das eine bedenkliche Prätention und genügt man damit Niemandem. Er will dem Katholicismus gerecht werden, will uns den Frieden und die Ruhe des Klosters zeigen, das sich als Asyl aufthut, will uns das Ideal eines christlichen, in der Menschenliebe aufgehenden Priesters vorführen, aber zugleich schiebt er diesem seine eigene Gleichgültigkeit gegen das Dogma unter und erniedrigt ihn in einer sehr herbeigezwungenen Scene gegenüber einem alten, sterbenden Conventionnel. Ebenso ist er bei all seinen Predigten für Frieden und Völkerverbrüderung doch wieder noch, schon von seinem Vater her, ganz von der Liebe für militärische gloire erfüllt und Bewunderer Napoleons, der in seinen Augen Hannibal, Cäsar und Karl den Grossen vereinigt, dessen Bulletins Iliaden sind, der die Zahl Newtons mit der Metapher Muhameds verbindet, der im Orient Worte gross wie die Pyramiden hinterlässt, für den die Hauptstädte nur Etappenplätze bilden, und was dieser glänzenden, überschwänglichen Bilder mehr sind.

Die ganze direkt doktrinäre und tendentiöse Partie des Werks, die einen sehr grossen Raum einnimmt, können wir somit nur, zum Theil banal, zum Theil paradoxal, voll von Widersprüchen finden, wo grosse Worte und Declamationen nicht den Mangel an Tiefe und die Armuth der Ideen verdecken, wenn wir auch den Absichten des Verfassers Gerechtigkeit widerfahren lassen wollen. Nun aber überwiegt diese belehrende Seite so sehr, dass die erzählende, der Roman, darüber oft ganz in den Hintergrund tritt und dass Hugo das Buch nur benutzt zu haben scheint, uns seine Herzensmeinung über alles Mögliche mitzutheilen. Kaum je hat ein Schriftsteller gewagt, der Geduld seiner Leser in der Beziehung mehr zuzumuthen, den Faden der Erzählung willkürlicher zu unterbrechen und auch das Fernliegendste, mit dem Roman in keinerlei Verbindung Stehende einzuschieben, so dass man sich des Verdachts nicht erwehren kann, Vieles sei nur dazu da, die Bände zu füllen.

Wir bezweifeln aber, ob solche Erwägungen grade der Unsterblichkeit eines Werkes sehr günstig sind, für die Nachwelt verliert vollends Alles, was Beiwerk und unwesentlich ist, an Interesse, sie verlangt Bücher, wo das Leben und der Gedanke einer Zeit sich möglichst condensirt haben, wie im Werther. In den Misérables wird uns auf 134 Seiten die Schlacht bei Waterloo beschrieben, die mit dem Roman keine andere Beziehung hat, als dass der Vater einer der Hauptfiguren dort schwer verwundet und von einem Marodeur gerettet ist, was dann allerdings für das Geschick des Sohnes wichtig wird. Wieder wird uns bei der Gelegenheit, dass sich Valjean vor seinen Verfolgern in ein Kloster rettet und dort einige Zeit als Gärtnergehülfe lebt, dieses Gebäude und das Leben der Nonnen auf 80 Seiten vorgeführt, und das folgende Buch, das ausdrücklich schon Parenthese überschrieben ist, bringt uns nur Auslassungen über Berechtigung der Klöster, über Gebet, Polemik gegen Atheismus u. s. w. Wir erhalten Erörterungen über das Julikönigthum, und weil er später zwei Menschen durch die Kloaken von Paris sich retten lässt, müssen wir wieder einen ganzen Abschnitt von 50 Seiten über dieses unterirdische Gegenstück der oberen Stadt, seine Geschichte, über die Nützlichkeit des Düngers mit in den Kauf nehmen, und bei Gelegenheit des Aufstandes von 1832, bei dem wir durch fast zwei Bände festgehalten werden, lesen wir lange, subtile Abhandlungen über den Unterschied von Emeute und Insurrektion und fällt es ihm plötzlich ein, uns auf 20 Seiten ein Paar Musterbarrikaden von 1848 zu beschreiben. Man hält dem humoristischen Roman eine gewisse Freiheit in den Alluren, Unterbrechungen, Parabasen u. s. w. zu gut; hier aber haben wir es mit einem ernsten Produkte zu thun, und man kann von künstlerischem und selbst moralischem Standpunkte aus diese subjective Willkür, diese Manier, sein Buch zum Ableger für alles Mögliche zu benutzen, nicht hart genug beurtheilen; mag Hugo denn doch seine nützlichen Gedanken über die Kloaken in einer Zeitschrift veröffentlichen, oder uns die Schlacht bei Waterloo in einer Abhandlung beschreiben, da sie, wie sie hier gegeben, nur eine schöne Beschreibung, aber nicht Roman, und doch auch wieder nicht Geschichte ist, weil er nur mehr ein-

zelne Scenen hervorhebt, die ihm grade Gelegenheit zu lebendigen Schilderungen bieten.

Es gehört ein nicht geringes Selbstbewusstsein dazu zu meinen, dass das Publikum nun jede dieser Bemerkungen am unrechten Orte anstaunen und mit Ehrfurcht vor dem tiefen Genie des Verfassers aufnehmen wird. Aber freilich leidet Hugo, wie Chateaubriand, wie Lamartine, an einer ungemessenen Eitelkeit, und ein Deutscher z. B. würde es doch kaum über sich gewinnen, wenn er die Greise mit Missmuth von der Jugend reden lässt, ihnen nun, um die neue Zeit zu charakterisiren, die Worte in den Mund zu legen: Ça vous allait à Hernani. Es ehrt ihn nach unserer Meinung, wenn er mit den meisten literarischen und politischen Berühmtheiten seines Landes und nur mit mehr Muth als viele von ihnen, sich dem Staatsstreiche widersetzte, und wir respektiren das Gefühl, das ihn auch jetzt noch, wo ihm die Rückkehr gestattet wäre, immer von seinem Lande fern hält; nur muss man doch nicht, wenn man denn nach seiner Bequemlichkeit auf dem gastlichen Jersey sich befindet, sich als den Exilirten gebehrden, der auf seiner Insel lebt wie Napoleon auf St. Helena, und der nun, wie Jeremias auf den Trümmern Jerusalems, über sein gefallenes Vaterland klagt. *)

---

*) Um die Stimmung Hugos zu veranschaulichen, will ich, da seine neueren Gedichte weniger bekannt sind als die früheren, aus einem solchen, zugleich schönen und pathetischen, einige Strophen anführen:

> Puisque le juste est dans l'abîme,
> Puisqu'on donne le sceptre au crime,
> Puisque tous les droits sont trahis,
> Puisque les plus fiers restent mornes,
> Puisqu'on affiche au coin des bornes
> Le déshonneur de mon pays;
>
> . . . .
>
> Je t'aime, exil! douleur, je t'aime,
> Tristesse sois mon diadème!
> Je t'aime, altière pauvreté!
> J'aime ma porte aux vents battue,
> J'aime le deuil, grave statue,
> Qui vient s'asseoir à mon côté.
> J'aime le malheur qui m'éprouve.
>
> . . . .

Die in künstlerischer Beziehung am höchsten stehenden Romane werden immer die sein, wo das Band, die Nabelschnur, wie Vischer sich ausdrückt, zwischen Verfasser und Buch gleichsam durchschnitten ist, das Werk nun seinen eigenen Gesetzen folgt, nie die Welt der Illusion unterbrochen wird, ich nirgends an den Schriftsteller erinnert werde, wie das im Gilblas oder in den Wahlverwandtschaften der Fall ist; dabei kann das Werk in einem andern Sinne immer noch durch und durch subjectiv sein, wie Werther, wenn dann nur der Künstler eben ganz in dem Subject aufgegangen ist. Die Misérables aber sind ganz subjectiv im tadelnden Sinne des Worts. Einmal tritt uns Hugo direkt entgegen, indem er sich oft nennt: „der Onkel des Verfassers dieses Buchs;" „der Autor fand sich dem Feuer ausgesetzt" „der Besucher des Schlachtfeldes (d. h. er) bückte sich, — richtete sich wieder in die Höhe, — stiess die Thür auf" u. s. w., wobei er uns die unbedeutendsten Begebenheiten nicht erspart und uns völlig gleichgültige Namen nennt, die sich irgendwo eingeschnitten finden.

Ausserdem — was gewöhnlich die schwache Seite der eigentlich historischen Romane ist — hat sich die Dichtung nicht mit der Wirklichkeit auseinandergesetzt, die Erzählung wird beständig durch all die Betrachtungen, durch das geschichtliche Element unterbrochen, so dass ich oft ganz deroutirt bin und, wie bei der Beschreibung des Barrikadenkampfes, wo das ganze äussere Detail durchaus genau gezeichnet ist, nicht weiss, wo da nun die Geschichte aufhört und der Roman anfängt. Ganze Kapitel dienen auch nur dazu, die Kenntnisse Hugos zu zeigen, wir werden manchmal mit Eigennamen, Anspielungen und sonderbaren Zusammenstellungen ordentlich erdrückt, obgleich wir, aufrichtig gestanden, von der Gelehrsamkeit Hugos, die auch Niemand von ihm verlangt, darum noch keine höhere

---

J'aime la roche solennelle
D'où j'entends la plainte éternelle
Sans trève comme le remords
Toujours renaissant dans les ombres
Dès vagues sur les écueils sombres,
Des mères sur leurs enfants morts.

Meinung gewinnen, Versehen und Anachronismen unterlaufen, grade wie er früher prächtige Verse auf die Schlacht bei Ivry unter den Mauern von Paris dichtete, wo die Seine vom Blute geröthet wurde, und wobei nur der kleine Fehler unterlief, dass dieses Ivry gar nicht bei Paris, sondern weitab und an der Eure liegt. Auch sonst sind die Personen oft nur Masken, durch die Hugo selbst spricht, und wenn er einen seiner Helden z. B. bei den Strassenkämpfen lange Reden halten lässt in der Manier von Anacharsis Cloots, dass das 19. Jahrhundert gross sei, das 20. aber glücklich sein werde, so vergisst er dabei doch, dass man hinter den Barrikaden grade nicht in der Stimmung ist, dergleichen rhetorischen Phrasen sein Ohr zu leihen. Ueberhaupt sind die Figuren nicht zuerst in der Phantasie des Dichters entstanden, um dort Leben und Gestalt zu gewinnen und sich zu verdichten, sondern aus dem Verstande geboren; dem Schriftsteller schwebten zuerst seine Theorien und Tendenzen vor, er wollte lehren; daher sind die Gestalten nicht greifbare, individuelle Wesen, sondern Abstraktionen, Typen, Schemen, und da der Verstand auf dem Gebiete der Kunst unzulänglich ist und nicht vor Missgriffen schützt, werden die Farben beständig zu stark aufgetragen. Der alte Conventionnel stellt die Revolution, 1793, dar, der Bischof die christliche Liebe, Pontmercy ist der Repräsentant des liberalen Bonapartismus, Gillenormand des voltärianischen Royalismus, Valjean als Galeerensklav zeigt den durch die Schuld der Gesellschaft verhärteten Sinn des Bösewichts, die einzelnen Mitglieder des ABC stellen jeder eine Seite der bei einer Revolution thätigen Elemente dar u. s. w. Aber fast nirgend habe ich wirkliche Menschen vor mir. Ja man kann in gewissem Sinne die Ausnahme zeichnen, wie es Shakspeare thut, wenn er die Macht der Leidenschaften schildert, wie sie zuletzt ausschliesslich vom Menschen Besitz nehmen; das findet sich allerdings auch nicht alltäglich, aber da habe ich doch nur das rein Menschliche gleichsam reiner, geläuterter, vertiefter vor mir, während Hugo die Monstruosität, die Carrikatur häufig vorführt; das erinnert mich denn an die Anfänge der Kunst, wo man auch die richtige Mischung der Farben und Töne noch nicht kennt, die Nuancen nicht unterscheidet, noch nicht weiss, wie Vischer sich

einmal ausdrückte, dass der Mensch eine Harmonie von Tönen ist, der die Dissonanzen nicht fehlen dürfen, wo man dann Alles zu sehr ins Hässliche oder in das Schöne malt. Hugo trägt zu stark auf, um nur starke Eindrücke hervorzubringen, seine Figuren haben daher oft etwas Unwahres, sündigen durch Uebertreibung und es laufen widerwärtige Züge unter, wie wenn der 91jährige und noch leichtfertige Gillenormand seinem Enkel, der ihm die Einwilligung zu der Ehe mit einem jungen Mädchen abverlangt, antwortet: fais-en ta maîtresse. Für die Zeichnung der reinen, unschuldigen Liebe von Marius und Cosette hat Hugo alle Mittel aufgeboten und oft mit Erfolg, aber auch da kennt er kein Mass; die beiden Liebenden bleiben vollständig unbedeutend und uninteressant, und es ist doch grade nicht nöthig, dass Marius, während man nicht weiss, wovon er lebt, „täglich vier Stunden im Anschauen der Sperlinge“ verbringt. Er isst gar zu oft nicht, und schliesslich, als seine Geliebte nun wirklich auf dem Spiele steht, bleibt er eine Stunde lang mit gespanntem Hahne müssiger Zuschauer. Ebenso fehlt dem Bischof das Salz der Persönlichkeit und die Hauptperson, Valjean, ist meist verzeichnet. Ein so verhärteter Mensch, der eben seinen Wohlthäter mit voller Ueberlegung bestohlen hat, wird nicht mit einem Male völlig umgewandelt, ich müsste im alten Menschen schon etwas vom Neuen sehen und umgekehrt, hier aber wird der neue Adam, obgleich seine Seelenkämpfe mich zuweilen tief bewegen, ein etwas unwahres, philanthropisches Gespenst und Hugo deutet das unbewusst an, wenn er ihn fühlen lässt, er müsse nun der beste oder der schlimmste der Menschen werden, tiefer fallen als ein Galeerensklave oder sich zum Engel aufschwingen. Das soll er gar nicht, sondern nur ein rechter Mensch sein. Weil ferner Hugo zeigen will, dass bei dem heutigen Zustande der Gesellschaft die Tugend oft nicht mit der Legalität zusammengeht, muss der Bischof den Gendarmen, die ihm Valjean zurückbringen und die fragen, ob die bei diesem gefundenen Löffel die seinigen seien, mit einer Lüge antworten und im Uebermass der Grossmuth ihm noch seine einzigen silbernen Leuchter dazu schenken; muss Valjean, während er ein wahrer Heiliger ist, um sich und die Anderen zu retten, noch beständig zu seinen Galeerenkünsten

seine Zuflucht nehmen, muss er sich, ohne im Geringsten mit den Insurgenten zu thun zu haben, auf den Barrikaden befinden, wo er freilich noch bei den Flintenschüssen Menschenliebe übt und mit Absicht statt der Köpfe nur die Helme trifft.

Wie aber die Figuren nicht aus innerster Nothwendigkeit geboren, sondern nur mehr durch die Absicht des Dichters zu gewissen Lehren und Ideen die Beispiele und die thatsächliche Unterlage zu finden, erzeugt sind, so ist auch die Composition des Ganzen nicht die einheitliche eines Kunstwerks, sondern der Zusammenhang nur mühsam, mit Hülfe äusserer, oft recht mechanischer Hebel, Zufälle und Theatercoups hergestellt. Dem Dichter schwebten zuerst die verschiedenen Kreise vor, die er schildern wollte, verschiedene Begebenheiten, die es nun galt, irgendwie in Verbindung zu bringen; es ist ihm das aber nur mangelhaft und gewaltsam gelungen, das Interesse zersplittert sich namentlich im Anfange vollständig; die einzelnen Personen treten auf, und wenn ich sie näher kennen gelernt, verschwinden sie entweder für immer wie der Bischof mit seinem Kreise, oder begegnen mir oft nur nach mehreren Bänden wieder und erst im letzten Theile, nachdem ein grosser Theil der Helden auf den Barrikaden gefallen und auch Javert todt ist, concentrirt sich das Interesse mehr. Aber es gelingt Hugo nur durch die allerunwahrscheinlichsten Mittel bei all den disparaten Elementen einen Zusammenhang herzustellen und die Begebenheiten vor sich gehen zu lassen. Gleich die Verurtheilung Valjeans zu mehrjähriger Galeerenstrafe, weil er im anarchischen Jahre 1795 für die 7 hungernden Kinder seiner Schwester versucht hat ein Brot zu stehlen, ist nach dem Urtheil der französischen Juristen nicht zu rechtfertigen und unmöglich. Man sieht wie da die Absicht, um jeden Preis gegen die Gesellschaft und ihre Einrichtungen einzunehmen, ungerecht macht und wie zugleich die Tendenz dem Buche als Kunstwerke schadet, denn selbst wenn es im Leben nicht immer so ist, so soll doch zumal bei der Hauptperson, im Roman wie im Drama, ein gewisses Verhältniss zwischen Schuld und Strafe sein; ohne das wird meine Empfindung revoltirt. Ebenso kann der weitere Verlauf doch eigentlich nur durch die gewaltsame Unterstellung erklärt werden, dass Valjean, statt ein Galeerensklave, der seine Zeit ab-

gesessen hat, zu sein, ein entlaufener wäre. Derselbe so vorsichtige Mensch, von dem ein Hauptzug das Misstrauen ist, begeht aber zugleich in Paris wie in Montfermeil Unklugheiten, die unglaublich sind und die Aufmerksamkeit erwecken müssen, und Marius scheint blind und taub zu sein, da er nach Monaten mit einem Male erst merkt, dass die dünne Wand jeden Ton nebenan genau unterscheiden lässt und dass sein Zimmer oben eine Oeffnung hat, von wo aus man Alles in dem andern beobachten kann. All solche grobe Unwahrscheinlichkeiten kehren nur zu häufig wieder.

Es kann zuerst Wunder nehmen, Hugo, den man sich so überreich begabt vorstellt, den frühzeitig Entwickelten, ihn, den Chateaubriand enfant du génie genannt, doch eigentlich in solchen Dingen recht arm und sein Talent da unzureichend zu finden, wo ungleich Geringere reiche Hülfsmittel entwickelt haben. Dennoch ist dem so, in Allem was Erfindung heisst, ist Hugo beschränkt, auch entlehnt er oft und wiederholt er sich. In seinen Dramen begegnen wir häufig denselben Figuren, nur wenig modificirt; selbst in seinem Meisterwerke Notre Dame ist die Gestalt der Esmeralda und manches Andere Cervantesschen Novellen entnommen. In den Misérables hat für Myriel der Bischof von Digne, Miollis, dessen Biographie kürzlich in dem Correspondant veröffentlicht wurde, gesessen, und bei dem Tode des Conventionnel hat ihm, wie man aus dem nächstens erscheinenden letzten Bande von L. Blancs Geschichte der Revolution ersehen wird, das Ende von Billaud Varennes auf St. Domingo vorgeschwebt. Ausserdem finden wir ihn Romanschriftstellern zinspflichtig, die er gewiss tief unter sich glaubt: falsche Begräbnisse, nächtliche Ersteigungen und was dergleichen mehr ist, sind doch schon etwas abgenutzt, schon im Monte Christo stürzen sich die Leute ins Meer, um dann für todt zu gelten, schon vor Fantine verkauft in einer Erzählung J. Janins: Elle se vend en détail die Heldin nach einander Haare und Zähne; Galeerensklaven, die Tugendheroen werden, kennen wir auch schon aus Zschockes Alamontade und aus der Lélia, und wenn wir nur zu oft an die Mysterien von Paris erinnert werden, so sind dort die Galgenphysiognomien ganz anders belebt und für all diese Nachtseiten des Pariser Lebens und diese haarsträu-

benden Schaudererzählungen entwickelt Sue ein ganz anderes Talent. Um dergleichen genau und richtig zeichnen zu können, muss der Dichter in seinem Wesen eine Hinneigung nach dieser Seite fühlen, muss man dergleichen an Ort und Stelle studirt, diese Höhlen, wie es Sue gethan, frequentirt, mit diesen Menschen verkehrt haben, Hugos Natur aber ist, wie er sich auch stellen mag, im guten Sinn des Worts viel zu vornehm und aristokratisch dazu.

Dagegen hat er in anderen Scenen seine frühere Meisterschaft des Beschreibens und Erzählens gezeigt, und wir würden zufrieden sein, wenn er nur die beständigen, hochtrabenden Reflexionen unterlassen, statt zu politisiren und uns zu belehren, sich beschränken wollte, einfach zu schildern und zu berichten. Es gelingt ihm öfter durch die Energie seines Pinsels uns wirklich fortzureissen und gleichsam gegenwärtig sein zu lassen. Er versteht aus dem Wege eines achtjährigen Kindes, das genöthigt wird, am Weihnachtsabend weitab vom Dorfe Wasser zu holen, eine höchst ergreifende, rührende Scene zu schaffen. Er weiss, wie schon Notre Dame bewies, die Steine reden zu machen, den Eindruck von Gebäuden, das Leben, das sie zu haben scheinen, wiederzugeben und so führt er uns z. B. in ein verlassenes, unwirthbares Viertel, wo die Stadt aufhört, und das Land noch nicht anfängt, in eisiger Februarnacht, in der der Schnee im Mondschein wie ein Leichentuch erscheint, nur hin und wieder längs der Reihen schwarzer, kahler Ulmen eine Strassenlaterne ihr trübes Licht ausschickt, weithin kein Ton sich vernehmen lässt und die alten Gemäuer im unheimlichen Dunkel daliegen. Nur geht er auch da oft zu weit und wie bei Balzac wird uns in einem Zimmer bei der Aufzählung der Möbel gewiss kein Detail erspart. Wir haben da gewissermassen eine Ueberreife der Kunst. Liest man die Romane der Scudéry oder Aehnliches aus jener Zeit, so begegnet man überall der Unvollkommenheit der Mittel, das Lexikon, das zur Hand ist, beschränkt sich auf allgemeine Beiwörter wie schön u. dergl. Aber ebenso wie sich die bildende Kunst, wenn sie der Technik vollkommen Herr ist, oft an schwierige, bizarre Stellungen wagt, wo ich dann meist nicht mehr die Schönheit sondern nur die Ueberwindung des widerstrebenden Stoffs be-

wundere, so wollen die neueren französischen Romanschriftsteller bei den Beschreibungen oft nur ihre Virtuosität zeigen, gehen zu sehr in das Detail ein, wollen jede Nuance malen, werden zu minutiös und vergessen ganz die Aufzählung durch die Handlung zu beleben.

Hugos Farben sind auch oft zu stark, es gilt ihm immer nur, lebhafte Eindrücke hervorzubringen, aber man soll vielmehr mit einfachen Mitteln Grosses schaffen, er ist nicht biegsam genug und eine Beschreibung des Grisettenlebens will ihm daher nicht gelingen, das ist nicht leicht und heiter bei ihm. Sein Talent ist da am meisten angebracht, wo energische Malereien, feierliches Pathos verlangt wird. So führt er uns z. B. auf das Schlachtfeld von Waterloo, das bei Tage allen Ebenen gleicht, in dem aber bei Nacht ein geisterhafter Nebel aufsteigt. Da lebt dann der 18. Juni wieder auf, Alles wird wieder wirklich, man glaubt das Gestampf der Pferde, das Klirren der Säbel zu hören, die sich windenden Linien der Infanterie, das Blitzen der Bajonnette zu sehen. „Diese Schatten, es sind die Grenadiere, dieses Leuchten, es sind die Kürassiere, dieses Skelett ist Napoleon, jenes dort ist Wellington; alles das ist nicht mehr und stösst sich doch und kämpft noch, und die Hohlwege röthen sich, und die Bäume erschauern, und es gibt Furie in den Wolken und in der Finsterniss erscheinen wirr all diese wilden Höhen, gekrönt von Sturmwirbeln sich einander ausrottender Gespenster.“ Das ruft uns Kaulbachs Hunnenschlacht zurück. Wie gern folgen wir ihm auch, wenn er den Angriff der Reiterei beschreibt. Ihre Front war eine Viertelstunde lang, Riesenmänner auf Pferdekolossen, mit den langen Degen, dem Helm ohne Mähne, die Kürasse von geschmiedetem Eisen, die Pistolen im Halfter. Ein Adjudant bringt den Befehl zum Angriff. Ney tira son épée et prit la tête. Les escadrons énormes s'ébranlèrent. Toute cette cavalerie, sabres levés, étendards et trompettes au vent, formée en colonne par division, descendit d'un même mouvement et comme un seul homme, avec la précision d'un bélier de bronze qui ouvrit une brèche, la colline de la Belle-Alliance, s'enfonça dans le fond redoutable où tant d'hommes étaient tombés, y disparut dans la fumée, puis, sortant de cette ombre, reparut de l'autre côté du vallon,

toujours compacte et serrée, montant au grand trot, à travers un nuage de mitraille crevant sur elle, l'épouvantable pente de boue du plateau de Mont-St.-Jean. Ils montaient, graves, menaçant, imperturbables; dans les intervalles de la mousqueterie et de l'artillerie on entendait ce piétinement colossal. — On croyait voir de loin s'allonger vers la crête du plateau deux immenses couleuvres d'acier. Cela traversa la bataille comme un prodige. Il semblait que cette masse était devenue monstre et n'eût qu'une âme. Chaque escadron ondulait et se gonflait comme un anneau de polype. On les apercevait à travers une vaste fumée déchirée ça et là. Pêle-mêle de casques, de cris, de sabres; bondissement orageux des croupes des chevaux dans le canon et la fanfare, tumulte discipliné et terrible; là-dessus les cuirasses comme les écailles sur l'hydre. Ihnen gegenüber sind dann 13 Carrés englischer Infanterie; la crosse à l'épaule, couchant en joue ce qui allait venir, calme, muette, immobile elle attendait. Elle ne voyait pas les cuirassiers et les cuirassiers ne la voyaient pas. Elle écoutait monter cette marée d'hommes. Elle entendait le grossissement du bruit des 3000 chevaux, le frappement alternatif et symétrique des sabots au grand trot, le froissement des cuirasses, le cliquetis des sabres et une sorte de grand souffle farouche. Il y eut un silence redoutable, puis, subitement, une longue file de bras levés brandissant des sabres apparut au-dessus de la crête, et les casques et les trompettes et les étendards, et 3000 têtes à moustaches grises criant: vive l'empereur. Toute cette cavalerie déboucha sur le plateau et ce fut comme l'entrée d'un tremblement de terre. Plötzlich thut sich dann ein gähnender Hohlweg auf, in dem (nach seiner allerdings sehr unwahrscheinlichen Beschreibung) Alles übereinanderstürzt, bis er ausgefüllt und so den Nachsetzenden eine Brücke gebahnt ist. „Wenn es etwas Schreckliches gibt, wenn eine Wirklichkeit existirt, die den Traum überbietet, so ist es dieses: leben, die Sonne sehen, im vollen Besitz der Manneskraft sein, Gesundheit und Freude haben, tüchtig lachen, einem Ruhme zueilen, den man blendend vor sich hat, in seiner Brust eine Lunge fühlen, die athmet, ein Herz, das schlägt, einen Willen, der urtheilt, sprechen, denken, hoffen, lieben, eine Mutter haben, eine Frau haben, Kinder

haben, das Sonnenlicht trinken, und plötzlich, in der Zeit eines Schreis, in weniger als einer Minute, in einen Abgrund stürzen, fallen, rollen, zerschmettern, zerschmettert werden, Getraidehalme, Blumen, Blätter, Zweige sehen, sich an Nichts halten können, seinen Säbel unnütz fühlen, Menschen unter sich, Pferde über sich, vergeblich sich sträuben, die Knochen zerbrochen durch irgend ein Ausschlagen im Finstern, einen Absatz fühlen, der euch die Augen herausspringen lässt, mit Wuth Hufeisen beissen, ersticken, heulen, sich winden, da unten liegen und sich sagen: eben war ich doch noch der Lebenden einer." Man sieht, dass Hugo von den Eigenschaften eines Dichters eine hauptsächliche, die Einbildungskraft, zu Gebote steht, und es thut einem um so mehr leid, ihn so oft auf falschem Wege zu sehen und zu finden, dass ihm ein anderes, auch wesentliches Erforderniss, der Geschmack, häufig ganz abgeht, und dass er oft starke Eindrücke mit Hülfe des Krassen und Hässlichen zu erreichen sucht. Schon seine Dramen bewiesen das; in Notre Dame genügt es ihm nicht, dass Jemand vom Thurm hinuntergestürzt wird, er muss an den Spitzen noch hängen bleiben, bis ihn die Kraft verlässt; es genügt ihm nicht, dass Quasimodo stirbt, er muss sein Leben in den Umarmungen der erhängten Esmeralda aushauchen. Auch in den Misérables herrscht diese dunkle Seite vor, ich begegne fast gar keinem einfachen, normalen Menschen, Alles ist ungewöhnlich und bizarr, die Verbrecher und Gauner nehmen eine bedeutende Stelle ein, Ertrinkungen und Erschiessungen fehlen nicht, durch die Kloaken werden die Personen sehr langsam hindurchgeführt, die Rettung der Helden vor Gefängniss und Banditen hängt oft nur an einem Haar. Es sind da spannende Scenen, aber doch nur von einem materiellen, rein stofflichen, mehr quälenden, bluterhitzenden Interesse, man kommt zu keinem stillen, ruhigen Genusse, es ist wie ein Alpdrücken, trotz aller aufgewandten Mittel, trotz vieler Einzelschönheiten ist der schliessliche Gesammteindruck, gleichsam der Nachgeschmack, doch nur ein unangenehmer und man sucht dieses wirre Bilderwesen auszulöschen.

Hugo hat einen hohen Begriff vom Beruf des Dichters, er hält diesen für eine Art Priester, dem die Verpflichtung obliegt,

für die Seelen zu sorgen. Er glaubt sich weitab von der gewöhnlichen Frivolität vieler seiner Landsleute, er hat trotz Allem etwas Nobles in sich, er will hoch oben über allem Gemeinen dahinwandeln, darin gleicht er Klopstock; wie dieser will er nur immer erhaben sein, wie bei diesem überträgt sich dann das auf den Stil; er meint immer, er dürfe Nichts einfach sagen, er müsse immer erst Alles aus der gewöhnlichen Sprache in die dichterische übertragen. Das gibt dann etwas Feierliches, zur Parodie Herausforderndes, Geschraubtes und Gespreiztes, eine gewisse Monotonie, die Mitteltöne fehlen und es entsteht oft ein Missverhältniss zwischen den grossen Worten und dem kärglichen Inhalt, die poetische Sprache mag immerhin schlicht und natürlich sein, wenn nur die Stimmung, in der der Inhalt empfangen, eine dichterische ist. Das könnte man ihm aus seinem Buche selbst beweisen, denn zuweilen trifft er, gleichsam durch Zufall, den einfachen, glücklichen Ausdruck. Wenn z. B. Epponina, dieses so im Elend lebende Geschöpf, nachdem sie, um Marius zu retten, sich die Hand hat durchschiessen lassen, ihn bittet, wenigstens nach ihrem Tode ihr die Stirn zu küssen, das würde ihr gut thun, und schon sterbend sagt: „und dann glaube ich, ich war ein wenig verliebt in euch," so ist dieses einfache Wort nach Allem was vorangeht von grosser Wirkung, und dasselbe ist der Fall, wenn der arme Valjean, der von Liebebedürfniss verzehrt wird, so mitten in der Rede meint: denn seht ihr, ein Herz, das will einen Knochen zum Nagen, oder wenn er auf dem Todtenbette nun Cosette anschaut, comme s'il voulait en prendre pour l'éternité. Im Allgemeinen aber ist Hugo mehr Rhetor als Poet, man merkt seinem Stil die beständige Anstrengung an, man fühlt sich selbst oft mit angestrengt, man fragt sich, woher das komme, und findet dann, dass er so oft nicht hinter einander erzählt, sondern beständig Sentenzen anbringt, er kann nicht erwähnen, dass Jemand sich anlehnt, ohne hinzuzufügen: s'adosser, c'est une manière d'être couché qui n'est point haïe des songeurs.

Auch bei Dingen, deren Richtigkeit kaum Jemand bezweifelt, die eigentlich banal und trivial sind, kann er den hohen Orakelton nicht lassen. Wohl jeder ist einverstanden,

dass es für die Gesellschaft wünschenswerth wäre, wenn der Gamin unterrichtet würde. Diese Wahrheit aber drückt er so aus: Le gamin est une grâce pour une nation et en même temps une maladie, — maladie, qu'il faut guérir, comment? par la lumière!

La lumière assainit. — La lumière allume.

Wozu sich danach so in die Brust werfen?

Selbst die Ueberschriften sollen schon etwas Besonderes sein; da heisst es: l'atome fraternise avec l'ouragan u. s. w., er glaubt wohl etwas recht Tiefes zu sagen, wenn er fragt, ob nicht vielleicht die Sonne blind sei; ich möchte bezweifeln, ob ein aufrichtig Liebender, im Uebermass der Empfindung seine Geliebte anreden würde, wie Marius: j'étudie tes pieds au microscope et ton âme au télescope; und ebenso weiss ich nicht, wenn ein sechsjähriges Kind fragt, was das für ein Lärm sei, ob die Antwort des Vaters, eines Bürgers: ce sont des saturnales grade die pädagogisch richtige und dem Kinde gleich verständliche war.

G. Sand hat Recht gehabt, wenn sie in ihren Dorfgeschichten, um die Lokalfarbe mehr hervorzubringen, zuweilen eine ungewöhnlichere Form wie vas statt vais oder einzelne Provinzialismen anwendet, die poetisch sind und uns, selbst wenn wir den genauen Sinn nicht gleich fassten, sofort diesen Eindruck hervorrufen. Hugo geht aber zu weit, wenn er uns nun mit vielem Argot, das er selbst erst hat mühsam sich aneignen müssen, unterhält, zumal die Spitzbubensprache wenig dichterisch, sondern meist ganz conventionell ist. Auch hat er bestimmte, immer wiederkehrende Lieblingswörter wie nuit, ombre, infini, immense. Göthe und Horaz sind magnifiques égoïstes de l'infini; dieses Buch ist ein Drama, dessen erste Seite l'infini ist. Was war Claquesous? (ein Gauner) c'était la nuit u. s. w. Wie er ausserdem im Grossen bei der Vertheilung des Stoffs durch den Contrast zu wirken und entgegengesetzte Scenen auf einander folgen zu lassen sucht, so wendet er im Einzelnen zu häufig die Antithese an und liebt die Phrasen zu Epigrammen zu schärfen. Pontmercy verbringt seine Zeit, auf eine Nelke zu hoffen, oder sich an Austerlitz zu erinnern; in dieser Welt gibt es zwei Wesen die tief erzittern:

die Mutter, die ihr Kind, der Tiger, der seine Beute wiederfindet; dem Marius dringen das Wasser durch die Schuhe und die Sterne durch die Seele; anderwärts heisst es voix chevotrante, esprit capricant u. s. w. Man glaubt sich in die blühendste Zeit Marinis und der Concetti versetzt, wenn er dann auch den Gegensatz noch zwischen Adjectiv und Substantiv und in zusammengestellte Wörter einführt; da hören wir von sérénité lugubre, Pontmercy ist ein agneau-lion, da gibt es prunelle-étoile und prunelle-ombre, grade wie früher schon in den Contemplations ver-réalité, biche-illusion und Aehnliches Anstoss erregte, oder wie es in der Inschrift auf dem Grabe seines Vaters, des 1828 verstorbenen Napoleonischen Generals, auf dem Père La chaise heisst: trente ans de guerre l'avaient épargné, quatorze ans de paix l'ont tué, wo jeder sieht, dass das gar keine richtige Zuspitzung ist. Er hascht in einer Weise nach geistreichen Vergleichen, grossen Worten und Bildern, dass oft nur das Phrasengeklingel übrig bleibt, er sich förmlich darin zu berauschen scheint und dem Leser Hören und Sehen vergeht. Im Bürgerkriege gibt es Apokalypsen, die Wälder sind Apokalypsen, Washington unterscheidet sich von Danton nur wie ein Engel mit Schwanen- von einem solchen mit Adlerflügeln; l'alcôve d'une jeune fille est cachée dans la partie sombre de l'idéal, da gibt es eine Incubation der Insurrektion, ein égout wird ein malentendu, la sincérité de l'immondice nous plaît et repose l'âme, oder une populace de vagues crache sur lui, und ses longs cils pleins d'ombres s'abaissaient discrètement sur le brouhaha du visage pour y mettre le holà; auch versteinerten Lärm, vacarme pétrifié kann man dort sehen. Da hört denn doch schliesslich der Sinn und zugleich das französisch auf, dahin führt die Sucht geistreich zu sein; und wenn man sonst gewöhnlich meint, das Französische müsse seiner Natur nach klar und verständig sein, so zeigt Hugo denn doch, dass das nicht immer der Fall ist. Unserer neueren Dichterschule sieht man oft das Jagen nach Bildern an, die sich nicht gleichsam von selbst ergeben, sondern wie Lenaus „Singraketen, die Lerchen," mich nur frappiren, ungewöhnlich sind; in derselben Weise ist es etwas gesucht, wenn Hugo sich ausdrückt: une sainte et digne femme n'a pas un grain de poussière, pas une toile d'araignée à la vitre de sa conscience, oder wenn er von der Guillotine sagt: toutes les questions sociales dressent autour de ce couper et leur point d'interrogation. Schwülstig ist es auch, wenn es heisst: La chope c'est le gouffre. Voulant s'emplir le cerveau de crépuscule, il avait un recours à cet effrayant mélange d'eau de vie, de stout et d'absinthe. C'est de ces trois vapeurs qu'est fait le plomb de l'âme. C'est trois

ténèbres; le papillon céleste s'y noie, et il s'y forme, dans une fumée membraneuse vaguement condensée en aile de chauve-souris trois furies muettes, le Cauchemar, la Nuit, la Mort, voletant au-dessus de Psyche endormie. Sonst sucht ein Dichter gewöhnlich möglichst sinnbare, greifbare Wörter zu gebrauchen, zur Veranschaulichung mehr das Unsinnliche mit dem Sinnlichen zu vergleichen; in den Misérables aber treffen wir wirklich zu häufig die abstraktesten Wörter, die Bilder oder auch nur die bildliche Sprache werden zu wenig festgehalten und wir zwischen abstrakten und concreten Ausdrücken ordentlich hin- und hergeworfen. Man lese z. B.: une effusion lyrique, la strophe et le sonnet mêlés, les gentilles hyperboles du roucoulement, tous les raffinements de l'adoration arrangés en bouquet et exhalant un subtil parfum céleste, un ineffable gazouillement de coeur à coeur; oder: le compliment c'est quelque chose comme le baiser à travers le voile. Les cajoleries de Marius, toutes saturées de chimère, étaient, pour ainsi dire, azurées. Il s'y mêlait pourtant la vie, l'humanité toute la quantité du positif. Das hinterlässt denn kein bestimmtes Bild, sondern nur die Empfindung eines leidlich geschmacklosen Wortschwalls, wie man sie z. B. nach Lesung folgender Zeilen haben wird: la grande caverne du mal, au-dessous de toutes et l'ennemie de toutes ne connaît pas de philosophes; son poignard n'a jamais taillé de plume. Sa noirceur n'a aucun rapport avec la noirceur sublime de l'écritoire. Jamais les doigts de la nuit, qui se crispent sous ce plafond asphyxiant, n'ont feuilleté un livre, ni déplié un journal. Elle est ténèbres et elle veut le chaos. Sa voûte est faite d'ignorance. Détruisez la cave Ignorance, vous détruisez la taupe Crime. L'unique péril social c'est l'ombre. L'ignorance mêlée à la pâte humaine la noircit etc. Und was soll man sagen, wenn Hugo, wahrscheinlich als alter Romantiker, um die classische Schule, die auf Sauberkeit der Ausdrücke zu grossen Werth legte, zu ärgern, nun bei Gelegenheit eines Schmutzworts einen Hymus auf dasselbe anstimmt, le plus beau mot peut-être qu'un Français ait jamais dit. Faire du dernier mot le premier, compléter Leonidas par Rabelais — c'est immense. Cela atteint la grandeur eschylienne. Cambronne trouve le mot de Waterloo, comme Rouget de L'Isle trouve la Marseillaise, par visitation du souffle d'en haut.

St. Beuve in seiner geistreichen Weise erzählte neulich in einer der Montagsplaudereien des Constitutionnel, dass Racines Wappen ein Schwan und eine Ratte (rat-cygne) gewesen, dass dieser aber die Ratte fortgenommen und nur den Schwan beibehalten, ebenso auch in der Dichtung dem Idealismus gehuldigt und ins Schöne gemalt habe. Wenn so die französischen

Classiker, als deren Repräsentant uns Racine dienen kann, einseitig und dadurch unwahr werden, so versuchten allerdings die Romantiker mit Hugo an der Spitze auch der Ratte ihr Recht widerfahren zu lassen. Aber bei ihm wie bei den Uebrigen überwiegt nun wieder auf Kosten des Schwans die Ratte, nicht bloss als Sinnbild des Realismus, sondern auch im eigentlichen als das Hässliche, Grelle und Unnatürliche; und so ist eine Einseitigkeit nur einer anderen entgegengesetzt. Als Hugo, mit ungewöhnlichen Erwartungen begrüsst, auftrat, konnte man seine Fehler für die der Jugend, für die Excentricitäten eines in der Gährung begriffenen Talents halten, aber es hat sich nicht geklärt und die Fehler zeigen sich gegenwärtig nur in stärkerem Masse. Man muss eine gewisse Dauer seines Talents anerkennen, da er mit 60 Jahren noch dieses Werk veröffentlichen und solche Triumphe feiern kann, aber wir halten diese für sehr vorübergehend. Vielleicht glaubt er gegenwärtig wirklich ein unsterbliches Werk geschrieben, dem folgenden Jahrhundert das Leben und den Geist des jetzigen erzählt zu haben; der Erfolg aber dürfte lehren, dass man in wenigen Jahren, wenn das jetzige aktuelle und neugierige Interesse nicht mehr besteht, kaum noch davon reden, kaum noch die augenblickliche Bewunderung begreifen, und dass so das Buch, um mit Voltaire zu reden, kaum an seine Adresse gelangen wird, da die Nachwelt nicht Zeit hat, aus einer unförmlichen Masse die einzelnen Schönheiten herauszusuchen, und das Werk durchaus auch nicht als richtiges Zeitgemälde gelten kann. Man mag bedauern, dass Hugo auf falsche Bahnen gerathen ist, und man müsste es noch mehr, wenn nicht die Abwege selbst doch einen Mangel der Begabung anzeigten. Wir haben auch auf anderen Gebieten, z. B. auf dem der Musik, gesehen, dass Künstler sich ungewöhnlich laut und mehr theoretisch selbst ankündigten, statt ihren Werken allein zu überlassen, die neuen Wege zu bahnen, meistens waren diese Männer mehr rhetorisch als rein künstlerisch begabt; man sieht ihnen die Anstrengung an, sie steifen sich auf und es will doch nicht langen, es bleibt bei dem blossen Talent, oder wenn man von Genie in ihnen reden kann, ist dieses nur fragmentarisch; in dem Falle sucht man dann in der Musik durch äussere Mittel, durch Geschmetter nachzuhelfen, greift man, wie Shakespeares Zeitgenossen, wie die Stürmer und Dränger, wie Hugo zur Anomalie, zum Grotesken und Schrecklichen, denn es bleibt wahr, was Diderot einmal im Salon sagt: le goût de l'extraordinaire est le caractère de la médiocrité. Quand on désespère de faire une chose belle, naturelle et simple, on en tente une bizarre.

Paris. K. Laubert.

Ueber die

Anwendung des englischen Bindewortes that.

Es gibt in der englischen Sprache gewisse Zeitwörter, welche zwar auch im edleren Stil vielfach in Anwendung kommen, welche aber der Engländer namentlich gern anwendet, und deren Anwendung ihm dann besonders nahe liegt, wenn er sich eben etwas nachlässig ausdrücken will, welche deshalb zumal (doch nicht ausschliesslich) von Ungebildeten viel angewandt werden; unter anderen to put und to get. Z. B.:

You should put (statt place) it out at interest.

He has got (statt received) the 200 L.;

ähnlich wie der Deutsche, sich nachlässig ausdrückend, sagt:

„Du solltest es auf Zinsen austhun (statt „belegen").“

„Er hat die 200 Thaler gekriegt (statt „bekommen").“

Ferner:

Will you put up (edlerer Ausdruck take up) with our homely fare?

„Wollen Sie mit unserer Hausmannskost fürliebnehmen?“

You should not put up with this (statt submit to this).

„Du solltest Dir dies nicht gefallen lassen.“

I shall put off (statt postpone) my departure.

When did you get (statt arrive) there?

I got up (statt rose) at 5 o' clock.

He will get (statt grow oder become) as rich as Croesus.

Auch das Bindewort that („dass“) ist eins der Wörter, deren Anwendung dem Engländer besonders nahe liegt. Ich kann mich der Vermuthung nicht erwehren (und werde auch die Gründe meiner Vermuthung angeben), dass das englische

that in allen Fällen, wo es die bezüglichen Fürwörter which, who und whom vertritt, seinem Ursprunge nach das Bindewort that („dass") ist. Es ist nicht weniger sprachgemäss, statt eines bezüglichen Fürwortes ein Bindewort, wie that („dass") anzuwenden als ein Adverbium („so"), wie der Deutsche vormals that.

„Wo ist der Mann so (welcher) (der) die Bücher brachte?"

Wenn man behaupten sollte, die Anwendung von that statt who sei ganz dasselbe wie die deutsche Anwendung der hinweisenden statt der bezüglichen Fürwörter, und der Engländer wende nicht das Bindewort that („dass"), sondern das hinweisende Fürwort that an zur Ersetzung des bezüglichen Fürwortes;

Where is the man that brought the books?

zu sagen statt:

Where is the man who brought the books?

sei mithin ganz dasselbe wie

„Wo ist der Mann, der die Bücher brachte?"

zu sagen statt

„Wo ist der Mann, welcher die Bücher brachte?",

so antworte ich: Wenn dieses that seinem Ursprunge nach das hinweisende Fürwort that wäre, so würde man in der Mehrzahl those anwenden müssen und sagen

Where are the persons those (nicht that) brought the books.

So aber spricht Niemand. Ich halte also das in Rede stehende that seinem Ursprunge nach für das Bindewort that („dass") und nicht für das hinweisende Fürwort that („der," „die," „das"). Mit dem Aufkommen dieser Anwendung des Bindewortes that dürfte es vielleicht folgende Bewandtniss haben:

Dem gemeinen Manne war die Anwendung des bezüglichen Fürwortes which (welches zu jener Entwicklungsperiode der englischen Sprache ohne Unterschied für Personen und Sachen angewandt wurde, indem man damals who als bezügliches Fürwort noch nicht kannte) nicht sehr geläufig. So lag ihm denn, wo er eines bezüglichen Fürwortes bedurfte, das so vielfach angewandte Bindewort that zur Bedienung am Nächsten; und er sagte:

Must I deliver this letter to the man that was yesterday with you?

Durch öfteres Hören gewöhnten sich auch die Gebildeten an diese Anwendung, gleichwie ein Deutscher sich leicht gewöhnen würde an Sätze wie

„Muss ich diesen Brief dem Manne geben dass gestern bei Ihnen war?"

Am Leichtesten würde der Deutsche sich an diese Anwendung des besagten Bindewortes gewöhnen nach dem Superlativ in Sätzen, die mit folgendem analog sind:

„Er ist der gelehrteste Mann dass (statt „der") mir je vorkam."

Und gerade dies sind Sätze, in denen der Engländer die Anwendung von that vorzieht:

He is the most learned man that (gilt für besser als whom) I ever met with.

Betrachten wir den Satz

„Der Arzt, welchen ich hatte rufen lassen, empfahl dem Kranken die Anwendung von Blutegeln,"

so finden wir, dass derselbe einer zwiefachen Auffassung fähig ist. Entweder theilt der Redende dem Angeredeten Zweies mit (1. „Ich hatte inzwischen den Arzt rufen lassen" und 2. „Und dieser empfahl dem Kranken die Anwendung von Blutegeln") oder er theilt dem Angeredeten, welcher bereits weiss, dass man mehrere Aerzte hatte rufen lassen (und Einen derselben durch den Redenden) nur Eins mit („Der von mir gerufene Arzt empfahl die Anwendung von Blutegeln"). Wenn bei letzterer Auffassung des Satzes ein Ungebildeter das bezügliche Fürwort mit dem Bindeworte that vertauschte und etwa sagte

„Der Arzt dass ich hatte rufen lassen empfahl die Anwendung von Blutegeln,"

so würde dies das deutsche Ohr viel weniger unangenehm berühren als wenn er bei ersterer Auffassung des Satzes sagte:

„Der Arzt, dass ich inzwischen hatte rufen lassen, empfahl die Anwendung von Blutegeln."

Hiermit stimmt überein, dass der Engländer nicht bei ersterer,

wohl aber bei letzterer Auffassung des Satzes (wo auch „dass" das deutsche Ohr weniger unangenehm berühren würde) that anwenden darf. In ersterem Sinne heisst also der Satz auf Englisch:

The doctor, whom (nicht that) I had meanwhile sent for, recommended the application of leeches;

in letzterem Sinne:

The doctor whom (oder that) I had sent for recommended the application of leeches.

In ersterem Sinne setzt der Engländer, gleich dem Deutschen, das Zwischenglied zwischen Kommata. In letzterem Sinne lässt er entweder die Kommata ganz weg, oder er setzt ein Komma nur ans Ende des Zwischengliedes, welches Letztere er gewöhnlich dann thut, wenn das Zwischenglied etwas lang ist. Im letzteren, aber nicht im ersteren Sinne dieses Satzes darf man auch das bezügliche Fürwort ganz weglassen und sagen:

The doctor I had sent for recommended the application of leeches.

Der Satz

„Er versorgt mich mit Wein, welcher schlechter ist als Halbbier"

ist gleichfalls einer zwiefachen Auffassung fähig. Der Redende theilt dem Angeredeten entweder Zweies oder nur Eins mit. Wenn er ihm Zweies mittheilt (1. Er versorgt mich mit Wein, und 2. dieser Wein ist aber schlechter als Halbbier), so lautet die englische Uebersetzung

He supplies me with wine, which (nicht that) is worse than small beer.

Wenn er ihm nur Eins mittheilt — „Der Wein, mit welchem er mich (wie Sie wissen) versorgt, ist schlechter als Halbbier" —, so lautet die Uebersetzung:

He supplies me with wine which (oder that) is worse than small beer.

Folgende Sätze mögen auch noch Beispiele abgeben über die Anwendbarkeit und Nichtanwendbarkeit des Bindewortes that.

He was the only person that (eben so gut wie, oder vielmehr besser als who) had been present. He had been the only

witness of the scene, who (nicht that) was therefore more competent to form an opinion than all the others. „Er war der einzige Zeuge von der Scene gewesen und war deshalb competenter ein Urtheil abzugeben als alle die Anderen."

The other lady that (besser als who) was absent (wenn der Sinn ist: The other of the two absent ladies).

The other lady, who (nicht that) was absent (wenn der Sinn ist: The other of the two ladies in question, who, however, was absent In diesem Satze ist die Rede von zwei Damen, deren eine abwesend war; im vorhergehenden von zwei Damen, welche beide abwesend waren).

The second [first] person that (besser als who) entered the room was a churchman. „Der Zweite [Erste] der Eintretenden war ein Episkopaler."

The second [first] comer, who (nicht that) was a churchman, started at seeing me. „Der Zweite [Erste] der Eintretenden, welcher ein Episkopaler war, stutzte, mich dort zu sehen."

This was the same man that (besser als who) had broken through his prison. „Dies war eben der aus seinem Gefängnisse Entsprungene."

This was the same man, who (nicht that) had broken through his prison. „Dies war derselbe Mensch, von dem ich so eben sprach. Er war nämlich aus seinem Gefängnisse entsprungen."

Es haben sich zwar einige englische Schriftsteller erlaubt, that auch in einigen Fällen anzuwenden, in denen es nach der so eben angedeuteten Regel nicht anwendbar ist. Namentlich finden sich Beispiele davon im Vicar of Wakefield. An allen solchen Stellen aber macht die Anwendung von that einen unangenehmen Eindruck; und ich weiss auch, dass Engländer am Vicar of Wakefield die in demselben mitunter vorkommende missbräuchliche Anwendung von that rügen.

Keinem englischen Schriftsteller fällt es aber ein, vor das die bezüglichen Fürwörter ersetzende that eine Präposition zu setzen und etwa zu sagen:

The doctor for that I had sent recommended the application of leeches.

Sondern Jeder würde sagen entweder:

The doctor for whom I had sent recommended etc.

oder

The doctor that (oder whom) I had sent for recommended etc.

Wenn wir Beides, den unrichtig gebildeten und richtig gebildeten Satz wörtlich ins Deutsche übersetzen

„Der Arzt nach dass ich geschickt hatte empfahl die Anwendung von Blutegeln,“

Der Arzt dass ich hatte geschickt nach empfahl die etc.“

so erhalten wir zwei Sätze, welche zwar beide undeutsch sind, von denen aber nur ersterer sprachwidrig gebildet und durchaus unverständlich ist. Wenn ich diese Bemerkung hinzuziehe zu dem Umstande, dass kein Engländer vor das die bezüglichen Fürwörter ersetzende that eine Präposition setzt, so finde ich mich dadurch noch mehr bestärkt in meiner Vermuthung, dass dieses that, seinem Ursprunge nach, das Bindewort („dass“) ist. Denn, wenn dieses that seinem Ursprunge nach ein Fürwort wäre, so sehe ich nicht ein, warum man nicht eben so gut vor that wie vor whom eine Präposition setzen könnte.

Vornehmlich sind es noch folgende Fälle, in welchen die Anwendung dieses that der Anwendung der bezüglichen Fürwörter which, who und whom vorzuziehen ist und gemeiniglich auch vorgezogen wird; nämlich

1) nach dem Superlativ (wie schon angedeutet); z. B.

He is the greatest man that (besser als who) has ever lived.

He was the wisest man that (besser als who) lived in those days.

Der Vorzug gebührt dem that aber nur dann, wenn das im Superlativ stehende Adjektiv sich ohne Präposition an sein Substantiv knüpft. Also:

He was the wisest of the men who (wenigstens eben so gut wie that) lived in those days.

C. was the greatest of the madmen whom (eben so gut wie that) the world saw in that age.

In diesem Satze ist zwar ausgesprochen, dass C. ein Tollkopf war, und dass er grösser war als die übrigen Tollköpfe seines

Zeitalters, aber nicht nothwendig, dass seine Tollheit grösser war. Anders hingegen ist der Sinn, wenn der Satz lautet:

C. was one of the greatest madmen that (besser als whom) the world saw in that age.

Nach dem Superlativ ist that durchaus unanwendbar, wenn das Nebenglied nicht dazu dient, den Bereich der Superlativität des im Superlativ stehenden Adjektivs zu bestimmen; z. B.

He is speaking of the most distinguished tragedy of our time, which (nicht that) has escaped the censure of the severest critics.

Denn der Sinn soll nicht sein, dass das in Rede stehende Trauerspiel das ausgezeichnetste unter denen sei, welche dem Tadel der strengsten Kritiker entgangen sind, sondern dass es überhaupt das ausgezeichnetste Trauerspiel neuerer Zeit sei, und dass es dem Tadel der strengsten Kritiker entgangen sei.

2) Wenn ein fragendes Fürwort unmittelbar vorhergeht; z. B.

„Wer, der seinen Nächsten liebt, würde solch einer Handlung fähig sein?"

Who that loves his neighbour would be capable of such an action?

statt Who who loves his neighbour would etc., welches übel klingen würde.

3) Wenn das Nebenglied sich auf Personen und Sachen bezieht; z. B.

„Die Frau und das Gut, welche ihm zu Theil wurden,"

The woman, and the other estate, that became his portion.

NB. Das Komma hinter estate ist nicht des quasi-relativen Fürwortes wegen gesetzt worden, welches ja im Widerspruch sein würde mit der oben gemachten Interpunktions-Bemerkung; sondern weil die Engländer gewöhnlich, im Widerspruche mit den deutschen Interpunktionsregeln, den Theil des Subjekts oder Objekts, welcher durch and mit dem übrigen Theil desselben verbunden ist, zwischen zwei Kommata setzen; z. B. Charles, Lewis, and William, were arrived.

Wollte man in dem angeführten Satze die eigentlichen relativen Fürwörter anwenden, so würde man sagen müssen:

The woman who, and the estate which, became his portion,

oder

The woman, and the estate, who, and which, became his portion.

Das bezügliche Fürwort darf nicht durch that vertreten werden, wenn das determinative Fürwort that vorhergeht; z. B.

The subject insensibly changed from the business of antiquity to that which (nicht that that) brought us both to the fair.

They cultivate that humanity which (nicht that) is the ornament of our nature.

Es haben deutsche Sprachforscher die Vermuthung ausgesprochen: das Bindewort „dass" sei seinem Ursprunge nach der Artikel „das". Sätze wie z. B. „Ich weiss, dass ich sterblich bin" seien dadurch entstanden, dass man „ich sterblich bin" oder „ich bin sterblich" als einen abstracten Begriff, als ein Quasi-Substantiv auffasste und behandelte, und diesem Quasi-Substantiv den Artikel „das" vorsetzt. („Ich weiss das ich sterblich bin"); erst später habe man den Unterschied in der Schreibart („das", „dass") eingeführt. Dieser Vermuthung will ich nicht widersprechen. Wenn Jemand in ähnlicher Weise, in Bezug auf die englische Sprache die Vermuthung aussprechen sollte: das Bindewort that sei seinem Ursprunge nach das hinweisende Fürwort that, welches im Plural those hat, so könnte ich dies auch gelten lassen. Meine scheinbar dem entgegengesetzte Vermuthung, dass das bezügliche Fürwort that seinem Ursprunge nach das Bindewort that sei, steht damit in keinem Widerspruche. Denn, wenngleich man zu einer bestimmten Entwicklungsperiode der englischen Sprache, als man schon ein zwiefaches that (das hinweisende Fürwort that und das Bindewort that) kannte, sich gewöhnte, das schon in der Sprache vorhandene Bindewort that zur Ersetzung des bezüglichen Fürwortes which zu gebrauchen, mochte dessenungeachtet zu einer noch früheren Entwicklungsperiode der Sprache wiederum das Bindewort that aus dem hinweisenden Fürworte that entstanden sein. Diese frühere Entwicklung der Sprache der Angelsachsen würde sich dann wohl schon auf deutschem Boden gemacht haben.

Es ist nun zwar im Grunde gleich, ob der Grammatiker sagt: „That ist oft auch ein bezügliches Fürwort (ist durch den Gebrauch zu einem bezüglichen Fürworte gemacht worden)“ oder: „Das Bindewort that vertritt oft die Stelle eines bezüglichen Fürwortes“, so wie es gleich wäre, ob man beim Analysiren des deutschen Satzes

„Wo ist der Mann, so sich den Arm verletzt hat?“

sagt: „So“ ist ein bezügliches Fürwort oder „So“ ist ein die Stelle eines bezüglichen Fürwortes vertretendes Adverbium. Doch wird die jetzt folgende Erörterung anschaulicher, wenn wir von der Vorstellung ausgehen, dass das in Rede stehende that ein bezügliches Fürwort sei, und will ich es deshalb im Folgenden ein bezügliches Fürwort nennen. Ich wünsche nämlich in Folgendem zu zeigen, welchen Einfluss die zu einer bestimmten Entwicklungsperiode der englischen Sprache in Gebrauch gekommene Anwendung des Bindewortes that als bezügliches Fürwort zu einer späteren Periode auf die Satzbildung im Allgemeinen gehabt zu haben scheint. Die ganze Darstellung gründet sich auf zwei Thesen oder Hypothesen.

1) Zu einer bestimmten Entwicklungsperiode der englischen Sprache entschwand es dem Bewusstsein der Engländer im Allgemeinen, dass das relative Fürwort that seinem Ursprunge nach das Bindewort that ist. (Hiervon handelt der vorstehende Theil meiner Abhandlung).

2) Zu einer späteren Periode fingen manche englische Leser an, das Bindewort that auch in Satzverbindungen, wo eigentlich ein bezügliches Fürwort gar nicht anwendbar war, für das Quasi-Fürwort that zu halten und, von dieser unrichtigen Auffassung ausgehend, — selbst schreibend oder sprechend — in den analogen Sätzen (statt that) which (respective who, whom) anzuwenden, wodurch denn ein ganz neues Verfahren der Satzbildung entstand. (Hiervon handelt der folgende Theil meiner Abhandlung).

Ich rede nämlich von dem in der englischen Sprache eine bedeutende Rolle spielenden — in der deutschen Sprache viel seltner in Anwendung kommenden — Verfahren bei einer des

Nachdrucks wegen vorgenommenen Hervorhebung eines im Satze vorkommenden Nennwortes oder Fürwortes.

Wenn der Engländer z. B. in den Sätzen:

1) With a knife Tomlinson perpetrated the murder. „Mit einem Messer verübte T. den Mord.“

2) Not from him we must expect a generous offer. „Nicht von ihm müssen wir ein grossmüthiges Anerbieten erwarten.“

3) In him we must confide. „Ihm müssen wir vertrauen.“

4) To him we must apply. „An ihn müssen wir uns wenden.“

5) Not to him I would make such a proposal. „Nicht ihm möchte ich solch einen Vorschlag machen.“

6) Him we must fear. „Ihn müssen wir fürchten.“

7) What did you give to him? „Was gabst Du ihm?“

8) This Zwingli has not duly appreciated. „Dies hat Z. verkannt.“

9) He has wrought all this mischief. „Er hat all dies Unheil angerichtet.“

10) Ephialtes has committed the treason. „E. hat den Verrath verübt.“

11) Who leapt over the walls of Rome? „Wer sprang über die Mauern Roms?“

12) What detained you? „Was hielt Dich zurück?“

das in Cursivschrift gedruckte Nomen oder Pronomen hervorheben will, wendet er heutzutage ein zwiefaches Verfahren an.

I. Erstere Verfahrungsweise ist wie folgt. Er bildet aus dem einfachen Satze einen aus zwei Gliedern bestehenden Satz. Das Hauptglied dieses zusammengesetzten Satzes bekommt dann das sächliche Fürwort it als Subjekt, während dieses Hauptgliedes[1]) Prädikat[2]) aus dem Präsens oder Imperfektum (event. auch Futurum etc.) des Zeitwortes to be besteh, verbunden mit dem nachdrucksvoll hervorzuhebenden Nomen oder Pronomen und event. der dasselbe regierenden Präposition, welche Präposition aber auch dem Nebengliede des Satzes an-

---

[1]) (Z. B. It was with a knife).

[2]) (was with a knife).

gehängt werden kann. Des einfachen Satzes[3]) übriger Theil[4]) wird dann vermittelst des Bindeworts that mit dem Hauptgliede des zusammengesetzten Satzes (dessen Nebenglied es bildet) verbunden. Durch diese Umschreibung wird also das Subjekt des einfachen Satzes zum Subjekt des Nebengliedes des zusammengesetzten Satzes gemacht. Wenn aber das Subjekt eines einfachen Satzes[5]) nachdrucksvoll hervorgehoben werden soll, so erscheint bei der Umschreibung das Nebenglied[6]) des zusammengesetzten Satzes ohne Subjekt, wird aber vermittelst des Bindeworts that auf des Hauptgliedes[7]) prädikativischen Nominativ[8]) bezogen. Man sagt also:

1) It was with a knife (With a knife it was) that Tomlinson perpetrated the murder. „Mit einem Messer war's dass T. den Mord verübte“ oder mit Versetzung der Präposition It was a knife (A knife it was) that T. perpetrated the murder with. „Ein Messer wär's dass T. den Mord verübte mit.“

2) It is not from him (Not from him it is) that we must expect a generous offer. „Nicht von ihm ist's dass wir ein grossmüthiges Anerbieten erwarten müssen“ oder It is not him (Not him it is) that we must expect a generous offer from.

3) It is in him (In him it is) that we must confide („Ihm ist's dass wir vertrauen müssen“ oder It is him (Him it is) that we must confide in.

4) It is to him (To him it is) that we must apply. „An ihn ist's dass wir uns wenden müssen“ oder It is him (Him it is) that we must apply to. „Ihn ist's dass wir uns müssen wenden an.“

5) It is not to him (Not to him it is) that I would make such a proposal. „Nicht ihm ist's dass ich solch einen Vorschlag machen möchte“ oder It is not him (Not him it is) that I would make such a proposal to.

---

3) (With a knife T. perpetrated the murder).
4) (T. perpetrated the murder).
5) (z. B. des Satzes He has wrought all this mischief).
6) (that has wrought all this mischief).
7) (It is he).
8) (he).

6) It is him (Him it is) that we must fear. „Ihn ist's dass wir fürchten müssen."

7) What was it that you gave him? „Was war's dass Du ihm gabst?"

8) It is this (This it is) that Z. has not duly appreciated. „Es ist dies (Dies ist's) dass Z. verkannt hat."

9) It is he (He it is) that has wrought all this mischief. „Es ist er (Er ist's) dass all dies Unheil angerichtet hat."

10) It is Ephialtes (E. it is) that has committed the treason. „Es ist E. (E. ist's) dass den Verrath verübt hat."

11) Who was it that leapt over the walls of Rome? „Wer war's dass über die Mauern Roms sprang?"

12) What was it that detained you? „Was war's dass Dich zurückhielt?"

Die nicht umschriebenen Sätze 1. 2. 3. 4. 5.

(With a knife T. perpetrated the murder etc.).

unterscheiden sich von 6. 7. 8.

(Him we must fear etc.).

und 9. 10. 11. 12.

(He has wrought all this mischief etc.).

dadurch, dass in 1 – 5 das hervorzuhebende Nomen oder Pronomen von einer Präposition, in 6. 7. 8. aber direkt von einem Zeitworte regiert wird, während in 9 – 12 das hervorzuhebende Nomen oder Pronomen das Subjekt ist. Dessenungeachtet ist die Verfahrungsweise bei der Umschreibung

(With a knife it was that T. perpetrated the murder.
Him it is that we must fear.
He it is that has wrought all this mischief)

in allen 12 Beispielen gleichförmig. Da nun in Beispiel 1—5 that augenscheinlich das Bindewort („dass") ist, so ist selbstverständlich auch in Beispiel 6 — 8 und Beispiel 9 — 12 that das Bindewort that („dass") und nicht das bezügliche Fürwort that („welchen", „welcher"). Ich rede von der englischen, nicht von der deutschen Sprache. Einestheils würde der Deutsche überhaupt nicht in jedem der angeführten Sätze die Umschreibung anwenden. Wo er sie aber überhaupt anwendet, wendet er das so eben beschriebene Verfahren nur an in Sätzen, welche mit Beispiel 1 — 5 analog sind. In allen

Fällen, die mit Beispiel 6–8 und 9–12 analog sind, würde es (welches im Englischen nicht der Fall ist) gegen den Gebrauch verstossen, dasselbe Verfahren anzuwenden. Er wendet dann ein anderes Verfahren an, so dass er sich, anstatt des Bindewortes „dass", eines bezüglichen Fürwortes bedient. Zwar ist dieses eine Inkonsequenz im Verfahren der Satzbildung; auch gibt es in manchen Fällen einen Doppelsinn und bereitet manche Verlegenheiten im Analysiren solcher Sätze. Dennoch möchte ich nicht, um die Bildung solcher Sätze wie:

„Was war's, das Du ihm gabst?"
„Er ist's, den wir fürchten müssen."
„Dies ist's, das Z. verkannt hat."
„Was war's, das Dich zurückhielt?"
„Wer war's, der über die Mauern Rom's sprang?"
„Ephialtes ist's, der den Verrath verübt hat."

der Bildung des Satzes:

„Mit einem Messer war's dass T. den Mord verübte."

conform zu machen, die Neuerung wagen zu sagen:

„Was war's dass Du ihm gabst?"
„Ihn ist's dass wir fürchten müssen."
„Dies ist's dass Z. verkannt hat."
„Was war's dass Dich zurückhielt?"
„Wer war's dass über die Mauern Rom's sprang?"
„Ephialtes ist's dass den Verrath verübt hat."

II. Die zweite Verfahrungsweise des Engländers zur nachdrucksvollen Hervorhebung der respectiven Nennwörter und Fürwörter in den angeführten Sätzen besteht in folgender Umschreibung:

1) It was a knife with which Tomlinson perpetrated the murder. „Es war ein Messer mit welchem T. den Mord verübte" oder It was a knife which T. perpetrated the murder with.

2) It is not he from whom we must expect a generous offer. „Es ist nicht er von welchem wir ein grossmüthiges Anerbieten erwarten müssen" oder It is not he whom we must expect a generous offer from.

3) It is he in whom we must confide. „Es ist er wel-

chem wir vertrauen müssen" oder It is he whom we must confide in.

4) It is he to whom we must apply. „Es ist er an welchen wir uns wenden müssen" oder It is he whom we must apply to. „Es ist er welchen wir uns müssen wenden an."

5) It is not he to whom I would make such a proposal. „Es ist nicht er welchem ich solch einen Vorschlag machen möchte" oder It is not he whom I would make such a proposal to.

6) It is he whom we must fear. „Es ist er welchen wir fürchten müssen."

7) What was it which you gave to him? „Was war's das Du ihm gabst?"

8) It is this which Z. has not duly appreciated. „Es ist dies das Z. verkannt hat."

9) It is he who has wrought all this mischief. „Es ist er der all dieses Unheil angerichtet hat."

10) It is Ephialtes who has committed the treason. „Es ist E. der den Verrath verübt hat."

11) Who was it who leapt over the walls of Rome? „Wer war es der über die Mauern Roms sprang?"

12) What was it which detained you? „Was war's das Dich zurückhielt?"

Dass die unter I. beschriebene Satzbildung die zierlichere ist, sagt das Gefühl, und ich werde weiterhin zeigen, dass die unter II. beschriebene einen Doppelsinn zulässt, welcher bei ersterer Verfahrungsweise wegfällt. In dieser eleganteren Weise drückt sich auch Macaulay aus, indem er sagt:

> It was by him that money was coined, that weights and measures were fixed, that marts and havens were appointed,

und nicht:

> It was he by whom money was coined, (by whom) weights and measures were fixed, (by whom) marts and havens were appointed.

Wenn man diese in passivischer Form erscheinenden Sätze in die aktivische Form bringt, so heisst es, der ersteren Wendung gemäss:

It was he that coined money, fixed weights and measures, and appointed marts and havens;

der letzteren Wendung gemäss aber:

It was he who coined money, fixed weights etc.

Demgemäss würden wir auch bei der aktivischen Form die erstere Wendung (d. i. die Anwendung von that) die zierlichere nennen müssen.

Da in dem passivischen Satze (It was by him that money was coined etc.) that augenscheinlich die Konjunktion („dass") ist, so ergibt sich ferner, dass auch bei der diesem Satze entsprechenden aktivischen Form (It was he that coined money etc.) that die Konjunktion that („dass") ist und nicht das relative Fürwort that („welcher").

Bulwer hat im „Pelham" den Satz:

It was I to whom the duty of expositor was referred,

in welchem er das der Bildung jenes Macaulay'schen Satzes entgegengesetzte Verfahren anwendet; sonst würde er gesagt haben:

It was to me that the duty of expositor was referred.

James sagt im „Merley Ernstein":

It is I that he loves („Mich liebt er").

Augenscheinlich wendet er aber dieses that als bezügliches Fürwort (gleichbedeutend mit whom) an, und nicht als Bindewort („dass"). Er bedient sich also (obgleich er that und nicht whom anwendet) der Verfahrungsweise II. Sonst hätte er sagen müssen:

It is me that („dass") he loves (analog mit obigem It is him that we must fear),

welches augenscheinlich eine viel elegantere Wendung gewesen wäre als It is I that (whom) („welche") he loves. In meiner Meinung, dass die Verfahrungsweise II. die weniger zierliche ist, kann es mich nicht beirren, dass Schriftsteller, die einen eleganten Stil schreiben, wie die angeführten, auch Walter Scott und Andere, sie zuweilen anwenden, dass man selbst bei diesen Sätze findet wie folgende:

It is single men, and married women, to whom are given the St. Peter's keys of society (statt It is to single men, and married women, that are given etc.).

How Sir, it is your wife to whom you give the dishonourable counsel to acknowledge herself the wife of another? (statt How Sir, it is to your wife that you give etc.).

Meiner Vermuthung nach ist die Verfahrungsweise II. in folgender Weise entstanden.

Verfahrungsweise I.:

(It was by him that money was coined).

war die ursprünglich übliche, demgemäss man auch sagte:

It was he that („dass") coined money.

Beim Lesen oder Hören solcher Sätze, die der aktivischen Form des zuletzt angeführten Satzes entsprechen, entschwand es dem Bewusstsein mancher Hörer oder Leser (obgleich sie geborne Engländer waren), dass dieses that das Bindewort („dass") war, und sie hielten es für das bezügliche Fürwort that (mit which oder who gleichbedeutend). Demzufolge sagten sie auch (selber schreibend oder sprechend) oftmals:

It was he who coined money.

Diese unrichtige Auffassung der Satzbildung weiter verfolgend, fingen sie alsbald auch an, Sätze zu bilden wie:

It was he by whom money was coined,

wodurch sich dann dieses Verfahren der Satzbildung allmählich einbürgerte. Zu welchen Willkürlichkeiten und Inkonsequenzen diese (unter II. beschriebene) Verfahrungsweise aber führt, mag sich aus folgendem Beispiel zeigen:

You have spoiled my books. „Du hast meine Bücher ruinirt."

„It is you that have spoiled my books (wörtlich übersetzt „Es ist Ihr dass meine Bücher ruinirt habt").

Das bei Bildung solcher Sätze beobachtete Verfahren ist dieses: Wenn die im Nebengliede (that have spoiled my books) genannte Handlung (have spoiled) eine Handlung der Person ist, welche in dem Hauptgliede (It is you) im prädikativischen Nominativ steht (also you, welches NB. auch dann der prädikativische Nominativ bleiben würde, wenn man es voranstellte und You it is sagte, wie es auch zulässig ist), so wird das Zeitwort des Nebengliedes in Uebereinstimmung gebracht mit eben der Person, welche im Hauptgliede im prädikativischen

Nominativ steht (also mit you). Weil es heisst you have (nicht you has), so sagt der Engländer auch It is you that have (nicht It is you that has) spoiled my books. Obgleich also have zum Nebengliede gehört, während you zum Hauptgliede gehört und im Nebengliede gar nicht vorkommt, wird you dennoch, kraft des Bindewortes that („dass") zum Quasi-Subjekt von have gemacht, d. h. die Form des Zeitwortes muss sich nach demselben richten. Sobald man aber in dem angeführten Satze das Bindewort that mit dem bezüglichen Fürworte who vertauscht, oder auch nur that als bezügliches Fürwort auffasst, wird die ganze Analyse, die ganze Satzbildung, eine andere. Dann ist nicht you das Quasi-Subjekt des Nebengliedes, sondern who ist das wirkliche Subjekt desselben. Dies gibt Anlass zu verschiedenen Fragen, Verlegenheiten und Willkürlichkeiten. Im Auge zu behalten ist, dass ich den Fall stelle, dass in dem Satze It is you that have spoiled my books („Du hast meine Bücher ruinirt") nicht mehrere Personen angeredet werden, sondern nur eine Person, welche nur der Höflichkeit oder dem Gebrauche gemäss, im Plural, also mit you (statt thou) angeredet wird. Dass in dem einfachen Satze You have spoiled my books das Zeitwort, trotz der Einheit der Person, doch mit Recht in der Form der Mehrzahl steht, ist ausser Frage, indem ja Jedermann, auch wenn er nur eine Person anredet, sagt you have (nicht you hast). Wohl aber entsteht die Frage, ob der Plural sich auch auf das mit who anhebende Nebenglied erstreckt, mit anderen Worten ob who (welches ja bekanntlich im Plural unverändert bleibt) hier im Singular oder im Plural steht. Ist who der Singular, so tritt das Nebenglied aus der zweiten in die dritte Person, und man muss sagen It is you who has (nicht who hast) spoiled my books. Ist who aber der Plural, so ist es ein bezügliches Fürwort der zweiten Person, und man muss sagen It is you who have spoiled my books. Um zu entscheiden, welches von Beiden (It is you who has spoiled my books oder It is you who have spoiled my books) das Richtigere sei, oder vielmehr um zu zeigen, dass Keins von Beiden das Richtige ist, führe ich den §. 731 aus Professor Karl Franz Christian Wagner's eng-

lischer Sprachlehre (3. Ausgabe) an nebst der Anmerkung zu demselben Paragraphen.

„Das Beziehungs-Fürwort nimmt im Englischen im Nominativ die Persönlichkeit desjenigen Wortes an, auf welches es sich bezieht; und das Verbum steht also nach demselben in der ersten oder zweiten Person, je nachdem diese oder jene vorhergeht, ohne dass sie, wie im Deutschen, erst durch ich oder du, wir oder ihr wieder angedeutet werden dürften, wenn nicht das Verbum in die dritte Person übergehen soll, als: This kind of dance may be practised innocently by others as well as myself, who am often partner to my landlady's eldest daughter (es kann dieser Tanz auf eine unschuldige Art sowohl von Anderen wie von mir getanzt werden, der ich oft mit der ältesten Tochter meiner Wirthin tanze, oder der oft mit der ältesten Tochter seiner Wirthin tanzt, wo also im letzteren Falle höchst unnatürlich meiner in seiner verwandelt werden muss — Addison). Thou Muse who whilom didst account the slaughter in those fields where Hudibras and Trulla fought — assist me on this great occasion (Fielding). For me that am in arrears at least two months for news, all that seems very stale with you, would be very fresh and sweet here (Montague). So auch Our father, which art in heaven.

Anmerkung. Wird ein Subjekt der ersten oder zweiten Person im Prädikate durch ein Wort der dritten Person näher bestimmt, so kann das darauf folgende Beziehungs-Fürwort mit seinem Verbo, in Hinsicht auf Persönlichkeit, mit dem Subjekte oder auch mit dem Bestimmungs-Worte im Prädikate übereinkommen, und es kann sowohl heissen I am the man who command you wie I am the man who commands you; doch zieht Murray das Letztere vor [nach meiner Ueberzeugung das allein Richtige]. In der neuesten Ausgabe seiner Grammatik macht er jedoch darauf aufmerksam, dass dabei eine Veränderung des Sinnes eintreten könne. Sagt man z. B. I am the general who gives the orders to-day, so heisst dieses so viel wie: Ich bin unter den Generalen derjenige, welcher heute das Commando hat. I am the general, who give the orders today dagegen hat diesen Sinn: I, who give the orders to-day, am the general. Richtig sagt demzufolge Spencer, auch nach

Kenyon: O gentlest knight that ever armour bore (nicht borest), let no thee grieve. Indessen findet man selbst bei Addison: „They tell me you are a person who have seen the world."

Die angeführte Stelle von Addison (who have seen the world statt who has seen the world) ist entschieden unrichtig, und ist davon gar keine Notiz zu nehmen. — Dem Wagner'schen Paragraphen füge ich noch folgende Stelle bei, welche ein Beispiel stellt, wie in einem und demselben Satze das bezügliche Fürwort zweimal vorkommt und das eine Mal mit Recht in der dritten Person, das andere Mal mit Recht in der ersten Person.

> I am the only person (kein Komma) who (oder besser that) has been present, (Komma) who (nicht that) am therefore more competent to give an opinion than all the others. „Ich bin der Einzige, der zugegen gewesen ist, und bin deshalb befugter ein Urtheil abzugeben als alle die Anderen."

Kommen wir jetzt zurück auf den angeführten Satz

> It is you that have spoiled my books. „Du hast meine Bücher ruinirt."

Da dieser Satz augenscheinlich über die Frage entscheidet, wer die Bücher ruinirt habe, so leuchtet ein, dass er nicht unter die Rubrik des Wagner'schen Paragraphen selbst fällt (dass also die auch bei der Anwendung von who allein übliche Redeweise It is you who have spoiled my books unrichtig ist), sondern unter die Rubrik der Wagner'schen Anmerkung und unter die Rubrik der Murray'schen Bemerkung, und dass man demgemäss sagen müsste It is you who has spoiled my books. Hingegen lässt sich aber wiederum einwenden erstlich, dass kein geborner Engländer so spricht (sondern sagt It is you who have spoiled my books) und zweitens, dass das Verfahren bei Bildung des Satzes It is you who has spoiled my books ganz abweichend sein würde von dem Verfahren bei Bildung des in der Wagner'schen Anmerkung angeführten Satzes

> I am the man who commands you,

welchem Verfahren gemäss man ja sagen müsste:

> You are the person who has spoiled my books.

Dies ist nun eben, worauf ich hinaus will. In allen Sätzen dieser Art würde man, konsequent verfahrend, entweder (und dies ist die zierlichere Redeweise) das Bindewort that („dass“) anwenden müssen und demgemäss sagen:

It is you that („dass“) have spoiled my books.

Oder, wenn man, statt des Bindewortes that, ein bezügliches Fürwort anwenden will, so sage man nicht:

It is you who has spoiled my books,

noch weniger (obgleich dies gewöhnlich geschieht):

It is you who have spoiled my books,

sondern:

You are the person who has spoiled my books.

Die Richtigkeit des Gesagten stellt sich dadurch noch mehr ins Licht, dass dasselbe auch auf den in der Wagner'schen Anmerkung angeführten Satz seine Anwendung findet. Wenn man nicht (mit Anwendung des Bindewortes that) sagen will:

It is I that command (nicht commands) you,

so sage man weder:

It is I who commands you,

noch:

It is I who command you,

sondern:

I am the man who commands you.

Aehnlich verhält es sich, wenn man bei Bildung des folgenden Satzes das Bindewort that mit dem bezüglichen Fürworte who vertauschen will.

Ein Droschkenfuhrmann wird nach einem ihm bezeichneten Platze bestellt, von wo er einen dort wartenden, ihm nicht näher bezeichneten Herrn nach dem Bahnhofe fahren solle. An dem ihm bezeichneten Platze ankommend, findet er zu seiner Verwunderung einen ihm sehr wohl bekannten Herrn und ruft aus:

„Ach, Herr B.! Also Sie wollen verreisen?!“

Ah, Mr. B.! So it is you that are about to set out?!

Sobald er nun that mit who vertauschen will, entsteht die Frage ob er sagen muss:

So it is you who is about to set out?!

oder:

So it is you who are about to set out?!

Nach dem vorher Gesagten ist aber Jedwedes unrichtig, und er muss sagen:

So you are the gentleman who is about to set out?!

Wenn er aber das Bindewort that („dass") anwendet, ist es ausser aller Frage, dass er sagen muss:

So it is you that are (nicht is) about to set out.

Freilich, um Diesem gemäss konsequent zu verfahren, müsste man, wenn man in den Sätzen

It was with a knife that T. perpetrated the murder.
It is not from him that we must expect a generous offer.
It is in him that we must confide.
It is to him that we must apply.
Who was it that leapt over the walls?
What was it that you gave to him?
What was it that detained you?

statt des Bindewortes that, ein bezügliches Fürwort anwenden wollte, nicht sagen:

A knife it was with which T. perpetrated the murder.
It is not he from whom we must expect a generous offer.
It is he in whom we must confide.
It is he to whom we must apply.
Who was it who leapt over the walls?
What was it which you gave to him?
What was it which detained you?

sondern:

A knife was the weapon with which T. perpetrated the murder. „Ein Messer war die Waffe, mit welcher T. den Mord verübte."

He is a person from whom we must not expect a generous offer. „Er ist Einer, von dem wir nicht ein grossmüthiges Anerbieten erwarten müssen."

He is the one in whom we must confide. „Er ist der, welchem wir vertrauen müssen."

He is the one to whom we must apply. „Er ist der, an welchen wir uns wenden müssen."

Who was the person who leapt over the walls? „Wer war der, welcher über die Mauern sprang?"

What was that which you gave to him? „Was war das, welches Du ihm gabst?"

What was that which detained you? „Was war das, welches Dich zurückhielt?"

Diese Sätze würden aber meistens etwas steif klingen. Dieses Alles spricht also auch dafür, dass dem Verfahren I. der Vorzug gebührt vor dem Verfahren II.

Dass es dem Bewusstsein vieler Engländer, und selbst, wie es scheint, des Grammatikers Murray, entschwunden ist, dass das in Sätzen dieser Art vorkommende that das Bindewort („dass"), und nicht das bezügliche Fürwort („welcher") ist, ist, nach meiner Vermuthung, auch der Grund weshalb dieser Grammatiker sagt, er wisse selber nicht ob er Sätze wie

It is we that pay them.

billigen solle oder nicht. Fielding scheint gleichfalls zweifelhaft zu sein über die Zulässigkeit dieser Satzbildung, indem er den auffallend gebildeten Satz gibt:

They are the latter only which will put you in possession of it. („Nur die Letzteren werden Euch in Besitz desselben setzen").

statt

It is the latter only that („dass") will put you in possession of it.

Was ich zu zeigen wünsche ist mithin, dass Sätze dieser Art (It is we that pay them. It is the latter only that will put you in possession of it) vollkommen richtig gebildet sind, dass sie aber unrichtig gebildet sind, sobald wie that mit who (respective which) vertauscht wird. Aehnliche auffallend gebildete Sätze, wahrscheinlich aus ähnlichen grammatischen Skrupeln hervorgehend, haben wir in folgenden zwei Beispielen:

Whether they (statt it) be false representations of mankind which endear romances and novels so much to the fair sex I know not. „Ob es falsche Vorstellungen von den Menschen sind, die dem schönen Geschlechte eine solche Vorliebe für Romane und Novellen einflössen, weiss ich nicht (Hume). They are (statt

It is) not the persons who perform at a comedy or tragedy we go to see with so much pleasure, but the passions and emotions they display. „Nicht die Personen, welche ein Lust- oder Trauerspiel aufführen, wirken so anziehend auf uns, sondern die von ihnen dargestellten Leidenschaften und Affekte.“

Wollte man das in diesen Sätzen und in jenem Fielding'schen Satze angewandte Verfahren in allen Sätzen konsequent durchführen, so würden die grössten Barbarismen zum Vorschein kommen. So z. B. würden die Sätze:

It is I that have taught him this lesson.

It is you (nur eine Person angeredet) that have taught him this lesson.

diesem Verfahren gemäss nicht nur lauten müssen:

It is I who has taught him this lesson.

It is you who has taught him this lesson.,

sondern bei völlig konsequentem Verfahren:

He (resp. She) is I who has taught him this lesson.

He (She) is you who has taught him this lesson.

Die Sätze:

It is we that have taught him this lesson.

It is you (mehrere Personen angeredet) that have taught him this lesson.

würden lauten müssen:

They are we who have taught him this lesson.

They are you who have taught him this lesson.

bei konsequenter Durchführung des in jenen eigenthümlich gebildeten Sätzen angewandten Verfahrens. Vollkommen richtig hingegen würden eben diese aus grammatischen Skrupeln eigenthümlich gebildeten Sätze in folgender Gestalt erscheinen:

Whether it be false representations of mankind that (Konjunktion) endear romances and novels so much to the fair sex I know not.

It is not the persons who (besser als that) perform at a comedy or a tragedy that (Konjunktion) we go to see with so much pleasure, but the passions and emotions which (besser als that) they display.

In letzterem Satze haben wir zugleich ein Beispiel, wie die obige Anwendung des Bindeworts that und der bezüglichen

Fürwörter (who und which) schicklicher Weise in einem und demselben Satze vorkommen kann.

Dass es dem Bewusstsein vieler Engländer entschwunden ist, dass das in Sätzen dieser Art angewandte that die Konjunktion („dass“) und nicht das relative Pronomen („welcher“) ist, ist nach meiner Vermuthung auch die Ursache davon, dass Sätze wie:

It was not us they attacked („Nicht uns griffen sie an“).

It was not him they slandered („Nicht ihn verleumdeten sie“).

It is him we must apply to („An ihn müssen wir uns wenden“).

ohne Grund als fehlerhaft gerügt worden sind; es müsse heissen:

It was not we they attacked.

It was not he they slandered.

It is he we must apply to.

Bekanntlich darf nämlich sowohl das Bindewort that („dass“) wie auch das bezügliche Fürwort whom (resp. which) und ebensowohl das Quasi-Fürwort that in gewissen Fällen ausgelassen werden. Statt

It is not from him that we must expect such an offer.

It is not him that I have been thinking of.

He is not the person whom (oder that als Quasi-Fürwort) I have been thinking of.

darf man auch sagen:

It is not from him we must expect such an offer.

It is not him I have been thinking of.

He is not the person I have been thinking of.

Dieselbe Auslassung ist in den gerügten Sätzen

It was not us they attacked.

It was not him they slandered.

It is him we must apply to.

angewandt. Die Rüger derselben setzen augenscheinlich voraus: whom sei das ausgelassene Wort; und wenn diese Voraussetzung richtig wäre, so würde ihre Rüge begründet sein. Es würde heissen müssen:

It was not we (nicht us) whom they attacked.
It was not he (nicht him) whom they slandered.
It is he (nicht him) whom we must apply to.

Nach meiner Meinung aber ist die Konjunktion that, und nicht das Fürwort whom (auch nicht das Quasi-Fürwort that) das ausgelassene Wort; und dann ist die Rüge vollkommen unbegründet; denn es muss heissen:

It was not us (nicht we) that (Konjunktion) they attacked.
It was not him (nicht he) that (Konjunktion) they slandered.
It is him (nicht he) that we must apply to. It is to him (nicht to he) that we must apply.

Dass nun

It was not us that they attacked.
It was not him that they slandered.
It is him that we must apply to.

eine elegantere und richtigere Satzbildung ist als

It was not we whom they attacked.
It was not he whom they slandered.
It is he whom we must apply to.

habe ich oben zu zeigen versucht. Es möchte Jemand einwenden: das Zeitwort to be erheische, gleich dem deutschen Zeitworte „sein" vor und hinter sich den Nominativ (den subjektivischen und den prädikativischen); folglich könne es nimmer richtig sein zu sagen It was not us etc., It was not him etc., It is him etc. Um das Unhaltbare dieser Einwendung zu zeigen, will ich einmal den Fall stellen, dass die Umschreibung mit „dass" auch im Deutschen in allen Fällen üblich sei. Ich will den Fall stellen: in dem Satze

„Mein spottet er."

(„Spotten" regiert den Genitiv, und „mein" ist der Genitiv von „ich") solle zur nachdrucksvollen Hervorhebung von „mein" eine Umschreibung vorgenommen werden. Da der Deutsche bei dergleichen Umschreibungen meistentheils Verfahren II. anwendet, so würde die Umschreibung lauten:

„Ich bin es, dessen er spottet."

(bei welcher Umschreibung er auch darin von dem Engländer

abweicht, dass er den prädikativischen zum subjektivischen Nominativ macht und vice versa, also nicht sagt: „Es ist ich, dessen er spottet“). Wollte er aber Verfahren I. anwenden und mit „dass“ umschreiben, so liegt es doch auf der Hand, dass er sagen müsste:

„Mein ist es (Es ist mein) dass er spottet.“

Es wäre doch eine handgreifliche Ungereimtheit, wenn Jemand, unter dem Vorwande, dass das Zeitwort „sein“ einen doppelten Nominativ erheische, behaupten wolle: die Umschreibung müsse lauten:

„Es ist ich, dass er spottet.“

oder etwa

„Ich bin es, dass er spottet.“

Einer solchen Behauptung vollkommen gleich würde aber obige Einwendung gegen die Richtigkeit der Sätze It was not us that they attacked u. s. w. sein. Bei der Frage, welche Form dem in Rede stehenden Pronomen zu geben sei (we? oder us?), kommt hier nämlich nicht dessen Beziehung zum ersten Zeitworte (was) in Betracht, sondern seine Beziehung zum zweiten Zeitworte (attacked). Wenn dessen Beziehung zum ersten Zeitworte hier in Betracht käme, so müsste man auch die doch von Niemandem angefochtene Richtigkeit des Satzes It is not to him that I would make such a proposal bestreiten als eines Verstosses gegen die Regel, dass das Zeitwort to be vor und hinter sich den Nominativ erheische.

Aus dem soeben Gesagten geht auch hervor, dass in dem in W. Scott's Castle Dangerous vorkommenden Satze

> Does any body know whom it is that (Konjunktion) this old woman means (Verfahrungsweise I.) „Weiss irgend Jemand wen dies alte Weib meint“ (wörtl. „Weiss irgend Jemand wen es ist dass dies alte Weib meint“).

whom mit Recht im Akkusativ steht. Hätte Scott aber Verfahrungsweise II. mit einem bezüglichen Fürworte angewandt, so würde das Fragewort who im Nominativ stehen müssen:

> Does any body know who it is whom this old woman

means? „Weiss irgend Jemand wer es ist, den das alte Weib meint?"

Auch hätte er sagen können:

Does any body know who is the person whom this old woman means?

Ein anderer Grund, der Wendung It was not him that they slandered in dem hier augenscheinlich vorliegenden Sinne den Vorzug zu geben vor der Wendung It was not he whom they slandered, ist der, dass die in letzterer Weise gebildeten Sätze einen ganz anderen Sinn zulassen, wie es sich aus folgendem Beispiele herausstellen wird.

Wenn Jemand mich fragt: „Oeffnetest Du die Thür?" (Was it you that opened the door?) und ich will antworten: „Nein, er öffnete die Thür", so ist diese Antwort ins Englische zu übersetzen durch

No, it was he that opened the door.

Wenn ich hingegen gefragt werde: „Machtest Du das Geräusch?" (Was it you that made the noise?) und ich will antworten: „Nein (nicht ich, sondern) der, welcher die Thür öffnete", so würde, als englische Uebersetzung dieser Antwort der Wendung

No, it was he who opened the door.

der Vorzug gebühren. Denn, wenngleich die Vertretung des bezüglichen Fürwortes who durch that durch den Gebrauch gerechtfertigt ist, und namentlich an sich auch in diesem Falle, so ist es doch jedenfalls besser, eine Verschiedenheit im Sinne, wo es thunlich ist, auch durch Verschiedenheit im Ausdrucke anzudeuten. Also:

It was he that opened the door („Er öffnete die Thür").

It was he who opened the door („Derjenige, welcher die Thür öffnete").

It was not him that they slandered („Nicht ihn verleumdeten sie").

It was not he whom they slandered („Es war nicht derjenige, welchen sie verleumdeten").

He whom (nicht him that) ist also anzuwenden sobald wie ein

dem Verhältniss zwischen „derjenige“ und „welcher“ oder zwischen „derjenige“ und „welchen“ etc. ähnliches Verhältniss stattfindet.

Ein ähnlicher Doppelsinn würde sich, wenn man zur nachdrucksvollen Hervorhebung eines Nomens ausschliesslich die Verfahrungsweise I. (und nie die Verfahrungsweise II.) anwenden wollte, in folgendem Beispiel beseitigen:

It is Ephialtes, who has committed the treason („Es ist E., welcher den Verrath begangen hat“).

It is Ephialtes that has committed the treason (in wörtlicher Uebersetzung „Es ist E. dass den Verrath begangen hat“).

Ersterer Satz wäre stets gleichbedeutend mit

It is Ephialtes, the traitor. „Es ist E., der Verräther“.

und würde etwa die Frage beantworten „Wer schleicht sich dort so beschämt durch die Menge?“ Letzterer Satz würde gleichbedeutend sein mit

Ephialtes is the traitor. „E. ist der Verräther“.

und würde die Frage beantworten „Wer hat den Verrath verübt?“ Das Nebenglied

who has committed the treason

stände also zu dem Nomen Ephialtes im Verhältnisse der Apposition, während das Nebenglied

that has committed the treason

sich zu dem Nomen Ephialtes verhielte wie das Prädikat zum Subjekt.

Ebenso gibt

It is he whom I mean („Es ist der, welchen ich meine“).

einen etwas anderen Sinn als

It is him that I mean („Eben ihn meine ich“).

Im Hamlet, 2. Akt 1. Scene, sagt Polonius sehr richtig

If 't be he (whom) I mean, he 's very wild.

und nicht

If 't be him (that) I mean, he 's very wild.

weil die Stelle zu übersetzen ist durch „Wenn es der ist, welchen ich meine, so ist er sehr wild“ und nicht durch „Wenn ich ihn meine, so ist er sehr wild.“

Andererseits sagt auch W. Scott in dem vorhin angeführten Satze richtig:

Does any body know whom it is that this old woman means.,

weil dieser Satz zu übersetzen ist durch „Weiss irgend Jemand wen dies alte Weib meint?“ In diesem Satze. nämlich waltet die der nachdrücklichen Hervorhebung wegen vorgenommene Umschreibung ob, während jener Shakspeare'sche Satz gar keine Umschreibung enthält.

Einen Fall gibt es allerdings, wo eine Hervorhebung mit dem Bindeworte that (Verfahren I.) sich nicht anwenden lässt. Dieser seltne Fall tritt nämlich dann ein, wenn das hervorzuhebende Wort im Genitiv steht oder in einem besitzanzeigenden Fürworte besteht. Will man z. B. in den Sätzen

1) To whose generosity was every comfort owing? („Wessen Grossmuth verdankte man jede Annehmlichkeit des Lebens?“)

2) To Ainsworth's generosity every comfort was owing („Der Grossmuth Ainsworth's verdankte man etc.“).

3) To his generosity every comfort was owing („Seiner Grossmuth verdankte man etc.“).

whose generosity, oder Ainsworth's generosity, oder his generosity hervorheben, so bieten sich freilich beide Verfahrungsweisen (I. und II.) dar:

I. To whose generosity was it that every comfort was owing?

To Ainsworth's generosity it was (oder It was to Ainsworth's generosity) that every comfort was owing.

To his generosity it was (It was to his generosity) that every comfort was owing.

II. Whose generosity was it to which every comfort was owing?

Ainsworth's generosity it was (It was Ainsworth's generosity) to which every comfort was owing.

His generosity it was to which every comfort was etc.

Soll aber nur whose, oder Ainsworth's, oder his hervorgehoben werden, so kann die Hervorhebung einleuchtender Weise nur in der Nominativform who, Ainsworth und he

(denn his ist quasi die Genitivform von he) geschehen. Dass sich aber bei dieser Verwandlung des Genitiv in den Nominativ die Verfahrungsweise I. nicht anwenden lässt, wird jeglicher Versuch zeigen. Also bietet sich nur Verfahrungsweise II. dar:

Who was it to whose generosity every comfort was owing?

Ainsworth it was (It was A.) to whose generosity every comfort was owing.

He it was (It was he) to whose generosity every comfort was owing.

Will man an diesen Sätzen die mit dieser Verfahrungsweise verbundenen Doppelsinnigkeiten und Inkonsequenzen meiden, so muss man sagen:

Who was the person to whose generosity every comfort was owing?

Ainsworth was the person to whose etc.

He was the person to whose etc.

Dies ist also der einzige (nur selten eintretende) Fall, in welchem die Verfahrungsweise I. Schwierigkeiten darbietet. Doch lassen dieselben sich beseitigen. Es genügt ja, whose generosity, Ainsworth's generosity oder his generosity durch die Umschreibung hervorzuheben. Ob man dann whose generosity (respektive Ainsworth's generosity oder his generosity) oder allein whose (respektive Ainsworth's oder his) hervorheben will, kann man ja durch Betonung, Unterstreichung oder Kursivdruck andeuten, indem man, je nach der beabsichtigten Hervorhebung, entweder schreibt:

Whose generosity was it that every comfort was owing to (To whose generosity was it that every comfort was owing)?

Ainsworth's generosity it was that every comfort was owing to (It was to Ainsworth's generosity that every comfort was owing).

His generosity it was that every comfort was owing to (To his generosity it was that every comfort was owing).

oder

Whose generosity was it that every comfort was owing to (To whose generosity was it that every comfort was owing)?

Ainsworth's generosity it was that every comfort was owing to (To Ainsworth's generosity it was that every comfort was owing).

His generosity it was that every comfort was owing to (It was to his generosity that every comfort was owing).

Dann ist der Doppelsinn beseitigt, und die bei Verfahrungsweise II. vorkommende Wortstellung kann man reserviren für einen ganz anderen Sinn; z. B. „Du wirst Dich wundern, wenn ich Dir sage wer ins Zimmer trat: Es war Ainsworth, dessen Grossmuth wir jede Annehmlichkeit des Lebens zu verdanken hatten [oder „Es war der, dessen Grossmuth wir etc.“].

It was Ainsworth (Ainsworth it was), whose generosity every comfort was owing to (to whose generosity every comfort was owing). It was he (He it was) whose generosity every comfort was owing to.

Gegen manche meiner obigen Bemerkungen dürfte man einwenden: Der Nicht-Engländer, welcher über die englische Sprache schreibe oder seine Landsleute in derselben unterrichte, habe diese fremde Sprache nicht zu meistern, habe sie zu lehren wie sie ist und nicht wie sie nach seiner Meinung sein sollte. Wenn er behaupte, dieser oder jener Satz laute richtiger und zierlicher It was to me that etc. als It was I to whom etc., so werde diese Behauptung dadurch widerlegt, dass dieser oder jener anerkannt gute Schriftsteller sich in letzterer Weise ausgedrückt habe.

Hierauf möchte ich Folgendes erwiedern:

Die Richtigkeit und grössere Zierlichkeit der von mir vorgezogenen Satzbildungsweise ergibt sich, meiner Meinung nach, aus dem Geiste der englischen Sprache wie sie ist und nicht nur aus dem Geiste derselben wie sie sein sollte. Der Geist einer Sprache ergibt sich aber noch nicht aus vereinzelten Stellen selbst anerkannt guter Schriftsteller. Wenn

man aus den Schriften aller gebildeten Engländer alle Parallelstellen zu den Sätzen der angeführten Art sammeln würde, so würde man finden, dass die in der von mir gerügten Weise gebildeten Sätze verhältnissmässig vereinzelt dastehen.

Stettin. C. F. S. Haupt.

Shakspeare Illustrated
by The Lex Scripta.

I think I shall be able to illustrate several obscure passages, and words, and expressions of doubtful meaning, in the Works of Shakspeare, by the ancient English Statutes. Many words and expressions which in Shakspeare, are of doubtful meaning, are often used in the ancient Statutes and accompanied by other words and expressions of a similar sense; which explain their meaning.

This Title should have been given to my illustrations 3 Heft of the 31 volume of the Archiv, instead of the Title „Shakspeare's Tenures."

Where in the parliament holden in the eighth year of King Richard the Second, it was enacted, ordained and established, That no man learned in the laws of this realm should from thenceforth be justice of assise in the country where he dwelleth; and that the chief justice of the commonplace should be from thenceforth assigned, among other justices, to the taking of the said assises: but as to the chief justice of the king's bench, there should be done and used as hath been used for the most part by the space of one hundred years next before, as by the said act more at large it doth and may appear: since the making of which said good act and law, divers justices and men learned in the laws of this realm, by their own means, industry and policy, and for their own commodity and ease, have obtained, contrary to the form of the said act, to be justices of assises in the countries and counties where they were

born or were inhabiting, whereby some jealousy of their affection and favour toward their kindsmen, alliance and friends within the said countries or counties where they were so born or inhabiting, hath been conceived and had against them by the king's most loving subjects of the same countries or counties:

Evans.

Give ear to his motions, master Slender: I will description the matter to you, if you be capacity of it.

Slender.

Nay, I will do as my cousin Shallow says: I pray you, pardon me; he's a justice of peace in his country, simple though I stand here.

Merry Wives Act 1 Scene 1.

For reformation whereof, the king's most loving subjects and the commons in this present parliament assembled, most humbly beseech and desire the king's majesty, and that it may be enacted by the king's majesty, with the assent of the lords spiritual and temporal, and the commons, in this present parliament assembled, and by authority of the same, That no justice nor other man learned in the laws of this realm, shall at any time from or after the feast of Easter next coming, use nor exercise the office of justice of assise within any county where the said justice was born or doth inhabit upon pain to forfeit for every offence done contrary to the form of this present act, one hundred pounds" etc. (33 Henry VIII. cap. XXIV, repealed by 12 Glo. 2. c. 27). Slender uses the word country; and in the preamble of this act the words „country" and „county" are used as synonymous terms. The 8 Richard II. cap. 2, which this preamble recites, is in these words,

Item concordatum est et statutum quod nullus homo de lege sit de cetero justitiarius assisarum vel communis deliberationis gaolarum in propria patria sua et quod capitalis justitiarius de communi banco assignetur inter alios ad hujusmodi assisas capiendas et ad gaolas deliberandas. Sed quo ad capitalem justitiarum de banco Regis fiat sicut pro majore parte centum armorum proxime preteritorium fieri consuevit.

The words „in propria patria sua" are correctly repre-

sented in the English translation of this statute by the words in his own country, but they signify in his own county: in other words, the word country was formerly, frequently used to signify county, a sense in which it is now obsolete. These enactments concern, justices of assize, justiciarii ad capiendas assisas, such as were wont by special commission to be sent (as occasion was offered) into this or that County, to take assizes for the case of the subjects; for whereas these actions pass always by Jury, so many men might not, without great damage and charge be brought up to London, and therefore Justices for this purpose, by commission particularly authorised, were sent down to them: but these enactments do not affect Justices of the peace justiciarii ad pacem, they that are appointed by the kings commission to keep the Peace of the county where they dwell. We now-a-days say „justice of the peace," but in many ancient statutes we find „justice of peace," instead of „justices of the peace;" — and as far as I can remember, Shakspeare always, as in this passage,

Cade.

Thou hast appointed justices of peace, to call poor men before them about matters they were not able to answer.

omits the definite article.

Posthumus.

Italian fiend! — Ah me, most credulous fool,
Egregious murderer, thief, any thing
That 's due to all the villains past, in being,
To come! — O, give me cord, or knife, or poison,
Some upright justicer! Thou, king, send out
For torturers ingenious: it is I
That all the abhorred things o' the earth amend,
By being worse than they.

Cymbeline Act 5 Scene 5.

Recognitiones de nova dissaisina de morte antecessoris non capiantur nisi in suis comitatibus et hoc modo; nos vero si extra regnum fuerimus capitalis justiciarius noster mittemus justiciarios per unumquemque comitatum semel in anno qui cum militibus comitatuum capiant in comitatibus assisas predictas. Et ea quae in illo adventu suo in comitatu per justi-

ciaros predictos ad dictas assisas capiendas missos terminari non possunt per eosdem terminentur alibi in itinere suo et ea quae per eosdem propter difficultatem aliquorum articulorum terminari non possunt referantur ad justiciarios nostros de banco et ibi terminentur. Magna Charta 9 Henry III. cap. 12. In Coke's translation of this Chapter the word justiciarius is represented by justicer.

Assises of novel disseisin and of mort dancester, shall not be taken but in the shires, and after this manner; if we be out of this realm, our chief justicers shall send our justicers through every county once in the year, which, with the knights of the shires, shall take the said assises in those counties; and those things that at the coming of our foresaid justicers, being sent to take those assises in the counties, cannot be determined, shall be ended by them in some other place in their circuit; and those which for difficulty of some articles cannot be determined by them, shall be referred to our justicers of the bench, and there shall be ended.

Coke in his exposition of this chapter says „It is to be observed, that before the reign of King Edward I. the king's chief justice was sometimes called summus justitiarius, sometimes, praesidens justitiarius, and sometimes capitalis justiciarius. In anno primo Edward I. his chief justice was called capitalis justiciarius ad placita coram rege tenenda, and so ever since; and this chief justice is created by write, and all the rest of the justices of either bench, by letters patent. In Glanvile's time, and before, the king's justices were called justiciae, the returns of writs being coram justiciis meis, so as the king's justices were antiently called justiciae, for that they ought not to be only justi in the concrete, but ipsa justitia in the abstract. Since that time, as by this great charter in many places it appeareth, they are called „justitiarii a justicia." It seems that the word justicer does not signify simply „justice of the peace" or „magistrate," but justice of assise, or, as they are termed at the present day „judges."

Lear.

To have a thousand with red burning spits
Come hizzing in upon them: —

Edgar.

The foul fiend bites my back.

Fool.

He 's mad, that trusts in the tameness of a wolf, a horse's health, a boy's love, or a whore's oath.

Lear.

It shall be done, I will arraign them straight. —
Come, sit thou here, most learned justicer; —
Act 3 Scene 6.

The word is evidently used by Lear to signify not „justice of the peace“ or „magistrate,“ but justice of assise, because it is used in connection with the legal term arraign.

Lear.

I 'll see their trial first. — Bring in the evidence. —
Thou robed man of justice take thy place; —
(To Edgar.)
And thou, his yoke-fellow of equity,
(To the Fool.)
Bench by his side. — You are of the commission,
(To Kent.)
Sit you too.

Edgar.

Let us deal justly.

Lear.

Arraign her first; 'tis Goneril. I here take my oath before this honourable assembly, she kicked the poor king her father.

Fool.

Come hither, mistress: Is your name Goneril?

Lear.

She cannot deny it.

Fool.

Cry you mercy, I took you for a joint-stool.

Lear.

And here 's another, whose warp'd looks proclaim
What store her heart is made of. — Stop her there!
Arms, arms, sword, fire! — Corruption in the place!
False justicer, why hast thou let her 'scape?
Act 3 Scene 6.

And prisoners are arraigned before justices of assise, but not before justices of the peace or magistrates. „Justice of peace“ and „Justicer“ are accurately represented in the translation of Schlegel and Tieck, by „Friedensrichter“ and „Richter.“ Arraigned within the verge for murther. Stamf. Pl. Cor. fol. 150. Spelman thinks it should be arrame and that derived from arramare, an obsolete Latin word, proceeding from the old French arramir, jurare, solemniter profiteri; but we rather stick to the old and common writing. (Cowell's Interpr.) But it has been said that the true derivation is from the French arraisonner, i. e. ad rationem ponere, to call a man to answer in form of law (I. Inst. 262). But no man is properly arraigned but at the suit of the king, upon an indictment found against him, or other record, wherewith he is to be charged.

Albany.
Shut your mouth, dame,
Or with this paper shall I stop it. — Hold, sir: —
Thou worse than my name, read thine own evil: —
No tearing, lady; I perceive, you know it.
(Gives the letter to Edmund.)

Goneril.
Say, if I do; the laws are mine, not thine:
Who shall arraign me for 't?

Goneril may refer to the law, that no person can be properly arraigned but at the suit of the king, for she says „the laws are mine, who shall arraign me for it;“ or to the legal maxim „Rex non potest peccare.“ But although this word seems always, in Shakspeare's Works to imply a charge or accusation, it appears sometimes without being connected with the criminal procedure.

Duke.
Repent you, fair one, of the sin you carry?

Juliet.
I do; and bear the shame most patiently.

Duke.
I 'll teach you how you shall arraign your conscience,
And try your penitence, if it be sound,
Or hollowly put on.

Measure For Measure.

Poor Ophelia
Divided from herself, and her fair judgment;
Without the which we are pictures, or mere beasts.
Last, and as much containing as all these,
Her brother is in secret come from France:
Feeds on his wonder, keeps himself in clouds,
And wants not buzzers to infect his ear
With pestilent speeches of his father's death;
Wherein necessity, of matter beggar'd,
Will nothing stick our person to arraign
In ear and ear. O my dear Gertrude, this,
Like to a murdering piece, in many places
Gives me superfluous death.

Hamlet Act 4 Scene 5.

Albany.

What news?

Messenger.

O my good lord, the duke of Cornwall's dead;
Slain by his servant, going to put out
The other eye of Gloster.

Albany.

Gloster's eyes!

Messenger.

A servant that he bred, thrill'd with remorse,
Opposed against the act, bending his sword
To his great master; who, thereat enraged,
Flew on him, and amongst them fell'd him dead:
But not without that harmful stroke, which since
Hath pluck'd him after.

Albany.

This shews you are above,
You justicers, that these our nether crimes
So speedily can venge! —

Lear Act 4 Scene 2.

Arraigne, arraine, from the french arranger, that is, to set a thing in order in its place, and the same signification it hath in law: for example, he is said to arraine a writ of Novel Desseisin in a county, that setteth it for trial before the justices of the circuit. Old. Nat. Brev. fol. 109. To arrain the assise, is to cause the tenant to be called, to make the plaint, and set the cause in such order, as the tenant may be enforced to

answer thereto. (Co. Litt. 226). This word is generally used, by Shakspeare, in the sense in which it is used in our criminal Law: a prisoner is said to be arraigned, when he is indicted and brought forth to his trial.

Desdemona.
Beshrew me much, Emilia,
I was (unhandsome warrior as I am,)
Arraigning his unkindness with my soul;
But now I find, I had suborn'd the witness,
And he 's indited falsely.
Othello Act 3 Scene 4.

Leontes.
Read the indictment.

Officer.
Hermione, queen to the worthy Leontes, king of Sicilia, thou art here accused and arraigned of high treason, in committing adultery with Polixenes, king of Bohemia; and conspiring with Camillo to take away the life of our sovereign lord the king, thy royal husband: the pretence whereof being by circumstances partly laid open, thou, Hermione, contrary to the faith and allegiance of a true subject, didst counsel and aid them, for their better safety, to fly away by night.
Winter's Tale Act 3 Scene 2.

This indictment contains two distinct charges of treason, within the Statute 25 Edward 3 De proditionibus, which is in this words:

Auxint pur ceo que divers opinions ount estre eins ceux heures qen case doit estre dit treason, et en quel case nemi, le roy a le request des segniors et commons ad fait declarisment que ensuist. Cest assavoire, quant home fait compasser ou imaginer la mort nostre seignior le roy, madame sa campaigne, ou de lour fitz eigne et heire. Ou si home violast la compaigne le roy, ou leigne file le roy nient marie, ou la compaigne leigne fitz et heire le roy. Ou si home leve guerre enconter nostre seignior le roy en son realme, ou soit aidant as enemies nostre dit seignior le roy en son roialme, ou per aylours, et de ceo provablement soit attaint de overt fact per gents de lour condition. Et si home counterface le grand, ou privie, Seal le Roy, ou sa monye. Et si home apport faux money en cest roialme counterfait al mony dangliterre, si come la mony apelle

Lusheburgh, ou auter sembleblea la dit mony dangliterre, sachant le mony estre faux, pur merchander ou payment faire endisceite nostre dit seignior le roy et de son people. Et si home tuast Chancellor, Treasurer, ou Justices nostre seignior le roy del un Banke ou del auter, Justices in Eire et dassises, et touts auters Justices assignes de Oier et Terminer esteaunts en lour places en fesants lour offices. Et soit a entendre que les cases suisnomes doit estre adjudge treason, que se extent a nostre seignior le roy et sa Roiall Majesty: Et de tiel manner de Treason la forfeiture des escheates appertenont a nostre seignior le roy, cibien des terres et tenements tenens des auters, come de luy mesme. Concerning the words „si home violast la compaigne“ (which is all one with consort or wife), Coke says „violare is here taken for carnaliter cognoscere; and it is no treason, unless it be done during the marriage with the king, and extendeth not to a Queen Dowager, as hath been said. And if the wife of a king doth yield and consent to him that committeth this Treason, it is Treason in her. (Co. 3. Inst. cap. 1). It is well known that it is treason to conspire to take away the life of the Sovereign; but I think, many readers of Shakspeare, without these explanations, would be at a loss to conceive how adultery could be high treason. The indictment also charges that Hermione „did counsel, and aid them“ and the statute enacts „si home leve guerre enconter nostre seignior le roy en son realme, ou soit aidant as enemies nostre dit seignior ley roy en son roialme.“

Where it is enacted and established in the XXVII. year of our sovereign lord the king that now is, as well for the increase and augmentation of good rule and order to be had and done in the county palatine of Chester, and other shires, as for the administration of justice among the king's subjects there, That the lord chancellor of England, or the lord keeper of the great seal for the time being, shall have authority from time to time to nominate and appoint justices of peace, justices of quorum, (see archiv Band XXX. pag. 400), and justices of gaol-delivery, as well within the said county palatine of Chester, and other shires and parts of Wales, by commission under the king's great seal;

Act I.

Scene I. — Windsor. Before Page's House.

Enter Justice Shallow, Slender, and Sir Hugh Evans.

Shallow.

Sir Hugh, persuade me not; I will make a Star-chamber matter of it: if he were twenty Sir John Falstaffs, he shall not abuse Robert Shallow, esquire.

Slender.

In the county of Gloster, justice of peace, and coram.

Cade.

Thou hast appointed justices of peace, to call poor men before them about matters they were not able to answer.

Henry VI. Act 4 Scene 7.

which persons so named shall have full power and authority to enquire, hear and determine all manner of thing and things inquirable, presentable, or determinable before justices of peace, justices of quorum, and justices of gaol-delivery in other shires of this realm of England, and to do, use and execute everything and things as other justices of peace, quorum and gaol-delivery, do in other shires of England, and that they shall keep their sessions there, as they do in other shires of England upon like penalty as hath been ordained for such abuses in such justices in other shires of England; any law, act, statute, usage, custom, privilege, prescription or liberty to the contrary thereof in any wise nothwithstanding, as in the said statute made in the said XXVII. year, amongst other things more plainly appeareth: by reason of which act it is now used to keep sessions in the said county palatine of Chester, as it is used in other shires of England.

Cominius.

Well — on to the market-place.

Coriolanus.

Whoever gave that counsel, to give forth
The corn o' the store-house gratis, as 'twas used
Sometime in Greece, —

Menenius.

Well, well, no more of that.

Coriolanus.

(Though there the people had more absolute power),
I say, they nourish'd disobedience, fed
The ruin of the state.

Coriolanus Act 3 Scene 1.

Also it is used in the said county palatine of Chester, that the justicer of the same for the time being hath yearly, time out of mind, used to keep the shires or county days in manner and form following, that is to say (see Archiv Band XXX. pag. 414) one year eight shires or county days, and another year nine shires or county-days, to the which the gentlemen, freeholders and suitors of the said county, are bounden of ancient custom and duty to appear and give their attendance to serve the king; which shires and county-days, come very oftentimes in the year;

Banquo.

That, trusted home,
Might yet enkindle you unto the crown,
Besides the thane of Cawdor. But 'tis strange:
And oftentimes, to win us to our harm,
The instruments of darkness tell us truths;
Win us with honest trifles, to betray us
In deepest consequence. —

Macbeth Act 1 Scene 3.

Her song was tedious, and outwore the night,
For lovers' hours are long, though seeming short:
If pleased themselves, others, they think, delight
In such like circumstance, with such like sport:
Their copious stories, oftentimes begun,
End without audience, and are never done.

Venus and Adonis.

Hotspur.

Diseased nature oftentimes breaks forth
In strange eruptions?

1. Henry IV. Act 3 Scene 1.

Antiphilus of Ephesus.

I know a wench of excellent discourse, —
Pretty and witty; wild, and yet, too, gentle; —
There will we dine: this woman that I mean,
My wife (but, I protest, without desert),

Hath oftentimes upbraided me withal;
To her will we to dinner. —
Comedy of Errors Act 3 Scene 1.

Pembroke.
When workmen strive to do better than well,
They do confound their skill in covetousness:
And, oftentimes excusing of a fault,
Doth make the fault the worse by the excuse;
As patches, set upon a little breach,
Discredit more in hiding of the fault,
Than did the fault before it was so patch'd.
King John Act 4 Scene 2.

and now by reason of the said new statute of justices of peace „had in the said county, being bounden of their said old custom and law to give their attendance and appearance to the said shires and county-days, are now bounden also to give their appearance and attendance at four quarter sessions, and other privy sessions in the said county;

Macbeth.
How does your patient, doctor?

Doctor.
Not so sick, my lord,
As she is troubled with thick-coming fancies,
That keep her from her rest.
Act 5 Scene 3.

by mean whereof the said appearance and attendance cometh so oftentimes and so thick together, that at many times they cannot depart from the one court, and attend their business scarcely one day, or sometimes less, but they must again ride to serve the other court, which is too painful, chargeable, intolerable and importune for any man to sustain and abide: in consideration whereof be it enacted etc.“ 32. Henry VIII. cap. XLIII.

Purview est ensement, que les felons escries, et queux sont apertement de male fame, et ne se voilent mitter en enquests des felonies, que homes met sur eux devant justices a la suit le roy, soient mises en la prison forte et dure come ceux queux refusent estre al common ley de la terre. Mes ceo nest mye a entender pur prisoners que sont prises per legier suspec-

tion. (Statutum de Westminster Primer 3. Edward I. cap. XII.)

Pain fort et dure, signified a punishment inflicted on those who being arraigned of felony, and refusing to put themselves upon the ordinary trial of God and the country, were, by the interpretation of law considered to be mute. This pain fort et dure, was vulgarly called pressing to death.

Duke.
Upon mine honour, thou shalt marry her.
Thy slanders I forgive; and therewithal
Remit thy other forfeits: — Take him to prison:
And see our pleasure herein executed.

Lucio.
Marrying a punk, my lord, is pressing to death, whipping, and hanging.

Duke.
Slandering a prince deserves it. —
Measure For Measure Act 5 Scene 1.

„The judgement," says Coke, is that the man or woman shall be remanded to the prison, and laid there in some low and dark house, where they shall lie naked on the bare earth without any litter, rushes, or other clothing, and without any garment about them, and that they shall lie upon their backs, their heads uncovered and their feet, and one arm shall be drawn to one quarter of the house with a cord, and the other arm to another quarter, and in the same manner shall be done with their legs, and there shall be laid upon their bodies iron and stone, so much as they may bear, and more, and the next day following they shall have three morsels of barley bread without any drink, and the second day they shall drink thrice of the water that is next to the house of the prison (except running water) without any bread, and this shall be their diet until they be dead. (2. Inst. 178).

Wood in his Institute 2nd edition page 633 says, „If one arraigned of Petit Treason or Felony stands mute, or answers nothing at all, it shall be enquired whether he stands mute on purpose, or whether he is dumb. If he stands mute out of stubborness, or if he hath cut out his tongue, or he does not

plead directly to the fact, or does not put himself upon a trial by the country if a commoner, or if a peer by God and his peers, after he has pleaded not guilty, he shall be put to the penance. The penance in cases of Petit Treason and Felony is the pain fort et dure, with forfeiture of Goods. But before the judgement passes the Court orders his thumbs to be tied together with whip-cord, and to be drawn together by the whole strength of two men, to give the criminal a taste of the pain to be endured, if he will not then comply. This „continues wood" is the practice at Newgate Sessions." Coke is of opinion that the judgment pain fort et dure was before the making of this act (see 2 Inst. 178 & 179): and Hale in his Pleas of the Crown says that the punishment of pressing to death did not arise from this statute, but was antiently inflicted by the Common Law. (sed quaere) This punishment was common long before and after Shakspeare's time, and it is reasonable to suppose that any allusion to „pressing to death" would be well understood by the audiences of the „Globe."

Ursula.
Sure, sure, such carping is not commendable.

Hero.
No: not to be so odd, and from all fashions,
As Beatrice is, cannot be commendable:
But who dare tell her so? If I should speak,
She 'd mock me into air; O, she would laugh me
Out of myself, press me to death with wit.
Therefore let Benedick, like cover'd fire,
Consume away in sighs, waste inwardly:
It were a better death than die with mocks;
Which is as bad as die with tickling.
Much Ado Act 3 Scene 1.

Lucio and Hero may both allude to Pain fort et dure:

Pandarus.
Amen. Whereupon I will shew you a chamber and a bed, which bed, because it shall not speak of your pretty encounters, press it to death: away.
And Cupid grant all tongue-tied maidens here
Bed, chamber, Pandar to provide this gear! [Exeunt.
Troilus and Cressida Act 3 Scene 2.

1. Servant.

What, think you then, the king shall be deposed?

Gardener.

Depress'd he is already; and deposed,
'Tis doubt, he will be: Letters came last night
To a dear friend of the good Duke of York's,
That tell black tidings.

Queen.

O, I am press'd to death,
Through want of speaking! — Thou, old Adam's likeness,
(Coming from her concealment.)
Set to dress this garden, how dares
Thy harsh-rude tongue sound this unpleasing news?
What Eve, what serpent, hath suggested thee
To make a second fall of cursed man?
Why dost thou say, King Richard is deposed?
Darest thou, thou little better thing than earth,
Divine his downfall? Say, where, when, and how,
Camest thou by these ill-tidings? speek, thou wretch.
Richard II. Act 3 Scene 4.

And the Queen and Pandarus seem to refer not only to this punishment, but also to its cause, namely, „refusing to speak“ or „standing mute,“ or to use the Queen's own words „want of speaking;“

Othello.

Will you, I pray you, demand that demi-devil,
Why he hath thus ensnared my soul and body?

Jago.

Demand me nothing: What you know, you know:
From this time forth I never will speak word.

Lodovico.

What? not to pray?

Gratiano.

Torments will ope your lips.

but although Jago says,

„From this time forth I never will speak word,“

and Gratiano says

„Torments will ope your lips.“

I think it is very doubtful whether Shakspeare, in this pas-

sage from Othello, refers to the punishment vulgarly called pressing to death.

Lear.

Of all these bounds, even from this line to this,
With shadowy forests and with champains rich'd;
With plenteous rivers, and wide-skirted meads,
We make thee lady. To thine and Albany's issue
Be this perpetual. —

Act 1 Scene 1.

To the king our sovereign lord, praieth, unto your Highness your true subjects and commons in this present parliament assembled, That were in time passed this your realm of England hath greatly been encreased and riched by the mean of true making and draping, and also of true dying of woollen cloth, whereby a great substance of the people of your said realm have been set on work, and not fallen to idlenesse, as dailly nowe they doo, but thereby truly have gotten ther levying etc. 1. Richard III. cap. VIII.

Othello.

The tyrant custom, most grave senators,
Hath made the flinty and steel couch of war
My thrice-driven bed of down: I do agnize
A natural and prompt alacrity,
I find in hardness; and do undertake
These present wars against the Ottomites.
Most humbly therefore bending to your state,
I crave fit disposition for my wife;
Due reference of place, and exhibition;
With such accommodation, and besort,
As levels with her breeding.

Act 1 Scene 3.

The obsolete verb „agnize“ is used in the preamble of the 1. James I. cap. I. „— albiet we your Majesty's loyal and faithful subjects, of all estates and degrees, with all possible and publick joy and acclamation, by open proclamation within few hours after the decease of our late sovereign Queen, acknowledging thereby with one full voice of tongue and heart, That your majesty was our only lawful and rightful liege lord and sovereign, by our unspeakable and general rejoycing and applause at your Majesty's most happy inauguration and coronation,

by the affectionate desire of infinite numbers of us, of all degrees, to see your royal person, and by all possible outward means have endeavoured to make demonstration of our inward love, zeal and devotion to your most excellent Majesty, our undoubtful rightful liege sovereign lord and king:

Duke.
What is that Barnardine, who is to be executed in the afternoon?

Prov.
A Bohemian born; but here nursed up and bred: one that is a prisoner nine years old.

Duke.
How came it, that the absent duke had not either deliver'd him to his liberty, or executed him? I have heard, it was ever his manner to do so.

Prov.
His friends still wrought reprieves for him: And, indeed, his fact, till now in the government of lord Angelo, came not to an undoubtful proof.

Measure For Measure Act 4 Scene 2.

Yet as we cannot do it too often, or enough, so can there be no means or ways so fit, both to sacrifice our unfeigned and hearty thanks to Almighty God, for blessing us with a sovereign adorned with the rarest gifts of mind and body, in such admirable peace and quietness, and upon the knees of our hearts to agnize our most constant faith, obedience and loyalty to your Majesty and your royal progeny, as in this high court of parliament, where all the whole body of the realm, and every particular member thereof, either in person or by representation (upon their own free elections) are by the laws of this realm deemed to be personally present."

Exhibitio, an allowance for meat and drink such as the religious appropriators made to the poor depending vicar. So in all Churches appropriated to the Abbey of Osney — vicarius habebit sufficientem exhibitionem sicut Canonicii quoad victualia in mensa Canonicorum ubi Canonici moram faciunt. — Paroch. Antiquit. p. 304. The benefactions settled on the foundation are now called exhibitions (Cowell Interpr.).

Antonio.

My will is something sorted with his wish:
Muse not that I thus suddenly proceed;
For what I will, I will, and there an end.
I am resolved that thou shalt spend some time
With Valentinus in the emperor's court;
What maintenance he from his friends receives,
Like exhibition thou shalt have from me.
To-morrow be in readiness to go:
Excuse it not, for I am peremptory.

Two Gentlemen of Verona Act 1 Scene 3.

Gloster.

Kent banish'd thus! And France in choler parted!
And the king gone to-night! subscribed his power!
Confined to exhibition! All this done
Upon the gad! — Edmund! how now? what news?

Lear Act 1 Scene 2.

The word exhibition seems to be used in a sense similar to this by Othello, Antonio and Gloster.

Titus.

'Tis sure enough, an you knew how,
But if you hurt these bear-whelps, then beware:
The dam will wake; and, if she wind you once,
She 's with the lion deeply still in league,
And lulls him whilst she playeth on her back,
And, when he sleeps, will she do what she list.
You 're a young huntsman, Marcus; let it alone;
And, come, I will go get a leaf of brass,
And, with a gad of steel, will write these words,
And lay it by: the angry northern wind
Will blow these sands, like Sibyl's leaves, abroad,
And where 's your lesson then? — Boy, what say you?

Titus Andronicus Act 4 Scene 1.

Where divers persons of late have deceitfully forged and made of certain iron, called Bilbow iron, like to the fashion and manner of gadds of steel, and have sold the same so forged to divers of the king's subjects for steel, whereby the greatest part of edged tools, weapons and other necessary things having edges, are of little or no value or goodness, to the great hurt of the king's loving subjects: for reformation whereof, be it enacted by the king's highness, by the assent of the lords spiritual and temporal, and of the commons, in this present par-

liament assembled, and by the authority of the same, That if any person after the first day of May next coming do forge or make such gadds of any iron,

> Will you buy any tape,
> Or lace for your cape,
> My dainty duck, my dear-a?
> Any silk, any thread,
> Any toys for your head,
> Of the new'st, and fin'st, fin'st wear-a?
> Come to the pedler;
> Money's a medler,
> That doth utter all men's ware-a.
>
> Song Act 4 Scene 3.

or utter or put to sale any such gadds of any iron, he shall forfeit for every gadd so forged or uttered,

> Princess.
> Good lord Boyet, my beauty, though but mean,
> Needs not the painted flourish of your praise;
> Beauty is bought by judgment of the eye,
> Not utter'd by base sale of chapmen's tongues:
> I am less proud to hear you tell my worth,
> Than you much willing to be counted wise,
> In spending your wit in the praise of mine.
> But now to task the tasker.
>
> Love's Labour Act 2 Scene 1.

or put to sale, IV. d. the moiety of which forfeiture shall be to the king, and the other moiety to him or them that will sue for the same in any of the king's courts of record, by action, bill, plaint or information, in the which action, bill, plaint or information no wager of law, protection or essoin shall be allowed or admitted (2. and 3. Edward VI. cap. XXVII). It appears from this statute that gadds of steel were used for making „edges for tools, weapons and other necessary things having edges.“

„Flemish steel is brought down the Rhine to Dort, and other parts of Holland and Flanders, some in bars, and some in gads; and therefore called Flemish steel, and sometimes gad steel.“ (Moxon's Mechanical Exercises).

Enter Imogen,

Imogen.

A father cruel, and a step-dame false;
A foolish suitor to a wedded lady,
That hath her husband banish'd, — O, that husband!
My supreme crown of grief! and those repeated
Vexations of it! Had I been thief-stolen,
As my two brothers, happy! but most miserable
Is the desire that's glorious: Blessed be those,
How mean soe'er, that have their honest wills,
Which seasons comfort. —

Cymbeline Act 1 Scene 7.

And if also that it happen any heart or quick cattle to come, go or escape into any of the said forests by stray or thief-stolen, or otherwise, the said foresters, rulers, walkers or farmers, after knowledge to him or them given, have likewise unlawfully used to seise and take the same beast or cattle as his or their own and mark them with the marks of their forest there used, and so seised, marked, taken, and them retain as cattle forfeited unto their own use; by reason where of the owner and owners of the same cattle have been clear without remedy for the having again of the said cattle, except only by way of redemption or buying again of their own cattle, contrary to all equity and conscience etc. 27. Henry VIII. cap. VII.

Falstaff.

O, thou art a perpetual triumph, an everlasting bonfire-light! Thou hast saved me a thousand marks in links and torches, walking with thee in the night betwixt tavern and tavern: but the sack that thou hast drunk me, would have bought me lights as good cheap, at the dearest chandler's in Europe. I have maintained that salamander of yours with fire, any time this two-and-thirty years; Heaven reward me for it! 1. Henry IV. Act 3 Scene 3.

For as much as dearth, scarcity, good cheap and plenty, of cheese, butter, capons, hens, chickens and other victuals necessary for man's sustenance, happeneth, riseth, and chanceth of so many and divers occasions, that it is very hard and difficult to put any certain prices to any such things; and yet nevertheless the prices of such victuals be many times inhanced and raised by the greedy covetousness and appetites of the owners of such victuals, by occasion of ingrossing and regrating the same, more than upon any reasonable or just ground or cause, to the great damage and impoverishing of the king's subjects. For remedy whereof be it enacted etc. 25. Henry VIII. cap. 2.

W. L. Rushton.

Beurtheilungen und kurze Anzeigen.

Vorschule der Dichtkunst. Theoretisch-praktische Anleitung zum deutschen Vers- und Strophenbau mit vielen Aufgaben und beigegebenen Lösungen. Von Heinrich Viehoff, Professor und Director. Braunschweig, Druck und Verlag von George Westermann. 1860.

Als Hauptaufgabe seines Werkes giebt der Verfasser an: es wünsche „den Schulen, welche metrische Uebungen unter ihre deutschen stilistischen Arbeiten aufgenommen haben oder aufnehmen wollen, nicht etwa bloss durch theoretische Erörterungen, sondern mehr durch eine methodisch geordnete Reihenfolge eigens zu diesem Zwecke eingerichteter Aufgaben zu Hilfe zu kommen;" es möchte „aber auch über den Kreis der Schule hinaus denen, die deutsche Verse und Strophen kunstgerecht zu bauen wünschen — und ihrer giebt es nicht wenige — förderlich sein." Der Verfasser fügt dann hinzu, seine Schrift sei „nebenher bemüht, mehrere Partieen der Metrik auf eine für die Praxis fruchtbarere Weise zu behandeln, als es in den gangbaren Lehrbüchern der Metrik geschieht, so dass man ihr auch unter diesen eine eigene Stelle einräumen möchte."

Was der Verfasser auf „eine Reihe bedenklicher Fragen," welche sich gegen die Erklärung über die Hauptaufgabe erheben werden, in ausführlicher und eingehender Weise im Vorworte erwiedert, kann Referent aus Ueberzeugung theilen. Wir fürchten weder Förderung der krankhaften Neigung zum Versemachen und unerträgliches Anwachsen der Zahl der Dichterlinge, noch nachtheilige Folgen der metrischen Uebungen für die Jugend; wir meinen mit dem Verfasser, dass, je mehr zum Bewusstsein kommt, was alles zu einem wahren Gedicht erforderlich ist, desto weniger Unberufene zur Poesie sich drängen; wir meinen ferner, dass metrische Uebungen, mit weisem Masse angewandt, schon durch die Herrschaft des strengen Gesetzes eine höchst heilsame Zucht üben und der Bildung der Phantasie wie des Willens gleichermassen dienen müssen. Dagegen könnte es Wunder nehmen, dass der bewährte Pädagog nicht ein anderes Bedenken in den Bereich zieht, von dem Referent schon früher gelegentlich gesprochen hat. (Vergl. XV, 4, S. 255 d. Zeitschr. für Gymn. W.) Es möchte den Leser ermüden, wenn hier wiederholt würde, was damals bei Gelegenheit der Beurtheilung des Werkes von Dr. Rod. Benedix in Betreff des Unternehmens, ein Buch für die Schule und zugleich zum Selbstunterricht zu bestimmen, bemerkt werden musste. Es wird sehr schwierig sein, diese beiden offenbar ganz verschiedenen Zwecke so zu vereinigen, dass jedem

sein volles Recht widerfahre; und die Vermuthung liegt nahe, dass eine Schrift, die einen derartigen Doppelzweck auf dem Titel oder im Vorworte als den ihrigen ausspricht, bei manchem Pädagogen ein ungünstiges Vorurtheil gegen sich erwecken werde, gegen welches selbst die Bürgschaft, die etwa in dem Namen des Verfassers liegt, nicht immer ein ausreichendes Gegengewicht bietet.

Der Verfasser spricht sich im Vorworte über die Aufgaben und beigefügten Lösungen aus. Wir können ihm nur beistimmen, wenn er sagt, dass es nicht pädagogisch, nicht methodisch sein würde, Musterstücke unserer Nationalliteratur zu metrischen Uebungen in der Art zu verwenden, dass man ihre Stoffe dem Lehrling zur eigenen Bearbeitung hingiebt, um demnächst das Muster dieser gegenüberzustellen. Schon die grosse Geläufigkeit dieser Muster wäre oft ein Hinderniss; mehr im Wege stünde die begründete Befürchtung des Verfassers, den Anfänger durch die Höhe des unerreichbaren Ideals zu entmuthigen; am schwersten aber würde nach des Referenten Ansicht das Bedenken, dessen der Verfasser nicht erwähnt, in die Wagschale fallen, dass die Bildung des Geschmacks und der Phantasie durch eine in solchem Falle unerlässliche anatomische Procedur an den Musterstücken unserer Literatur geradezu Schaden leiden würde. Wir haben doch nicht genug davor uns zu hüten, dass das sprichwörtlich gewordene Steckenpferdreiten auf ἄν und κε etc. bei der Lectüre der Alten in der Schule und mit der Jugend auch in die Lectüre der grossen Dichtungen unseres Volkes übertragen werde oder resp. bleibe. Wenn nun also der Verfasser solche Lösungen der Aufgaben beibringt, welche, „grösstentheils aus metrischen Uebungen hervorgegangen, mehr, als Gedichte, die man unseren Classikern entnommen hätte, die Bürgschaft in sich tragen, dass die Aufgaben nicht zu hoch gegriffen sind," so ist dies gewiss durchaus zu loben oder mit Dank anzunehmen. Wenn er aber demnächst zu dem Geständniss, dass an den beigebrachten Lösungen sich Mängel finden würden, hinzufügt, dass einige Mängel „absichtlich nicht getilgt worden" seien, so vermögen wir darin ein pädagogisches Mittel nicht zu erkennen. Haben wir einmal aus pädagogischem Gesichtspunkt zwar von der Benutzung der anerkannten classischen Musterstücke Abstand genommen, dann gilt uns, sollten wir denken, das vom Verfasser selbst im Vorworte angedeutete pädagogische Axiom als ein kategorischer Imperativ: dass das Allerbeste für die Jugend nur eben gut genug ist. Wir werden daher dem Verfasser die vielfache Anregung und Belehrung, welche wir auch aus dieser Schrift, wie anderweitig aus seiner Feder, empfangen haben, an unsrem bescheidenen Theile nicht besser danken können, als dadurch, dass wir auch auf die Lösungen der Aufgaben näher eingehen und mit unseren Vorschlägen zu etwaigen Verbesserungen nicht zurückhalten.

Der erste Cursus des vorliegenden Werkes handelt von den reimlosen Versen, der zweite von Reimversen und Reimstrophen.

Der erste Cursus erörtert in §. 1 die Prosodie oder Silbenwägung. Als Bindungsmittel der gebundenen Rede werden bezeichnet Rhythmus und Gleichklang, von denen im ersten Cursus jener, im zweiten dieser den Ausgangspunkt bildet, welcher letztere uns also vorerst noch nicht angeht. Was den Rhythmus betrifft, so ist derselbe in den alten Sprachen zwar quantitirend, in unserer Muttersprache aber nur accentuirend; wenigstens spielt die Quantität nur eine sehr untergeordnete Nebenrolle, die einstweilen ganz ausser Acht bleibt. So beruht denn der Rhythmus bei uns auf einer geregelten Folge von betonten und unbetonten Silben. Der Verfasser hätte dafür sofort auch setzen können: „von schweren und leichten;" diese Bezeichnung ist gerechtfertigt, sobald wir mit dem Verfasser Prosodie = Silbenwägung setzen, was für unsere Sprache gewiss richtig ist. Natürlich giebt es denn auch halbschwere Silben, wie uns z. B. die Wörter „Kunstwerk," „Schneeberg" u. a. zeigen, in denen die zweite Silbe

nicht unbetont oder leicht heissen kann. Solche Silben von mittlerer Art nennt der Verfasser „tieftonige," zu deren ausdrücklicher Bezeichnung er den Gravis (`) gebraucht, während die „hochtonigen" durch den Acutus (´) näher bezeichnet, die tonlosen dagegen ohne Zeichen gelassen werden. Dazu kommt nun noch die Erfahrung, dass innerhalb der tieftonigen Silben Abstufungen des Accents stattfinden; wenn gleich wir in den Beispielen des Verfassers (Angstschrei und Jammergeschrei, vernunftlos und heimathlos) verschiedene Tonstufen der je letzten Silbe nicht zu erkennen vermögen; aber gerade solche Verschiedenheit der Auffassung unterstützt für uns die feste Ueberzeugung, dass die tieftonigen (mitteltonigen, halbschweren, mittelgewichtigen) Silben eine grosse Freiheit in ihrer Verwendung in Arsis oder Thesis gestatten. („Arsis" und „Thesis" werden vom Verfasser in selbstverständlicher Art erklärt).

Der Verfasser führt das Tongewicht der verschiedenen Silben auf Regeln zurück. Dr. Rod. Benedix hat in seinem Werke „der mündliche Vortrag" sehr eingehend und vielseitig dieses Gebiet entwickelt und wir verweisen auf dieses Werk wie auf unseren Bericht über dasselbe (s. oben); das so eben erschienene neue Werk desselben Verfassers über den Rhythmus ist uns bis jetzt (Mai 1862) noch nicht bekannt geworden, wird aber nicht weniger, als jenes, den Sachkundigen und Gründlichen verrathen. Unser Verfasser konnte in dem uns vorliegenden Werke nicht so ausführlich sein; übrigens sind seine Regeln über das Tongewicht der verschiedenen Silben und Wörter gewiss meistens treffend. Nur in der Natur der Sache wird es liegen, dass es vielerlei „Licenz" giebt auf einem noch wenig angebauten Felde. Was aber Fehler ist und bleibt, darf nie als Licenz gelten; der Verfasser hätte eine Accentuation wie diese: „Gŏtt Vātĕr Gŏtt Sŏhn ŭnd Gŏtt hĕilīgĕr Gĕist" als entschieden fehlerhaft bezeichnen müssen; „Gott" kann nimmermehr als unbetont gelten. Anders verhält es sich z. B. mit dem Verse: „das furchtbare Geschlecht der Nacht" von Schiller. Der Verfasser findet den Rhythmus: „das furchtbārĕ Geschlecht" unleidlich; und mit Recht; aber warum sollte nicht, wenn doch die lateinische Sprache mit ihrer Silbenmessung statt des Iambus sich den Spondeus, Daktylus, Anapäst oder Proceleusmaticus gefallen lässt, unsere Muttersprache mit ihrer Silbenwägung statt des Iambus den Trochäus zulassen? Wir haben dasselbe Recht zu scandiren: „dăs fūrchtbārĕ Gĕschlēcht dĕr Nācht;" und dieser Rhythmus ist nichts weniger als unleidlich. Wird doch auch aus iambischen Versen nicht jeder Spondeus von trochäischem Charakter wegzuschaffen sein; werden wir doch dem Grafen Fr. L. zu Stolberg keine Fehler anstreichen, wenn er in seinen „Iamben" (Leipzig 1784), die sicherlich nicht zu den schlechtesten metrischen Probestücken unserer Literatur gehören, mit trochäischen Spondeen den Iambus beginnt, z. B. mit „Kleinmut," oder mit „aufnehmen," oder mit „einla|den;" ebensowenig wird ein Fehler darin zu sehen sein, wenn er mit reinen Trochäen beginnt, z. B. in dem Verse:

„Seht, wie er rechts und links nach Grüssen schnappt" —

wo doch in „seht, wie" ungezwungener Weise nichts anderes als ein Trochäus zu erkennen ist. Ebenso in den Versen:

„Wallt mit des Herzens Blut in's Antlitz auf" —

und:

„Ward, wie des Ganges Elefanten, zahm" —

und:

„So, Elegie? Sie haben mich zum Narren" —

u. a. m. (Vergl. unsern Verfasser S. 48).

In §. 2 handelt der Verfasser von Versfüssen und Wortfüssen, in §. 3 von Versen, Vers-Einschnitten, Vers-Abschnitten, in §. 4 vom Accent- und Laut-Wechsel, in §. 5 von Hiatus und Elision. In diesem letztgenannten Abschnitt ist dem Referenten einiges aufgefallen.

Durch die Betrachtung des Hiatus auf die Klangverwandtschaft der Vocale geführt, bemerkt der Verfasser auf S. 23, es gebe zwei e, von denen das eine „wie ä klinge," z. B. in Meer, hehr; das andere, näher bei i liegend, töne z. B. in See, Schnee. Referent muss zweifeln, ob sich dies als Regel, als objectives Sprachgesetz aussprechen lasse, oder ob nicht vielmehr der hier bezeichnete Unterschied auf örtliche Schattirungen innerhalb des Gebietes der Muttersprache (z. B. in Soest etwa wird Meere = Mähre gesprochen —) und ferner auf individuelle Besonderheiten, die in grösserer Summe auftretend scheinbar zur Gattung werden, zurückzuführen sei. So viel ist wenigstens Thatsache, dass vielfach z. B. Meer oder hehr mit eben so vollem und reinem E-Laute gesprochen werden (ohne zu „Mär" und „här" hinzuneigen) wie z. B. See und Schnee. Wichtiger ist es deshalb, mit Benedix a. a. O. I. Theil §. 17 auf die sorgfältige Unterscheidung zwischen e und ä zu dringen.

Ebenso müssen wir an der Behauptung Anstoss nehmen, dass „zwischen a und u zwei o liegen," von denen das eine dem Klange des a, das andere dem des u sich nähere, jenes erstere im Deutschen nur als kurzer Vocal vorkomme. Einfacher und mehr dem Bedürfniss der Schule oder der Jugend entsprechend scheint uns die Unterscheidung zwischen geschärftem und gedehntem o. Benedix (a. a. O. S. 14) hat ganz Recht, wenn er sagt, dass das geschärfte o im nachlässigen Sprechen theils an a theils an u anklinge, je nach den verschiedenen Mundarten. Wenn man in einigen Gegenden deutscher Lande voll = vull und kommt = kummt etc. aussprechen hört, so kann man darin schwerlich eine Annäherung an a finden. Ganz entsprechend wird es sich mit dem Umlaut ö verhalten; es giebt eben ein geschärftes und ein gedehntes ö; dass in „Götter" ein anderes ö liegen solle, als in „schön," darin vermögen wir dem Verfasser nicht zu folgen.

Die Bestimmungen des Verfassers über Hiatus und Elision sind im Ganzen treffend. Wenn er den Hiatus im Daktylus nach der zweiten Silbe am unangenehmsten findet und dafür das Beispiel anführt:

„Mahne euch erst zu dem heiligsten Bunde" —

so ist dieser Hiatus nicht allein störend, sondern ganz unleidlich, da „euch" nicht eine leichte sondern höchstens eine halbleichte (mitteltonige) Silbe ist und metrisch richtig nur: „Mahn' euch" geschrieben werden durfte. Ein Hiatus war hier ganz unstatthaft, dagegen die Elision geboten.

Was die Elision betrifft, die sich z. B. in dem Meisterspruche findet:

„Wenn die Glock' soll auferstehen" —

so wundert es den Referenten, von dem bekannten Erklärer Schiller'scher Gedichte nicht eine präcisere Rechtfertigung dieser Licenz zu hören. Die Meistersprüche in der „Glocke" sind doch das reale Fundament aus dem Alltagsleben, auf welches die Reflexionen aus dem idealen Gebiete gebaut werden. Vollends aber wundert man sich, bei dem Verfasser zu finden: die Elision des i scheine ihm im Allgemeinen erlaubt „vor g, wenn dieses wie j ausgesprochen wird." Also auch der Verfasser hält es für möglich, dass es Fälle gebe, nicht in Mundarten sondern im reinen Deutsch, welches über den Mundarten steht und auch im vorliegenden Werke allein gemeint ist, Fälle, in welchen g wie j ausgesprochen wird?! Mag z. B., um von dem Brandenburger zu schweigen, der sonst sehr rein sprechende gebildete Bewohner Kassel's oder des umliegenden Kurhessischen sich derartigen Misbrauch des g gestatten, niemals darf doch ein Buch, das von deutscher Metrik handelt, auch nur den Schein zulassen, als könnte die Sprache selbst

dergleichen wunderlichen Excessen und Absonderlichkeiten ihre höhere Sanction ertheilen. Wenn der Verfasser auf die Verwandtschaft des i mit dem j hinweist, so ist diese natürlich klar; sonderbar aber muss die Theorie erscheinen, dass „sich dem auslautenden i ein leises j ansetze" und, obgleich nur dem aufmerksamen Ohre vernehmlich, einen Hiatus völlig verschwinden lasse. Referent weiss auch bei aufmerksamstem Zuhören das j in dem Beispiel des Verfassers: „Nie entbrannte so grimmige Gluth" — nicht zu vernehmen, d. h. wenn die Worte einfach und richtig gelesen werden; sollte sich aber etwa einmal ein j vernehmen lassen, so würde ohne Zweifel solche Fiction durchaus nicht gelitten werden können.

Wir müssen uns doch gewiss sehr hüten, dem „Lehrling" (Vorwort des Verfassers) irgend eine Regel zu geben, die leicht als Ballast oder sogar als Täuschung sich erweisen könnte. Ist es nicht durchaus subjective Empfindung, welche vielleicht unter zehn Anderen nur einer theilt, wenn der Verfasser sagt: „So ist „heil'ge" milder als „ros'ge," dieses milder als „mäss'ge" —? Wer will mich hindern oder tadeln, wenn es mir beliebt, „mäss'ge" milder als „heil'ge" zu finden? (Vergl. die Zeitschr. XV, 4 S. 262 u.).

In §. 6 handelt der Verfasser von Lautmalerei und rhythmischer Malerei. Sehr treffend geht er von der „onomatopöetischen Natur" der Sprache im Jugendalter des Volkes aus. Im Verlaufe der Besprechung kommt er wieder auf e und ä und führt die Schiller'schen Verse als Beispiel an:

> „Und will sich nimmer erschöpfen und leeren,
> Als wollte das Meer noch ein Meer gebären . . .
> Und dräuend wies mir die grimmigen Zähne
> Der entsetzliche Hai, des Meeres Hyäne."

Gewissenhafter und consequenter Weise können wir nicht anders als unsrem grossen Dichter nachsagen, dass er hier gereimt hat, was eigentlich nicht zu reimen ist; denn von einem gleichen Laute in leeren oder Meer und andrerseits in gebären kann schlechterdings nicht die Rede sein; die Laute ee und ä sind ganz und gar verschieden.

Wie dagegen der Verfasser an den bekannten Schlegel'schen acht Hexametern, welche den Charakter des Hexameters selber schildern, „etwas Gezwungenes und Geziertes" finden kann, ist uns ein Räthsel. Sollten sie warnendes Beispiel sein, dann wären diese hochpoetischen Verse besser unbenutzt geblieben. (In Nro. 42 auf S. 124 und S. 186 möchte eher etwas Gezwungenes liegen).

In §. 14 bespricht der Verfasser die trochäischen Verse. Den eigenthümlichen Charakter des neben dem Iambus der Muttersprache am meisten angemessenen Trochäus hat der Verfasser S. 87 sehr ausführlich geschildert. Die bezeichnete Stelle des vorliegenden Werkes gehört zu den hervorragenden; wollten wir hier etwas aus derselben als Probe vorführen, kämen wir in Verlegenheit; sie lässt sich nur ganz ausschreiben, was hier nicht wohl thunlich ist. Schon einmal, bei Gelegenheit der rhythmischen Malerei, war die Eigenthümlichkeit des Trochäus herangezogen worden; der Verfasser hatte dort bemerkt, dass in der „Nadowessischen Todtenklage" die „kräftig einsetzenden," kurzen trochäischen Verse vollkommen „der männlich derben Sinnesart entsprechen, die sich in diesem Klageliede ausspreche;" eben so angemessen dem Inhalte sei das Metrum im „Ritter Toggenburg" etc. Das „männlich Derbe" ist auf S. 87 nicht in die ausführliche Schilderung mitaufgenommen; und Referent gesteht auch, dass in dieser Todtenklage ihm nicht sowohl männlich derbe Sinnesart als vielmehr, wie im „Ritter Toggenburg" u. a. das elegische Element mit seiner wehmüthigen Rückerinnerung entgegentritt, allerdings, wie es der Gegenstand fordert,

in ernstem, gemessenem und würdigem Ton. Männlich derbe Sinnesart auszusprechen scheint der Iambus (oder der Anapäst) mehr geeignet.

Wenn in §. 16 gesagt ist, dass der Anapäst ein potenzirter Iambus ist, bei dem der frische Wanderschritt des letzteren in Sturmschritt sich verwandelt habe, so ist dies ein ebenso treffender wie schöner Ausdruck der Wahrheit. Wenn aber bald darauf es heisst, dass in der Bewegung des Anapäst etwas zu Anspruchvolles und Herausforderndes liege und sein Metrum die Aufmerksamkeit auf den rhythmischen Gang stärker hinlenke als dem Charakter der deutschen Dichtung gemäss sei, so vermögen wir dies nicht mitzufühlen. Sollte die Muttersprache den männlich derben Anlauf und kühnen Schwung des Anapäst entbehren, so würden wir dies sehr bedauern; es wäre freilich charakteristisch für unsere längst leider allzu passive Stellung anderen Nationen gegenüber, deren Verlängerung in perpetuum nicht eben zu wünschen ist.

Unmittelbar hieran können wir anknüpfen, was zu §. 17 zu bemerken ist, der von Hexameter und Pentameter handelt. Den Hexameter anlangend stellt der Verfasser zwölf Regeln für den Bau desselben auf, die er dann im einzelnen erörtert, ohne auf die neuerdings aufgetauchte fast abenteuerliche Behauptung, die Grundform des Hexameters sei nicht die daktylische, sich näher einzulassen. Dass der Hexameter der Vers des antiken Epos ist, ist eine bekannte Thatsache, von der auch unser Verfasser ausgeht. Eine ebenso bekannte Thatsache ist die, dass er erst seit 1748, als Klopstock als Mitglied der „Bremischen Beiträge" in „elegischer Bundesstimmung" die ersten Gesänge des „Messias" erscheinen liess, in unsere Nationalliteratur eingeführt worden ist. Klopstock besass — wenn wir auf Vilmar's Ausdruck zurückgehen — den deutschen Sinn, das christliche Gefühl und den antik-klassischen Geist in ursprünglicher, harmonischer Einheit und in eminentem Grade. Ebenso unleugbar aber war in ihm eine grosse Weichheit und Gefühlsseligkeit, welche ihn nicht zu der bestimmten Anschaulichkeit und knappen Naturwahrheit des antiken Epos hindurchdringen liess. Insbesondere lässt sich dies von dem „Messias" auch darum sagen, weil der Stoff desselben, das Werden der Erlösung in den Rathschlüssen der Gottheit, starke Versuchungen zur Verirrung in Phantastisches bieten musste. Kehren wir von dieser Erinnerung zum Hexameter, Klopstock's epischem Verse, zurück. Hätte er nicht von Homer den Hexameter, sondern etwa von Dante die Terzine entlehnt, so wären vielleicht auch Stolberg und Voss nicht Vertreter des antiken Metrums geworden. Dass der Hexameter der deutschen Sprache nicht angemessen sei, ist oft genug behauptet worden. Man braucht gar nicht dieser Behauptung unbedingt beizustimmen; aber es ist eine andere Frage, ob man verpflichtet sei, in der weiteren Praxis, wie in der Theorie dieses Metrums, die ersten Gestaltungen in unserer Muttersprache als Muster zu betrachten oder vielmehr immer wieder auf die antike Quelle, auf Homer, zurückzublicken. Referent bekennt sich zu dieser letzteren Ansicht, eben weil wir es hier nicht mit einem der Muttersprache ursprünglich eigenen Metrum zu thun haben. Gerade die anerkannte Weichheit und Gefühlsseligkeit Klopstock's, gerade sein Mangel an bestimmter Anschaulichkeit legen uns die Vermuthung nahe, dass er dem Hexameter nach seiner Natur zu viel Weichheit, zu viel — wie wir es gleich bezeichnen wollen — weibliches Element eingehaucht haben möge, mehr, als diesem Metrum eigentlich angemessen war.

So sind uns denn des Verfassers zwölf Regeln viel zu viel. Schon die ersten fünf liessen sich reduciren; aber wenn sieben Regeln für die Caesur gegeben sind, so müssen wir von diesen mehrere geradezu verwerfen; wir haben an zweien genug. Ausnahmen sind immer da, wo Regeln sind; wenn man aber alle Ausnahmen zu Regeln erheben will, so verwirrt

man, statt klar zu machen. Wir wollen hier nur auf die Regeln über die Caesur eingehen.

Ausgemachte Thatsache ist, dass im Heldengedicht des Alterthums die männliche Caesur die vorherrschende ist, und dass in der weiblichen weniger Kraft und Nachdruck liegt. Wir können demnach nicht mit dem Verfasser als erste Regel für die Caesur hinstellen: „Die Hauptcaesur ist die dritte männliche, d. h. der Einschnitt nach der dritten Hebung. Statt ihrer kann auch die dritte weibliche, der Einschnitt nach der ersten Kürze in der Thesis des dritten Fusses angewandt werden.“ Die erste Regel wird vielmehr so lauten: „Die Caesur ist in der Regel eine männliche, d. h. ein Einschnitt nach einer Hebung, und zwar gewöhnlich nach der Hebung des dritten Versfusses; jedoch kann der Einschnitt auch nach der Hebung des vierten oder zweiten eintreten; ja in einzelnen Fällen ist er nach der des ersten zulässig.“ Die zweite und letzte Regel wird dann heissen: „Die weibliche Caesur, d. h. der Einschnitt nach einer Senkung, ist so viel wie möglich zu vermeiden; sie ist nur zulässig nach der ersten unbetonten Silbe des dritten Versfusses.“ Wie gesagt, Ausnahmen werden, wie jeglicher Regel, so auch diesen beiden Regeln angehören. Was aber die sogenannte „bukolische Caesur“ anlangt, so gehört diese nicht einmal zu den Ausnahmen; sie ist gar keine Caesur im eigentlichen Sinne, gar kein rhythmischer Vers-Einschnitt, sondern ein Abschnitt, der den Sinn, den Stoff, angeht; wie denn schon daraus hervorgeht, dass ausser diesem zugleich Wort und Sinn abschliessenden Scheidepunkte eine eigentliche Caesur dem betreffenden Verse nicht fehlt.

Wir vermeiden also möglichst die weiblichen Caesuren, da sie selten die Schönheit des Hexameters erhöhen werden. Der Verfasser scheint dies auch in den Ausführungen seiner Regeln, die so eingehend wie lehrreich sind, selbst zu fühlen, giebt aber den weiblichen Caesuren noch viel zu viel Raum. Wenn gleich unser Ohr sich an die trochäische Senkung gewöhnt hat und die weiblichen Caesuren uns minder auffallend als den Griechen sind, so haben wir unserer Gewöhnung eben nicht nachzugeben sondern uns immer wieder zu erinnern, dass wir in dem Hexameter nicht ein ursprünglich deutsches sondern ein ursprünglich griechisches Versmass vor uns haben, das, wenn einmal entlehnt, möglichst in seiner vollen ursprünglichen Schönheit geachtet und bewahrt bleiben muss. Es wird dem Charakter unserer Muttersprache wahrlich kein Eintrag gethan, wenn ein etwaiger Hang zur weiblichen Caesur kräftig bekämpft wird. Besonders wichtig aber ist diese Bekämpfung in der Schule in demjenigen eminenten Gebiete geistiger Gymnastik, das wir metrische Uebungen nennen. Nothwendig ist die weibliche Caesur fast nie, und es fragt sich jedesmal sehr, ob nicht die Schönheit, welche etwa gerade durch die weibliche Caesur erzielt werden sollte, eine eingebildete ist.

Was der Verfasser über den Pentameter sagt, ist einfacher und durchsichtiger. Er bezeichnet mit Recht den Namen „Pentameter“ als nicht ganz zutreffend. Erklärlich wird er wohl dadurch, dass die Alten die Silben messen. Der Vers ist, wie der Hexameter, ein Sechsfüssler, dem nur die Senkungen des dritten und sechsten Fusses fehlen. Als feste Regel für metrische Uebungen muss betrachtet werden, dass mit jedem Distichon ein Gedanke oder doch ein Haupttheil des Gedankens abschliesst. Wenn trotzdem Schlegel in dem Gedicht „die Elegie“ die Sätze von einem Distichon in das andere überschreiten lässt, so scheint die Bemerkung des Verfassers, dass dies Gedicht vom Standpunkt der Regel „nicht ganz tadelfrei“ erscheine, nicht zu genügen. Vielmehr hat offenbar der Dichter in dieser Elegie den „innigen Liebesverband“ zwischen Hexameter und Pentameter, aus dem die reiche Schaar elegischer Lieder entsprang, durch das Ueberschreiten und die Verschlingungen der Distichen malen wollen — eine Ausnahme also, die sich selbst vollständig rechtfertigt. Eher könnte man

Schlegel tadeln, dass er dem Hexameter mehrfach die weibliche Caesur gegeben, da er doch gerade in ihm das männliche Element feiert, dem das weibliche des Pentameters beigegeben. Zu viele weibliche Caesuren kehren allerdings das Verhältniss um.

Der Verfasser bespricht natürlich auch den Gebrauch des Trochäus im Hexameter und die Verschiedenheit zwischen Spondeen von iambischem und Spondeen von trochäischem Accent. [Der Pentameter übrigens wird in seiner ersten Hälfte ebensowohl von diesen Fragen berührt.] Den Trochäus lässt der Verfasser unbedenklich zu, sofern der deutsche Vers ein Accentvers ist, allerdings mit weiser Beschränkung, die in vier Regeln gefasst wird; ebenso auch will er die Anwendung hochtoniger Längen in der Thesis als eine „Irrationalität" gestatten; wenn aber auf die hochtonige Länge in der Thesis eine tieftonige Länge in der Arsis folge, so sei dies, sagt er, nur zu billigen, wenn ein schwerer, kämpfender Rhythmus durch das jeweilige Object der Darstellung wünschenswerth werde. Wenn er meint, auch ohne diese Bedingung komme solcher Fall häufig, und „offenbar gesucht," bei Voss, Schlegel und Platen vor, so vermag Referent weder in dem Voss'schen:

„Dass er entwickle der Seuch' Ursprung und glücklichen Ausgang" —

noch in dem Schlegel'schen:

„Bis in der Höll' Abgrund zu des heiligen Werks Vollendung" —

noch endlich in dem Platen'schen:

„Wunder und doch Wahrheit, Ehrfurcht vor dem Göttlichen lern' er" —

etwas Auffälliges oder gar Gesuchtes zu finden. Es ist eben — Geschmackssache. Es verhält sich ebenso mit dem steigenden Spondeus im letzten Fusse des Hexameters. Referent sieht schlechterdings nicht ein, warum der Versschluss

„Herrscher im Donnergewölk Zeus"

„dem deutschen Ohre" widerstreben solle, und wenn der andere vom Verfasser angeführte Versschluss „ein borstenumstarrt Schwein" unserem Ohre allerdings widerstrebt, so rührt das schwerlich von dem steigenden Spondeus her, sondern daher, dass einmal durch Abwerfung der Endung in „borstenumstarrt" eine zu borstige Härte entsteht und zweitens ein borstenumstarrtes Schwein in deutschen Augen trotz dem Eber Sährimnir oder dem Gullinbursti oder dem schwedischen Jul-Eber durchaus kein poetisches Object ist.

In §. 18 bietet der Verfasser viele Uebungen im heroischen Versmass und in Distichen, an die sich dann in §. 19 Uebungen im elegischen Versmass anschliessen. Wir haben die entsprechenden Lösungen zu vergleichen. Dass ein so bewährter Schulmann methodisch von leichteren zu schwereren Uebungen fortschreitet, versteht sich von selbst.

Wir können dem Verfasser dafür dankbar sein, dass er uns an das überall bekannte idyllische Werkchen des Dänen Andersen für den vorliegenden Zweck erinnert hat: das „Bilderbuch ohne Bilder" Der Verfasser wählte von den 33 „Abenden," von denen „der Mond erzählt" (die Ausgabe bei A. Hofmann und Comp. — Berlin 1856 — giebt nur 31) den „neunten Abend," der uns nach Grönland führt. Der Verfasser nennt das Bild „Grönländische Scene." Referent weiss nicht, ob der Verfasser aus einer dänischen Ausgabe frei übersetzt hat; hatte er eine deutsche, so war es doch wohl die bei Carl B. Lorck in Leipzig erschienene von Andersen selbst besorgte Ausgabe. Jedenfalls ist der Text mit dem in dieser besten deutschen Ausgabe nicht übereinstimmend, und unser Verfasser

hat leider einige charakteristische Stellen weggelassen, was auch in dem Falle, dass er für den vorliegenden Zweck den Ausdruck zugänglicher machen wollte, nicht nöthig war. Was nun die Lösung betrifft, die in metrischer Beziehung grösstentheils wirklich musterhaft ist, so finden wir in der Versbildung:

„Einer, der zur Handtrommel ein Lied" etc.

nicht das Mindeste auffällig, und im Verse 17:

„Mit Kopfschwenken und kühnen Geberden begleitend den Reihntanz"

scheint nicht sowohl die „Häufung der Amphibrachen" als vielmehr das Fehlen der Caesur ein Fehler. Warum nicht:

„Mit Kopfschwenken und kühner Geberd' ausschmückend den Reigen" —?

Statt der Verse 20 und 21, in deren erstem die weibliche Caesur widrig ist:

„Donnernd stürzten von Gletschern, gelöst durch mildere Lüfte
Riesige Massen herab, im Falle zu Staub sich zermalmend" —

schlagen wir vor:

„Donnernd in Massen herab, durch mildere Lüfte gelockert,
Stürzte das Gletschereis, sich zu Staub im Falle zermalmend" —.

Bei dieser Gelegenheit können wir übrigens nicht umhin, aus Andersen's „Bilderbuch ohne Bilder" auch die Stücke 2. 12. (das nach Pompeji führt —) 15. 18. (das von Venedig handelt —) 21. 24. (das Thorwaldsen feiert —) 25. (von der Mutter der Rothschild —) 28. 29. 30. zum Gebrauche für metrische Uebungen in der Schule zu empfehlen; einige Bilder werden in Hexametern, andere z. B. in Terzinen oder etwa im Metrum des „Cid" behandelt werden können.

Der Verfasser empfiehlt für die Uebung im elegischen Versmass, den Anfang mit einzelnen Distichen oder doch ganz kurzen Stücken, also etwa mit Gnomen und Epigrammen zu machen. Er führt „eine bunte Reihe von Sprüchen" vor, wie er sie in seiner Schulpraxis benutzt habe. Unter den 68 Sprüchen sind mehrere ganz vortrefflich. Besonders für Nro. 33, 49, 52, 54, 55, 58, 61, 62, 68 müssen wir dem Verfasser vom pädagogischen Gesichtspunkte dankbar sein. Nur gegen den von Julius Cäsar in Nro. 85 gebrauchten Ausdruck, er habe „sich an Pompejus listig emporgeschwungen," müssen wir im Interesse der Geschichte protestiren; auch gegen den Inhalt von Nro. 45 („Glaube und Gegenglaube") liesse sich streiten; und verfehlt scheint Nro. 42, in welchem die Vernunft in ihrem Verhalten zu den ruhenden oder tobenden Leidenschaften mit einem „Kläffer" verglichen wird, der „ruhig wandelnden Doggen mit Gebelfer folgt, doch stumm vor den ergrimmten entflieht." Einmal entflieht die Vernunft noch keineswegs, wenn sie auch verstummt; und ferner wird sich die Vernunft verbitten, zu den Leidenschaften in dem Verhältniss zu stehen, wie ein „Kläffer" zu „Doggen!" Diese der Jugend gegenüber monströse „Gnome" (?) hätte der Verfasser weglassen mögen. Auf die Lösungen S. 183 bis S. 191 müssen wir etwas näher eingehen. (S. oben).

Wie will der Verfasser in Nro. 19 den Hexameter scandiren:

„Also schläft ungeahnt ein Schatz der schönsten Gefühle" —?

Entweder ist schläft unbetont (leicht) genommen, was doch kaum denkbar ist, oder ungeahnt ist als Anapäst gedacht, was wegen des natürlichen Tones auf der ersten Silbe unzulässig ist. Da der Amphimacer, welchen

der Verfasser sofort in Nro. 20 angewandt, so wenig aus dem Hexameter unserer die Silben wägenden Muttersprache ausgestossen werden kann, wie der Trochäus, so schlägt Referent die Frageform vor:

„Schlummert nicht ŭngĕāhnt“ etc. —

oder noch lieber den Ausruf:

„Schlummert doch ŭngĕāhnt“ etc. —

Der Hexameter in Nro. 21:

„Armuth blicket dem Fleissigen wohl zuweilen in's Fenster“

entbehrt der Caesur; besser:

„Wohl in's Fenster hinein blickt Armuth fleissigen Leuten“ —.

Durch solche einfache Aenderung entledigen wir uns zugleich eines ungebetenen Gastes, der sich in metrischen Uebungen gern einnistet. Referent meint das e in der dritten Person Sing. Ind. Praes. Ist dieses e schon in der zweiten Person Plur. Ind. Praes. in den meisten Fällen überflüssig, so ist es in jenem ersteren Falle geradezu widerwärtig. Bekanntlich haben wir es hauptsächlich in unserer vielfach ausgezeichneten Luther'schen Bibelübersetzung vor uns und hat demnach die geistliche Rede bis auf den heutigen Tag eine Art von Liebhaberei dafür es zu erhalten. Ausserdem geht es durch unsere ganze klassische Literatur, wie wir wohl wissen, aus dem einfachen Grunde, weil es bis in die zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts gewiss auch in der gebildeten Verkehrssprache ganz eingebürgert war. Trotzdem können wir, um irgend ein Beispiel zu nehmen, in Schiller's „Pompeji und Herculanum“ die Formen: bauet für baut, ziehet für zieht, fasset für fasst, ruhet für ruht, verwahret für verwahrt, u. a. nicht für schön halten, so wenig wie im Iambus des Drama's, sondern nur für ein Hinderniss der schönen Form. Wer aber einmal selbst metrische Uebungen gemacht oder mit Schülern — dies ist hier die Hauptsache — versucht hat, dem ist es kein Geheimniss, dass der Schüler dieses unleidliche e oft und gern gebraucht, und zwar nicht sowohl weil auch Göthe, Schiller oder Herder es ihm vorführen, sondern weil — es ihm oft so bequem ist, oft so hübsch in das Metrum passt, obwohl es doch gar nicht etwa z. B. durch ein d oder t des Stammes nothwendig wird. Ebenso braucht der Schüler gern und ohne Noth die feierliche Form der zweiten Person Plur. im Praes. oder Imperativ — nicht der Feierlichkeit wegen. Sollen die metrischen Uebungen ein rechtes und volles Zuchtmittel für die Willensbildung werden, was sie in hohem Grade sein können, dann achte man derartige „Kleinigkeiten“ nicht für zu gering. Das Gegenstück solcher unnöthigen und ungehörigen Verlängerung der Formen bildet die willkürliche Verkürzung. Referent würde z. B. dem Schüler gegenüber weder in Prosa noch im Verse schreiben: „dem ärmern Mann,“ eher noch „dem ärmren.“ Der Schüler versteht sich nicht sonderlich auf die „historische Sprachforschung;“ aber es fällt ihm auf, dass man in der Declination des Paradigma: „der ärmere Mann“ bald das eine, bald das andere e auswirft, und er liebt, wie immer, auch hier, dass man ihm gegenüber consequent sei.

In dem Verse in Nro. 24:

„Mässige Freuden erquicken dich Tag auf Tage, wie Hausbrot“ —

fehlt offenbar die Caesur; warum nicht so:

„Mässige Freuden erquicken dich recht, wie tägliches Hausbrot“ —?

Der Vers in Nro. 25:

„Kaufe das, was du nicht brauchst, so verkaufst du bald, was du brauchest“ —

leidet einmal an dem oben gerügten e, zumal da dem „bräuchest“ das einzig richtige „brauchst“ kurz vorangeht, und sodann an dem dreimaligen „du,“ das dadurch noch unangenehmer wird, dass es zuerst unbetont, dann scheinbar betont (obwohl in der Thesis), d. h. als zweite Silbe eines Trochäus (oder Spondeus?), und endlich wieder unbetont erscheint. Einfacher so:

„Kauf' unnöthiges Gut, — bald wird's an dem nöthigen fehlen“ —.

Das Distichon Nro. 26 lautet:

„Wirf nicht in's Ungewisse des Wortes Geschoss von der Zunge,
Weit ist sein Flug, es durchbohrt theuere Herzen vielleicht.“

Das „nicht“ ist hier doch kaum in der Thesis zu dulden, aber gewiss nicht in der des Daktylus, wo es ganz verschwinden würde; auf dem Worte muss doch ein Nachdruck liegen. Ferner fehlt die Caesur im Hexameter. Sodann ist die Tonlosigkeit des durch in „durchbohrt“ eben so unleidlich wie der Flickvocal e in „theuere.“ Endlich ist das „vielleicht“ am Schlusse des Pentameters auffallend matt. Referent erlaubt sich den Vorschlag:

„Nicht in's Blaue hinein entfliege der Worte Geschoss dir!
Weit ist sein Flug; es verletzt, eh' du es merktest, ein Herz.“

Dabei liesse sich immer noch das unbetonte „sein“ in der Thesis des Daktylus anfechten; der Verfasser selbst findet es im vorliegenden Buche S. 8 zur Thesislänge mehr geeignet.

In Nro. 27 wird an dem Hexameter:

„Liebst du das Leben, so lass nicht die Zeit ungenutzt dir entschwinden“ —

zu tadeln sein, dass er die Silben un und „nicht“ beide als leichte behandelt, auf denen doch der Nachdruck liegt. Diese Klippe ist leicht zu umgehen, indem man den Gedanken so ausdrückt:

„Nicht umsonst, wenn das Leben du liebst, entschwinde die Zeit dir“ —.

Auch in Nro. 29 können wir den Hexameter nicht zulassen, da wieder die Caesur fehlt, wenigstens nicht ausreicht. Die Ueberschrift „Fesseln des Mars“ legt nahe, durch eine kleine Aenderung zu helfen. Wir setzen einfach anstatt:

„Recht so, ihr Männer des Handels, der Industrie und der Bildung,
Bindet den schlummernden Mars stärker und stärker uns an!“

folgenden Ausdruck:

„Ihr vom Geschlecht Mercur's, ihr Pfleger des stillen Gewerbes,
Bindet etc. etc.“ —

Wenn es in Nro. 30 unter der Ueberschrift „Toleranz“ heisst:

„„Duldung der andern Gemeinden““ — hinweg mit dem kränkenden Worte!
Christen zu Christen geziemt, denk' ich, ein Besseres noch“ —,

so kann Referent, abgesehen davon, dass er (was er Keinem aufdrängen will) die Abkürzung in „andern“ für eben so inconsequent halten muss wie (s. oben) die in „ärmern,“ dagegen nur „andren“ neben der vollen Form „anderen“ für richtig hält, in dem Hexameter wieder keine genügende Caesur erkennen; Referent schlägt deshalb vor:

„Weg mit dem Wort „„Toleranz““! Mich kränkt die herbe Benennung.
Christen und Christen geziemt, denk' ich, ein Besseres doch! —“

Unbegreiflich ist es, warum nicht in Nro. 31 im ersten Hexameter die kräftigere Caesur den Vorzug bekam. Wie nahe lag es, statt:

„Lausche nur still und gesammelt | den eigensten etc. —“

zu sagen:

„Lausche gesammelt und still | den eigensten etc. —“

Trägt denn in diesem Falle eine weibliche Caesur zur vollendeten Schönheit des Verses bei? (S. 116 d. Verf.) Ist dies nicht der Fall, dann muss sie so lange als Mangel gelten als sie nicht ganz unvermeidlich ist.

Nro. 33 ist mit drei Distichen gegen die Zerstreuung gerichtet, unter der Ueberschrift: „Zerstreuungsblätter“ — dem Inhalte nach von allen 68 Stücken das pädagogisch werthvollste. Was nun die metrische Ausführung des treffenden Gedankens anlangt, so ist gegen das erste Distichon nichts zu erinnern. Dagegen fehlt dem zweiten Hexameter die Caesur, der dritte hat eine matte weibliche, die zu dem spitzigen Epigramm nicht passen will. Dann ist das Wort „mehr,“ obwohl dreimal in ganz gleicher Weise gebraucht, zuerst im Hexameter in die Thesis des letzten Daktylus, also ganz tonlos, gestellt, und sodann zweimal als Schlussarsis im Pentameter angebracht. Die nach des Referenten Ansicht willkürliche Abkürzung „ernsterm“ statt „ernstrem“ muss ertragen werden. Beim Verfasser lauten das zweite und dritte Distichon so:

„— — Wollt ihr dem Leben, den Freunden nicht eine Minute mehr gönnen?
Ernster Lectüre nicht mehr? ernsterm Berufe nicht mehr?
Wisst, ihr Zerstreuungsblätter, das Leben zerstreut und zersplittert
Uns schon übergenug; Sammlung nur ist's, was gebricht.“

Referent möchte vorschlagen:

„Soll dem Genossenverkehr nicht eine Minute verbleiben?
Keine dem emsigen Fleiss? keine dem ernsten Beruf?
Weg mit der leidigen Sucht! Das Leben etc. etc.“ —

In dem Doppeldistichon Nro. 35 steht dreimal, in „thürmet,“ „hebet“ und „dämpfet,“ ein Ballast- oder Schmarotzer-e; und in beiden Hexametern steht zum Nachtheil der Congruenz zwischen Inhalt und Form eine lose weibliche Caesur:

„Thürmet des Unglücks Wolke sich dunkel und dunkler um's Haupt dir,
Hebet sich grimm'ger der Sturm, — hoffend erhebe den Blick!
Wirbelt doch vor dem Gewitter zum letzten Male der Staub auch
Stärker empor, den bald dämpfet die segnende Fluth.“

Wir erlauben uns diesen Vorschlag:

„Thürmt auch Wettergewölk sich dunkel und dunkler um's Haupt dir,
Dräut auch wilder der Sturm, — hoffend erhebe den Blick!
So auch wirbelt der Staub bei nahem Gewitter zuletzt noch
Stärker empor, den bald lindert die segnende Fluth.“

Unter Nro. 38 heisst es beim Verfasser:

„Glänzende Städte, wie kehrt ihr die Zeit um! Winter ist schöner
Euch denn Sommer und Lenz, Nacht ist lebend'ger als Tag."

ıon aus dem mehrfach besprochenen Grunde müssen wir schreiben:

„Glänzende Stadt, wie verkehrst du die Zeit! Dein Winter ist schöner
Dir denn Sommer und Lenz, Nacht ist belebter als Tag."

Für die Worte „Reichet zum Imbiss wohl" etc. in Nro. 36 setzen wir: eicht zu dem Imbiss wohl" etc. — ein Fall, in welchem auch nicht die ıdeste Veranlassung zu der feierlichen alterthümlichen Form der dritten :son vorlag. Ebenso verhält sich's mit dem Pentameter in Nro. 50, der lautet:

„Hütet das Urtheil nur, selten betrüget der Sinn."

raus werde besser:

„War nur das Urtheil treu, seltener irrte der Sinn."

Nro. 53 entledigt man sich leicht des lästigen „dünket," wenn man das r sehr gut passende Imperf. „dünkte" setzt. Auch glauben wir, dass ein ımerksamer Schüler der Oberklasse (für Secunda und Prima können me-ıche Uebungen allein gelten —) in dem Distichon:

„Oft, was in düstrem Gewölk dem beschränkten Blicke sich dar-stellt,
Zeigt sich dem freiern Aug' lächelnd in rosigem Duft" —

ır leicht auf eine Vertauschung zu leiten wäre, die zugleich Verbesse-ıg ist:

„Oft, was in düstrem Gewölk dem beschränkteren Auge sich dar-stellt,
Zeigt sich dem freieren Blick lächelnd in rosigem Duft."

nn die Elision in „Aug'" ist vor dem Consonanten hier nicht begründet. ı Form „freiern" ist hier wohl nur ein Druckfehler, da zu der Auswer-g des e nicht der mindeste Grund ist.

Nro. 56 lautet unter der Ueberschrift: „Lehrern und Fürsten":

„Vorsicht mahnet, in ruhiger Zeit die Dämme zu stärken,
Die auf der Segensbahn halten den brausenden Strom.
Stürmt und strömet es erst in den Tagen des nahenden Früh-lings,
Fürsten und Lehrer, dann kommt Euere Sorge zu spät."

ı kommt denn sonst die Form „euere" vor? — Wollen wir uns dieser ı der beiden vorangehenden Schmarotzer-e entledigen, dann brauchen wir ım etwas zu ändern. Wir sagen:

„Vorsicht mahnt, bei ruhiger Zeit etc. — —
— . — .— — — . — —
Stürmt es und strömt es daher in den Tagen etc. —
— — — Euer Bemühen zu spät."

drerseits kann Referent das Abwerfen des e vom Imperativ „halte" vor em Consonanten nicht für correct halten, und würde den Pentameter in o. 57 nicht schliessen: „— halt die Minute zu Rath —" sondern etwa: · nimm die Minuten in Acht!"

Eine männliche Caesur ist aus:

„Kennt ihr den Stein, ihr Deutschen etc.“ —

in Nro. 58 leicht zu gewinnen, nämlich so:

„Kennt ihr, Deutsche, den Stein etc.,“

wodurch denn auch der Nachtheil aufgehoben ist, „ihr“ einmal als leichte und gleich darauf als schwere Silbe gebraucht zu sehen.

Wenn es doch notorisch ist, dass nicht Péru sondern Perú gesprochen werden muss, so kann man auch nicht einen Hexameter (Nro. 59 unter der Ueberschrift: Die Blume la Belle-de-nuit) schliessen:

„— — – auf Peru's Gefilden“. —

Statt des Verses:

„Träumendes Herz, wie die „„Schöne der Nacht““ auf Peru's Gefilden etc.“

würde man etwa sagen können:

„Menschliches Herz! Wie im fernen Peru die „„Schöne der Nächte,““
Blühest und duftest du erst, wenn sich die Sonne gesenkt“ —

oder anders:

„Auf den Gefilden Peru's erst nach dem Sinken der Sonne
Duftet die „„Schöne der Nacht;““ — anders das menschliche Herz?“

In Nro. 63 („Complimentirbücher“) fehlt dem Hexameter wieder die Caesur:

„Nur die Maske, die todte, der Höflichkeit wisst Ihr zu geben;
Lebende Höflichkeit quillt tief aus der menschlichen Brust.“

Auch dies ist unschwer zu ändern in:

„Complimente genug macht ihr; ihr zeichnet die Maske;
Lebende Höflichkeit quillt aus der Tiefe der Brust.“

Denn „Höflichkeit“ ist als Amphimacer (anstatt des Molossus) ungleich erträglicher denn als Daktylus zweimal hinter einander.

Metrisch sehr gelungen sind Nro. 65 und 66.

In Nro. 68 („Die Hindus der Wüste“) ist wieder die weibliche Caesur im Wege. Drum setzen wir statt:

„Hindus der Wüste geloben, der Fische sich streng zu enthalten“

folgenden Hexameter:

„Wüstenhindu gelobt, sich der Fischkost streng zu enthalten.“

In der Nro. 70 („Lamartine's Friedens-Marseillaise“) müssen wir, abgesehen von der Frage, ob dieser Gegenstand in die Schule passt, uns der dritten Person Praes. „strecket“ entledigen, also statt des Pentameter:

„Gilt es, so strecket der Wolf plötzlich die Tatzen heraus“

etwa folgenden bilden:

„Eh' ihr euch dessen verseht, zeigt euch die Tatze der Wolf.“

Denn nur „strecket“ in das allein gebräuchliche „streckt“ zu verwandeln, möchte weniger angemessen sein, da der erste Daktylus in der Vorstellung wie in der Aussprache (im Vortrag) ebenfalls leicht zum Trochäus „gilt's,

zusammenschrumpft und zwei Trochäen nicht wohl den Pentameter ffnen können.

In Nro. 73 entfernt man den Trochäus „eine“ im zweiten Pentameter lurch, dass man statt dessen den Daktylus „erstere“ setzt, in Nro. 74 die gestalt „erziehet“ dadurch, dass man „behütet“ schreibt.

In Nro. 78 („Der Ring des Polykrates“) verderben die Schmarotzer-e einfach schöne Distichon. Statt:

„Grauen erregt ein Leben, dem nie sich gesellet ein Unglück;
Denn nie wechselndes Glück wecket der Himmlischen Neid“ —

sen wir nur:

„Grauen erregt ein Leben, dem nie sich gesellte das Unglück;
Denn ein wechselndes Glück weckt dir der Himmlischen Neid.“

Nro. 79 („Die Bürgschaft“) greift der Satz aus dem nicht abschliessenden ntameter hinüber in den nächsten Hexameter, obwohl das ganze Motto aus zwei Distichen besteht, und ohne dass die Unregelmässigkeit durch Inhalt begründet wäre, wie bei Schlegel in „die Elegie“ (S. oben). s Motto lautet beim Verfasser so:

„Herrlich erscheint der Treue Gewalt im Kampf mit den Räubern,
Herrlich im Kampf mit dem Strom und mit des Tagesgestirns
Alles versengender Gluth; doch höhern Sieg noch erringt sie,
Da an der Göttlichen Strahl schmilzt des Tyrannen Gemüth.“

s „höhern“ kann wohl nur ein Schreib- oder Druckfehler für „höheren“ i. Wir erlauben uns den Vorschlag; was den ersten Pentameter und den iten Hexameter betrifft:

„— — — und mit dem Tagesgestirn.
Doch noch höheren Sieg erringt sie, die Tochter des Himmels“ etc.

s Epigramm über Herder Nro. 83:

„Suchst du bei Herder gerundetes klares Ergebniss der Forschung,
Reines Gebilde der Kunst, wisse, du suchest umsonst.
Wenn du aber belebenden Reiz, andeutende Winke
Wünschest für Wissen und Kunst, siehst du dich reichlich belohnt“ —

inen wir, abgesehen davon, dass uns Herder höher zu stehen scheint, h in metrischem Betracht so nicht annehmen; denn einmal fehlt dem en Hexameter alle und jede Caesur, sodann stört das „suchest,“ und lich wird der Verfasser die Wiederkehr von „Kunst“ an derselben mechen Stelle nicht für einen Hebel der schönen Form halten. Wir schla- vor:

„Suchst du bei Herder gerundete Frucht der strengeren Forschung,
Reines Gebilde der Kunst, wisse du suchst nur umsonst.
Wolltest du aber belebenden Reiz für Wissen und Können
Suchen und deutenden Wink, siehst du dich reichlich belohnt.“

). 84 und 85 sind in metrischer Beziehung vortrefflich, im Ganzen auch). 86 („Des Augustus Zeit“), das in 5 Distichen den Uebergang vom gramm zum elegischen Gedicht bildet.

§. 19 bringt uns dann Uebungen im elegischen Versmass. Dass die gie nach neuerer Weise aufgefasst bloss ein „Klagelied“ — sei, wird der rfasser wohl im strengen Sinne nicht meinen. Immer doch ist sie ein licht, in welchem sich Sehnsucht nach einem verlorenen oder nicht zu innenden Gute ausspricht — eine Auffassung, die sowohl das epische das lyrische Element zulässt, ja auch die didaktische Färbung ihres Orts

nicht ganz ausschliesst. Da übrigens der Verfasser nur ganz beiläufig auf das Wesen der Elegie hindeutet, so haben wir hier auch keine Veranlassung demselben weiter nachzuspüren und halten uns ausschliesslich an die Form, an das Metrische.

Die Uebungen im elegischen Metrum setzen schon viele Uebung in leichteren Massen voraus, und so mag es sein, dass „der Anfang“ in jenen Uebungen „mit der metrischen Bearbeitung einzelner angemessener Stellen aus Schiller's ästhetisch-philosophischen Abhandlungen gemacht werde;“ sonst dürften wir doch nicht vergessen, dass diese Abhandlungen stofflich zu dem Schwierigsten für den Schüler gehören. Darin aber hat der Verfasser freilich sehr Recht, dass die Uebertragung eines anderen Metrums in das elegische grosse Bedenken hat, wenn das betreffende Gedicht ein werthvolles ist. Denn die dem Stoffe angemessene Form, ja die möglichste Verschmelzung von Stoff und Form sind wesentliche Bedingungen eines guten Gedichts; und wenn z. B. Schiller das Gedicht „An die Proselytenmacher“ des iambischen Metrums (Musenalmanach 1796) entkleidete und in Distichen umgoss, so war er sicherlich überzeugt, dass die erste Form dem Stoffe nicht recht angemessen war. Es war daher nach unserer Meinung nicht wohl gethan, wenn der Verfasser dennoch die beiden Schiller'schen Gedichte „Wilhelm Tell“ und „In das Folio-Stammbuch eines Kunstfreundes“ zur Umformung in das elegische Versmass heranzog. Sehr geschickt dagegen hat er einen „Streitgesang über Schiller und Göthe“ gebildet sowie der Platen'schen Heroide „Choröbus an Kassandra“ im Anschlusse an Schiller's „Kassandra“ eine Antwort „Kassandra an Choröbus“ zur Uebung geschaffen.

Was nun die Lösungen betrifft, so müssen wir einige wenige Ausstellungen machen, wie wir denn auch selbst in Meister Platen's Heroide weder die weiblichen Caesuren lieben, noch das Part. Perf. Pass. „verkündiget,“ noch endlich die allmählich in die ganze Nationalliteratur eingeschmuggelte Form „Ilion“ für „Ilios,“ welche erstere nur einmal bei Homer (Il. XV. v. 71, wenn hier die Leseart richtig ist,) vorkommt.

Wir begreifen nicht, wie der Verfasser in Nro. 87 („Der Künstler“) sich Schülern gegenüber von den Welschen darin abhängig machen kann, dass er die Form „Statüe“ mit Betonung der zweiten Silbe benutzt, da doch wir Deutsche mit demselben Rechte wie die Franzosen von den Römern unser „Státue“ herleiten. Warum nicht statt des Pentameters:

„— — von der Stirn edler Statüen herab“ —

lieber so:

„— — von der Stirn stattlicher Bilder herab“ —?

Ist ein Druckfehler im Spiel, wenn der Verfasser S. 192 Z. 11 v. u. „mählich“ und S. 201 Z. 4 v. u. „mälig“ schreibt? —

In dem Pentameter in Nro. 88:

(„Denn in jener Gestalt, in der von der Erde wir scheiden,)
Wandeln wir ewig daher unten in Aides' Reich“ —

ist doch der Schluss unschön; warum nicht lieber so:

„Wandeln im Schattenreich unten wir ewig einher“ —?

Den diesem vorangehenden Pentameter könnte man, um das „erscheinet“ auszumerzen, auch so bilden:

„Dass er, entrissen als Mann, ewig als Mann uns erscheint.“

Das Referent in Nro. 89 den Pentameter des fünften Distichons nicht so schliessen würde:

„— — — Menschlichkeit ehret und Recht“ (3. Pers.)

sondern etwa:

„— — — Menschlichkeit ehrt und Gesetz“ —

versteht sich nach dem Obigen von selbst.

Passt in Nro. 91 („Schiller und Göthe“) der Ausdruck:

„Hoch auf dem deutschen Parnass thront herrschend Jupiter Göthe“ —?

Der Härte in dem zweiten Pentameter von Nro. 91:

„Wärm're Verehrung ward keinem der Dichter geweiht“ —

entgehen wir sehr leicht, indem wir setzen:

„Wärmere Huldigung ward etc. — —.“

Ueberhaupt wäre es sehr zu rathen, dass wir es mit „verehren“ und „Verehrung“ etwas strenger nähmen und diesen Ausdruck, besonders der Jugend gegenüber, auf Gott und das Göttliche beschränken, also einen Menschen niemals, auch z. B. nicht in Briefen „verehren“ wollten!

Im achten Distichon ebend. wird man statt:

„Aber die Jugend und Frau'n, die zarten und feurigen Herzen
Locket Schiller's Gesang alle mit mächtigem Zug“ —

ist der Pentameter einfach mit „Lockt doch Schiller's — etc.“ zu eröffnen; es ist ein „Streitgesang,“ der aus dialogisch sich begegnenden Distichen besteht. Das fatale „locket“ steht obendrein als Trochäus am Anfang des Verses, wodurch die Scheinsilbe nur noch mehr Gewicht erhält.

Den Pentameter des vierzehnten Distichons schliessen wir nicht:

— — — „lebet nun Schiller uns fort“ —

sondern etwa:

— — — „wandelt nun Schiller mit uns.“

In Nro. 93 (S. 197 u.) würden wir den Pentameter nicht beginnen: „Eifrig, in feur'gem Gebet“ etc. sondern: „Eifrig, in heissem Gebet“ etc., und den folgenden Hexameter (S. 198 ob.) nicht: „Einst — wie lebet das Bild“ etc. — sondern: „Einst — wie lebt noch das Bild“ etc. —

Bevor wir zu den zusammengesetzten antiken Versen und Strophen übergehen, die der Verfasser in §. 20 und 21 behandelt, werfen wir noch einen Blick auf die Lösungen der Aufgaben im Gebiete des Iambus und Trochäus S. 157 ff.

Was z. B. Koepert (Lehrbuch der Poetik. Leipzig 1860) als Thatsache hinstellt, das vermuthet auch der Verfasser, dass der Quinar ein zwei- oder einsilbig katalektischer Trimeter (Senar) ist. Demnach wäre es sachgemässer gewesen den Trimeter vor dem Quinar zu behandeln und zu üben. Jener ist eben der Vers des antiken, dieser der des modernen Drama's, und letzterer zuerst von J. H. Schlegel in unsere Nationalliteratur eingeführt, in klassischer Sphäre zuerst von Lessing.

Weil nun aber der Trimeter eben ein ganz antiker Vers ist, so sind wir durch die Erörterung des Verfassers S. 73 und 74 nicht davon überzeugt worden, dass der deutsche Trimeter auch an geraden Stellen Spondeen zulasse, wenn auch nur steigende; sondern wir halten es besonders im Interesse des pädagogischen Zweckes metrischer Uebungen für richtiger, dem strengeren Gesetze des Alterthums treu zu bleiben, obschon der deutsche Vers Accentvers ist und obschon unsere Dichter manche Licenz auch in diesem Gebiete aufweisen. Was Ausnahme ist, ist eben nicht Regel, sondern der Regel unerlässliche Zugabe. Für den Quinar als modernen Vers mag eine freiere Bewegung Platz greifen und der (steigende) Spondeus auch an

den geraden Stellen eintreten. Wenn man allzu leicht die Licenz zur Regel erhebt, dann hört bald die Schranke auf zu wirken.

In Nro. 3 der Lösungen S. 160 wird der Quinar: „Dem Aug', das unter deinem Sonnenstrahl" — (Nicht himmelan zu schauen wagt etc.) durch die Elision verunstaltet; besser:

„Dem Auge, das in deinen Sonnenstrahl" etc.

Wir begreifen nicht, wie der Verfasser in Nro. 4 dreimal die völlig ungebräuchliche Form: „Lilje" für „Lilie" einsetzt. Wenn man es schon mit Widerwillen ansehen muss, wie neuerdings so Viele gegen Griechen und Römer (Hor. a. p. 79 od. I, 16 v. 3 und 24 u. a. St.) von Jambus, jambisch (zweisilbig) reden, wie es denn leider auch unser Verfasser thut, so ist doch in dem deutschen oder ganz deutsch gewordenen „Lilie" die Vertauschung des i mit dem j ganz unleidlich.

In Nro. 5 (S. 162) hat der Verfasser den Vers:

„In der verschwiegnen Brust. Nicht eher durft'" —,

in welchem also statt des ersten Jambus ein Pyrrhichius steht; denn ein Trochäus, der allerdings bisweilen am Anfange des iambischen Verses zur Hebung der Schönheit dient, kann doch hier nicht im Sinne gelegen haben. Warum nicht: „In zart verschwiegner Brust etc." —?

Der Vers ebend.: „(— — — — Was dir) Versagt im Leben ist, weil du's nicht trügest" wird, abgesehen davon, dass der vierte Fuss ein zweifelhafter (schwerlich ein steigender Spondeus ist), auch den Verfasser sicherlich nicht befriedigen. Einfacher ohne Zweifel: („Was dir) Versagt das Leben, weil du's nicht erträgest" — wo der vierte Fuss entschieden ein steigender Spondeus ist; denn auf „du" liegt kein Accent, wohl aber auf „nicht."

In Nro. 6, a. werfen wir in dem Verse:

„Und dennoch zürnest du wohl oft etc. —"

das Ballast-e hinaus und sagen:

„Und dennoch bist du oft erzürnt etc. —;"

dagegen in Nro. 6, c. ist in dem Verse:

„Des Leibs Gesundheit frevelhaft vergeudet —"

das e widerrechtlich ausgestossen, und lesen wir daher lieber:

„Gesundheitsfülle (Die Kraft des Leibes) frevelhaft etc.;"

in Nro. 6, e. wiederum ziehen wir statt:

„Der Born der Dichterkraft versieget früh" —

etwa diesen Vers vor:

„Schon früh versiegt der Born der Dichterkraft."

In Nro. 8 S. 167 Z. 2 v. u. wird der Verfasser uns gewiss einräumen, dass für den Vers:

„Dem nichts auf Erden gleichet, als sein Bild"

besser gesagt würde:

„Dem nichts auf Erden gleicht, als Stambul selbst" —,

so wie, dass ebend. S. 168 Z. 17 ein Wort ausgefallen sein muss, etwa „oder," dass es also heissen wird:

„In Halbmondform, als Globen oder Pfeile."

Auch in Nro. 12 S. 177 Z. 5 und Z. 18 entledigen wir uns leicht der e, wenn wir statt: „scheinet ihm bedrohlich“ setzen:

„scheint ihm nur bedrohlich“

und statt: „Ziehet sich, vom bösen etc.“ —:

„Zieht sich gleich, vom bösen etc.“ —

Referent möchte schliesslich noch die Frage einschalten, ob es nicht der Mühe werth gewesen wäre, auch dem reimlosen trochäischen Monometer oder Ditrochäus einige Aufmerksamkeit zu widmen, welchen Platen mehrfach in seiner ganzen Lieblichkeit dargestellt hat. S. z. B. Ges. WW. St. u. Tüb. J. G. Cotta. 1853. Bd. I. S. 74. 76.

Wir kommen nunmehr zu den zusammengesetzten antiken Versen und Strophen in §. 20 S. 140 ff.

Als die wichtigsten zusammengesetzten Verse führt der Verfasser an:

1. Den Adonischen: –⏑⏑ | –⏓ ‖
2. Den kleineren logaödischen: –⏑⏑ | –⏑ | –⏓ ‖
3. Den grösseren logaödischen: –⏑⏑ | –⏑⏑ | –⏑ | –⏓ ‖
4. Den Pherekratischen: –– | –⏑⏑ | –⏓ ‖
5. Den Glykonischen: –– | –⏑⏑– | ⏑⏒ ‖
6. Den kleineren Asklepiadeischen: –– | –⏑⏑– | –⏑⏑– | ⏑⏒ ‖
7. Den Sapphischen: –⏑–⏓ | –⏑⏑– | ⏑–⏓ ‖
8. Den Alkäischen: ⏓–⏑–⏓ | –⏑⏑– | ⏑⏒ ‖

Der Verfasser fügt sofort hinzu, man könne die Verse sich auch anders denken, nämlich:

1. so: –⏑⏑–⏓ (überzähl. choriamb. Monometer)
2. so: –⏑⏑– | ⏑–⏓ (Choriamb. m. e. katal. iamb. Mon.)
3. so: –⏑⏑ | –⏑⏑– | ⏑–⏓ (dasselbe m. vorang. Dakt.)
4. so: –– | –⏑⏑–⏓ (wie 1. mit vorang. Spond.)

Wir gewinnen durch diese letztere Auffassung allerdings einen gemeinsamen Stammfuss für alle acht Verse, den Choriambus. Aber weil es sich hier um antike Verse handelt, welche auch z. B. von Göthe und Schiller nicht gepflegt worden sind, so halten wir uns wohl am besten streng an die antiken Muster. Darnach stellen sich 7. und 8. etwas anders:

7. der Sapphische Vers: –⏑–⏒ | –⏑⏑– | ⏑–⏓ ‖
8. der Alkäische: ⏒–⏑–⏒ | –⏑⏑– | ⏑⏒ ‖

Wir dürfen uns des Uebergewichts der Spondeen resp. der schweren Silben nicht zu leicht entledigen wollen. Dagegen brauchen wir im Pherekratischen und Glykonischen Verse nicht nothwendig den Spondeus zu Anfang; statt dessen ist der Trochäus reichlich so berechtigt, so dass wir haben:

4. –⏓ | –⏑⏑–⏓ ‖
5. –⏓ | –⏑⏑– | ⏑⏒ ‖

Ein Blick auf diese zusammengesetzten Verse insgemein lehrt uns, wie fast aller Plan ausgeht und wie mannichfaltiger Auffassung Raum gelassen ist. Warum, um nur noch eins anzuführen, könnte man nicht das Adonium (1.) als einen katalektischen daktylischen Dimeter auffassen, wenn man es vorzöge? — Oder, wenn einmal der Choriambus nicht als Seele gelten soll, ist es nicht schon etymologisch begründet, in dem logaödischen Verse (als in welchem *ἀοιδή* und *λόγος* sich begegnen) ein Hinabsteigen vom Daktylus zum Trochäus zu sehen, wie denn auch unser Verfasser das Schema hingestellt, zumal da sich ein eben solches log-aöd-isches Hinabsteigen vom Anapäst zum Iambus findet? Durch solche Auffassung wäre freilich der choriambische Stamm ausgeschlossen.

Als wichtigste Strophen nun aus diesen Versen bespricht der Verfasser die Sapphische, die Alkäische, die Asklepiadeische.

Wenn Klopstock in der Sapphischen Strophe den Choriambus in jedem Vers um eine Stelle weiter rückt, so misbilligt dies der Verfasser, weil dadurch der „ernst trochäische“ Charakter geschwächt und die Auffassung des strophischen Ganzen erschwert werde. Das Letztere ist wohl nicht ernst gemeint; und der „ernst trochäische“ Charakter ist um so fraglicher, wenn man mit Horaz (in einem grossen Theile Sapphischer Oden) die Caesur nach der fünften Silbe beobachtet; dann nämlich hat offenbar der Vers nach der Caesur einen iambischen Charakter. Wir vermögen nicht dem Verfasser zuzugeben, dass der Anapäst nach dieser Caesur etwas „Hastiges und Unruhiges“ in den Vers bringe; wohl bringt er aber Energie und Schwung. Eben so wenig halten wir für richtig, dass der iambische Charakter durch die Schlusssilbe wieder in den trochäischen zurückgeleitet werde; dann müsste z. B. auch der iambische Quinar durch die überzählige Schlusssilbe in den trochäischen Gang umschlagen.

Wie die Alkäische Strophe dadurch, dass man ihren Hauptversen nach dem Vorbilde des Horaz die fünfte und, wo möglich, auch die erste Silbe schwer belässt, für das deutsche Ohr einen „zu hochtrabenden“ Charakter bekommen sollte, ist schwer abzusehen. Dient doch diese Strophe nach dem Verfasser selbst in der Regel zur Darstellung „schwunghafter Gedanken und Empfindungen.“

Von der Asklepiadeischen Strophe führt der Verfasser drei Arten an: entweder z. B. besteht sie aus vier kleineren Asklepiadeen, oder aus drei solchen und einem Glykonius, oder aus zweien der ersteren Gattung, einem Pherekratischen und einem Glykonischen Verse. Immer also soll nach dem Vorgange des Alterthums der Anfang jedes Verses durch einen Spondeus bezeichnet werden. Der Verfasser möchte die deutsche Metrik hier wieder von dem Beispiel des Horaz emancipiren, indem er fürchtet, ein mit Spondeen reich ausgestatteter Vers mache leicht auf uns Deutsche den Eindruck des „Gespreizten und Aufgedunsenen.“ Referent vermag hier wieder dem Verfasser nicht zu folgen; wir befinden uns hier offenbar auf dem Gebiete des Geschmacks, der sehr verschieden ist. Wenn Platen die Spondeen überall durchführt, ja sogar z. B. Ode XXIV, 2 als zweite Silbe eine starke Hebung hat:

„Dem Schönheit es und auch Gaben des Glücks gesellt“ —,

so dürfen wir wenigstens bei Platen, wo er nicht etwa absichtlich die betreffende Färbung will, vor „gespreizten und aufgedunsenen“ Worten nicht bange sein. Wer etwa ein an schweren Silben reiches Metrum bei Platen sucht, um sich zu überzeugen, dass es mit der Gespreiztheit bei ihm so leicht nicht Noth hat, dem sei z. B. das Trinklied Ode XXXIV empfohlen. (Ges. WW. 2. Bd. St. u. Tüb. Cotta. 1853. S. 204 ff.) Dieses Gedicht ist metrisch so trefflich durchgeführt, wie die meisten Oden, z. B. XVII oder XIX oder XXI.

Darin möchte freilich unser Verfasser Recht haben, dass es allzu verwickelte strophische Gebilde geben kann, und dass der Festgesang „auf den Tod des Kaisers“ von Platen zu denen gehört, bei denen alle Rechnung ausgeht. (Ges. WW. 2. Bd. S. 249 ff.)

Wir haben demnächst die Uebungen in diesen antiken Vers- und Strophenformen und die gehörigen Lösungen in's Auge zu fassen. Das Geschick des Verfassers tritt hier überall hervor. Sehr schön sind die frei geschaffenen Gedichte in leichter Strophenform an das Bächlein und den Frühling. Wundern muss es uns, dass der Verfasser die Klopstock'sche Form der Sapphischen Strophe überlassen will, auch selbst eine Aufgabe stellt und die Lösung hinzufügt, da er doch oben sie ausdrücklich

als „nicht zu billigen" verworfen. Wir finden die Klopstock'sche Form in Nro. 96 sehr klar und geschmackvoll. Doch können wir auch hier Formen der dritten Pers. Sing. Praes. nur unschön finden; auch ist in folgender Strophe ausser einem grammatischen Fehler eine falsche Elision:

„Wähnest du, Freundesbrust sei deinem Blicke
Hell und klar, wie der Bach, worin die blanken
Silberkiesel zählet das Aug'? Wie irrst du,
Armer Betrogner!"

Wir schlagen vor:

„Wähnst du, des Freundes Herz sei deinem Blicke
Hell und klar, wie der Bach, in dem die blanken
Silberkiesel staunend du zählst? etc. — —"

In der folgenden Strophe ist am Schlusse des dritten Verses der katalektische iambische Monometer verletzt:

„Tiefen auch voll göttlicher Kraft hĕgt jĕdĕr
Menschlichĕ Busen."

Wir würden schreiben:

„Tiefen giebt's voll göttlicher Kraft ĭn jĕdĕm
Menschlichen Busen."

Sehr dankbar müssen wir dem Verfasser dafür sein, dass er uns auf Jakob Balde hingewiesen hat. Wir schätzen in ihm nicht den Jesuiten, nicht den Verehrer Tilly's; wohl aber ist uns der Zeitgenosse des dreissigjährigen Krieges mit seinen Gedichten „über die Sitten des alten und neuen Deutschlands" eine der vielen poetischen Geschichtsquellen einer trüben Zeit im Vaterlande, ein Original, dem Herder „Heldenkraft von Patriotismus" nachsagt, und das Leibnitz „auch in kleinen Anfängen und Fragmenten schätzte." Unser Verfasser giebt zunächst eine von Herder nicht übersetzte Ode „das alte Germanien" in Sapphischen Strophen. Die Uebersetzung ist trefflich; in der zwölften Strophe würden wir statt: — „wie ihn Thasus zeuget" setzen: „wie ihn Thasus austrägt." Dann folgen zwei Gedichte von Balde in Alkäischer Strophe, die auch Herder übersetzt hat, „um Gelegenheit zur Vergleichung zu bieten." Es ist keine Frage, dass der Verfasser hinter Herder nicht zurückgeblieben ist, abgesehen davon dass er genauer an das Original sich anschliesst; ja hätte er sich entschliessen können, dem antiken Metrum gemäss die fünfte Silbe des Alkäischen Verses schwer zu belassen, so hätte er noch einen bestimmten Vorzug. In dem zweiten dieser beiden Gedichte sind in der That gegen die eigene Ansicht des Verfassers (S. 148) unter acht Strophen fünf ganz strenge der Vorschrift des Alterthums angemessen. In Nro. 98 setzen wir Strophe 7 für „sprühet:" „spendet," und Strophe 12 für „wehet:" „säuselt."

Der Verfasser hat auch die Stanzen von Schiller: „Abschied vom Leser" in (grösstentheils strenge) Alkäische Strophen verwandelt. Dies war (s. oben) nicht unbedenklich und dies hat der Verfasser wohl empfunden. Die erste Strophe würden wir statt:

„Aber sie nahet sich ohne Furcht dir"

so schliessen:

„Aber doch ohne Bedenken naht sie."

In der vierten Strophe setzen wir für „entführet sie" lieber den Conj.: „entführe sie," und in der fünften für „hauchet:" „duftet."

Ferner führt uns der Verfasser ein eigenes Gedicht vor, das bei Gelegenheit des Besuches Friedrich Wilhelm's IV. zu Trier zur mündlichen

Begrüssung gedient hat. Er hatte es einem Comité damals in zwei Formen vorgelegt und dieses hatte den Reimversen vor den Alkäischen Strophen den Vorzug gegeben. Referent gesteht, dass er seinestheils die letzteren, die jetzt als Lösung einer Aufgabe uns vorliegen, weit vorgezogen hätte, wenn auch Einzelnes ihm nicht zusagen kann. Woher kommt die Form „Treviris" als Nominativ? — Statt des Logaöd: „Freudig begrüsset es heut' den König" würde Referent vorschlagen: „Freudig begrüsst es den Herrn und König." Statt des Verses: „Mit gleicher Lieb' umschliesset dein Königsherz" — könnte man setzen: „Mit gleicher Liebe umwaltet das Königsherz" —, und statt: „Drum gleiche Lieb' auch glühet in Aller Brust" —: „Drum eine Lieb' auch glüht nur in Aller Brust" —.

Endlich giebt uns der Verfasser noch einige Uebersetzungen aus Horaz, und zwar eingereichte Arbeiten von Schülern, an denen der Leser grosse Freude haben muss. Auch hier erledigen sich einzelne Anstösse leicht. Statt: „Dieser erlieget dereinst" in Nro. 104 setzt man: „Wieder auch dieser erliegt," (oder auch: „Selbst zu erliegen bestimmt"), statt: „wo Tullus weilet und Ancus:"

„wo Tullus wandelt etc. —"

In Nro. 105 schreiben wir für: „Ja, so lang' es geziemet, verscheucht von der Stirne das Alter" lieber: „Ja, so lang' es geziemt, fort scheucht von der Stirne etc. —."

Mit einem Versuche, die Telegraphen in (grösstentheils strengen) Asklepiadeischen Strophen zu besingen, schliesst der erste Theil des Buches.

Bisher sind wir freilich sehr in Einzelnes eingegangen, was insbesondere die einzelnen Ausstellungen an den Lösungen der Aufgaben anlangt, so mussten wir uns zum Gesetze machen, anstatt des von uns nach unserer unmassgeblichen Ansicht als unrichtig oder unschön Verworfenen je etwas Anderes in unserem Sinne Besseres vorzuschlagen. Denn tadeln ist leichter als besser machen; und zum anderen haben wir nicht etwa einen Dichter zu beurtheilen unternommen, sondern metrische Uebungen zunächst für die Schule. Somit mussten wir, je weiter wir den Verfasser verfolgten, nur desto mehr uns überzeugen, dass wir nicht angemessener ihm unseren Dank für die sorgfältige und umfassende Arbeit erweisen könnten als durch unermüdliches Eingehen auf dasjenige Material, welches das Neueste in seinem Werke ist, die Aufgaben und ihre Lösungen. Was insbesondere die letzteren betrifft, so ist klar, dass sie vom Verfasser zur Benutzung bestimmt, eben damit aber auch der Beurtheilung preisgegeben sind. Demnach wird jeder Leser, der sich genau (und das ist, wo es sich um die Jugend handelt, „terque quaterque" nöthig) um die vom Verfasser gegebenen Lösungen bekümmert, sich zu fragen haben, inwieweit er dieselben adoptiren oder als Muster ansehen wolle und könne. Derartige Fragen dem Leser, indem sie ihm angeregt werden, zugleich zu erleichtern, wird immer einer Recension obliegen. (Vergl. daher die Zeitschr. für Gymn. W. XV, 4. S. 263 Al. 4.)

Trotzdem ist es nun aber doch wegen des grossen Raumes, den wir bereits in Anspruch genommen haben, ganz unmöglich, den zweiten Cursus des vorliegenden Werkes, der die Reimverse und Reimstrophen behandelt, irgendwie ausführlich zu besprechen. Wir zweifeln aber durchaus nicht, dass das Werk bald eine neue Auflage erleben werde, und werden dann, falls uns die Ehre der Recension zufallen sollte, dem zweiten Cursus die nächste Aufmerksamkeit widmen.

Für jetzt heben wir nur Einzelnes hervor.

In §. 1 bespricht der Verfasser den Gleichklang, insbesondere die Alliteration. Von selbst weist dieser Abschnitt auf den §. 6 des ersten Cursus zurück. (S. oben). Auch die Alliteration hängt mit der onomatopöetischen Natur der ursprünglichen Sprache zusammen, und ist der

Lautmalerei so verwandt, dass nicht zu erkennen ist, warum sie nicht eben so berechtigt sein sollte, wie diese. Dass ihre geschickte Anwendung grössere Schwierigkeit hat, ist allerdings richtig; deshalb und weil der „Stimmreim“ (Gleichklang der Vocale) sie schon durch seine Geläufigkeit überwucherte, ist sie abgekommen; deshalb hat die Verinnerlichung unseres Volkscharakters namentlich in der Poesie, in gewissem Sinne genommen, d. h. die Abnahme des plastischen und malerischen Hanges und die Zunahme des musikalischen und reflectirenden Zuges, und ferner (wie wir Vilmar gegen den Verfasser beistimmen) die Abschwächung der Organe für die Anlaute den Stabreim gegen den Stimmreim zurückgestellt. Rückert's schönes: „Roland der Ries' etc., Fouqué's und Lappe's Versuche zeigen nicht die Unmöglichkeit, aber wohl die Schwierigkeit der Alliteration. Und dass Bürger's: „*W*onne *w*eht etc.“ „anspruchsvoller“ erscheine, als Schiller's: „*S*tille, was *sch*lüpft durch die Hecken Ra*sch*elnd etc.,“ ist ein reines Geschmacksurtheil; Referent findet z. B. das Gegentheil. Es ist nicht zu verkennen, dass §. 6 des I. Cursus zum Theil gegen §. 1 des II. Cursus zeugt.

§. 2 handelt von der Assonanz, dem Stimmreim, sofern er nur auf dem Gleichklange betonter Vocale beruht, während derselbe zum Reim schlechthin wird, wenn sich die Uebereinstimmung der etwa noch folgenden Consonanten und unbetonten Vocale zugesellt. (Wo solche fehlen, ist also Assonanz = Reim). Die Möglichkeit der Assonanz — nur dies möchten wir hier bemerken — darf nicht durch zu viele Bedingungen eingeschränkt werden, so wenig wie die der Alliteration, wenn nicht auch mit diesem §. 2 im II. Cursus jener §. 6 des I. Cursus in einen Widerspruch gerathen soll. Denn auch Begriffen, und nicht bloss Gefühlen, dient die „sinnlich nachahmende Fülle.“ Der Verfasser müsste consequenter Weise die Lösung Nro. 2 S. 361 sehr anspruchsvoll finden.

So interessant übrigens §. 1 und §. 2 sind, so ist es in noch höherem Grade §. 3, der den Ursprung des deutschen Reims der eigenen Poesie, und zwar der Alliteration vindicirt. Wenn der Verfasser nun aber diese, wie die Assonanz, um des „reicheren und vollkommneren“ Reimes willen ausscheiden möchte, so meint Referent, dass wir uns neben der reicheren Gleichklangsform auch die ärmere immerhin gefallen lassen dürfen.

Beschränkend tritt auch in §. 4 der Verfasser auf, wo er Arten und Functionen des Reims bespricht. Anfangsreime und Kettenreime verwirft er, Binnenreime gehören entweder factisch zu den Endreimen oder eigentlich gar nicht zu den Reimen. Die Endreime werden eigentlich nur berücksichtigt. Ihre Verschiedenheit ist die des Lautes, des Geschlechts, der Stellung. Was das Geschlecht betrifft, so möchte Referent eine Beschränkung wünschen. Ausser männlichen und weiblichen Reimen auch noch schwebende (sinkend spondeische) und gleitende (daktylische) aufzustellen scheint doch überflüssig. Reduciren sich nicht diese beiden Arten auf die weiblichen? Auch hier giebt es nur zwei Geschlechter. Was dann die Functionen des Reimes betrifft, so ist sie nach dem Verfasser „nicht bloss scheidend und gliedernd sondern auch verknüpfend und zusammenfassend.“ Warum aber dann, fragen wir, Kettenreime und selbst Anfangsreime missbilligen? — Wenn ferner der Verfasser dem Reim Kraft beilegt „schon da, wo es sich um Begriffe handelt,“ warum eher dem Reim als der Assonanz? — Was endlich die Klangfarbe betrifft, die der Reim oft über ein Gedicht verbreitet, so wird diesslbe mehr durch die Wahl der Vocale, die Lautmalerei, als durch den Reim hervorgerufen, weist also zurück auf I. Cursus §. 6.

Gegen die sieben Regeln für den Gebrauch des Reims als Gliederungsmittels in §. 5 lässt sich vielleicht manches Bedenken erheben; doch uns fehlt zur irgendwie eingehenden Erörterung der Raum. Die dritte Regel scheint uns unzulässig. Das Beispiel von A. W. Schlegel ist

schwerlich dem Verfasser günstig. Schlegel hat die Lautmalerei gewiss gerade so gewollt und sie stört uns nicht im mindesten. (Vergl. das vorl. Werk des Verfassers S. 35 oben). Die fünfte Regel lässt sich mit der ersten zusammenfassen; und die siebente liesse sich entbehren. An vier Regeln hätten wir genug; allzuviel Regeln haben in der Schule schon viel geschadet. Wie soll ein nicht glänzend begabter Schüler so viele Regeln übersehen, die jedenfalls nicht alle durchaus aus der Natur der Sache hervorgegangen sind? Insbesondere fügen wir noch hinzu, dass die (gewiss richtige) Interpunction in Strophe 11 der „Kraniche des Ibycus," die der Verfasser, wie er S. 247 sagt, in seiner commentirten Ausgabe von Schiller's Gedichten angebracht hat, nach welcher nämlich Vers 5 zum Folgenden, also zur zweiten Strophenhälfte gehört, sich bereits in der bei Vogel in Leipzig 1816 erschienenen Ausgabe der Gedichte findet.

Der §. 6 giebt zwölf Regeln über den Gebrauch des Reims als Darstellungsmittels. Wir können auch hier nicht glauben, dass die Logik so viele Regeln fordert. Die zwölfte Regel ist auf den ersten Blick als Anmerkung zu erkennen, also sicherlich keine Regel. Die Unterabtheilung c. von der vierten Regel (welche in vier Unterabtheilungen zerfallen soll) ist sehr gefährlich, weil gar zu künstlich; in manchen Fällen allerdings findet sich das als Zugabe vor, was sie als Forderung hinstellt. Dasselbe gilt von der Unterabtheilung a. In den Schiller'schen Versen: „Rühmt sich mit stolzem Mund etc." so wie in den Göthe'schen: „Sieh, diese Sehne war so stark etc." wirkt der Rhythmus mindestens eben so sehr wie der männliche Reim. Liegt etwa wenig Festigkeit, Kraft, Muth etc. in den Worten: „Sind wir vereint zur guten Stunde etc." oder in jenen anderen desselben Dichters:

„Der Gott, der Eisen wachsen liess,
Der wollte keine Knechte" — etc.

und wenn auch eben so viele weibliche wie männliche Reime vorkommen? — Nur nicht zu viele Regeln! — Wenn der Verfasser vor „gehäuftem Gebrauch" der Fremdwörter als Gleichklänge warnt, so ist dazu zu bemerken, dass überhaupt gehäufter Gebrauch der Fremdwörter eine Schmähung der Muttersprache ist, vollends in der Dichtung!

§§. 7, 8, 9 handeln von dem Strophenbau mit besonderer Berücksichtigung der Reimstrophe. Symmetrische Gruppirung des Stoffs in die Strophen eines Gedichts könne, sagt der Verfasser, für die fehlende Geschlossenheit der Strophenform ausnahmsweise einen Ersatz bieten. Wenn er für diese gewiss richtige Behauptung Schwab's Gedicht „das Gewitter" als Beispiel anführt und näher ausspricht, in demselben zerfalle eigentlich jede Strophe in drei „vollkommen übereinstimmende" Theile, so muss Referent gestehen, dass bei einer eingehenderen Behandlung dieses Gedichts auch in metrischer Beziehung in der Klasse trotz scheinbarer Uebereinstimmung doch gerade in den einzelnen Strophen feine und dabei deutliche Unterschiede sich ergaben, und dass es uns gar nicht in den Sinn gekommen ist, es möchte das Gedicht sich dem Ohre nicht in sechs sechszeilige sondern „vielmehr in achtzehn zweizeilige Strophen zerlegen, wenn nicht die Zergliederung des Stoffes in sechs ebenmässige Gruppen zu Hülfe käme." Die zweite und fünfte Strophe allerdings haben fast genau denselben Rhythmus — sehr charakteristisch.

Nachdem die Strophe als Einheit, dann als gegliedertes Ganze betrachtet worden, fasst der Verfasser sie im Verhältniss zu ihren Versen in's Auge. Wie der kurze daktylische Vers gerade „leidenschaftliches Rückgehen auf sich selbst" ausdrücken solle, das vermag Referent mit dem Daktylus als Element der epischen Darstellung nicht in Einklang zu bringen. Dass ein einzelnes Mal der Daktylus dem Anapäst in's Revier kommen könne, versteht sich von selbst; dass aber jemals Daktylus = Anapäst in Sinn und

Charakter werden könne, das glauben wir nicht. Bei Gelegenheit des kurzen Trochäus kommt der Verfasser auch auf den zweiten Meisterspruch in der „Glocke." In jedem der Meistersprüche bilden von den acht Versen der Strophe je zwei immer syntaktisch ein Paar, das in sich geschlossen dasteht. Referent hat nun demnach die Verse: „Kocht des Kupfers Brei, Schnell das Zinn herbei!" niemals anders auffassen können, als so, dass der erste der Vordersatz, der zweite der Nachsatz ist, in Prosa aufgelöst: „Wann des Kupfers Brei kocht (intrans.), Dann schnell das Zinn herbei!" Der Verfasser dagegen nimmt, wie gewöhnlich geschieht, jeden der beiden Verse als Ausruf. Entscheiden könnte nur eine authentische genaue Interpunction des Dichters selbst. Der Originalabdruck ist uns nicht zur Hand. Die schon oben erwähnte Ausgabe der Gedichte bei Vogel in Leipzig vom Jahre 1816 setzt hinter jeden der beiden Verse, wie hinter den ihnen vorangehenden Vers ein Komma, eine Interpunction, welche = 0 ist, wenn einmal Interpunction überhaupt besteht; man müsste denn am Schlusse der Strophe ein Ausrufungszeichen haben. In der Cotta'schen Ausgabe vom Jahre 1838 in zwölf Bänden steht hinter „Brei" ein Semikolon, hinter „herbei" ein Ausrufungszeichen. Referent kann einstweilen nur folgende Interpunction annehmen:

„— — zu dem Schwalch hinein.
Kocht des Kupfers Brei,
Schnell das Zinn herbei!"

Der Verfasser sagt richtig, dass die eigentliche Dimension des Liederverses der Dimeter ist, fügt aber den einfachen natürlichen Grund nicht hinzu, den wir hier nur abgebrochen andeuten können: weil wir Menschen auf zwei Füssen gehen.

Endlich betrachtet der Verfasser die Strophe auch als Theil eines grösseren Ganzen. Hier spricht er bei Gelegenheit des „Enjambements," das er mit Beschränkung gutheisst, eine praktische Wahrheit für alle metrischen Uebungen aus, die uns sehr willkommen ist: „Es giebt kaum ein Gesetz der Poetik und Metrik, dessen Verletzung nicht unter Umständen durch ein höheres Gesetz geboten werden könnte, wenn nämlich durch die Verletzung eine höhere Wirkung als durch die Beobachtung des Gesetzes erreicht wird." Diese unbestreitbare Wahrheit bei dem Verfasser selbst auf S. 284 zu finden, ist seinen vielen Regeln gegenüber tröstlich; sie hat übrigens von S. 1 an uns schon begleitet. Konnte Schiller nicht etwa Grund genug haben, zu dem zweistrophigen Gedichte: „Einer jungen Freundin in's Stammbuch" eine dreizehnzeilige Strophe zu wählen? Warum ist dies „nicht gutzuheissen?" Diese Frage knüpfen wir gleich an die Bemerkung des Verfassers auf der folgenden Seite 285 an.

In den §§. 10 bis 14 incl. behandelt der Verfasser „von den Neueren entlehnte poetische Formen." Wir können nicht näher auf diese Erörterungen eingehen, möchten nur z. B. auf das hinweisen, was §. 11 über die Terzine gesagt ist. Wir sind nur an diese Dante'sche Strophenform zu wenig gewöhnt, trotz Platen, Chamisso etc. Warum sollte sie im Deutschen „für umfangreiche epische Dichtungen sich nicht eignen?" Ist der Dichter wirklich episch objectiv und der Sprache Meister, so wüssten wir nicht, woher zu lyrisches Gepräge oder Monotonie kommen sollte. Diese Uebelstände würden event. nicht an der Terzine sondern an dem Dichter liegen. Einige der poetischen Formen, die der Verfasser nennt und charakterisirt, hätten auf eine Schlussanmerkung an betreffenden Orten verwiesen werden können, z. B. die Sestine, die Tenzone, das Madrigal, das Cancion, da wenigstens der Schüler sie entbehren kann. Hat doch der Verfasser selbst nur die Sestine unter diesen vier Formen in die Uebungen S. 360 (vergl. Lösung S. 429) aufgenommen. Die Sestine erfor-

dert, um nicht monoton zu werden, ein ausnehmendes Dichtertalent. Wahre und edle Troubadours in nuce werden in der Schule sehr selten sein.

Wir bedauern, dass auf die Aufgaben und Lösungen des II. Cursus (von S. 303 bis S. 439) einzugehen uns für jetzt verwehrt ist. S. oben. Wir müssen von dem anziehenden Werke Abschied nehmen. Druckfehler, um dieser noch zu gedenken, meinen wir nur wenige gefunden zu haben; z. B.

S. 142 Z. 13 v. u. steht „Alkäische“ für „Sapphische.“

S. 155 Z. 5 v. u. steht „Bandusium“ für „Blandusium.“

S. 269 Z. 4 v. u. steht „abccb“ für „abaab.“

Einer besonderen Empfehlung zum genauesten und sorgfältigsten Studium bedarf das vorliegende Werk nicht Nach Verhältniss seines Werthes ist die Besprechung desselben im Vorstehenden — das fühlen wir wohl — immer noch reichlich kurz und unzulänglich. Wir haben — Referent spricht dies am Schlusse noch einmal dankbar aus — ein Werk deutschen Fleisses und deutscher Treue von dem Verfasser erhalten, das dem ihm längst von deutschen Schulmännern, insbesondere von Lehrern der Muttersprache, zugesprochenen Ehrenkranze eine neue duftige Blüthe einfügt.

Mülheim an der Ruhr. Dr. Th. Hansen, Oberlehrer.

Histoire de la littérature française à l'usage des écoles par A. Th. Peucker, Dr. en phil. Seconde édition revue et augmentée. Breslau, Trewendt 1862.

Auf den Gymnasien erlaubt es die geringe Zeit, die der französischen Sprache zugemessen ist, dem Lehrer nicht, eingehend die Literaturgeschichte zu behandeln. Aber auch auf der Realschule wird derselben nicht mehr eine eigene Stunde gewidmet; indem die Prüfungsordnung von 1859 nur „eine genauere Bekanntschaft mit einigen epochemachenden Autoren und Werken der Literatur aus der Zeit Ludwig XIV.“ verlangt. Der Lehrer wird indessen nicht versäumen, den Schüler bei der Lectüre auch mit der allgemeinen Entwicklung der Literatur bekannt zu machen. Hierbei wird er indessen stets durch einen in den Händen der Schüler befindlichen kurzen Abriss der französischen Literaturgeschichte sehr unterstützt werden. Es haben dies die Herausgeber fast aller Chrestomathien anerkannt, indem sie in Biographien oder im Auszuge eine zusammengedrängte Literaturgeschichte gaben. Jedenfalls aber wird es ein Gewinn sein, eine solche unabhängig von dem zur Lectüre dienenden Buche in übersichtlicher kurzer Zusammenstellung in den Händen der Schüler zu wissen.

Das vorliegende Buch nun beabsichtigt diese Lücke auszufüllen. Es wird zur Beurtheilung desselben angemessen sein, hier das Schema desselben zu geben. Es zerfällt in fünf Perioden:

I. Période romantique 842—1515 (11 Seiten).

Sur la formation de la langue et les plus anciens monuments écrits du peuple français. Serment de Louis le Germanique. Serment du peuple français. Sur les troubadours. (4 S.) Trouvères. (2 S.) Contes et Fabliaux. Satires et Sirventes. Poésie lyrique. (2 S.) Histoire. (1 S.)

II. Période imitative 1515—1660 (9 Seiten).

A. Poésie. B. Prose.

III. Période classique 1660—1715 (24 Seiten).

A. Poésie. a) Poésie lyrique. b) Poésie didactique et épique. c) Poésie

dramatique. d) Le roman. B. Prose. a) Prose didactique. b) Histoire. c) Éloquence.

IV. Période philosophique 1715—1789 (siècle de Voltaire et des Encyclopédistes) (26 Seiten).

Voltaire, Rousseau, Montesquieu, Buffon, Bonnet, Diderot, D'Alembert, Helvétius. A. Poésie. a) Poésie lyrique. b) Poésie épique c) Poésie didactique. d) Poésie dramatique. e) Le roman. B. Prose. a) Prose didactique. b) Historiographie. c) Éloquence.

V. Période romantique-classique 1789—1850 (21 Seiten).

A. Poésie. a) Poésie lyrique. b) Poésie épique. c) Poésie didactique. d) Poésie dramatique. e) Romans. B. Prose.

Eine table alphabétique des auteurs beschliesst das Ganze

Wir halten die Wahl der Perioden für verfehlt, der Herr Verfasser fühlt das wohl selbst, denn er rechnet z. B. Pascal zur dritten classischen Periode, die bei ihm mit 1660 beginnt, obwohl dieser schon 1662 starb. Auch P. Corneille sieht er sich genöthigt, dahin zu rechnen, wenngleich dessen classische Tragödien alle schon vor 1660 geschrieben sind, und in diese Periode nur noch die schwachen Producte seines Alters fallen.

Auch die oben mitgetheilten Unterabtheilungen haben ihr Missliches. Die Unmöglichkeit, die Schriftsteller hiernach zu classificiren, ohne ihrer in mehreren dieser Unterabtheilungen gleichzeitig zu erwähnen, hat den Herrn Verfasser mehrfache Missgriffe machen lassen. So finden wir z. B. unter „roman“: Fénelon, Staël-Holstein, während die verschiedenartigsten Schriftsteller wie Chateaubriand, Guizot, Ségur Villemain etc. in derselben nicht weiter getheilten Abtheilung „Prose.“ Ferner unter „prose didactique“ Marquise de Sévigné und Maintenon neben Pascal und La Rochefoucauld etc. Der Herr Verfasser könnte diese Fehler, welche den Schüler verwirren müssen, wohl leicht beseitigen.

Der Verfasser will die Mitte halten zwischen grösseren Literaturwerken und den „Précis ou Abrégé de l'histoire de la littérature française, qui ne contiennent qu'une énumération stérile et fastidieuse de noms propres des écrivains français les plus distingués.“ Er hat deshalb nur die Hauptdaten aus der Biographie der angeführten Schriftsteller gegeben, und eine meist übersichtliche Angabe ihrer hauptsächlichsten Schriften, (denen wir jedoch das Datum ihres Erscheinens hinzugefügt wünschten) ohne weitere Kritik und ohne Proben derselben.

Ferner fügt der Herr Verfasser, was wohl anzuerkennen ist, stets die beste Ausgabe der besprochenen Schriftsteller an. Da diese aber schwer oder gewöhnlich gar nicht zu beschaffen ist, und da das Büchelchen für Schüler hauptsächlich bestimmt ist, so wäre es wünschenswerth gewesen, hier, wenigstens bei den classischen Schriftstellern, die besten der gebräuchlichen Ausgaben angeführt zu sehen. Auch würde man es dankbar anerkennen, bei eben diesen wenigen Schriftstellern eine kurze Anführung der bemerkenswerthesten über sie erschienenen Schriften zu finden. Da das Buch sehr gesperrt gedruckt ist, so liesse sich dies auch ohne die jetzige Seitenzahl (100) zu überschreiten, leicht erreichen.

Ferner hätten wir gern in der ersten Periode eine Abtheilung gesehen, in der die erste Entwicklung des Dramas in wenigen Worten gegeben wäre, und der Verfasser den miracles jeux, pastorales, mystères, soties, moralités und farces einige Worte gewidmet hätte.

Neben angeführten unbedeutenderen Namen haben wir dagegen viele bedeutendere vermisst, z. B. Du Bellay, Scudéry, Chapelain, Hardy, Mairet, Regnard, Descartes, Nicole, Malebranche, Cordillac, B. Constant, Cousin, Ampère, Nisard, Michelet, Sainte-Beuve, A. Chénier, Musset, Soumet etc.

Auch in dem Namenverzeichniss haben wir mehrere im Buche befindliche Namen nicht gefunden.

Wir glauben uns in Betreff der gerügten Mängel nicht zu täuschen, da

der bescheidene Herr Verfasser sie selbst zu kennen scheint: „Il ne me reste que d'adresser à ceux qui voudront bien se servir de mon livre, la prière de la regarder comme un faible essai dont je connais les imperfections mieux que personne.“ Warum sind sie dann nicht beseitigt worden? fragen wir.

Wir hoffen indess, dass der Herr Verfasser schon darauf gesonnen, die ihm bekannten Mängel zu beseitigen, da das sonst mit Fleiss gefertigte Buch wohl verdient, eine Lücke in der Reihe der Schulbücher auszufüllen.

Dr. Muret.

Les grands faits de l'histoire de France, tableaux historiques tirés des meilleurs auteurs français par H. Schütz. 1. Theil. Hannover, C. Rümpler.

Die Frage: La Chrestomathie ou l'auteur? ist wohl trotz alles Streites noch nicht zur Entscheidung geführt, dennoch wird gewiss der Lehrer der neueren Sprachen in den oberen Classen jede gute Schulausgabe classischer Schriftsteller mit Freuden begrüssen, und sie auch neben der etwa eingeführten Chrestomathie zur Geltung zu bringen wissen. Freilich gilt dies wohl hauptsächlich von dramatischen Werken, während die für den Schulbedarf bearbeiteten historischen Stoffe selbständig in Tertia auch wohl Secunda gelesen werden.

Der Herr Verfasser geht nun von der gewiss sehr richtigen Thatsache aus, dass das Interesse der Schüler nicht selten an grösseren Werken, die nur einen kleinen Zeitraum aus der allgemeinen Geschichte darstellen, erlahmt, und dass es daher billig sei, dem jugendlichen Geiste eine gewisse, in den gehörigen Schranken sich bewegende Abwechselung zu bieten. Er hat daher den bereits von Beauvais in dessen études historiques ausgeführten Plan, eine historische Chrestomathie, doch im kleineren Massstabe als eben erwähnte, für den Schulgebrauch aus den besten Historikern in möglichst abgerundeten Geschichtsbildern zu entlehnen. Das Buch soll in drei Bändchen erscheinen und die geschichtlichen Charakterbilder sich auf die französische Geschichte beschränken. Der Herr Verfasser verbindet damit einen dreifachen Zweck: einen historischen, einen sprachlichen, und endlich einen literarhistorischen. Daneben sollen sie zu der für Realschulen besonders nothwendigen Concentration des Unterrichts das Ihrige beitragen.

Es wird gewiss zur Empfehlung des Buches dienen, wenn wir hier die Inhaltsangabe wiedergeben.

1) Gaule indépendante. Aspect de la Gaule. Moeurs et coutumes gauloises. Les druides et les bardes. — Henri Martin.

2) César en Gaule. Siége et bataille d'Alésia. — H. Martin.

3) Invasion de la Gaule par les Alains, les Vandales et les Suèves. — Le Beau.

4) Etablissement des Alemans et des Burgondes dans la Gaule. — Le Beau.

5) Conquêtes des Wisigoths dans la Gaule. — Le Beau.

6) Invasion d'Attila en Gaule. — Le Beau — Jornandès.

7) Clovis, roi des Franks. — Biographie générale.

8) Invasion des Arabes. Bataille de Poitiers. — Fauriel.

9) Charlemagne. — Hanrean, Biographie générale.

10) Guerres entre les fils de Lodewig le Pieux (Louis-le-Débonnaire). Traité de Verdun. — H. Martin.
11) Siége de Paris par les Normands. — Depping.
12) Etablissement des Normands en France. — Augustin Thierry.
13) La chevalerie. — H. Martin.
14) L'an 1000. L'avénement des Capets. — Michelet.

Hieran schliesst sich ein sorgfältiges Verzeichniss der Eigennamen nebst den zum leichteren Verständniss nothwendigen Erläuterungen, dagegen enthält das Buch kein besonderes Wörterbuch. Hierin sind wir mit dem Herrn Verfasser ganz im Einverständniss. Der Schüler muss im Besitz eines grösseren Wörterbuches sein, und lernt beim Gebrauch desselben mehr, als durch die ihm mundgerecht gemachten oft sehr mangelhaften Wörterverzeichnisse der Schulausgaben. Der Herr Verfasser verspricht ausserdem dem dritten Bande die Lebensbeschreibungen der einzelnen Autoren, von denen die Stücke in diesen Charakterbildern aufgenommen sind, beizufügen.

Der Druck ist klar und correct. In Betreff der anregenden glänzenden Diction brauchen wir nur auf die oben angeführten Namen der Autoren zu verweisen. Das Buch verdient mehr wie ähnliche Schulbücher warm empfohlen zu werden.

Dr. Muret.

Elementargrammatik der englischen Sprache mit stufenweise eingelegten Uebersetzungsaufgaben, Lesestücken und Sprechübungen nebst zwei vollständigen Wörterverzeichnissen. Von Dr. L. Georg, Hauptlehrer am Realgymnasium zu Basel. Leipzig, Veit und Comp. 1862.

Die Anordnung dieser eben erschienenen Grammatik des bekannten und durch seine so brauchbaren Schulbücher verdienten Verfassers ist ebenso neu als wohldurchdacht. Sie zerfällt nämlich in zwei Theile, einen sogenannten calculierenden oder, besser gesagt, propädeutischen und einen systematischen Cursus. Der propädeutische Cursus, wie es der Verfasser in der Vorrede ausspricht, „soll den Schüler auf leichtfassliche und anschauliche Weise zum Verständniss des systematischen Cursus vorbereiten. Es sind daher die hauptsächlichsten Erscheinungen der Grammatik in ansprechenden, der Fassungskraft des Anfängers angemessenen und in der Form der Umgangssprache sich bewegenden Sätzen vorgeführt.“ Dieser Theil, der, beiläufig gesagt, nur 64 Seiten in sich schliesst, und folglich in 20 bis 30 Stunden kann durchgemacht werden, befolgt denselben praktischen Gang, wie des Verfassers französische Elementargrammatik (jetzt in 6. Auflage), hat aber das vor demselben voraus, dass die fast vollständige Reihe der Flexionsformen ihrer Hauptsache nach in möglichster Kürze und in, wenn auch nicht systematischer, doch natürlich sich ergebender Aufeinanderfolge darin enthalten ist, auf welche dann, da jene dem Gedächtnisse eingeprägt sind, im zweiten systematischen Theile gebaut werden kann, wo sie bis in die Einzelheiten weiter entwickelt werden. Ueber diesen propädeutischen Cursus haben wir weiter nichts zu bemerken, als dass wir gewünscht hätten (ein Wunsch, den wir beim Gebrauche der oben angeführten französischen Elementargrammatik schon oft gethan), es wären die Erläuterungen in mehr übersichtlicher, dem Schulgebrauche mehr angemessener Gestalt, namentlich

in so wenig Worten, so einfach und concret als möglich gegeben worden. (So sollten auch, im zweiten Theile, die Anglicismen pag. 161. 164. u. a. dem Auge gefälliger durch Absätze getrennt sein). Als Beispiel führen wir namentlich die, eine halbe Seite engen Druckes umfassende Erläuterung auf S. 61 an, welche gewiss kürzer und synoptischer (durch Absätze bei jeder Regel und für jedes Exempel, hätte können gegeben werden. Manche andere Erläuterung, im propädeutischen Theile zu früh und den Schülern unverständlich, weil zu abstract, hätte auf den syntaktischen Theil können verschoben werden, z. B. S. 39 die Unterscheidung von can und may, ferner S. 128 §. 71 u. ff. Indess sind diese Bemerkungen der Einsicht des Lehrers überlassen, der sich nach der Alters- und Verstandesstufe seiner Schüler richtet. Hauptsache bleibt in diesem Theile das solide Memoriren der gegebenen Flexionen, Vocabeln und vortrefflich graduirten Sprechübungen, wodurch das Ohr sich an die englische Aussprache gewöhnt und wohl darauf vorbereitet wird, den eingehenden systematischen Cursus zu beginnen.

Was nun diesen Haupttheil betrifft, so müssen wir, ehe auf Einzelnes eingegangen wird, ganz besonders auf die unserer Ansicht nach logische und systematische Anordnung des Stoffes aufmerksam machen. Es ist dies derselbe Gang, welchen der Verfasser in seiner systematischen Grammatik der französischen Sprache (Basel 1860, 2. Auflage) befolgt hat, nämlich Behandlung des Artikels, Substantivs, Adjectivs und der übrigen Redetheile; in der Syntax die Lehre vom nackten und vom erweiterten Satze, dann der zusammengesetzte Satz in vollständiger und richtiger Anordnung, wie sie in jeder Satzlehre sich finden sollte. Diese Anordnung scheint uns so vorzüglich, so wichtig zugleich und jeder anderen so vorzuziehen, dass wir uns dem Verfasser zu besonderem Danke verpflichtet fühlen, und jedem Lehrer Glück wünschen, der dieses Lehrbuch seinem Unterrichte zu Grunde legen wird. Wenn einmal der propädeutische Cursus durchgearbeitet ist und die darin behandelten Formen fest sitzen, so dass der Schüler sich einigermassen in die Sprache hineingelebt und ihre Eigenthümlichkeit begriffen hat, dann kann ein systematischer gründlicher Curs allein zur sicheren, klaren und erfreulichen Kenntniss der Sprache führen. Und wie unendlich vortheilhaft für den Schüler, wenn der grammatikalische Gang, der mit ihm im Englischen befolgt wird, derselbe ist, den er im französischen und deutschen Unterrichte gehabt hat oder noch hat. Dies ist es, was wir an dieser neuen englischen Grammatik des Herrn Dr. Georg so hervorheben, dass sie den richtigen, schulgemässen, systematischen Gang in Etymologie und Syntax befolgt, der in der deutschen Sprachlehre befolgt wird und allein zur klaren Einsicht in den Genius einer fremden Sprache führt. Es hat damit der Verfasser auch die Ueberzeugung geoffenbart, dass der Unterricht der verschiedenen Sprachen Hand in Hand gehen, die eine auf die andere sich berufen und stützen soll; dass die Vergleichung derselben, auf welche nicht nur der Lehrer aufmerksam macht, sondern welche der Schüler unwillkürlich selbst entdeckt, dem sonst so trockenen oder wenigstens nicht beliebten Sprachunterrichte reges Interesse verleihen muss.

Wenn wir nun auf die einzelnen Abschnitte und Regeln übergehen, so müssen wir freilich eine Befürchtung aussprechen, welche uns schon der erste Anblick nicht nur dieser englischen, sondern auch der bereits genannten französischen Grammatik des Verfassers entlockt hat, nämlich die allzu reichliche Anhäufung von Spezialfällen, von Ausnahmen, und die oft sehr complizirten Abtheilungen und Unterabtheilungen. Wird über dieser freilich genauen, aber viele Zeit raubenden Analyse nicht das Ganze, die Hauptsache, die Hauptregel verwischt und verdrängt? Dieser Frage glauben wir aber mit zwei Antworten begegnen zu können. Einmal ist ja beim Gebrauche eines jeden Lehrbuchs stets des Lehrers eigenes Ermessen und Urtheil nothwendig, was und wieviel er vom Gegebenen durchzunehmen habe; nach Alter und Kenntnissen seiner Schüler, nach Zeit und Verhält-

nissen muss er zu beurtheilen wissen, wie er das vorliegende Handbuch brauchen soll. Zweitens wird ja im Allgemeinen der englische Unterricht erst auf höherer Altersstufe, kaum vor dem fünfzehnten oder sechszehnten Jahre begonnen, mithin in einem Alter, wo der Schüler durch seine Vorbildung bereits befähigt ist, einen sich so reich verzweigenden Stoff zu erfassen. Für jüngere, früher anfangende Schüler müsste dann freilich der propädeutische Curs nicht in zwanzig, nicht in dreissig Stunden durchgenommen, sondern auf eine längere Zeitdauer ausgedehnt werden, was übrigens nicht den geringsten Nachtheil mit sich führen würde. Stimmt man uns in dieser Rücksicht bei, so können wir im Allgemeinen die kurze und klare Form der Regeln als lobenswerth anerkennen. Bei dem grossen Reichthum an Paragraphen möchten wir indess als unnöthig streichen: S. 98 den ganzen Abschnitt über das substantivisch gebrauchte Adjectiv §. 42; dann S. 102, §. 51. 1. 2. 4, weil nichts neues, noch für das Englische Wichtiges bringend; ebenso S. 121 bei §. 64 u. d. ff. die unnützen Erklärungen, was das Verb, was transitiv u. s. w. In Beziehung auf shall und will §. 76—78 hätten wir uns ganz kurz gefasst, weil auch durch die besten Regeln und Tabellen den Anfängern keine Idee von dieser Eigenthümlichkeit kann gegeben werden, und nur vieles Lesen englischer Autoren und praktische Uebung Rath und Einsicht schaffen mag. In §. 84 u. ff. bis §. 88 excl. hätte die Ableitung der Zeiten als für das englische Verb ganz unwichtig ignorirt werden können, um so mehr als auch in anderen Sprachen mit diesen Ableitungsregeln die Schüler nur gelangweilt werden, und das Verbum sich eben durch nichts so fest einprägt als durch solides mechanisches Memoriren. Als sehr gelungen bezeichnen wir das Capitel 8 über die Präpositionen, wo durch bestimmte, kurze, wohl abgegrenzte Regeln und durch die deutschen und englischen Aufgaben zum Uebersetzen der Stoff auf das Klarste dargestellt ist. In der Syntax möchten wir die einleitenden §§. 140—150 als unnütz streichen, ebenso im Genitiv die §§. 186. 187, dann §. 193—166. Sehr verdienstlich hingegen ist der Abschnitt über die Rection der Verben und Adjective (ein Abschnitt, der, beiläufig gesagt, in anderen, und namentlich in französischen Grammatiken entweder ganz fehlt oder sehr kurz abgethan wird, wahrscheinlich wohl, weil die Verfasser sich die Mühe nicht gern geben, die nöthigen Zusammenstellungen und Nachsuchungen zu unternehmen), wo der Verfasser die grosse Arbeit nicht gescheut hat, in §. 198. 199 u. 201 ein sehr vollständiges Verzeichniss zu entwerfen, welches auch dem des Englischen bereits Kundigen sich sehr empfehlen wird.

Wenn wir schliesslich einen Blick auf das Ganze werfen, so bleibt uns noch eine kurze Bemerkung über die sehr praktische Einrichtung der jedem Abschnitte beigefügten Uebungsstücke und Sprechübungen, welche die sonst an und für sich trockene Grammatik in passender Weise dem Schüler angenehm machen. Auch in Bezug auf die Wahl der Uebersetzungsstücke haben wir des Verfassers Geschick und Sorgfalt lobend hervorzuheben; mit wenigen Ausnahmen (etwa Nro. 92, 117) sind es passende Stoffe, obgleich wir persönlich, hier und da wenigstens, Einiges aus dem Spectator, aus Gibbon oder Macaulay gewählt hätten.

Die beiden Wörterverzeichnisse mit figurirter Aussprache und den (höchst wichtigen) Accentzeichen, sowie der Schlüssel zu den Aufgaben, sind bequem und das Ganze, Papier, Druck und Ausstattung bei sehr niedrigem Preise höchst anerkennenswerth.

Wir wünschen dieser neuen Grammatik eine verdiente Aufnahme; möge sie die Kenntniss der englischen Sprache und ihrer preiswürdigen Literatur überall in die deutschen Lande hin verbreiten helfen!

Basel. Dr. Meisner.

Programmenschau.

Die Primaner-Arbeiten gegen Ende des siebenzehnten und im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts. Gratulationsschrift von Dir. Prof. Dr. Krüger. Braunschweig, 1860.

Mit dieser Abhandlung begrüsste der Verf. die neunzehnte Philologenversammlung. Bei dem gegenwärtig noch so lebendigen Streite über die Ausarbeitungen der Schüler der oberen Classen in der Muttersprache sowohl als in der lateinischen, schien es ihm nicht unzweckmässig, einen Blick in die Gymnasia älterer Zeit zu thun. Die Braunschweiger Schulbibliothek besitzt in vier Folianten von je 1500 bis 2000 Seiten eine grosse Sammlung der in lateinischer und deutscher (mitunter auch griechischer, hebräischer und französischer) Sprache in Prosa und Versen von den Primanern des ehemaligen Martineums bei verschiedenen Veranlassungen gehaltenen Vorträge, aus den Jahren 1687 bis 1720. Ueber diese Arbeiten berichtet nun der Verf. nicht bloss, sondern theilt auch mehrere Proben der Bearbeitung mit, so dass wir nicht nur den Ideenkreis, aus dem die Aufgaben entlehnt zu werden pflegten, sondern auch die Kenntnisse der Schüler und die Form der Darstellung kennen lernen. Was nun diese betrifft, so kann von einer Schönheit der Form in den deutschen Arbeiten in jener Zeit natürlich nicht die Rede sein, die Kenntnisse der Schüler dagegen erscheinen nicht verächtlich. Der Stoff ist aber aus den verschiedensten Gebieten, Manches wird weitläufig in Rede, Chrie, als Vergleichung, Schilderung behandelt, was den Schulen unserer Zeit fern liegt und fern liegen muss. So sind viele Themata aus der Bibel entlehnt und hängen mit den dogmatischen Ansichten des 17. Jahrhunderts zusammen, die heutiges Tages Niemand zu Schüleraufsätzen geeignet finden würde; biblische Aussprüche, die zu Predigttexten dienen können, sind als Themata gestellt z. B. Ode über den Spruch aus Ps. 51: „Schaffe in mir Gott ein reines Herz." Die Chrien zeigen zum Theil die Geschmacklosigkeit der Zeit, z. B. „Je magerer Hund, desto mehr Flöh." Andere Arbeiten berühren Zeitereignisse, z. B. „Seufzer der christlichen Kirche über den Abtritt des sächsischen Churfürsten zur päpstlichen Religion," „über die Raubkriege Ludwigs XIV.," andere praktische Fragen, z. B. „Die Bettler müssen ins Zuchthaus gebracht werden." Originell sind manche Vergleichungen, so der Buchdruckerei und der Brunnen. Sehr beliebt war die Form von Inschriften; auch für die deutschen Arbeiten dieser Art war das Thema meist lateinisch gefasst. Die lateinischen Arbeiten überragen die deutschen weit und beurkunden eine Vertrautheit mit der Sprache, wie sie sich heute nur selten bei den Schülern findet.

Proben eines Wörterbuchs der österreichischen Volkssprache mit Berücksichtigung der älteren deutschen Mundarten, von Hugo Mareta. Progr. des Gymn. zu den Schotten in Wien. 1861.

Im Programm derselben Anstalt veröffentlichte der seitdem verstorbene Lehrer B. Jengschmitt eine Abhandlung: Ueber den Zusammenhang der österreichischen Volkssprache mit den drei älteren deutschen Mundarten. Dadurch wurde sein Nachfolger H. Mareta zu ähnlichen Studien angeregt und legte ein Verzeichniss der der niederösterreichischen Mundart eigenthümlichen Wörter an, dehnte dann aber seine Forschungen auch auf Oberösterreich, Salzburg und Obersteiermark aus. Indem er dabei besonders Rücksicht nahm auf die der Stadt Wien eigenthümlichen Ausdrücke und Redensarten, bot sich für diesen Kreis namentlich ein grosses Material dar, die zahlreichen Lieder der Wiener Volkssänger waren die Hauptquelle. Doch diese speciell Wienerischen Ausdrücke bei Seite legend hat er in der vorläufigen Probe des Wörterbuches, welche hier vorliegt, mehr die allgemeine Landessprache berücksichtigt. Für seine Arbeit hat der Verf. sowohl aus dem Volksmunde selbst gesammelt und ist von verschiedenen Sammlern unterstützt als er die gedruckten Hilfsmittel mit ausserordentlichem Fleisse zu Rathe gezogen hat. Dass er sich bei der Bearbeitung auf Schmellers Epoche machendes Werk gestützt hat, ist natürlich. Es ist sehr zu wünschen, dass bei der Schwierigkeit einer solchen Arbeit der Verf. noch reichlichere Unterstützung finde und seine deshalb an alle des österreichischen Dialektes kundige Männer gerichtete Bitte Anklang finde. Die mitgetheilten Proben erstrecken sich über das ganze Alphabet. Bei jedem Worte ist auf die mittelhochdeutsche Form, auf Beneckes Wörterbuch, dann auf die Dialektlexica, besonders Schmeller verwiesen, und hiernach zahlreiche Beispiele mit Angabe der Quelle angeschlossen. Bei dem ausserordentlichen Schwanken der Orthographie hielt es der Verf. für das beste sich so viel als möglich an die Orthographie der hochdeutschen Schriftsprache anzuschliessen, jedoch dabei die der Volkssprache eigenthümlichen Laute möglichst genau zu bezeichnen, zugleich aber auch so wenig als möglich an der eigenthümlichen Schreibart der benutzten Schriftsteller zu ändern. Bei dem engen Zusammenhange des Mittelhochdeutschen mit dem österreichischen Dialekt ist es überflüssig auf die Wichtigkeit eines vollständigen österreichischen Wörterbuches hinzuweisen; möge es dem dazu befähigten Verfasser gestattet sein seine Sammlungen so weit auszudehnen. Diese eine Bemerkung darf nicht verschwiegen werden: dass es besser wäre, wenn der Verf. sich mehr der Kürze befleissigte. Zu überall in Deutschland, auch in Norddeutschland, üblichen Wörtern und Redensarten bedarf es keiner Belege (vergl. die Beispiele unter Teufel, Thurm, Geist, gehören u. a.). Zum zweiten ist die Zahl der Belegstellen überall etwas über Gebühr ausgedehnt; träte hier eine Beschränkung ein, so würde es gut sein den gewonnenen Raum zur Vergleichung der anderen hochdeutschen Dialekte, über die wir schon viele treffliche Arbeiten haben, zu benutzen.

Passio Christi von Martinus Myllius. Herausgegeben von A. Hagemann. Progr. des Gymn. zu Friedland. 1861.

Martin Miller oder Myllius, im Anfang des 16. Jahrhunderts im Wangenkloster zu Ulm, gestorben 1521, hat deutsche Kirchenlieder gedichtet, welche 1517 zu Reichenau gedruckt erschienen. Sie sind seitdem nur theilweise von Ph. Wackernagel und Hoffmann herausgegeben; vollständig werden sie wohl in das neue grosse Sammelwerk Wackernagels aufgenommen werden. Ein Exemplar aus der Meusebachschen Bibliothek befindet sich auf der Kön. Bibliothek zu Berlin. Dies hat der Herausgeber ohne Aenderungen von neuem abdrucken lassen, um ein Bild der sehr spärlichen deutschen geistlichen Liederdichtung vor Luther zu geben, d. h. solcher Lieder, welche zum allgemeinen Kirchengesang bestimmt waren. Die Lieder sind nicht von poetischem Werth, ihre Bedeutung ist natürlich vorzugsweise eine historische, interessant sind sie als älteste Versuche in der Sapphischen Strophe und im Alexandriner, auch sprachlich, wie u. A. Luft nur männlich erscheint. Es sind ihrer 26, jedem ist die Melodie des latein. Hymnus beigefügt. Da nicht alle vom Leiden Christi handeln, ist die Bezeichnung Passio ungenau; sie wäre an sich auch schon unlateinisch. S. Nägelsbach lat. Stil. S. 48.

Aus der Umgegend von Danzig. Von Dir. Dr. F. Strehlke. Progr. der Petrischule zu Danzig. 1862.

Der Reichthum dieses Programms lässt sich nicht erkennen aus der Unscheinbarkeit der Ueberschrift. Mit Uebergehung des geographischen Stoffes bemerkt Ref., dass der Inhalt sich bezieht auf Georg Forsters Geburtsstätte. Diese jetzt fast ganz vergessene Stätte hat der Verf. wiederholt aufgesucht. Die Resultate der Untersuchungen sind in der Schulschrift enthalten, der mehrere lithogr. Tafeln angehängt sind, das jetzt umgebaute Geburtshaus Georg Forsters reconstruirt, Nassenhuben im Jahre 1721, Reinhold Forsters Geburtshaus in Dirschau darstellend und ein Plan des Flussgebietes der Mottlau. — Hienach entbehrt die Stelle, wo Georg Forster geboren ist, noch einer Gedenktafel. Geboren ist er 27. Novbr. 1754, nicht 26. Novbr., wie alle Bücher ergeben, in Hochzeit, einem dicht an Nassenhuben stossenden Dorfe, welches damals zur Patronatspfarre von Nassenhuben gehörte, genau genommen also nicht in Nassenhuben. Die Pfarrei von Nassenhuben ist aufgehoben, das Pfarrhaus, Georg Forsters Geburtshaus, ist jetzt Besitz eines Schmiedes, Georg Forster ist in fünfter Generation Abkömmling von dem Schotten Georg Forster, welcher spätestens 1642, nicht erst 1649, wie Gervinus irrthümlich angibt, in Preussen in Neuenburg eingewanderte. Nicht bloss über die Vorfahren Georg Forsters, sondern besonders auch über seine Geschwister und deren Descendenz gibt das Programm sehr genaue Nachricht. Von Georg Forsters zweiter Tochter Clara lebt eine zahlreiche Nachkommenschaft in Bern.

Schleiermacher in seinen Beziehungen zu dem Athenäum der beiden Schlegel. Von Prof. Sigwart. Progr. des Seminars zu Blaubeuren. 1861.

Im Jahre 1797 wurde Schleiermacher mit Friedrich Schlegel bekannt und stand seitdem längere Zeit unter seinem überwiegenden Einfluss; das

schlagendste Zeugniss sind seine vertrauten Briefe über die Luzinde, in denen er auf so feine Weise das Buch vertheidigte, das, wie er selbst sagte, ihm doch nicht klar geworden war; sie müssen 1799 geschrieben sein, nach den Reden, nicht vorher, wie Julian Schmidt annimmt. Schon vorher in der ersten Hälfte des Jahres 1798 hatte er zu dem Athenäum der beiden Schlegel Beiträge geliefert. Im zweiten Stück stehen die „Fragmente," aphoristische Kritiken, verfasst von den beiden Schlegel und Schleiermacher. Das hier Schleiermacher Eigene zu scheiden hat zuerst F. G. Kühne 1838 versucht, aber von einem unhaltbaren Grundsatz ausgehend. Einen richtigeren Gesichtspunkt hält vorliegende Abhandlung fest und ist dadurch für die genauere Kenntniss der Entwicklung Schleiermachers sehr wichtig. Sie bezeichnet das als Schleiermachers Eigenthum, was die Gegenstände betrifft, die ihn damals hauptsächlich beschäftigten, oder was, denn er war damals ein Unfertiger, in seinen späteren Schriften in entwickelterer Gestalt wiederkehrt. Schleiermacher fiel die philosophische Abtheilung des Athenäums zu. Von ihm sind die Recensionen der Kantischen Anthropologie, der letzten Schriften Garve's, von Engel's Philosophen für die Welt, Fichte's Bestimmung des Menschen. Die nach einem Briefe an Henriette Herz von Schleiermacher herrührende Recension über Kant's Anthropologie fehlt in der Gesammtausgabe seiner Werke; deshalb hat Herr S. die wesentlichen Sätze hier (S. 7) mitgetheilt. In ähnlicher scharfer Weise sind mehrere Sätze in den Fragmenten über Kant, die deshalb Schl. zususchreiben sind (S. 6). Die nüchterne Auffassung der Pflicht, dazu die geistlosen Kantianer riefen damals Schlegel's Antipathie gegen Kant hervor, die später schwand. Mit gleicher Schärfe wendet er sich der steifen Wolffianer wegen gegen Leibnitz; die Antileibnitzischen Sätze (S. 9) sind von ihm. Spinoza und Fichte wurden von ihm hochgeschätzt; einige Sätze über jenen sind von ihm. Gegen Fichte verhielt er sich schon etwas kühler; ein grösseres Fragment über ihn scheint eher Friedr. Schlegel zum Verfasser zu haben, während einige an Fichte sich anschliessende ideenreiche Fragmente (S. 12) in Gedanken und Form so an die Monologen erinnern, dass sie Schlegel zuzuschreiben sind. — Andere Fragmente lassen sich deshalb auf Schlegel zurückführen, weil sie seine Ansichten über die Aufgabe der Philosophie deutlich abspiegeln oder die Keime seiner Dialektik und Ethik enthalten (S. 13 fgg.). Auf die der Zeit nach zunächst liegenden Reden über die Religion weist in den Fragmenten kein einziger Gedanke hin; es ist also der Sprung von den Fragmenten zu den Reden ein sehr grosser. Dagegen zeigt sich in F. Schlegel's Aufsatze über die Philosophie im zweiten Bande des Athenäums, unmittelbar vor den Reden geschrieben, eine überraschende Verwandtschaft mit denselben, nämlich in der Begriffsentwicklung der Religion (S. 20). Er begrüsste daher die Reden, die die Religion der Zukunft erschliessen sollten, mit lautem Jubel, sie athmeten ja den Geist des unbeschränktesten Subjectivismus (S. 21 fg.); aber gerade in den Reden, was Schlegel nicht ahnte, trat Schleiermachers Befreiung von Schlegel's Einfluss hervor. Dieser hatte ihn auf sich selbst zurückgeführt, das Gefühl trat wieder in seine Rechte, er konnte sich nicht in Schlegel's trübe Vermischung von Philosophie, Poesie und Religion finden, denn er ist einseitig religiös; daher hat er, was er in den Reden begonnen, den erstorbenen religiösen Sinn zu beleben, sein Leben lang fortgeführt, von Jahr zu Jahr an innerer Sicherheit zunehmend, daher der Verjünger des deutschen Protestantismus, während Fr. Schlegel aus Mangel an innerem sittlichen Halt immer tiefer sank und von seinem Glauben abfiel.

———

Ueber die mittelalterlichen Schauspiele Frankreichs. Von Prof. Dr. Wittich. Progr. des Gymn. zu Eisenach. 1861.

In der Einleitung sagt der Verf., dass es gerade für die Gymnasien angemessen sei, die classischen dramatischen Dichter der Franzosen, besonders Racine, zum Gegenstande der Lectüre zu machen, um dadurch die griechischen Tragiker genauer kennen zu lernen. So vielfach auch das französische Drama angegriffen sei, behaupte es doch einen hohen künstlerischen Werth, welcher um so mehr hervortrete, wenn man auf die unmittelbar vorhergehenden mittelalterlichen Schauspiele einen Blick werfe. Diese wurden durch den Parlamentsbeschluss von 1548, welcher dahin lautete, dass Aufführungen von heiligen, biblischen Stoffen für immer unterbleiben sollten, aufgehoben, und es handelte sich jetzt darum einen Ersatz für das Verlorene zu finden. Dass übrigens mit diesem Verbot der Kunst kein harter Schlag geschlagen wurde, das zeigt nun der Verf. in der genaueren Betrachtung der Mystères, der Moralités, Farces. Die Auseinandersetzung stützt sich besonders auf die Bücher von Ebert und Hase, bietet nichts Neues, gibt aber eine befriedigende Uebersicht.

Ueber Dante's Charakter. Rede von Dr. Hultgren. Im Programm des Nicolaigymnasiums zu Leipzig. 1861.

Die Rede ist zur Feier des Geburtstages des Königs Johann von Sachsen gehalten und schildert nach einer Hinweisung auf die Verdienste des Königs (Philalethes) um Dante dessen sittliche und geistige Grösse. Sie hebt als Tugenden des Dichters hervor seine heisse Vaterlandsliebe, seine Freiheit und Offenheit, seine Wahrheitsliebe, die eine Bürgschaft ist seiner Unparteilichkeit, auch wo unser Urtheil von dem seinigen abweichen mag, sein hohes Selbstbewusstsein neben seiner Bescheidenheit. Dante ist der Meister italienischer Dichtkunst geworden, Muster für alle Folgezeit. Die Form ist vollendet, das Erhabene finden wir neben dem Volksthümlichen, das Liebliche neben dem Gewaltigen, hier Scherz, dort Ernst, wie es der Stoff verlangt, die trockenste Materie poetisch bildsam gemacht, das poetische Interesse verschmilzt mit dem philosophischen und politischen, die Wissenschaft ist auf eine wunderbare Weise wieder zur Kunst geworden, aus der sie sich entwickelt hat. — Diese Sätze beweist der Verf. durch Beispiele, aus der Uebersetzung des Königs entlehnt.

Hölscher.

Miscellen.

Ueber den Plan eines Enseignement international.

Vor einiger Zeit machte die Pariser Opinion nationale die Bemerkung, dass der höhere Unterricht der in den Klöstern begonnen habe, in Frankreich noch gar sehr die Merkmale seines Ursprungs an sich trage; die Erziehung sei klösterlich und was die Gegenstände betreffe, so lehre man Latein, Griechisch, etwa noch Mathematik, nicht aber Naturwissenschaften, noch weniger Geschichte; den lebenden Sprachen bleibe so zu sagen nur ein versteckter Winkel übrig. In der That spielen letztere auf den Lyceen und Colléges nur eine sehr untergeordnete Rolle, man lehrt sie nur in den oberen Classen, widmet ihnen nur zwei Stunden wöchentlich, und da der Unterricht im Englischen und Deutschen gleichzeitig stattfindet, so kann der Schüler nur eine der beiden Sprachen erlernen; für die Lehrer derselben wird nicht das examen d'agrégation verlangt, so dass sie ihren Collegen nicht gleich stehen, und mehrere derselben, die allerdings ihren Gegenstand vollständig beherrschen, haben als Ausländer viele Mühe, die Disciplin aufrecht zu erhalten. In Frankreich, wo jeder ein unmittelbares Ziel vor Augen haben will, wird auch der Schüler schon sehr daran gewöhnt, im Hinblick auf die alljährlich mit Feierlichkeit vertheilten, zahlreichen Preise, auf den concours zu arbeiten; für sämmtliche Lyceen und Colléges von Paris und Versailles besteht nun, um die Schüler, die in jedem Fache die besten Arbeiten geliefert haben, belohnen zu können, ein concours général, an dem sich von jeder Anstalt die Tüchtigsten betheiligen. Während nun früher in diesem allgemeinen Wettkampfe auch Englisch und Deutsch zu den prämürten Fächern gehörten, hat man sie seit mehreren Jahren gestrichen und so auch äusserlich angezeigt, welche geringe Wichtigkeit den neueren Sprachen beigelegt wird. Bekanntschaft mit dem Deutschen wird nur für den Eintritt in einige Specialanstalten, wie für die Militärschule von St. Cyr erfordert; für das Examen des baccalauréat ès sciences ist eine Art Kenntniss einer, für das gewöhnlichere ès lettres, die keiner neueren Sprache vorgeschrieben. Die Resultate sind denn auch, wie jeder weiss, sehr gering, und von hundert jungen Leuten, die aus den Lyceen hervorgehen, ist kaum einer im Stande, auch nur ein Buch oder eine Zeitung in einer fremden Sprache zu lesen.

Seit einiger Zeit ist nun die öffentliche Meinung mehr auf Schulfragen gelenkt, man fühlt das Ungenügende der alten Methoden, wo man noch dieselben Lehrbücher mitunter wie vor 50 Jahren trifft, und obgleich natürlich officiell viel von den erzielten Resultaten und einer Hebung der Studien die Rede ist, so klagen doch selbst Schulautoritäten, dass ein Sinken des Niveaus eingetreten sei und führen als Beleg an, dass in der Aprilsitzung für das

doch so leichte Baccalauréatsexamen von 455 Candidaten nur 195 aufgenommen seien und dass von diesen nur 1 das Prädikat très bien, 2 bien, 13 assez bien und 179 passablement erhalten hätten. Insbesondere aber verlangt man allgemeiner eine grössere Berücksichtigung der künftigen, praktischen Berufsarten, da in Frankreich nur wenig selbständige Anstalten existiren, die den deutschen oder schweizerischen Real-, Gewerb- und Industrieschulen sich vergleichen liessen. Zwar wurde schon lange das Bedürfniss dafür als dringlich anerkannt, und es liegt z. B. der Bericht eines Mitglieds des Unterrichtsraths aus dem Jahre 1821 vor, in dem es heisst: Une classe nombreuse de la société forme des voeux et redouble ses efforts pour obtenir un genre d'enseignement qui, plus étendu que celui des petites écoles, moins vague et plus déterminé que celui que peuvent offrir les colléges, corresponde mieux à ses besoins réels, à ses habitudes et à ses calculs. Il est vrai de dire que pour le très-grand nombre des jeunes hommes que leur goût personnel, l'état de leur père, les habitudes du pays destinent à des professions industrielles et manufacturières, les besoins réels et les voeux légitimes ne sont pas satisfaits. Als wünschenswerth für solche Anstalten werden bezeichnet: des connaissances positives, incessamment applicables, propres à étendre le domaine des arts, du commerce, de l'industrie, connaissances comprenant une ou plusieurs langues étrangères. 1833 gründete man denn auch nach Art unserer Bürgerschulen sogenannte écoles primaires supérieures, aber schon der Name verrieth, dass die Anforderungen dort nicht hoch gegriffen seien, schreckte viele Eltern ab und die Anstalten siechten von vornherein. Später wurden zu verschiedenen Zeiten Cousin und St. Marc Girardin nach Deutschland geschickt, um insbesondere auch das enseignement intermédiaire, wie es dort gehandhabt würde, zu studiren. 1847 ging man einen Schritt weiter und schuf als eine Art Selecta die Classen der mathématiques spéciales für Mathematik und Naturwissenschaften als Vorbereitung für die polytechnische Schule. Auch sonst suchte man sich zu helfen, mit manchen Lyceen verband man Realclassen, wo die neueren Sprachen die alten ersetzten, in Paris legte die Stadt einige colléges an, wo den neuen Anforderungen Rechnung getragen wurde, in Mühlhausen gründete man eine école professionnelle.

Einen neuen Anstoss gab dann die allgemeine Industrieausstellung. Man sah deutlich, wie sehr die Franzosen in der Kenntniss fremder Sprachen hinter anderen Nationen zurückstanden, es ergab sich, dass von 60 doch sorgfältig ausgewählten Mitgliedern der französischen Commission in London nicht 10 im Stande waren, sich im Englischen auszudrücken, und man glaubte selbst fürchten zu müssen, dass die Fremden, weil der Sprache kundiger, sich Erfindungen und sonstige Vortheile viel leichter aneignen könnten, als dies den Franzosen möglich sei. Man sprach sich in den Zeitungen darüber aus und auch in der revue de l'instruction publique machten die Vorfechter der neueren Sprachen den einseitigen Anhängern der alten lebhafte Opposition.*)

---

*) Bei dieser Debatte zeichnete sich durch Lebhaftigkeit und durch einen der gewöhnlichen französischen Höflichkeit fremden Ton ein Professor aus, der dringend rieth, das Gute zu nehmen wo man es fände. C'est à cette condition seule que nous resterons ce que nous sommes, la première nation du monde. Selbst unter den Franzosen, wo doch immer das nationale Gepräge hervortritt, fiel mir sein lebhafter Patriotismus auf, da er beständig von „unserem eigenen Lande," von „der Liebe, die wir ihm tragen," von diesem pays modèle sprach dont les idées et les actes sont la colonne de feu du genre humain. C'est seulement après 6000 ans qu'il fut donné au monde de voir se constituer la nationalité française telle qu'elle est actuellement; ohne Zweifel, damit die Welt hinsteht und diese Nationalität als ihr

Der Unterrichtsminister hat nun einen mit Beifall aufgenommenen grossen Schritt nach dieser Richtung hin gethan und am 14. Juni einen vom Kaiser genehmigten Bericht erstattet, in dem er von der Opportunität grade dieses Zeitpunktes, den der Ausstellungen, ausgehend, die Bildung oder Vermehrung von écoles usuelles verlangt, die dem Bedürfniss der Agricultur, der Gewerbe und des Handels entgegenkämen, deren Nutzen Niemand bestreite und deren Unterricht in einem grossen Theile Europas, in Deutschland, England, der Schweiz und Belgien Entwicklungen angenommen haben, die Vertrauen in den Erfolg erwecken und zur Nacheiferung auffordern müssten. Solche Einrichtungen seien gegen den Mittelstand als eine Art Verpflichtung anzusehen, und wie durch eine Eisenbahn neues Leben in eine Gegend gebracht und diese dadurch mit in den allgemeinen Verkehr hineingezogen werde, so würden bei der Gründung solcher Schulen neue Schichten der Bevölkerung durch das Studium der Wissenschaften und Künste in das Gefühl des Schönen und die Erkenntniss des Wahren eingeweiht und auch von Leben und Bewegung durchdrungen. S'il convient à un grand pays que les études libérales y restent en honneur et qu'elles préparent à tous les services de vives intelligences pour en diriger les efforts, il n'est pas moins nécessaire d'y rendre les études pratiques plus efficaces, et de fournir à toutes les forces de la production ces précieux ressorts de la science et de l'art, qui en multiplient indéfiniment la puissance. — Il s'agit de cet enseignement moderne, usuel, dont Votre Majesté apprécie si haut l'importance, qui prend pour base la langue nationale et les langues vivantes, l'histoire du pays et la géographie pratique, les sciences appliquées, les notions de l'industrie et du commerce, le dessin. Man sieht, das Programm entspricht ungefähr dem der preussischen Realschulen. Eine Commission, die schon mehrere Sitzungen gehalten hat, ist ernannt worden, um einen Lehrplan auszuarbeiten, um über die Stellung dieser Schulen und Bildung der geeigneten Lehrer, und namentlich auch über die Frage, ob die Elemente des Lateinischen als Lehrgegenstand aufrecht zu halten seien, sich auszusprechen; der Minister hat in seiner Rede am 12. August sein Versprechen betreffs dieser Schulen erneut und eine förmliche Verpflichtung in dieser Beziehung übernommen.

Für die bessere Ausbildung in den neueren Sprachen insbesondere hatte schon die Pariser Ausstellung ein anderes Project entstehen lassen. Der Generalinspektor des Unterrichts, Eugen Rendu, ein Mann, der in fremden Ländern Gelegenheit gehabt, sich von der Wichtigkeit des Studiums lebender Sprachen zu überzeugen, richtete am 5. December 1855 an den damaligen Unterrichtsminister Fortoul einen Bericht, worin es heisst: „Heute zu Tage, wo die Zollgrenzen schwinden, wo die allgemeinen Ausstellungen die Annäherung und die Vergleichung aller Producte der menschlichen Thätigkeit hervorrufen und die civilisirten Nationen in einer engen Solidarität von Ideen und Interessen vereinigen, muss Ziel und Resultat des Unterrichts sein, jedes Glied der grossen Völkerfamilie in den Stand zu setzen leicht und ohne fremde Vermittlung mit jedem der Völker, die diese Familie bilden, zu verkehren. Jede Erziehung, die nicht bis zu einem gewissen Grade international wäre, ist eben dadurch im 19. Jahrhundert wesentlich unvollständig. In England und Deutschland sind Sitten und Schulen bereits vorgegangen, in Berlin gibt es ein französisches Gymnasium und in einem deutschen Gymnasium derselben Stadt habe ich in der Secunda einer Lection über eine Tragödie Corneille's beigewohnt, wo französisch explicirt wurde und die Schüler im Stande waren, vollständig zu folgen. Ich frage,

---

grösstes Meisterwerk anstaunt. Es ergab sich, dass der Herr aus Deutschland ist, seine Studien in Berlin gemacht hat, und alttestamentliche Bilder wie Chronologie erklären sich genügend durch seine Abstammung.

welches ist die Unterrichtsanstalt in Frankreich, wo auch nur annähernd ein gleiches Resultat vorgeführt werden könnte."

Rendu schlug am Schluss seiner Note die Bildung von collèges internationaux vor, d. h. von Schulen, die mit einander in enger Verbindung wären und in den Ländern selbst sich befänden, deren Sprachen zu erlernen wären. Dort sollten die Mitglieder verschiedener Nationen nach einer gemeinsamen Methode unterrichtet werden, und der Reihe nach von einer dieser Anstalten in die andern übergehen; sie würden auf die Weise in der Zeit selbst, während der sie ihren übrigen Studien oblägen, in den Besitz mehrerer fremden Sprachen gelangen, würden reisen, fremdländische Weise und Sitte kennen lernen und so gewissermassen eine allgemeine europäische Bildung sich aneignen. Indessen starb Fortoul und die Sache blieb liegen, bis in der Sitzung der französischen Commission für die Ausstellung am 14. December 1861 ein grosser Industrieller, Herr Barbier, sich erbot, den Verfassern der vier besten Abhandlungen, die über die Frage des enseignement international bis zum 31. Mai ihre Arbeiten einreichen würden, Preise von je 2000, 1500, 1000, 500 Franken auszusetzen. Es wurde nun eine Commission ernannt, welche den ganzen Gegenstand zu prüfen hätte, in der sich der Vicepräsident des obern Unterrichtsraths Dumas, viele hohe Beamte, grosse Industrielle wie Péreire, Gelehrte von europäischem Ruf wie M. Chevalier, Directoren u. a. befanden. Die Frage wurde auch öffentlich vielfach besprochen, sämmtliche Pariser Zeitungen, mit Ausnahme des ultramontanen Monde, der am Latein als der Weltsprache festhielt, sprachen sich, ohne auch nur den Schwierigkeiten Rechnung zu tragen, für das Project höchst günstig aus, in Italien begrüsste die Rivista italiana, Effemeride della pubblica istruzione in ihrer Nummer vom 13. Januar dasselbe mit Beifall. „Wir beeilen uns," sagt sie, „die Transportmittel und alle mechanischen Hulfsquellen, welche den materiellen Theil unserer Verbindungen mit den fremden Völkern betreffen, zu unserem Nutzen anzuwenden; wenn es sich aber um eine Anstrengung unserer Intelligenz, um die Arbeit unseres Geistes, unseres Gedächtnisses handelt, so wollen wir sie nicht versuchen oder wissen keinen Vortheil daraus zu ziehen. Wir haben ein wenig mehr oder weniger Latein gelernt, aber wir verstehen weder Englisch noch Deutsch. Wir radebrechen kaum ein wenig französisch; wenn uns in Betreff der anderen Sprachen ein Uebersetzer oder Erklärer fehlt, so müssen wir aufgeben, sie zu lesen oder zu sprechen." In der Eröffnungsrede der Commission konnte Rendu bereits erwähnen, dass die Abtheilung der moralischen Wissenschaften der Turiner Academie durch ihren Secretär Gorresio die Unterstützung des Plans zugesagt, dass nicht allein die englische Presse es günstig aufgenommen, sondern auch der alte Brougham in seiner Eröffnungsrede der Sitzungen der Gesellschaft für moralische Wissenschaften vorgeschlagen, den Beistand der englischen Association zur Verfügung zu stellen.

Die unter Dumas' Vorsitz gewählte Untercommission erstattete darauf im Mai Bericht und nach einer lebhaften Debatte ward der Druck der betreffenden Arbeit beschlossen. Dieselbe constatirt in der vorangeschickten Einleitung den geringen Werth, der bisher in Frankreich auf das Studium der fremden Idiome gelegt sei, und das Nichtvorhandensein genügender Mittel in den öffentlichen und privaten Anstalten, um eine praktische Kenntniss sich anzueignen. Dadurch befinden sich die politischen Agenten, Kaufleute, Ingenieure und selbst die einfachen Reisenden im Auslande in ungünstiger Lage. Der Diplomat, der Industrielle, der Künstler und Gelehrte, sie haben Alle ein gleiches Interesse, die fremden Sprachen und Literaturen kennen zu lernen, und es ist also von der äussersten Wichtigkeit, ein Erziehungssystem zu schaffen, das der tiefen und allgemeinen Umwälzung entspricht, die seit einem halben Jahrhundert in den politischen, gewerblichen und intellectuellen Beziehungen der Völker zu einander sich erfüllt hat. Weiter ist der Gedankengang etwa folgender: das Grundprincip des neuen

Systems ist, dass in den neuen, internationalen Anstalten ein und derselbe Studiengang innegehalten wird und dass der Unterricht jedesmal vorzugsweise in der Sprache des Landes ertheilt wird, in der sich der Zögling eben befindet, in der Art dass der Schüler, indem er Aufenthaltsort und Idiom ändert, doch dabei keine wesentlichen Veränderungen in der Methode bemerkt. In der Zeit der Schnellzüge und telegraphischen Depeschen haben die Eltern nicht vor den Entfernungen zu erschrecken und kann es z. B. einer Familie in Lille oder Bordeaux ziemlich gleichgültig sein, ob sich ihr Sohn in Paris, Oxford oder Bonn befindet. Auch ist ja das System wesentlich elastisch und wird keineswegs erfordert, dass der Schüler den ganzen Cyclus durchläuft; der, dem es nur wichtig ist, Englisch oder Deutsch zu lernen, wird eben nur nach England oder Deutschland gehen, und da man in den Anstalten stets die betreffende Stufe wiederfindet, so kann man früher oder später eintreten und zurückkehren. So wird also nebenbei während der Schulzeit selbst erreicht, was sonst nur mit bedeutenden Zeit- und Geldopfern nach Beendigung der Studien durch Reisen zu erzielen möglich war, zugleich werden die Zöglinge noch oft Verbindungen anknüpfen mit denen anderer Länder, die in derselben Anstalt sich befinden, und so wird daraus mehr und mehr eine Annäherung und Solidarität der Völker, ihrer Ideen und Interessen hervorgehen.

Da nun der Theil der Jugend, der überhaupt über den gewöhnlichen Elementarunterricht hinausgeht, in zwei Abtheilungen zerfällt, in solche, welche eine wesentlich liberale Bildung, d. h. eine solche, in der die alten Sprachen und Kenntniss des Alterthums eine Hauptrolle spielen, und in solche, welche mehr praktische Zwecke verfolgen, so werden auch bei Bildung der internationalen Schulen diese beiden Classen zu berücksichtigen sein.

Die sehr zahlreiche Classe derer, die zwar auch wissenschaftliche und literarische Kenntniss aber doch nur in Hinblick auf ein praktisches Ziel erlangen will, aus denen sich die Gewerbtreibenden, Oekonomen, Ingenieure, Architekten u. s. w. recrutiren, vertauscht theils schon früh die Schule gegen das Comptoir und das Atelier, theils setzt sie in Mittelschulen, so weit deren existiren, ihre Ausbildung fort; Andere suchen wohl den Grad eines bachelier ès sciences oder selbst den ès lettres zu erreichen. Diesen verschiedenen Bedürfnissen hätten also die écoles internationales entgegenzukommen, und somit würde also allen jungen Leuten dort der Primärunterricht und die Kenntniss der lebenden Sprachen, den meisten etwas weitergehende literarische, geschichtliche und naturwissenschaftliche Kenntnisse, einer geringen Zahl auch die Möglichkeit der Ausbildung in den alten Sprachen geboten werden müssen. Demnach hat also das Programm als Hauptfächer zu enthalten:

Für alle Schüler 1) die Sprache des Landes, in der sich der betreffende Schüler befindet und für die besondere Lectionen angesetzt sind, in der aber ausserdem fast alle übrigen Unterrichtsfächer gelehrt werden und die den Schülern aus den verschiedenen Ländern als Vermittlung dient. Natürlich muss jeder Zögling für die Sprache schon vorher theoretisch vorgebildet sein in der Art, dass er, wenn er von Florenz nach Bonn übergehen wollte, in Italien schon im Deutschen unterrichtet wird.

2) Den literarischen, historischen und naturwissenschaftlichen Unterricht, der allgemeinen Geographie, Geschichte und Literatur, Arithmetik, Algebra, Geometrie, Mechanik, Physik, Chemie, Naturgeschichte u. s. w. umfasst.

3) Die jedesmalige Muttersprache des Zöglings.

4) Was die alten Sprachen betrifft, so ist für zugleich romanische und katholische Völker Latein fast unerlässlich, da ohne dasselbe die Etymologie und die eigene geschichtliche Vergangenheit verschlossen bleiben; wenn man aber nicht eine vertiefte Kenntniss der alten Sprachen und Literaturen erzielen, sondern nur gewöhnliche lateinische Prosa geläufig lesen, die reli-

giöse und die alte juristische Sprache verstehen lernen will, so ist einem jungen, gehörig vorgebildeten Schüler von 14—15 Jahren doch wohl möglich, dieses beschränkte Mass in 2 Jahren zu erreichen. Griechisch ist weniger nöthig; da aber, selbst vom rein praktischen Standpunkte aus sein Nutzen betrachtet, die wissenschaftliche Nomenclatur ihm grossentheils entlehnt ist, es grosse Verwandtschaft mit dem Neugriechischen hat, und da ausserdem dem einen oder andern jungen Manne die Ausbildung auch nach der Seite hin wohl wünschenswerth ist, so könnte es vielleicht als facultativer Gegenstand beibehalten werden. Somit also werden diese internationalen Schulen den verschiedensten Bedürfnissen dienen, und da es Bedenken hätte, sie zu Staatsanstalten zu machen, da ihr Erfolg ohnehin gesichert scheint, so ist vorzuziehen, dass man ihre Gründung der Privatinitiative überlässt. Eine internationale Commission würde die oberste Aufsichtsbehörde bilden, und unter dieser würden verschiedene Gesellschaften für die Gründung und Ueberwachung der einzelnen Anstalten sorgen. Man würde die Staatsunterstützung nur in Anspruch nehmen, um Schutz zu gewähren, den Eintritt passender Lehrer zu erleichtern, Stipendien zu gründen. Es wird vorgeschlagen, schon jetzt für ein wahrhaft europäisches Unternehmen den Beistand von Ausländern in Anspruch zu nehmen, und in dem Masse als sich dasselbe ausdehnt, mehrere Schulen zu gründen in der Art, dass womöglich schon die Schüler durch Abstammung verwandter Völker sich zusammenfänden, in Frankreich z. B. französisch-italienisch-spanisch-portugiesische Schulen in Marseille und Lyon oder Bordeaux.

Französisch-deutsch-dänisch-englische Schulen in Havre und in Paris.

Ebenso entsprechend in den anderen Ländern.

Es bleibt nun übrig, für die Bedürfnisse derer zu sorgen, die aus der Elite der Gesellschaft hervorgehen, und bestimmt sind eines Tages sie wieder zu bilden und die höchsten Stellen überall einzunehmen. Diese können eine liberale Erziehung, also tiefere Kenntniss des Alterthums nicht wohl aufgeben und doch ist für sie eine praktische Handhabung der neueren Sprachen zugleich unerlässlich, sonst würde das Land bald einer fühlbar werdenden Inferiorität sich aussetzen. Hier also ist der Staat unmittelbar betheiligt; deshalb ist vorzuschlagen, dass er selbst eingreife und eine grosse öffentliche Anstalt, in hohem Grade günstige Bedingungen schaffe, um ausnahmsweise bedeutende Resultate zu erzielen. Es möge also in der Nähe von Paris in schöner Lage ein internationales Lyceum gegründet werden, wo gegen eine natürlich hohe Pension der Staat in moralischer, physischer und sittlicher Beziehung den höchsten Ansprüchen genüge und den Eltern alle möglichen Bürgschaften leiste. Erforderlich wären z. B. völlig zuverlässige Studienmeister, nur eine geringe Anzahl Schüler in jeder Classe, weite Räume, Gelegenheit zu voller körperlicher Ausbildung, Schwimm- und Reitschule, Fechtsaal, Ballspielhaus, Turnplatz; den neueren Sprachen wären dort etwa zwei Stunden täglich zu widmen und die Lectionen von Lehrern zu geben, die sich dabei ihrer jedesmaligen Muttersprache bedienten. So würde es ermöglicht werden, dass die Schüler bei ihrem Abgange mehrere dieser Sprachen passend handhabten, ohne Paris zu verlassen, und wenn die anderen Nationen gleiche Anstalten gründeten, so bliebe es unbenommen, für ein oder mehrere Jahre während der Schulzeit selbst in fremde Länder überzugehen und so zugleich andere Sitten und Institutionen durch Anschauung kennen zu lernen. Die alten Sprachen würden daneben, aber erst im vierten Jahre, nachdem zwei neuere Sprachen vorangegangen, begonnen und doch bei solcher Vorbildung und in solchen Verhältnissen dasselbe in drei als jetzt in fünf Jahren erreicht werden. Ausländer würden zuströmen und manche reiche Familien würden sich in Paris niederlassen, um für ihre Kinder diese Anstalt zu benutzen, die praktisch, modern durch die Mittel, aber zugleich classisch und liberal durch das Ziel wäre. Ohne irgend vorgreifen zu wollen,

glaubt die Commission durch folgende Uebersicht eine etwaige Idee von dem Lehrplan einer solchen Anstalt geben zu können.

Trois premières années d'études: Instruction primaire comprenant l'histoire sainte, l'histoire ancienne et des notions sommaires d'histoire de France en même temps que la géographie, Arithmétique. Étude grammaticale du français, étude parlée et écrite de langue italienne et de langue allemande (2 heures par jour). La troisième année, un des cours professé (une heure par jour) par un professeur italien en italien.

Quatrième année (répondant à la 5e des lycées) Grammaire latine. Histoire et géographie romaine. Complément de l'arithmétique. Un cours par un professeur allemand en allemand (une heure par jour). Commencement de l'anglais parlé et écrit (une heure par jour).

Cinquième année. Grammaire latine et grammaire grecque. Histoire et géographie du moyen-âge. Un cours par un professeur allemand en allemand (une heure par jour). Anglais parlé et écrit (une heure par jour).

Sixième année. Études latines et grecques d'humanités. Lecture des auteurs anciens. Histoire moderne. Géometrie. Un cours professé par un professeur anglais en anglais (une heure par jour). Conversation (une heure par jour) en allemand et en italien.

Septième année. Études latines et grecques d'humanités. Lectures des auteurs anciens et traductions orales. Exercices de composition française. Deuxième année d'histoire moderne. Géometrie. Un cours en anglais par un professeur anglais (une heure par jour). Étude de l'espagnol (une heure par jour).

Huitième année (rhétorique des lycées). Compositions latines et françaises, de toute nature. Lecture des tragédies grecques. Histoire de France. Physique. Cours d'une demi-heure en anglais ou en allemand. Une demiheure de conversation en espagnol.

Neuvième année (philosophie). Logique. Théodicée. Morale, Esthétique. Notions de droit et d'économie politique. Chimie. Histoire naturelle. Tous les jours une heure de conversation avec des professeurs alternativement en anglais, en allemand, en italien, en espagnol.

Ich habe den Inhalt dieses umfangreichen Documentes, das die Unterschrift mehrerer im Unterrichtsfache sehr angesehener Männer und sonstiger Notabilitäten trägt, mit einiger Ausführlichkeit wiedergegeben, um den Leser in den Stand zu setzen, dass er sich selbst ein Urtheil bilde und eine genaue Vorstellung von diesem, wenigstens ausserhalb Deutschlands vielbesprochenen Plan erlange. Obgleich auch in Frankreich wohl gelegentlich über Ueberbürdung der Schüler geklagt wird, so sieht man, dass diesen Klagen wenigstens hier noch nicht Rechnung getragen ist, und dass man sich dieses Mal den Ausspruch des ersten Napoleon, mit dem er die Zahl der Ferientage beschränkte: man arbeitet in Frankreich nicht zu viel, wirklich zu Herzen genommen zu haben scheint. Es ist allerdings dabei zu fürchten, dass von 100 jungen Leuten, die wirklich, wie sich das Publikum das so ausmalt, diesen internationalen Cyclus ganz durchlaufen hätten, der Reihe nach in Oxford, Florenz, Bonn gewesen wären, bei ihrer Rückkehr 80 weder in den Wissenschaften sehr vorgerückt, noch mit den fremden Idiomen genauer vertraut, wohl aber mit ihrer eigenen Sprache ein wenig brouillirt und in ihren Ideen etwas confus wären. Wenn dann die Commission glaubt, für zukünftige gens du monde und politische Gentlemen eine besondere Anstalt empfehlen zu müssen, so kann man in gewisser Beziehung das Beispiel Englands zu Hülfe nehmen, wo die wenigen höheren Staatsschulen fast nur den vornehmeren und reicheren Ständen zugänglich sind, aber man kann kaum sagen, dass dort nun so ausnahmsweise Bedeutendes geleistet würde und es wäre Verleumdung zu behaupten, dass der Durchschnitt der jungen Leute in Eton oder später in Oxford zu viel arbeitete. Dass nun solche Schüler, unter einer Jugend, die nicht grade studieuse ist, unter einem

Volke, das bisher noch keine besondere Fähigkeit für die Aneignung fremder Sprachen gezeigt hat, auch unter den günstigsten Bedingungen bis zu 17 Jahren nicht allein die gewöhnlichen Schulwissenschaften, sondern auch Aesthetik, Théodicée, Nationalökonomie u. s. w. treiben, und nicht allein die beiden alten Sprachen näher kennen lernen, sondern auch in den praktischen Besitz von vier neueren fremden Sprachen auf einmal gelangen, daneben aber noch reiten, fechten, schwimmen, turnen sollen; ist allerdings ungeheuerlich, und zeigt der Plan, dass die Franzosen seit lange keinen grossen Pädagogen gehabt, dass sie insbesondere noch keine rechte Idee von der wirklichen Schwierigkeit des Erlernens fremder Sprachen besitzen. Wenn in dem betreffenden Lyceum wirklich die vier neueren Sprachen gelehrt, aber immer nur nach Auswahl je zwei verlangt würden, so liesse sich die Sache hören. Bei einer versuchten Ausführung würden sich auch sonst viele Schwierigkeiten aufthun. Die Anforderungen in den einzelnen Ländern sind ja doch natürlich etwas verschieden und es wäre schwer, dass die verschiedenen Nationen sich über einen gleichen Studiengang und über den Lehrplan einigten, und würden die Lehrer, die ihre Bildung in verschiedenen Ländern erhalten hätten und die sich ganz unbekannt wären, auch nur im Stande sein eine gleiche Methode in den verschiedenen Ländern anzuwenden? Wahrscheinlich wäre doch eben auch der Unterricht durch Eingeborne jedesmal zu geben, und würde wohl der Franzose darein willigen, dass seinem Sohne die Geschichte, die er doch erst lernen soll, durch Engländer und Deutsche vorgetragen wird? Der Vortheil des Aufenthalts im Lande selbst ist bis zu einem gewissen Grade illusorisch, da die Schüler ja in abgeschlossenen Pensionaten leben und mit Allem, was ausserhalb ist, also nur wenig in Berührung kommen würden; dass aber das blosse Leben in der Fremde nicht genügt, können die Franzosen am besten beurtheilen, da so viele ihrer Landsleute trotz langjährigen Aufenthalts im Auslande in der Kenntniss der anderen Sprachen häufig nicht grosse Fortschritte machen. Ebenso würde die Mischung der Schüler nicht immer so ganz zu Stande kommen, die Engänder würden meist unter sich, die Franzosen mit ihren Landsleuten verkehren, statt, um mit einander umzugehen, immer erst zu einem ihnen beiden vielleicht nicht geläufigen Vermittlungsinstrumente ihre Zuflucht zu nehmen. Endlich ist es zu viel, dem Schüler immer das Erlernen der Wissenschaften wie Chemie und Physik und zugleich sämmtlicher fremder Ausdrücke zuzumuthen und wir fordern z. B. jeden heraus, der Lösung mathematischer Probleme zu folgen, wenn er in der Sprache noch unsicher ist. Ein Italiener hätte in Frankreich seine Aussprache des Latein wieder umzulernen, und ebenso bezweifle ich, wenn ein englischer Knabe bei einer griechischen Lection in Deutschland ein Wort ausspräche, das etwa wie Seiki klänge, ob der Lehrer darin immer sogleich das Wort Psyche erkennen würde. Es würde sich auch sofort zeigen, dass wenn Franzosen und Engländer nun zusammen eine dritte Sprache, etwa deutsch, zu erlernen hätten, beide ganz verschiedene Schwierigkeiten finden würden und was dergleichen Einwände mehr sind.

Um indess gerecht zu sein, muss man nicht vergessen, dass, wenn ein neuer Gedanke auftaucht, man sich naturgemäss zunächst von demselben leicht zu viel verspricht und nun meint, in ihm das Heilmittel gefunden zu haben. Auch hat man wohl geglaubt, um für das Project zu interessiren, es im vortheilhaftesten Lichte darstellen, Ungewöhnliches von der Verwirklichung desselben versprechen zu müssen; auch sonst pflegt das Publikum dahin zu gehen, wo die pomphaftesten Ankündigungen sind, und wir haben in Deutschland höhere Töchterschulen, wo es sich um 14—15jährige Mädchen handelt und wo Anthropologie, nordische Mythologie, alle möglichen und unmöglichen Wissenschaften auf dem Lehrplane stehen. So dürfte auch das angekündigte lycée international, wenn es anders ins Leben tritt, leicht sich einfach als eine Schule herausstellen, wo den neueren Sprachen mehr

Rechnung getragen und insbesondere auf ihre praktische Erlernung grosser Werth gelegt wird.

. . . Uebrigens existiren bereits, namentlich in der Schweiz und Belgien zahlreiche Privatanstalten und Pensionate, wo ohne den internationalen Titel das hier Geforderte bis zu einem gewissen Grade sich vorfindet, d. h. es wird jede der neueren Sprache in der Regel dort von solchen, denen diese die Muttersprache ist, gelehrt und man trifft schon eine gewisse Mischung der Nationalitäten bei den Zöglingen. In Böhmen und der Schweiz schickt man häufig die Kinder, besonders in dem Alter von 14—16 Jahren, in die anderssprachigen Landestheile, und Eltern die sich kennen, tauschen da in der Regel um; häufig besuchen die jungen Leute da noch zugleich die Schulen, und da sie, als Einzelne, immer genöthigt sind, um sich zu unterhalten, zur anderen Sprache ihre Zuflucht zu nehmen, da sie diese in Schule und Familie beständig hören, so wissen sie nach einem Jahre die Sprache meist geläufig zu handhaben. Fast alle französischen Schweizer endlich, die studiren, verbringen einen grossen Theil der Universitätszeit in der deutschen Schweiz oder Deutschland, wo sie sich die Umgangssprache aneignen, die Collegia besuchen und so die genaue Kenntniss des fremden Idioms grade in den Fächern, die ihre Specialität sind, erwerben, so dass man dort z. B. Aerzten begegnet, die ein wissenschaftlich medizinisches Gespräch lieber deutsch als französisch führen; es ist aber einem Theologen z. B. nicht wichtig, mit der fremden Sprache auch immer zugleich die mathematischen oder chemischen Ausdrücke darin alle zu kennen. Die Commission vergisst das, wenn sie auch nur daran denkt, dass fast der ganze Unterricht in der fremden Sprache gegeben werden soll, so dass der Schüler der Reihe nach den mathematischen, chemischen, geographischen Unterricht u. s. w. in italienischer, englischer, deutscher Sprache anzuhören hätte, man muss denn doch dem Gedächtniss nicht das Unmögliche zumuthen. Man hatte es früher so bequem gefunden, dass die Fremden kamen, um französisch zu lernen; den Gelehrten war es viel leichter gefallen, die Forschungen anderer Nationen zu ignoriren als sie zu studiren; nun machte sich das Mangelhafte dieser Methode doch oft fühlbar, die Londoner Ausstellung zeigte das gar zu handgreiflich, also beschliesst man nun frisch ans Werk zu gehen und, wie so oft in der Politik es geschehen, auf dem scheinbar praktischsten und kürzesten Wege zum Ziele zu gelangen, das dabei nun, da man die Länge und das Steile des Weges noch nicht kennt, zunächst überspannt wird. Aber immerhin liegt da ein fruchtbarer Keim und der Anstoss ist gegeben. Die Commission, nebst Allen, die ihrem Projecte Beifall zollen, ist von einer gewissen Unfruchtbarkeit des herkömmlichen Unterrichts und dem Mangel der bestehenden Methoden ausgegangen, sie hat bei ihrem Plan nebenbei die Idee der Zeitersparniss im Auge gehabt, sie hat bei den gesteigerten Anforderungen auch schon durch Vertheilung des Stoffs, Zusammenwirken des Zusammengehörigen und Aehnliches die Schwierigkeiten erleichtern wollen; der Grundgedanke, dass es bei lebenden Sprachen wesentlich mit auf das Leben, d. h. die Praxis, das Sprechen ankommt, ist richtig, und ebenso ist es wahr, dass das fremde Idiom sich recht gründlich kaum anders als im fremden Lande selbst aneignen lässt, ja dass schliesslich zum vollen Verständniss die Sprache allein auch noch nicht genügt, sondern noch die Kenntniss der Menschen, der Sitten und Einrichtungen hinzukommen müsste. Der Plan selbst liegt auch Franzosen, Italienern, Engländern näher als den Deutschen, da bei jenen ein grosser Theil der Kinder nicht im elterlichen Hause, noch überhaupt in Familien, sondern in grossen, meist zu den Schulen selbst gehörigen Pensionaten die Schulzeit verbringt. Eine annähernde Verwirklichung des Planes in bescheidenerem Massstabe ist an sich durchaus nicht grade unausführbar und die Schwierigkeiten, die sich herausstellen werden, sobald man an die Ausführung selbst gehen will, nehmen ihm dann von selbst, was zunächst Chimärisches darin ist.

Jedenfalls müssen wir es mit Freude begrüssen, dass man auch auf der anderen Rheinseite beginnt, einem so wichtigen Unterrichtszweige, wie die neueren Sprachen sind, mehr Beachtung zu schenken, und dass bei den kriegerischen Nachbarn Unterrichtsfragen mehr erörtert werden. Auch das Comité der neugegründeten, von Belgien ausgegangenen association internationale — das Wort ist jetzt an der Tagesordnung — pour le progrès des sciences sociales, deren Congress am 22. September in Brüssel stattfindet, legt unter den Fragen, auf die es die Aufmerksamkeit der Versammlung zu lenken wünscht, die folgende vor: Quels sont les développements et les améliorations à apporter à l'enseignement des langues vivantes? Deutschland kann bei dem Allen nur gewinnen, es kann nur wünschen, seine Sprache, seine Wissenschaft und Literatur immer mehr gekannt zu sehen, und die entsprechenden Bestrebungen des Auslandes müssen ihm eine Aufforderung sein, auch seinerseits dem Studium der neueren Sprachen grössere Beachtung zu schenken. Zugleich ist es interessant zu beobachten, dass in derselben Zeit, wo die Idee der Nationalitäten eine solche Rolle spielt und die Völker sich nach ihren Sprachen zusammenzuschliessen suchen, dieselben Völker auch wieder sehr das Bedürfniss eines immer innigeren Verkehrs empfinden, und dass sie die Grenzen, welche die Politik zwischen ihnen aufbaut, zugleich wieder zu überwinden und sich zu verbinden streben.

Paris. K. Laubert.

Auf die im Archiv XXXI. 3. Heft gestellte Anfrage rücksichtlich eines in Lessing's Leben von A. Stahr II, 172 genannten englischen Deisten Lyons — dessen weder Lechler, noch Hettner Erwähnung thun soll, erlaube ich mir zu bemerken, dass Lechler allerdings desselben gedacht hat. Bei Lechler (Geschichte des englischen Deismus, Stuttg. u. Tüb., Cotta 1841) S. 239 findet sich Nachstehendes.

„Die am weitesten gehende Erhebung der Würde der Vernunft finden wir in einer Schrift von William Lyons, „die Untrüglichkeit des menschlichen Urtheils" — aus demselben Jahr, wie das Buch von Collins über das Freidenken. Sie beweist den Primat der Vernunft vor jeder Auctorität und die Bedingtheit der Anerkennung irgend einer Auctorität durch die rationelle Prüfung derselben. Eigenthümlich ist dieser Schrift der Satz, dass die Vernunft nicht irren kann, und namentlich die bedeutende Behauptung, dass das Urtheil eben das sei, was man sonst Gewissen, heiligen Geist nenne, oder Vernunft, Licht der Natur, Ausfluss des Lichts von oben, Strahl der Gottheit, Ebenbild Gottes oder Geist der Wahrheit. — Es tritt hier die ganze selbstgenügsame Kühnheit der schwärmerisch-mystischen Secten, in die Form der Reflexion übersetzt, auf."

Lyons' Buch führt den Titel:

The Infallibility of Human Judgment, its Dignity and Excellency. Being a new Art of Reasoning and discovering Truth, by reducing all disputable Cases to general and self-evident Propositions etc. London 1718. Vierte Ausgabe 1724. cf. Baumgarten Nachrichten von einer Hall. Biblioth. Bd. VII. S. 64 ff.

Nürnberg. W. Baer, Pfarrer.

Bibliographischer Anzeiger.

Allgemeines.

Transactions of the philological Society 1858. Part. II. (Berlin, Asher.) 1½ Thlr.

J. G. Th. Graesse, Trésor de livres rares et précieux. 19. Livr. (Dresde, Kuntze.) 2 Thlr.

Proverbes Béarnais, recueillis par J. Hatoulet et E. Picot. (Accompagnés d'un vocabulaire et de quelques proverbes dans les autres dialectes du midi de la France.) (Leipzig, A. Franck.) 1 Thlr. 7½ Sgr.

Lexicographie.

D. Sanders, Wörterbuch der deutschen Sprache. 22. Lieferung. (Leipzig, Wigand.) 20 Sgr.

C. W. Th. Schuster, Wörterbuch der deutschen und französischen Sprache. 2 Bände. 6. Aufl. (Leipzig, Weber.) 3 Thlr.

Pful, Wendisches Wörterbuch. (Bautzen, Schmaler.) 20 Sgr.

Grammatik.

A. Schleicher, Compendium der vergleichenden Grammatik der indogermanischen Sprachen. II. Band. (Weimar, Böhlau.) 3 Thlr.

H. de Charancey, La langue basque et les idiomes de l'Oural. 1. Fascicule: Structure grammaticale et déclinaisons. (Paris, Challamel.) 2 fr. 50 c.

Literatur.

San Marte (A. Schulz), Parzivalstudien. 3. Heft. (Halle, Waisenhausbuchhandlung.) 1⅓ Thlr.

A. F. C. Vilmar, deutsche altertümer im Hêliand als einkleidung der evangelischen geschichte. 2. Ausg. (Marburg, Elwert.)

P. Wackernagel, Das deutsche Kirchenlied von der ältesten Zeit bis zu Anfang des 17. Jahrhunderts. 3. Lfrg. (Leipzig, Teubner.) 20 Sgr.

L. Housse, Die Faustsage und der historische Faust. (Luxemburg, Brück.) 15 Sgr.

F. Schaubach, Zur Charakteristik der heutigen Volksliteratur. (Hamburg, Ag. des R. Hauses.) 18 Sgr.

G. Gervinus, Shakspeare. 3. Aufl. (Leipzig, Engelmann.) à Bd. 1 Thlr.

Shakspeare's Hamlet, Deutsch von H. von Plehwe. (Hamburg, Boyes & Geisler.) 1 Thlr.
Tegner, Die Frithiofssage, übersetzt von F. von Heinemann. (Braunschweig, J. H. Meyer.) 1 Thlr.
Tegner, Kleinere Gedichte in einer Auswahl; übersetzt von G. Zeller. (Stuttgart, Schweizerbart.) 28 Sgr.

Hilfsbücher.

K. Weinhold, Mittelhochdeutsches Lesebuch. 2. Aufl. (Wien, Braumüller.) 1 Thlr.
J. Jörg, Literaturblüthen. Gesammelt zu Lese- und Gedächtnissübungen in Oberclassen. (Augsburg, Kranzfelder.) 9 Sgr.
A. Benser & S. Ruge, Dresdener Lesebuch für Handelsschulen. (Leipzig, Schulz.) $1^1/_3$ Thlr.
A. Lüben & C. Nacke, Grundlagen zu Literaturbildern. (Leipzig, Brandstetter.) 15 Sgr.
K. G. Helbig, Grundriss der Geschichte der poetischen Literatur der Deutschen. 6. Aufl. (Leipzig, Arnold.) $7^1/_2$ Sgr.
C. F. Falkmann, Stilistisches Elementarbuch. 8. Aufl. (Leipzig, Hahn.) 20 Sgr.
Brentano, Deutsche Grammatik und Stilübungen, zunächst für Gewerb- und Realschulen. (Nürnberg, Schmid.) 8 Sgr.
J. Kehrein, Deutsches Lesebuch. Obere Lehrstufe. 4. Aufl. (Leipzig, Wigand.) 1 Thlr.
F. A. Wagler, Schulbuch für den deutschen Unterricht in den mittleren Classen der Gymnasien und Realschulen. (Berlin, Herbig.) 24 Sgr.
Ch. Noël, Glossaire français dialogué. 2. Ed. (Leipzig, Haessel.) 2 Thlr.
J. Müller, Französische Conversationssprachlehre. (Wien, Gorischek.) 12 Sgr.
J. W. Schirm, Vorschule der französischen Sprache. 1. Theil. (Wiesbaden, Limbarth.) 6 Sgr.
F. Gruner, Schulgrammatik der französischen Sprache. (Stuttgart, Metzler.) 1 Thlr. 2 Sgr.
A. Gerth, Aufgaben zum Uebersetzen aus dem Deutschen ins Französische. (Leipzig, Steinacker.) 1 Thlr.
N. J. Lucas, Leichtfassliche Uebungsaufgaben über die Regeln der englischen Aussprache. 2. Aufl. (Bremen, Geisler.) 20 Sgr.
V. A. Pedemont, Theoretisch-praktische Grammatik der englischen Sprache. 2. Cursus. (Wien, Braumüller.) $1^1/_2$ Thlr.
C. H. Schmidt, Taschenbuch der englischen und deutschen Umgangssprache. Neue Ausgabe. (Leipzig, Deckmann.) 12 Sgr.
J. C. Lyth, Schwedische Grammatik nebst einer Auswahl prosaischer und poetischer Lesestücke. 2. Aufl. (Stockholm, Bonnier.) 1 Thlr.
D. A. Filippi, Antologia tedesca ad uso delle scuole del regno Lombardo-Veneto. 4. Ed. (Wien, Gerold.) 20 Sgr.
A. Baskerville, The poetry of Germany, consisting of selections from upwards of 70 of the most celebrated poets, translated into english verse. II. Aufl. (Altona, Meyer.) 1 Thlr.
H. Schütz, Historical series. Select portions taken from the best english historical writers. (Bielefeld, Velhagen.) à Heft $12^1/_2$ Sgr.

Zur Phyſiologie und Orthographie

der S-laute.

Wir haben in unſerer deutschen Schrift drei Zeichen für die S-laute, d. h. für die dentalen Fricativ- oder Hauchlaute, nemlich ſ, s, ß, (ſah, las, aß). Die Frage aber, ob es dem entsprechend auch ebenſo vile verschidene S-laute in unſerer Sprache gebe, ist von den verschidenen Sprachforschern bisher verschiden beantwortet worden. Ueber die Existenz des weichen, intonirten ſ, wie in ſehen, leſen, als eines von den harten, tonloſen Lauten in las, aß verschidenen Lautes herscht im ganzen kein Zweifel. Es gibt zwar auch einen deutschen Dialekt (in einem Teile der Pfalz), welcher das intonirte ſ und das tonloſe s nicht unterscheidet; da wir es aber hier nicht mit ganz particulären dialektischen Eigentümlichkeiten zu tun haben, ſo brauche ich darauf nicht weiter einzugehen. Ob es aber in deutschen Wörtern zwei verschidene tonloſe s gebe, oder mit anderen Worten: ob der Auslaut der Wörter: las, Mos, kraus etc. ein anderer ſei als der der Wörter: aß, gruß, ſaß etc. darüber gehen die Stimmen auseinander.

In dem Fundamentalwerke aller deutschen Sprachforschung, in Jacob Grimms deutscher Grammatik, Bd. I. der zweiten Auflage heißt es S. 527 in einer Anmerkung:

> „Die gemeine volksſprache einiger gegenden wird ſich wohl noch darauf verſtehen, grâs (gramen), lâs (legebat), haus (domus) in der ausſprache von wâß (quid), aß (edebat), auß (ex) zu unterscheiden.“

Aus diſen Worten geht deutlich hervor, dass Jacob Grimm die Existenz zweier verschiden lautenden tonloſen s (s und ß) annimmt; denn wenn es ſolche nicht gäbe, ſo könnte ſie auch die Volkssprache nirgends unterscheiden. Leider gibt Grimm von irem Unterschide keine phyſiologische Erläuterung. Er hat ſich widerholt dahin ausgesprochen, dass die phyſiologische Bildung der Laute nicht zu ſeinen Forschungen gehöre. „Nur wenn

man den lauten reinphysiologische functionen unterschiebt und darauf ein unerwiesnes und unbeweisbares system der aussprache gründet (so viel scharfsinn und feiner tact sich dabei an den tag gelegt hat), wird mir wenigstens die luft allzu dünne, und ich vermag nicht darin zu leben," sagt er in der Vorrede zur 3. Ausgabe der Grammatik, S. XV. — Es muss dis leider als eine Lücke in den Grimm'schen Forschungen angesehen werden, welche manche Irrtümer und Schwankungen zur Folge gehabt hat. Da der Laut an sich ein physiologisches Gebilde ist, so gehört zur vollständigen Erforschung desselben notwendig auch ein Eingehen auf die physiologische Grundlage. Mit vollem Rechte nennt Schmeller die Aussprache den Hauptprocess alles Werdens in der Sprache, und der erste Beschluss der alphabetischen Conferenz, welche vom 25. Jan. bis 3 Febr. 1854 bei Ritter Bunsen tagte, war mit Recht folgender: „The basis of our alphabet must be a physiological one, that is to say, every sound must be defined physiologically before it can claim its own graphic exponent in our alphabet."

Wie vile Wirren und wie vilen unnützen Streit hätte Jacob Grimm den Germanisten ersparen können, wenn er mit wenigen Worten in der Grammatik angegeben hätte, worin der physiologische Unterschid bestehe, den er in der angefürten Anmerkung im Auge hatte, was die Organe zu tun haben, um den einen und den andern Laut deutlich hervorzubringen. Es ist uns jetzt nicht leicht, uns darüber klar zu werden, in welcher Weise sich Grimm disen Unterschid gedacht hat. Er sagt auf derselben Seite der Grammatik:

> „Wo sich die länge (des vocals) behauptete, näherte sich der zisch- dem sauselaut oder gieng völlig in ihn auf, d. h. grôß, stôßen lauten beinahe wie grôs, stôsen und es ist nichts als die gewöhnliche inconsequenz unserer rechtschreibung, daß grôß, schôß (gremium) und lôs (sors) noch verschieden behandelt werden."

In disen Worten ligen merere Dunkelheiten; denn erstens kann doch nach allgemein deutscher Aussprache der s-laut von stôsen gewiss nicht als identisch mit dem von grôß angesehen werden, und zweitens, wenn grôß nur beinahe wie grôs lautet, also doch nicht ganz so, so ist es doch immer noch etwas mer als bloße Inconsequenz der Rechtschreibung, wenn sie eben nicht gleich geschriben werden.

Und wenn auch nur noch eine Spur des Unterschides zwischen auslautendem s und ß von dem Verfasser der neusten deutschen Grammatik, von Rumpelt in Breslau, anerkannt worden wäre, so würde diser nicht dahin haben gelangen können, dass er in der phonetischen Darstellung der deutschen Wörter das ß aus der Schrift ganz hätte eliminiren können. Vergleiche meine Zeitschrift für Stenographie und Orthographie, Jarg. IX. S. 18, wo ich mich mit Rücksicht auf Rumpelt bereits dahin ausgesprochen habe, dass der Unterschid zwischen auslautendem s und ß noch nicht gänzlich aufgehört habe.

Man ſiht alſo, dass alles darauf ankommt, den Unterschid der Laute phyſiologisch scharf zu präciſiren. Sagt man bloß: der eine Laut ſei zischend und der andere ſauſend, oder welche änlichen Ausdrücke man ſonst dafür gebrauchen mag, ſo kommen wir in der Tat um nichts weiter, denn es bleibt dabei immer noch ebenſo fraglich, was man unter zischen oder ſauſen u. ſ. w. zu verstehen habe. Eine Verständigung darüber wird doch immer erst durch eine phyſiologische Angabe der Bildung der Laute erfolgen können.

In der franzöſischen und englischen Grammatik herschen änliche Zwispalte. Die Schrift unterscheidet s und c (sense, cense lat. sensus, census). Pitman und Ellis und die phonetischen Wörterbücher in England, Domergue, Olivier, Féline u. A. in Frankreich leren, daß diſe s und c ganz gleich ausgesprochen werden, obwol mir nach der überwigenden Aussprache ein wol merklicher und phyſiologisch angebbarer Unterschid zwischen beiden zu bestehen scheint.

L.-E. Olivier, des Sons de la Parole. Paris 1844, ſagt von uns: „Les Allemands admettent ridiculement quatre s différents, et qu'ils figurent en effet dans leur écriture.“ Wie unbegründet diſer Vorwurf ist, wird aus dem Folgenden hervorgehen.

Es ist als ein hohes Verdienst von Robert Willis, Alexander John Ellis, Jsaak Pitman in England, von Karl Ferd. Becker, dem ſich Wilhelm Stolze anschließt, Richard Lepsius und Ernst Brücke in Deutschland anzuſehen, dass ſie ſich ſo große Mühe gegeben haben, die phyſiologischen Vorgänge bei der Lautbildung zu einer Leuchte für die Sprachforscher zu machen, und es ist zu hoffen, dass, wo heute noch Unklarheit über die Lautlere in den Grammatiken herscht, diſe bald dem Lichte weichen werde. In Bezug auf die S-laute aber scheinen mir die genannten Forscher noch nicht alle Unterschide berückſichtigt zu haben und noch nicht zu einem abschließenden Ergebnis gekommen zu ſein, weshalb es mir zweckmäßig schin, auf diſen Teil der Lautlere noch etwas näher einzugehen.

Die verschidenen Möglichkeiten der Production von dentalen (oder von Andern, z. B. Grimm nach dem beweglichen Sprachorgan benannt: lingualen) Fricativlauten ist am ausfürlichsten in Brückes Grundzügen der Phyſiologie und Systematik der Sprachlaute, Wien 1856, besprochen worden. Brücke unterscheidet vier Arten von Dentallauten, welche bei ihm folgende Namen füren:

1) alveolare, welche von der Zungenspitze an dem Alveolarrande des Oberkiefers gebildet werden. Das dahin gehörige s, ſagt er, werde vilfach gebraucht, gelte aber im ganzen in Deutschland nicht für das normale.

2) cerebrale, bei welchen ſich die Zungenspitze gegen das obere Dach des Gaumens richtet.

3) dorſale, wobei man mit dem vorderen convex gemachten Teile des Zungenrückens gegen den vorderen Teil des Gaumens schließt, wärend

die Zungenspitze nach abwärts gebogen und gegen die unteren Schneidezäne gestemmt ist. Dahin rechnet er unser ß und den scharfen hissing sound der Engländer, sowie — intonirt — unser s.

4) dentale, welche entstehen, indem man die Zanreihen ein wenig von einander entfernt und den Spalt mit dem Zungenrande verstopft, (engl. th). „Es ist dabei, sagt Brücke, von keinem Belang, ob die Zungenspitze zwischen den Zänen ligt, oder sich an die unteren Schneidezäne anstemmt, oder ob sie endlich dicht hinter den oberen Schneidezänen ligt; das wesentliche für den Laut ist, dass die Zunge mit den oberen Schneidezänen und zwar mit inen allein die Enge bildet; wärend das charakteristische Zischen des s daraus hervorgeht, dass die Enge nicht mit den Zänen, sondern hinter den Zänen gebildet wird und der durch die Enge hervorgetribene Luftstrom durch seinen Anfall gegen die Zäne das Zischen hervorbringt."

„Das entsprechende z^4 ist das weiche (tönende) th der Engländer, wie es in other, with lautet. Wenn das weiche th im Englischen ein Wort anfängt, sagt Brücke weiter, so erfolgt die Lösung der Zunge von den Zänen oft erst, wenn die Stimme hervorbricht, so dass man kein reines z^4, sondern ein d^4z^4 hört. Daher rürt der unglückliche Brauch, das englische th mit ds zu transscribiren, den man in einzelnen in Deutschland erschinenen Wörterbüchern findet."

Ueber unsere deutschen S-laute sagt dann Brücke: „z^3 (sein dorsales weiches s) ist unser gewönliches s in Sohn, singen, dem übrigens häufig genug das zimlich gleichlautende z^1 (alveolares s) substituirt wird. — Wir haben im Deutschen zwei tonlose S-laute (s^1 und s^3), die wir wegen irer großen Aenlichkeit promiscue gebrauchen und zwei tönende z^1 und z^3, mit denen dasselbe geschiht. Wenn wir also ein Zeichen für das tonlose und eines für das tönende s hätten, so würde dis dem praktischen Bedürfnis genügen. Statt dessen aber haben wir 3 Zeichen, die doch irem Zweck nicht vollständig entsprechen, indem zwar ß nur für das tonlose s, dagegen s und s bald für das tonlose, bald für das tönende gebraucht werden."

Disen letzteren Uebelstand haben Max Moltke, Rumpelt (in seinen Beispilen) und seit dem vorigen Jare auch ich in meiner Zeitschrift zu verbessern angefangen. Man vergleiche darüber meine Abhandlung über Rumpelts Orthographie der Zischlaute im IX. Jargange der Zeitschrift für Stenographie und Orthographie, wo auch die vorgängigen änlichen Versuche besprochen sind.

Weiter aber sagt Brücke: „Es ist bekanntlich streitig, ob man im Deutschen zwei Arten des tonlosen s zu unterscheiden habe, jenachdem auf gotischer Lautstufe schon ein s oder noch ein t gefunden wird. Da unser herschendes t das t^1, das alveolare T ist, so könnte man glauben, dass sich aus disem das gleichfalls alveolare s^1 entwickelt und als zweiter laut neben das ursprüngliche dorsale s^3 gestellt habe. Sollte dis der Fall gewesen sein, so sind doch jedenfalls in der jetzigen Aussprache alle Spuren davon verwischt, und selbst diejenigen, denen, wie mir selbst, das Nidersächsische,

ı dem ſich die T-laute erhalten haben, Muttersprache ist, bilden das s bald .veolar, bald dorſal, ganz one Rückſicht darauf, ob der Laut im Nider-ıchsischen auch s oder t ist.“

Gegen diſe Argumentation Brückes dürfte:

1) das einzuwenden ſein, dass daraus, dass t alveolar ist, noch keineswegs ɜschlossen werden kann, dass ß ursprünglich auch alveolar müsse geweſen ıin. Bei der Verschiebung des Lautes t in einen Fricativlaut kann ſer wol ɔn vorn herein auch eine Verschiebung der Articulationsstelle stattgefunden ıben, wie dis ja auch z. B. bei dem Uebergange von K vor den hohen ocalen in einen Dentallaut in noch vil schlagenderer Weise der Fall ge-eſen ist. Auch ligt ja engl. th vom alveolaren t noch ferner als deutsches ß.

2) aber möchte noch einzuwenden ſein, dass uns von Brücke kein Be-eis dafür gelifert ist, dass die ursprüngliche Bildung des s die von ihm ɔrſal genannte ſei, wie er annimmt. Mir scheint vilmer, wie ich weiter ıten dartun werde, eine andere Bildung des s die ursprünglichere und ɔrmalere zu ſein, obwol es ſer schwer ſein wird, diſe Frage mit Bestimmt-ɜit zu entscheiden.

Brücke kommt alſo nach dem Obigen im Weſentlichen zu dem Reſul-te, welches die Grundlage der Rumpeltschen Schreibweiſe geworden ist, ıss wir im Deutschen nur ein weiches intonirtes ſ und ein hartes tonloſes zu unterscheiden hätten.

Mit diſem Reſultate kann ich mich indes nicht einverstanden erklären; h glaube vilmer, dass das ß in aß, gruß etc. noch charakteristisch von ɜm s in las, Mos etc. verschiden ist, dass die Vermischung der Laute ɔch nicht ſo weit vorgedrungen ist, wie es Brücke und Rumpelt an-ɜmen, und dass s und ß durchaus als verschidene Laute von der deutschen ation in Sprache und Schrift aufrecht zu erhalten ſind.

Um diſe Anſicht zu begründen, glaube ich, müssen die s-laute phyſio-gisch, je nach der Lage der Zungenspitze, noch etwas weiter unterschiden erden, als es von Brücke geschehen ist.

Meine Theorie ist folgende.

Bei den Fricativlauten ſowol wie bei den exploſiven oder Schlusslauten erden bekanntlich intonirte und tonloſe (oder wie man bisher gewön-ɔh ſagte: weiche und harte) Laute unterschiden. Bei den ersteren tönt e Stimme mit, bei den letzteren nicht, wie dis bereits von Kempelen ı ſeinem berümten Werke über den Mechanismus der Sprache, Wien 1791, ırgetan hatte, und wie dis in neuerer Zeit namentlich von Brücke in ınen Grundzügen und in einer kleinen Schrift gegen Kudelka, von epsius in ſeiner Abhandlung über die arabischen Sprachlaute und von ır in einer beſonderen kleinen Schrift „Ueber den Unterschid der Mediae ɑd Tenues“ ausfürlich dargetan ist.

Danach haben wir auch für die S-laute bei jeder Classe einen ton-ɔſen (harten) und einen intonirten (weichen) Laut zu unterscheiden.

Es gibt nun zwei charakteristisch verschidene Arten, wie die S-laute

(mit Ausname der cerebralen, von denen unten kurz die Rede ſein wird) gebildet werden können, nemlich entweder: I. indem ſich die Zungenspitze der obern Zanreihe oder resp. dem vorderen harten Gaumen annähert; diſe Bildung nenne ich die apicale, von apex linguae; oder: II. indem ſich die Zungenspitze gegen die untere Zanreihe stemmt, der Zungenrücken aber, d. h. die obere Fläche der Zunge ſich gegen die obere Zanreihe, resp. den harten Gaumen hebt und ſo die für einen Fricativlaut erforderliche Enge bildet. Diſe Bildung nenne ich nach Brücke die dorſale.

Nach den Articulationsstellen ſelbst aber unterscheide ich folgende Classen von s-lauten, wobei ich zunächst von der apicalen Bildung ausgehe:

1) Hebt ſich die Zungenspitze ſo weit, dass ſie ſich dem Alveolarrande des Oberkiefers nähert, ſo nenne ich die hier gebildeten Laute nach Brücke Alveolarlaute. Das tonloſe apicale Alveolar-s ist unſer einfaches auslautendes s, wie in las, Mos, Gras, anlautend fr. son, sa, sens etc. Das intonirte apicale Alveolar-ſ ist unſer gewönliches weiches ſ, wie in leſen, ſehen.

Beide Laute können aber auch dorſal gebildet werden als tonloſes dorſales Alveolar-s und intonirtes dorſales Alveolar-ſ.

2) Hebt ſich die Zungenspitze nicht ſo weit wie bei den vorigen Lauten, ſo dass ſie ſich nicht dem oberen Zanfleische, ſondern der inneren Fläche (superficies interna) der oberen Schneidezäne nähert, ſo nenne ich die hier gebildeten Laute Superficial-laute. Dahin gehört als tonloſer Fricativlaut das franz. c, ç (wie in face, vice, ça etc.). (Chladni in Gilberts Annalen Bd. 75 S. 207 unterscheidet fälschlich franz. ç, s, z als ganz hartes, mittleres und ganz weiches s). Der zugehörige intonirte Fricativlaut scheint mir das franz. z in zone, zèle zu ſein, obwol bei der Intonation die Differenz diſes Lautes von dem Alveolarlaute nicht ſo scharf hervortritt, wie dis bei den entsprechenden tonloſen Lauten der Fall ist.

Auch diſe beiden Laute lassen ſich dorſal bilden und werden häufig ſo gebildet. Bei der dorſalen Bildung tritt der Unterschid zwischen den intonirten Lauten z und ſ noch weniger hervor.

3) Bleibt die Zungenspitze in nahe horizontaler Richtung und nähert ſich dem unteren Rande der oberen Zäne, ſo nenne ich die an diſer Stelle gebildeten Laute Marginal-laute. Der tonloſe marginale Fricativlaut ist das deutsche ß, wie in Fuß, groß, grüßen. Der entsprechende intonirte Laut ist das weiche englische th, in father, that etc., wie es von den Meisten gesprochen wird, obwol auch Vile diſes th wie das harte interdental sprechen.

Auch die Marginal-laute lassen ſich ſowol apical wie dorſal bilden, da aber überhaupt die Hebung der Zunge hier nur eine ſer geringe ist, ſo ist der Unterschid beider Bildungsarten nicht ſo bedeutend, wie bei den Alveolarlauten.

4) Nimmt die Zungenspitze eine änliche Lage an wie bei dem ß, wird aber etwas weiter vorgeschoben in die Spalte zwischen den beiden Zan-

reiben, fo entstehen die fogenannten Interdental-laute. Der tonlofe ist das scharfe englische th, wie in both, think etc. (Bei Deutschen, welche eine etwas zu lange Zunge haben, geht der Laut des ß zuweilen fast ganz in das lispelnde englische th über). Der entsprechende intonirte Laut ist das weiche th, wenn difes nicht, wie es von den Meisten geschibt, marginal, fondern interdental gesprochen wird.

Ein Unterschid zwischen apicaler und dorfaler Bildung ist bei den Interdentallauten zwar auch möglich, doch kommt die dorfale wol nicht leicht vor.

5) Geht die Zungenspitze von dem Alveolarrande des Oberkiefers weiter rückwärts, fo dass fie fich gegen das obere Dach des harten Gaumens richtet, wärend fich die Seitenränder der Zunge den oberen Backzänen nähern, fo bilden fich die fogenannten Cerebrallaute, die ich hier von einer näheren Betrachtung ausschließe, da fie für uns für den Augenblick nicht weiter von Einfluss find.

So haben wir, abgefehen von der dorfalen oder apicalen Bildung, welche durch die Schrift nicht befonders bezeichnet wird, und von den Cerebrallauten, vier tonlofe s-laute kennen gelernt, nemlich

s, ç, ß, th;

an der einen Grenze steht unfer gewönliches s, an der andern das englische th, zwischen beiden ligen ç und ß, fo dass fich jenes mer dem s, difes mer dem th nähert.

Von intonirten Lauten können wir uns auf die Unterscheidung von drei beschränken, nemlich

ſ, z, th.

A. J. Ellis fagt über die s-laute: „A series of hisses may be found by inserting the tongue between the teeth, or placing it against the back of the front of teeth, at different height, or with the upper or under side of the tongue against the teeth. None of these hisses will differ very considerably from the rest."

Dass dife verschidenen Laute in irer phyfiologischen Bildung wol unterschiden werden können, geht klar aus dem Obigen hervor; wie weit aber das einzelne Or fie von einander zu unterscheiden vermag, das hängt von der Organifation und der Uebung des Einzelnen ab und es lässt fich das bekannte Sprichwort: dass fich über Geschmack und Farben nicht gut disputiren lasse, bis zu einem gewissen Grade auch auf die Klänge und namentlich auch auf die Sprachlaute ausdenen. Es gibt da fo manche Unterschide, welche leichter bei der Production gefült, als durch das Or herausgehört werden. Schließen wir die uns fremden Laute aus, fo bleiben die 3 deutschen Laute

s, ß, ſ

übrig.

Ob nun aber der Einzelne die s-laute dorfal oder apical bildet, das scheint teils von der Gewonheit, teils vom organischen Bau der Zunge und der Zäne abzuhängen.

Geschwister, welche unter ganz gleichen Verhältnissen erzogen werden, pflegen in der Sprache ſo vil Uebereinstimmendes zu haben, dass man ſie oft danach nicht unterscheiden kann. Dennoch ist mir der Fall vorgekommen, dass von vier Geschwistern zwei das s (z. B. im englischen Worte hiss) apical und zwei dorſal sprachen.

Welche Bildungsweiſe eigentlich als die normale zu betrachten ſei, darüber ſind die Stimmen ebenfalls geteilt. Ich glaube jedoch die apicale als ſolche bezeichnen zu müssen, weil bei diſer die Unterscheidungen der einzelnen Laute vil schärfer und bestimmter hervortreten als bei der dorſalen.

Es tritt nun, nachdem wir die verschidenen s-laute phyſiologisch festgestellt haben, für unſere deutsche Sprachlere noch eine eigentümliche Frage auf. In der lebendigen Sprache wirken nemlich häufig benachbarte Laute auf einander ein, üben eine gewisse Attraction und Repulſion auf einander aus, und es erfolgen dadurch in den Sprachen oft gewisse lautliche Umwandlungen, deren Geſetze zu erforschen eine der wichtigsten Aufgaben der Sprachforschung ist.

Für die S-laute hat nun im Neuhochdeutschen, warscheinlich etwa ſeit Anfang des 15. Jahrhunderts, teilweiſe ſelbst noch früher, eine eigentümliche Einwirkung des Vocales stattgefunden, welche im Alt- und Mittelhochdeutschen noch nicht herschte, indem ſich das Geſetz geltend gemacht hat, dass nach geschärftem Vocal (nicht nach gedentem) ſich das marginale ß in alveolares s verwandelt hat. Das Ahd. und Mhd. schrib und sprach waȝȝer = waßßer mit doppeltem Marginallaute; das Nhd. schreibt und spricht Wasser mit doppeltem Alveolarlaut, ſich vollständig reimend auf passer, wärend ein ſolcher Reim im reinen Mhd. unzulässig war.

Der phyſiologische Grund diſer Veränderung scheint darin zu ligen, dass wir bei den kurzen, geschärften Vocalen den Mund nicht ſo weit und bestimmt öffnen, wie bei den gedenten, und dass nach geschärften Vocalen die Organe länger in der Lage des Conſonanten verharren, wodurch auf letzteren ein größerer Nachdruck gelegt wird als nach gedentem Vocal, was wir nach unſeren orthographischen Principien ſer bezeichnend dadurch andeuten, dass wir den Conſonanten doppelt schreiben. Für diſes längere Anhalten scheint nun, namentlich bei dorſaler Bildung, die Lage der Zunge gegen den Alveolarrand bequemer zu ſein als die gegen den unteren Rand der Oberzäne, welche bei dorſaler Bildung nur dadurch möglich ist, dass wir den Unterkiefer etwas gegen den Oberkiefer vortreten lassen, was für die meisten Menschen nicht ſer bequem ist. Bei apicaler Bildung aber ist die Zunge überhaupt vil mer an die alveolare Lage gewönt, da diſe auch bei den ſo häufigen Lauten n, d, t gefordert wird, wärend die marginale Bildung bei keinem anderen Laute vorkommt als bei ß und th.

Ein ſer markantes Analogon zu diſer Veränderung des ß in s haben wir in dem Uebergange des d in t ebenfalls nach geschärftem Vocale in den

Verben: schneiden, schnitt, geschnitten; leiden, litt, gelitten; sieden, sott, gesotten, wo ebenfalls der auf den Principien des Ablautes beruhende Wechsel zwischen Denung und Schärfung des Vocals nicht bloß einfachen oder doppelten Consonanten bewirkt, sondern auch auf die innere Natur des Consonanten selbst einen unmittelbaren Einfluss ausübt. Nur war letzterer Einfluss hier schon im Ahd. eingetreten. Die Verba lîdan, mîdan, snîdan, siodan haben im plur. praeter. und im part. praet., wo kurzer Vocal stattfindet, schon im Ahd. d in t gewandelt: lîdu, litumês, litan; mîdu, mitumês, mitan; snîdu, snitumês, snitan; siudu, sutumês, sotan. Dass der Grund diser Erscheinung wirklich in der Quantität des Vocales ligt, geht daraus schlagend hervor, dass im Verbo meiden im Nhd. mit der unorganischen Denung des Vocals im praet. und part. praet. auch wider d statt t eingetreten ist: wir miden, gemiden. Fabian Frangk braucht noch das Particip vermitten.

Ebensowenig wie das Nhd. dd duldet (mit Ausname von Widder; Wörter wie Kladde und änliche sind nicht hochdeutsch), ebensowenig duldete es ßß, sondern verwandelte jenes in tt, dises in ss.

Es findet nun aber nach unserer gewönlichen, Gottsched-Adelungschen Orthographie eine Unregelmäßigkeit in der Schrift statt. Wärend der Uebergang des Marginallautes in den Alveolarlaut für den Inlaut zwischen Vocalen anerkannt und vor Augen gestellt wird, geschiht dis für den Auslaut nicht. Man schreibt richtig den nhd. Lautgesetzen gemäß fassen mit ss, hat aber fass zu schreiben vermiden, als sähe dis unschön aus, und hat dafür faß nach mhd. Stande vorgezogen. Im 15. Jarh. schrib man zuweilen schon richtiger fasß. Dadurch hat ß in unserer Schrift eine doppelte Function erhalten. In Fuß, Füße etc. drückt es den einfachen Marginallaut aus, in Roß, Faß, Schuß dagegen steht es für den geminirten Alveolarlaut, welcher bei Ross ein ursprünglicher, bei Fass, Schuss dagegen erst mit der nhd. Periode eingetreten ist. Man kann deshalb, wenn man jetzt z. B. ruß geschriben findet, dem Zeichen nicht ansehen, ob man rûß oder russ zu lesen habe. Man ist mit diser Entstellung selbst so weit gegangen, dass man auch in Fremdwörtern, wie Process, Progress, das ss in ß verwandelt siht, was jedes philologische Gefül aufs empfindlichste verletzt.

Der Grund für dise Corruption ist ein ganz nichtiger und alberner; warum ss am Ende des Wortes nicht geduldet werden soll, wärend rr, ll, mm, nn, ff, pp, tt, ck, tz one Anstand geduldet werden, ist in keiner Weise einzusehen.

Mit disem Zustande konnte sich für die Dauer die Grammatik nicht einverstanden erklären, obwol der großherz. Badensche Oberstudienrat Feldbausch noch im Jare 1856 eine gewandt geschribene, aber auf ser schwachen Füßen stehende Verteidigung der Gottsched-Adelungschen Orthographie hat erscheinen lassen. Ein Seitenstück dazu bilden die Briefe über Orthographie, welche Wolfgang Menzel in der Augsburger Zeitung veröffentlicht hat.

Ein Verſuch zur Abhülfe des Uebelstandes ist namentlich eifrig befürwortet von Heyſe, Vater und Son, welche analog dem im Inlaute geschribenen ss auch im Auslaute nach geschärftem Vocal der allgemeinen Aussprache gemäß ss einzufüren ſuchten. Einen Anlauf zu diſer Verbesserung hatte schon einer der Hauptvorgänger Jacob Grimms, Fulda, im deutschen Sprachforscher I, 161 gemacht, wo er schreibt: „Baſſ, blaſſ, graſſ, Faſſ, Haſſ, laſſ, naſſ u. ſ. w.,“ nachdem schon Dasypodius Dict. Lat. Germ. Argent. 1537: Fluſs, riſs etc. geschriben hatte. (Vgl. Radlof Schreibungslehre S. 352).

Einen etwas andern Ausweg als Fulda und Heyſe hatten der Schreiblehrer Erhard in Leipzig und der k. ſächs. Geh. Registrator Roſsberg in ſeiner „Anweiſung zum Schön- und Geschwindschreiben“ verſucht, indem ſie für das am Ende der Silbe statt des ss stehenden ß das ſogenannte nashornartige ß ſetzten, d. h. ein ß, welches oben mit einem Kopfputze, einer Art Horn oder Hanenfeder verſehen war, wodurch es ein gutes Gegenstück zu der unschönen Form des kleinen lat. g unſerer Drucke geworden ist. Roſsberg nannte dis, wie er ſagt, nach Herrn Hofrat Adelung, das doppelt geschärfte s, ein Ausdruck, der an ſich ganz falsch ist, der aber eine richtige Bedeutung gewinnt, wenn wir nur noch ein e hinzufügen und ſagen: das doppelte geschärfte s, da es in der Tat für ein doppeltes scharfes s steht.

Noch ist die Heyſesche Verbesserung der Rechtschreibung nicht durchgedrungen, obwol ſich manche Stimmen dafür ausgesprochen haben; ſo Radlof (schon 1820), Schmitthenner (Teutonia 1828), Rapp (Phyſiologie der Sprache 1841), welcher ſagt: „Kiſſen und grüßen ſind richtig getrennt, Kuß und Gruß fallen fälschlich zuſammen, Kuſs ist eine Verbesserung, weil das Auge die Schärfung ſehen will,“ Vernaleken (1847 in Herrigs Archiv), Rud. v. Raumer 1855, Sanders 1856, Kratz 1858, Högg 1858, Hermes (1859). Ich ſelbst habe ſeit 1853 in meiner Zeitschrift für diſe Verbesserung zu wirken geſucht, welche auch in der Stolzeschen Stenographie eine Anerkennung und glückliche Anwendung gefunden hat.

Einen andern Verſuch, den Uebelstand zu heben, hat Jacob Grimm in den drei ersten Bänden ſeiner Grammatik gemacht. Er ſagte: Allerdings ist es nicht gerechtfertigt, faß und daneben fassen zu schreiben, aber der Feler ligt nicht in dem ß von faß, ſondern in dem ss von fassen, und ſo fürte er für den Inlaut statt des ss (mit Ausname der Wörter, welche schon ahd. und mhd. ss haben, wie missen, küssen etc.) ß ein, schrib alſo faßen, waßer etc. Der ehrwürdige große Forscher, dem die ganze deutsche Nation zu ſo unendlichem Danke verpflichtet ist für alles Große, Erhabene, was er geschaffen und geleistet hat, hat diſe Aenderung, welche nur Oel ins Feuer goss, schon ſeit 1834 ſelbst als eine unausfürbare erkannt und ist zum ss zurückgekert; in der Grammatik ſelbst hat er, was ihm gewiss nicht wenig Ueberwindung gekostet hat, im 4. Bande das ss widerhergestellt.

Er hat die Richtigkeit desſelben klar und bestimmt ausgesprochen in der Vorrede zum Wörterbuche, wo er ſagt:

„Inlautend fallen uns mhd. ss und ȝȝ zuſammen; gewissen (certum) klingt uns wie wissen (scire), bissen (momorderunt).“

Nichtsdestoweniger gibt es eine nicht kleine Anzal von Anhängern der historischen Grammatik, welche hierüber anders denken, ja einzelne derſelben (wie z. B. Philipp Wackernagel,*) haben es für die Hauptaufgabe der deutschen Rechtschreibung erklärt, die von Grimm verlassene Veränderung ihm ſelbst gegenüber mit aller Macht aufrecht zu erhalten. Namentlich ſind es Möller (Herrigs Archiv, Bd. XIV.), Ph. Wackernagel, Weinhold, Vilmar, Andreſen, Ruprecht, Bezzenberger, Zacher, Schleicher, welche für die ältere Grimmsche Schreibweiſe des ß aufgetreten ſind. Die Hannoversche Orthographenconferenz vom Jare 1854 hatte ſich principiell in der Majorität dafür erklärt, diſe Schreibweiſe in die oberen Classen der Gymnaſien einzufüren, hat aber ſer bald danach die Unausfürbarkeit erkannt und wider die andere Fane aufgezogen.

Auch die neuste, ſer interessante Schrift über deutsche Rechtschreibung: „Proben und Grundſätze der deutschen Rechtschreibung aus fünf Jarhunderten von Manuel Raschke, Wien 1862“ hat ſich zur Theorie der drei ersten Bände der Grimmschen Grammatik bekannt, und ruft denen, welche mit Jacob Grimm der letzten 28 Jare am ss halten, entgegen: „Es wäre erst zu erweiſen, dass die Länge oder Kürze des Selbstlautes den folgenden Mitlaut nicht bloß verdoppelt, ſondern ändert; das ist aber unerweisbar!“ — Allerdings ist dis ſo lange unerweisbar, als die Natur der s-laute nicht phyſiologisch klar festgestellt ist. Sobald aber dis geschehen ist, hört die Unerweisbarkeit auf, und es bedarf dann nur einer ſorgſamen Beobachtung in corpore vivo, um ſich zu überzeugen, dass man in aß einen andern s-laut spricht als in essen; änlich wie man in schneiden einen andern Conſonanten spricht als in schnitt. Man übe ſich nur etwas darauf ein, auf das Gefül im oberen Zanfleische zu achten, und man wird ſich bald von dem Unterschide überzeugen.

Wenn Hoffmann in Lüneburg (Vorrede zur 5. Aufl. der neuhochdeutschen Elementargrammatik 1859) daraus, dass bei Luther, zu einer Zeit, wo ſich ein fester Gebrauch noch nicht gebildet hatte, ſſ auch nach langem Vocal gebraucht wird, schließt, dass ß nur eine eigentlich überflüssige Nebenform des ſſ ſei, und dass nicht mer die Rede ſein könne von einem materiellen Unterschide zwischen ſſ und ß, ſo ſetzt er ſich damit, indem er einen einzelnen Tropfen aus einem schwankenden Mere herausnimmt, über die ganze geschichtliche Entwicklung unserer Schrift vom XIV. Jarhundert ab bis jetzt und über alle phonetischen und etymologischen Momente, die überhaupt bei der Entscheidung der Frage in Betracht kommen, hinweg, und

*) Vergl. meine Vereinfachungen der deutschen Rechtschreibung, S. 57 ff.

ſucht ſich in einen Hafen zu retten, dem ſelbst die Autorität Luthers in diſer Beziehung keinen ſichern Schutz zu gewären vermag; er beachtet namentlich nicht, dass, wie zu einer Zeit, in der ſich wol noch Niemand den Unterschid zwischen ß und s klar gemacht hatte, das ß eine doppelte Bedeutung angenommen hat, ſo auch das ss schon ſeit dem XIV. Jarhundert eine doppelte Bedeutung angenommen hatte, die es noch jetzt in vilen lat. Drucken hat, in denen man ss und ß gar nicht unterscheidet, und dass ſo ein scheinbares Zuſammenfallen hat entstehen können, welches aber doch im Grunde nur auf einem Misbrauche des einen und des andern Zeichens beruhte, und zugleich eine ganz nutzloſe und gedankenloſe, weder phonetischen noch etymologischen Zwecken dienende Verschwendung der Mittel enthielt. Da wir es hier mit einem Laute zu tun haben, für den das zu enge lateinische ABC nicht ausreichte, ſo war die Ergänzung hier, wie in allen änlichen Fällen, wo der römisch-lateinische Rock für die Laute der neueren Sprache zu eng und zu kurz ist, einer langen Reihe von zufälligen Einflüssen und Schwankungen unterworfen: ein Process, mit dem wir überhaupt noch nicht zu Ende ſind, wie am besten das große Grimmsche Wörterbuch beweiſt.

Eine volle Rettung aus dem Feler, dem auch Hoffmann in den früheren Auflagen ſeiner Grammatik ſo lange angehangen hat, gewärt eben nur die Heyſesche Schreibweiſe.

Leider ist auch der Ursprung des Zeichens ß in ein gewisses Dunkel gehüllt. Grimm ſagt darüber, Gramm. I^2, 526.

> „Mit dem ʒ hat ſich manches nachtheilige zugetragen: 1) es wird ß (ſʒ) geſchrieben, welches eigentlich die mittelh. gemination ʒʒ ausdrückt, aber auch für einfache ʒ gilt, z. B. frâß, mâß, grôß, iß, daß, waßer, laßen, eßen, stôßen, weiß."

Schmeller dagegen ſiht ß als aus einfachem ʒ entstanden an. Ich halte dis für das richtigere. Der Gang der Entstehung ist nemlich folgender. Ursprünglich wurde z für ts und für ß (ʒ) gebraucht. Da ſich aber ʒ dem s mer näherte, ſo verwechselte man ſeit dem XIV. Jarh. ʒ mit s und schrib gros statt groʒ, wie wasser statt waʒʒer u. ſ. w. Wie ſollte man nun groʒe schreiben? grose würde man groſe geleſen haben. Man half ſich und schrib auch hier grosse. Auf diſem Standpunkte der Zwischenperiode, wo es weder ʒ noch ß gibt, stehen vile Handschriften der zweiten Hälfte des XIV. und des XV.—XVI. Jarhunderts. In lat. Drucken ist er noch jetzt der herschende, nur dass man am Ende vil schlechter gross statt gros druckt. Dann erst wird ß erfunden und tritt nun schwankend erst für End-ʒ und ss, dann auch für mittlere ʒ und ʒʒ oder ss auf und es entsteht nun ein unstätes Schwanken im Gebrauche, welches erst durch Gottsched und Adelung auf eine anerkannte feste, aber leider weder dem Laute noch der Etymologie gerecht werdende Norm gebracht wird. Die Verbesserung diſer Norm ist eine Aufgabe unſeres Jarhunderts. Heyſe hat das richtige Mittel zur Verbesserung erkannt, doch felte îm noch die richtige

phyfiologische Deutung, weil der phyfiologische Unterschid zwischen ß und s zu feiner Zeit noch nicht erkannt war. ss steht nicht unmittelbar, wie er fagt, für ßß, fondern früheres ßß ist dem Laute nach und daher auch in der Schrift in ss übergegangen.

So ist es denn nicht zu verwundern, dass jetzt die Lerer in Bezug auf ss und ß bald der einen, bald der anderen Fane folgen und dass wir gegenwärtig eine große Anzal deutscher Gymnafien und anderer Leranstalten haben, wo der Schüler in der einen Classe Wasser, hassen, in der anderen Waßer, haßen schreiben lernt: ein Zustand, welcher fo lange dauern wird, bis in difer Angelegenheit allfeitig volle Klarheit geschaffen fein wird.

In der Mitte zwischen den beiden numerisch fast gleich starken Parteien, von denen die eine der Heyfeschen, die andere der älteren Grimmschen Fane folgt, find bei dem alten Gottsched-Adelungschen Gebrauche von den neueren Schriftstellern über deutsche Orthographie fast nur Feldbausch, Klaunig, Wolfgang Menzel und, auf eigenes Urteil ganz verzichtend, d'Hargues stehen gebliben.

Die Heyfesche Schreibweife hat zwei große Vorzüge fowol vor der Gottsched-Adelungschen, wie vor der Ehemals-Grimmschen. 1) bezeichnet fie die Natur der s-laute überall der neuhochdeutschen Aussprache gemäß und 2) lässt fie zugleich nie einen Zweifel darüber, ob der vorangehende Vocal gedent oder geschärft zu sprechen ist. Grimm (vergl. Zeitschrift für Stenographie und Orthographie X, 63) und nach ihm Zacher (die Verbesserung unferer Rechtschreibung „Unfere Zeit“ Heft 52) haben das letztere für unerheblich erklärt. Ich kann aber dem nicht zustimmen. Dass die Bezeichnung der Denung oder Schärfung des Vocals ein praktischer Vorteil ist, wird jedem einleuchten; dass fie aber auch von jeher ein wefentlicher Kernpunkt für die indogermanischen Sprachen gewefen ist, beweift die ganze Geschichte unfrer Sprache und Schrift vom Sanskrit und Send an bis zur neusten Entwicklung, und der Latinismus, fofern er ŏs und ōs nicht unterscheidet, muss in difer Beziehung als eine verkümmerte Pflanze angefehen werden, die dife Verkümmerung vilfach in die neueren Schriftentwicklungen hineingetragen hat, was uns aber nimmermer als etwas musterhaftes erscheinen darf. Wenn auch die jetzigen Längen und Kürzen vilfach nicht mer den ursprünglichen organischen entsprechen, fo darf doch das Grundprincip, durch die Schrift die Natur des Stammvocals auch nach feiner Quantität anzudeuten, in keinem Falle als ein unerhebliches und nicht in dem Charakter unferer gegenwärtigen Schriftentwicklung begründetes angefehen werden, wie dis von Zacher geschehen ist; vilmer verlangt dife mit aller Kraft und mit vollem Rechte nach einer Unterscheidung zwischen dem gedenten und dem geschärften Stammvocale, fo dass man entweder die Gemination des einfachen Auslautconfonanten oder ein Denungszeichen festhalten muss, aber nicht beide zugleich aufgeben kann. Was die lateinische Schrift ir am Vocale nicht bot, das hat fie fich mit wenigen Ausnamen am Confonanten zu schaffen gewusst. Dass in einigen abgeschlif-

fenen Formwörtern (wie in, an, von, um etc.) ſo wie in unbetonten Nebenſilben die Gemination nicht durchgefürt ist, ist eine ganz zweckmäßige Ausname, kann aber das Grundprincip ſelbst in keiner Weiſe in Frage stellen. Ebenſowenig kann es dadurch in Frage gestellt werden, dass in der ersten Periode der Entwicklung des Neuhochdeutschen, wo man wol noch in dem Lautübergange von ß in s nach geschärftem Vocale wie in dem Uebergange zur unorganischen Denung mitten inne war, und wo überhaupt die Rechtschreibung noch nicht wissenschaftlich durchgearbeitet war, ſich eine constante Praxis noch nicht festgeſetzt hatte und die mannigfachsten Schwankungen und Verstöße gegen das Princip vorkommen.

In dem hier besprochenen Punkte unſerer Rechtschreibung haben jedenfalls die Heyſes den richtigen und besten Weg eingeschlagen. Vater und Son, ſie ruhen im Grabe; des letzteren Kraft war durch Krankheit zu früh gebrochen, aber das Richtige und Ware, was ſie angebant haben, möge mit inen nicht zu Grabe getragen ſein, ſondern eben ſo fortleben und wirken wie das Ware und Richtige, was die historische Schule und Beckers Forschungen uns geschaffen und gelert haben. Hier wie überall muss eine Richtung die andere ergänzen.

Berlin. Dr. G. Michaelis.

Versuch
einer consequenten deutschen Orthographie.

Ueber achtzig Jahre sind verflossen, seitdem Klopstock mit seinem Vorschlage einer verbesserten deutschen Orthographie hervortrat, mehre Versuche erschienen gleichzeitig und nach ihm, und doch bedient man sich heutzutage im Allgemeinen noch der alten, oft und hart getadelten Schreibweise. Der Grund dieser Thatsache liegt nun entweder darin, dass alle bisherigen orthographischen Verbesserungsvorschläge unzweckmässig waren oder dass keiner derselben gehörig gewürdigt wurde. Das Letzte fand bei der Klopstock'schen Orthographie statt, die man wegen ihres entschiedenen Brechens mit dem Langgewohnten unwissenschaftlich und bizarr fand; ja, der Begründer der deutschen Sprachwissenschaft sah sich als Verbesserer der Orthographie sogar dem Spotte ausgesetzt. Im Hinblick auf diese Missachtung einer bedeutenden geistigen Leistung gehört wohl Muth dazu, sich auf einem so schwierigen Gebiete, als die Orthographie ist, zu versuchen, wie überall, wo Gewohnheit und Vorurtheile zu bekämpfen sind. Indem ich das gefährliche Feld betrete, verschmähe ich es nicht, die Fussstapfen des grossen Mannes aufzusuchen, da ich die Ueberzeugung hege, mit deren Hilfe das Ziel am ehesten erreichen zu können.

Der erste Punkt, auf welchen ich hier einzugehen habe, ist die Frage: Welche Mängel hat unsere Orthographie und was soll eine wahre Rechtschreibung vornehmlich leisten? Da die Unzulänglichkeit der bisher gebräuchlichen deutschen Orthographie bereits so oft anerkannt wurde, so beschränke ich mich auf die Vorführung einiger Beispiele, welche anzeigen sollen, worin ich vorzüglich Abhilfe geleistet

wissen will. Ich führe folgende Wörter an: erblich, (er-blich, erb-lich), Gebet, gebet, Weg, weg, Grab, hinab, schwach, nach, gross, indess, wahr, Aar, klar, die Familie, still, List.

Aus diesen Beispielen geht hervor, dass Wörter, welche verschieden auszusprechen sind, ganz gleich geschrieben werden, hingegen Wörter von gleicher Aussprache verschieden.

Die Anforderung, welche man billigerweise an eine Orthographie machen kann, ist die, jedes Wort auf eine solche Weise darzustellen, dass es von Jedermann bei einigem Verständniss der Sprache richtig ausgesprochen werden kann. Zu diesem Zwecke hat die Orthographie nothwendigerweise das Sylbenmass ersichtlich zu machen. Gegen die richtige Sylbentheilung kann nur in einigen Fällen von gänzlich mit der Sprache Unbekannten gefehlt werden; daher gibt die Orthographie keiner Sprache dieselbe an, ausgenommen bei zusammengesetzten Wörtern, und da geschieht es mehr, um die schnelle Lesung zu erleichtern, denn um Missverständnissen vorzubeugen. Auch die richtige Betonung wird leichter getroffen (da hier allgemeine Regeln gelten) als das Sylbenmass, welches häufig auch von Einheimischen verletzt wird. So kann in: erblich die richtige Sylbentheilung (ob er-blich oder erb-lich) aus der Bedeutung des Wortes gefolgert werden; um die richtige Betonung zu treffen, bedarf es nur einer geringen Kenntniss der Etymologie; welche der beiden Sylben aber kurz oder lang sei, kann der Leser, (ich nehme hier den Sprachforscher aus) nicht durch Schlüsse herausbringen, sondern eine Zurechtweisung durch besondere Bezeichnung ist unumgänglich nothwendig. Auch die bisherige deutsche Orthographie scheint dieses einzusehen, indem sie die lange Sylbe häufig bezeichnet; leider geschieht dies auf unzweckmässige Weise, und da in den meisten Fällen die Bezeichnung doch abgeht, so wirkt jene vermeintliche Hilfe eher schädlich als nützlich. Gewiss macht die Schreibung von Wörtern, wie: klar, wahr, Aar etc. wegen ihrer Inconsequenz unnöthige Anforderungen an das Gedächtniss, indem auch derjenige, welcher die ganz richtige Aussprache weiss, erst auswendig lernen muss, wo und auf welche Art der gedehnte Vocal zu bezeichnen ist.

Dieses Ungemach hat Klopstock durch Einführung eines eigenen Dehnungszeichens beseitigt, welches aus einem kleinen Bogen besteht, der unter die betreffenden Buchstaben gesetzt wird. Warum Klopstock das Dehnungszeichen nicht wie Andere z. B. die Franzosen, über

die Buchstaben setzte, ist wohl in dem Umstande zu suchen, dass mehre deutsche Vocale schon mit oberhalb befindlichen Punkten oder Strichen versehen sind; bei ä wandte übrigens Klopstock nie das Dehnungszeichen an, da nach seiner Meinung dieses für den genannten Vocal aus dem Grunde überflüssig ist, weil derselbe ohnediess nie den abgebrochenen Laut erhalten könne. Wo a sich unserer Orthographie gemäss in ein abgebrochenes ä verwandelt, schrieb Klopstock e. Ich gehe hier nicht auf diese Streitfrage ein, da auch in dem Falle, dass Klopstock in derselben Recht hat, die Beibehaltung des ä in: Länder etc. die richtige Aussprache nicht gefährdet, sobald man nur die Regel aufstellt, dass das unbezeichnete ä wie e auszusprechen sei. Wir gehen so nicht des Vortheiles verlustig, den die Hinweisung des ä im Plural oder bei der Steigerung auf das a des unveränderten Wortes darbietet. Klopstock wandte in dem Falle, wo die lange Sylbe durch einen Vocal geschlossen wird, sein Dehnungszeichen nicht an, wie in: Wise, Röre, sa, Kni etc., ferner hielt er es für überflüssig, den gedehnten Vocal zu bezeichnen, wenn g die Stammsylbe schliesst, wie in: gebognen, getragnen etc. Ich halte es für zweckmässig, auch in diesen beiden Fällen das Dehnungszeichen zu gebrauchen, da man sonst zur richtigen Lesung vieler Wörter eigene Regeln aufstellen müsste; denn schreibt man: disen, so darf man folgerichtig in: fischen das i nicht geschärft aussprechen. Die durchgängige Bezeichnung des gedehnten (und offenen) Vocals gewährt auch den Vortheil, das tz mit z vertauschen zu können, weil man nun z. B. in: sezen den Vocal der Stammsylbe ebenso richtig, als in: Plaz, Schaz, oder in: Fal, Stal etc. aussprechen wird, da in diesen Beispielen der abgebrochene Laut schon durch das Nichtvorhandensein des Dehnungszeichens angekündigt wird. Aus derselben Ursache kann man das ck durch k ersetzen und schreiben: Glük, zurük etc. Nun ist es aber auch consequent, zu schreiben: Glükkes, blikken, anstatt: Glückes, blicken, und zwar nicht um anzuzeigen, dass die Stammsylbe den abgebrochenen Laut habe, sondern dass das k der Stammsylbe zur nächsten Sylbe hinüberzuziehen sei.

Dass bei der durchgängigen Bezeichnung des gedehnten und offenen Lautes viele bezeichnete Vocale zum Vorschein kommen, verursacht bezüglich der richtigen Betonung manche Vortheile, ohne dass dem gefälligen Aussehen des Gedruckten Eintrag gethan wird, da das Klopstock'sche Dehnungszeichen wegen seiner Kleinheit dem an unbezeichnete Buchstaben Gewöhnten nicht zu auffällig entgegentritt. Aus

dieser Ursache wird es auch demjenigen, welcher die richtige Aussprache bezüglich des Sylbenmasses bereits besitzt und hierin keiner Anweisung bedarf, nicht beirren. Was den Gebrauch des Dehnungszeichens bei der Handschrift betrifft, so ist die Beifügung des kleinen Bogens, oder wenn man lieber will, eines Querstriches (unterhalb oder auch oberhalb der Vocale) gewiss nicht mehr zeitraubend als die Schreibung eines Buchstabens, welcher die Dehnung oder Schärfung anzeigen soll. Als Beweis dafür kann die Thatsache dienen, dass man anstatt eines doppelten m oder n es vorzieht, über den einfachen Buchstaben einen Querstrich zu setzen.

Die Doppellaute bekommen kein Dehnungszeichen, da sie ohnediess immer auf dieselbe Weise ausgesprochen werden. Das äu möchte ich nur dort angewendet wissen, wo es auf das au im unflectirten Worte hinweisen kann, so dass man zu schreiben hätte: Häuser und: Seule.

Das ai wäre höchstens bei Homonymen anstatt des ei zu gebrauchen, daher zu schreiben: Waise, aber: Meis anstatt Mais.

Die Buchstaben ſ und s gebrauche ich nicht zur Bezeichnung desselben Lautes, sondern bezeichne mit ſ das gelinde sch, welches in st und sp vernommen wird. Klopstock sagt bei Gelegenheit dieser Buchstaben: In: stand, sprach, schlug, schmiedete, schwamm und solchen, hören wir weder das Lispeln des s, noch das Zischen des sch (ich meine hier kein eigentliches Lispeln oder Zischen), wir hören einen Mittelklang zwischen beiden. Es wäre, mich deucht, so übel nicht, wenn wir ein eigenes Zeichen zu diesem Mittelklange hätten. Da wir aber keines haben, so verlohnt sich's, denk' ich, der Mühe nicht, entweder in schtand, schprach, oder in snitt u. s. w. zu verändern. Das von Klopstock gewünschte eigene Zeichen für den zwischen s und sch liegenden Laut bekommt man aber durch das ſ, wenn man es so anwendet, wie ich vorgeschlagen habe, und schreibt: ſtark, ſtellen, aber: listig, Aeste, ist u. s. w. Vor der Hand gebrauche ich das ſ nur vor t und p, und zwar vorzugsweise, um zu verhindern, dass: stark, stellen etc. oder iſcht, Angſcht etc. ausgesprochen werde. Aus diesem Grunde dürfte mein Vorschlag auch dann annehmbar erscheinen, wenn man die Existenz des von Klopstock gehörten Mittelklanges bezweifelt.

Der Mangel der Majuskel von ſ lässt sich durch die Regel ergänzen, dass S vor t und p stets den Laut des ſ habe.

Bezüglich des sch bemerkt Klopstock: Wir sollten zu unserem Esch, das sehr weitläufig s-c-h geschrieben wird und überdiess das c beibehält, ein anderes Zeichen haben. So lange aber das fehlt, schreibt man als Ausnahme Flüschen u. s. w. auch Lispeln, damit das sp nicht wie in Spiel, Li-speln ausgesprochen werde.

Ich suche dem Wunsche Klopstock's nachzukommen, indem ich anstatt des sch und Sch die Bezeichnung durch ſh und Sh vorschlage. Für diese Reform sprechen mehre Gründe. Einmal besteht die Unzweckmässigkeit des sch nicht blos in seiner Weitläufigkeit, sondern auch darin, dass es zu Missverständnissen, Veranlassung gibt, wesshalb Klopstock wie wir eben gesehen haben, die Vertauschung des ſ mit s in manchen Wörtern für nothwendig hält. Ein anderer Fehler des sch ist aber, dass es im Widerspruche mit der Orthographie anderer Sprachen steht. So bedient sich der Niederländer auch des sch; er spricht es aber meistens wie s-ch aus und muss daher bei Lesung des Deutschen seiner Gewohnheit Zwang anthun, gleichwie selbst der Bewohner mancher plattdeutschen Gegend, welcher s-ch oder s-k auszusprechen gewohnt ist.

Das sh vertritt ganz gut die Stelle eines einzigen Zeichens, wenn man, wie ich oben vorgeschlagen habe, es nie anstatt s gebraucht und z. B. schreibt: Wäſher und: Hausher. Dass wir durch Annahme des sh unsere Orthographie in Uebereinstimmung mit der englischen bringen, ist auch nicht gering anzuschlagen, wenn man bedenkt, dass die Gleichheit der Orthographien eine grosse Erleichterung beim Studium der Sprachen gewährt, besonders wenn diese verwandt sind. Das th wird im Deutschen wie t ausgesprochen und ist daher auch so zu schreiben.

Das dt scheint ebenfalls entbehrlich zu sein, da z. B. Stat (Stadt) von stat (statt) und Stāt (Staat) hinlänglich (einerseits durch den grossen Anfangsbuchstaben, andererseits durch den Mangel des Dehnungszeichens) unterschieden ist.

Vom x mache ich einen häufigeren Gebrauch, als gewöhnlich geschieht, indem ich es überall anwende, wo es die richtige Aussprache verlangt und daher schreibe: Fux, wexeln etc. Das qu anstatt des q zu gebrauchen, erschwert zwar nicht die Erlernung der Orthographie, weil hierbei keine Ausnahme stattfindet; da jedoch q im Deutschen die Buchstabenfolge kw vertritt, so ist die Hinzufügung des u an das zur Abkürzung dienende q lächerlich, weil nun die Ersparniss auf der

einen Seite durch die Verschwendung auf der andern aufgehoben wird. Ich schreibe daher: Qelle, Qadrat etc. Bezüglich des z bemerke ich hier noch, dass ich es überall anstatt des ts setze, ausgenommen in den Fällen, wo das s durch die Flexion zum t gekommen ist; ich schreibe also: nichz, stez, aber: Wollauts.

Das ph ersetze ich überall durch das f, wie es ohnediess auch schon jetzt häufig geschieht.

Das v gebrauche ich nur in Eigennamen und in solchen Fällen, wo seine Aussprache zwischen f und w schwankt; ich schreibe also: Fater, Folk, for, fon etc. aber: Kurve, Provinz, Vers etc.

Das y überall durch i zu ersetzen, ist mit Rücksicht auf seine heutige Aussprache erlaubt und empfiehlt sich durch die grosse Erleichterung, welche hierbei besonders denjenigen gewährt wird, die mit den alten Sprachen unbekannt sind.

Die grossen Anfangsbuchstaben der Substantive behalte ich bei; denn ihr Gebrauch ist ein regelmässiger und trägt auch etwas zur schnelleren Auffassung des Gelesenen bei. Wollten wir anfangen, von der Majuskel den sparsamen Gebrauch zu machen, wie die meisten anderen Nationen, so würden wir unserer Gewohnheit einen unnöthigen Zwang auferlegen und selbst denjenigen, die in ihrer Sprache von unserem Gebrauche der Majuskel abgehen, aus der vorhin erwähnten Ursache keinen Gefallen erweisen. Um der Einwendung zu begegnen, dass der Gebrauch der grossen Anfangsbuchstaben bei allen Substantiven Missverständnisse herbeiführen könne, indem auf die Eigennamen nicht besonders aufmerksam gemacht wird, schlage ich vor, die Eigennamen durchaus mit solchen Lettern darzustellen, welche sich entweder durch Schnitt oder Grösse von den des übrigen Satzes unterscheiden. So habe ich in englischen Werken manchmal die Eigennamen im fortlaufenden Texte auf folgende Art bezeichnet gefunden: NEWTON, ENGLAND, eine Darstellungsweise, die gewiss gefällig ist. Für die Handschrift wird es zweckmässig sein, die Eigennamen durch zwei grosse Anfangsbuchstaben erkenntlich zu machen, um stets dasselbe Alphabet beibehalten zu können.

Auf solche Weise wird dann auch Uebersetzungen, wie: je suis encore débout sur le Meinigen, genugsam vorgebeugt werden.

Die Fremdwörter schreibe ich, wie schon aus den früheren Beispielen hervorgeht, nach demselben Systeme, wie die als Landeskinder betrachteten Wörter. Mir erscheint die Beibehaltung der fremden

Orthographie bei den aus anderen Sprachen entlehnten Wörtern darum unzweckmässig, weil sie die richtige Aussprache dieser Wörter denjenigen, welche nicht mit den betreffenden Sprachen bekannt sind, erschwert und den Gebrauch derselben gleichsam als nur provisorisch hinstellt. Nun glaube ich aber, dass die in unserer Sprache vorkommenden Fremdwörter von ungerechter Verabschiedung verschont bleiben sollen, da ja andere Idiome ebenfalls und zum eigenen Frommen Einwanderungen gerne gesehen haben. Wie sehr würde z. B. der englische Wortschatz an seinem Reichthume verlieren, wenn man nur jene Wörter als englische gelten lassen wollte, die aus dem Angelsächsischen stammen. Mit demselben Rechte daher, als z. B. Konverseschen ein englisches Wort genannt wird, muss Konversazion als deutsches anerkannt werden. Wie hinderlich wäre es für die Verbreitung der Wissenschaften, wenn jede Sprache eine eigenthümliche Nomenklatur hätte und es verschmähte, Kunstausdrücke, die auf fremdem Boden gezeugt wurden, zu adoptiren. Fragen wir also beim Gebrauche neuer Wörter nicht zu ängstlich nach deren Nationalität, wie es ja auch der Kluge nicht thut, wenn er die Dienste eines Mitmenschen braucht. Der Einfluss des Fremden lässt sich einmal (zu unserm Glücke) nicht bannen, warum also seine Einbürgerung erschweren? — Wenn das fremde Wort hier und da Missklang verursacht, so sind wir selbst daran Schuld. Was verbietet uns denn, nach dem Beispiele anderer Nationen die Aussprache der Fremdwörter unserer Zunge anzupassen, wie es auch unsere Voraltern gethan haben. Dem Engländer fällt es nicht ein, den aus dem Französischen entlehnten Wörtern den ihm fremden Nasenlaut zu geben, während der Deutsche mit wenig Ausnahmen servil genug ist, das französische Wort inmitten der deutschen Gesellschaft in seiner abstechenden Aussprache pünktlich genau wiederzugeben. Dieser, oft durch Affectation und Prahlerei hervorgerufenen, bezüglich des Deutschen fehlerhaften Aussprache der Fremdwörter suche ich eben dadurch zu steuern, dass ich für alle in unserer Sprache vorkommenden Wörter nur eine Art der Orthographie walten lasse. Wenn ich daher schreibe: Genī, genial, so enthält dies die Aufforderung, hier wirklich das deutsche g auszusprechen, was in dem angeführten Beispiele bereits von vielen Kennern und Freunden der deutschen Sprache geschieht. Ebenso enthält die Schreibung: Autokratī das Verbot, das t hier, wie gewöhnlich geschieht, wie z oder gar nach französischem Beispiele wie s auszusprechen, und es muss hier

die auch der Abstammung zufolge richtigere Aussprache des alphabetischen t beibehalten werden. Man wird es ferner über sich gewinnen müssen, in: Abonnement die Endsylbe ebenso gut deutsch auszusprechen, als man es in: Kompliment zu thun gewohnt ist.

Das mouillirte ll', welches nicht im Munde des Deutschen liegt, umgehe ich, indem ich schreibe: Postillion, Batallion, Billiard etc., was auch mit der im Deutschen bei weitem häufigeren Aussprache dieser Wörter übereinstimmt.

Fasst man alle zur Verbesserung unserer Orthographie von mir gewagten Vorschläge zusammen, so ergibt sich, dass zur deutlichen Darstellung eines jeden Wortes, über dessen Aussprache man im Reinen ist, nichts Anderes erfordert wird, als die Kenntniss des folgenden Alphabets:

a a̮ b c d e e̮ f g h ch i i̱ j k l m n o o̮ ö ö̮ p q r ſ ß s ſh t u u̮ ü ü̮ v̮ w x y z̄ ei ai eu au ǟu, wobei zu bemerken, dass ſh dem bisherigen sch entspricht, ſ aber das gelinde sch, wie es vor p und t ausgesprochen wird, bedeutet, und dass S vor p, t und h die Stelle des ſ vertritt; ferner dass ai und äu nur entweder zur Unterscheidung von Homonymen oder dort gebraucht werden, wo es die Etymologie wünschenswerth macht; endlich dass v nur in jenen Wörtern beizubehalten ist, in welchen seine Aussprache zwischen f und w schwankt. Die Buchstaben y und c könnte meine Orthographie ganz entbehren, muss sie aber der Eigennamen wegen beibehalten, da diese ausserhalb ihrer Jurisdiction liegen.

Nachdem ich nun mein System der Orthographie dargelegt habe, will ich dasselbe in den letzten Zeilen meines Aufsatzes anwenden, um ersichtlich zu machen, wie sich das nach der neuen Orthographie Geschriebene in einem grösseren Ganzen ausnimmt.

Anstat des Klopstock'schen Dēnungszeichens sīt man hīr einen oberhalb des Vokāls befindlichen Qērstrich angewendet, wi es auch in den früheren Beispīlen geshā, weil dem Sezer noch keine mit dem andern Dēnungszeichen fersēhenen Lettern zu Gebōte standen.

In den Erörterungen über Ortografi pflegt man gewönlich noch einen Punkt zu besprechen, den auch ich hīr nicht unerwänt lassen wil, nämlich di Wāl zwischen dem sogenanten deutschen und dem lateinischen Alfabēte. Ich glaube, dass man in Deutschland ōne Besorgniss das lateinische Alfabēt algemein adoptīren könte, wi es di Engländer und Nīderländer unbeschādet īrer germānischen Nazionālität getān hāben.

Durch den Wegfall der Erlernung des deutshen Alfabēts, nāmentlich des bei der Handshrift gebräuchlichen, entspringt für unsere Jugend ein grōsser Gewin an Zeit, welcher am besten zur Aneignung der Stēnografi ferwendet werden könte, um so eine der nüzlichsten Erfindungen des menshlichen Geistes, welche für das Bedürfniss un-

serer Zeit noch fīl zu wēnig ferbreitet ist, zum Gemeingūte zu machen. Di lateinishen Lettern empfēlen sich ferner aus tipografishen Rücksichten, indem der Druk mit denselben unter gleichen Umständen reiner und deutlicher ausfällt, als mit den ekkigen, zarten Fraktūrlettern, welche sich bald abstumpfen und dan einen shmuzigen, shwēr lēserlichen Abdruk līfern. Di Annāme des lateinishen Alfabēts gestattet auch, eine Untersheidung des Bindewortes: den, fom gleichlautenden Artikel, welche Klopstock für nōtwendig hilt und daher für jēnes sogār die alte Shreibweise mit zwei n beibehilt. Ich untersheide di genanten Wörter, da ich di Konseqenz meines Sistēms nicht durch ausnāmsweise Rükkēr zur alten Ortografi ferlezen wil, blos durch di fershīdene Gestalt der Anfangsbuchstāben, indem ich das Bindewort mit *d*, den Artikel mit d shreibe. Anfangs hatte ich for, das Fürwort: der, di, das auf dīse Weise fom gleichlautenden Artikel zu untersheiden, āber di Berüksichtigung des Umstandes, dass wir an eine shriftliche Untersheidung der beiden fōrhin genanten Wörter shōn gewōnt sind, bestimte mich, dīse, wi erwänt, darzustellen.

Ich kan nicht umhin, hīr noch einige Forshläge Klopstock's in Erinnerung zu bringen, welche den grösseren Wolklang und di Ferfeinerung unserer Aussprāche zum Zwekke hāben. Dahin gehört di Abshaffung des pf am Anfange der Stamsilbe und nāch einem Konsonanten. Klopstock schrīb: Ferd, Fropf, stumf. Er berīf sich dabei auf di wirkliche Aussprāche in jēnen Gēgenden, welche anderen als Muster der reinen Aussprāche dīnen können. Klopstock's gūte Absicht, di deutsche Sprāche fon einem übelklingenden Laute zu befreien, wurde fon seinen Zeitgenossen missferstanden; man legte īm zūr Last, dass er die Aussprāche seiner Heimāt als di giltige aufstelle und rükte gegen īn mit wirklich nur landshaftlichen Aussprāchen in's Feld. Selbst Männer wi Lichtenberg, der sonst nicht mit leichtfertigem Spotte Geshäfte trīb, forsuchte seinen Wiz an īn, ein Beweis, welch ferfürerishe Gelēgenheit das Neue dem Spotte darbītet. Dass Klopstock bei seinem Forshlāge nur den Wolklang der Aussprāche und nicht seine Heimāt im Auge hatte, beweist der Umstand, dass er selbst eingestēt, auch bei seinen Heimātsgenossen Niemanden gefunden zu haben, der das „graue und ērwürdige pf" offiziel abgeshaft wissen wolte. Klopstock's Meinung wār offenbār dīse: Angenommen, dass nāch der hershenden Gewōnheit nirgends in Deutshland das pf in den angefürten Beispilen unausgesprochen bleibt, sō solten wīr uns desselben aus dem triftigen Grunde begēben, weil es ein shwēr auszusprechender, übelklingender Laut ist, der nicht etwa dazū beiträgt, unsere Sprāche kräftig zu machen. Gewiss hat Klopstock Recht; denn wi solte ein Laut, bei welchem man die Pantomīme des Ausspukkens macht, Gefallen errēgen, und ausser dem Wörtchen pfui ist jēne Pantomīme wol nirgends am Plaz.

Di Wichtigkeit des Klopstock'schen Forshlāges liegt dārin, dass

uns dāmit di Berechtigung zuerkannt wird, di Aussprāche, wen es der Wolklang erfordert, durch Uebereinkommen auf änliche Weise abzuändern, wi es im Ferlaufe der Zeiten auf unbewusste Art geshēhen ist. Nēmen wir z. B. an, es bestünde auch in der Shriftsprāche noch di in manchen Gēgenden als Dialekt fortlēbende Aussprāche des: ie in: fliessen, wiegen etc., sō geshähe es nūr im Interesse des Wolklanges, wen wir di Aussprāche des i anstat: ie einfürten. Troz der Unnachgībigkeit bezüglich des pf weist di Neuzeit doch ein Beispīl auf, wo dem Wolklange di Häufung fon Vokālen zum Opfer gebracht wurde; ich meine das Wort: selbständig, welches wol nur mēr hīr und dā ein Shūlfux mit zwei st shreibt und dāmit der Etimolōgi gerechter zu werden glaubt. Anknüpfend an die Shreibung selb anstat selbst in jēnem zusammengesezten Worte, könten wir mit gūtem Fūg auch shreiben: Selbsucht, selbish etc. Ich gēbe gern zu, dass dāmit unserer Gewōnheit ein grōsser Zwang angetān wird, āber ēben so gut muss man mīr einräumen, dass mein Forshlāg keinen Ferstōss gēgen di deutshe Wortbildung enthält. Ausser der Fertaushung des pf mit f suchte Klopstock auch die des m mit n in manchen Wörtern einzufüren und shrib z. B. samft, Fernumft. Für dīse Shreibweise spricht ausser der wirklich statfindenden Aussprāche, welche immer nūr samft, fümf etc. hören lässt, noch der Umstand, dass di Aussprāche des m for f leichter und natürlicher ist, als di des n. In: Fernūmft und Zūkumft ist di Shreibung des m bekantlich auch etimolōgish richtiger als di des n.

Wō di gēgenwärtige Aussprāche bereiz auf dem Wēge der Ferfeinerung begriffen ist, solten wir diselbe durch di Ortografi fixiren, und dāhēr z. B. shreiben: Konsert, Offisīr, Horisōnt, anstat des härteren: Konzert, Offizīr, Horizōnt.

Ich lasse es bei den geshēhenen Andeutungen bewenden und erkläre ernstlich, dass ich dāmit keine Geseze forshreiben, sondern nur wolgemeinte Fingerzeige gēben wolte.

Mögen meine Idēen über deutshe Ortografi wenigstens mit der Zeit Eingang finden; ich hābe si mir gebildet, weil ich fand, dass unserer Sprāche wēgen īrer unzwekmässigen Art, sich dem Auge darzubīten, eine grössere Härte beigelegt wird, als si wirklich besizt; weil ich es für angemessen hilt, dem Fremden die Erlernung einer Sprāche zu erleichtern, di fon allen gebildeten und bildsāmen Naziōnen gesucht und geshäzt wird.

Wien.

Dr. Eduard Schreder.

Johann Agricola und Sebastian Franck

und ihre Plagiatoren.

Das urtheil über die sprichwörtersammlungen Agricola's und Franck's, über bedeutung und werth derselben, über ihre originalität, über die verschiedenheit ihrer ausgaben und über ihr hineinreichen in andere spätere sammlungen ist ein durch und durch schwankendes. Es sollte, dächte ich, nach so vielen trefflichen vorarbeiten auf dem felde der sprichwörterliteratur endlich einmal zeit werden, hier genauer zu sichten und zu klären, ausgesprochene urtheile sicherer und fester zu begründen, schiefe ansichten ohne ansehen der person zu verwerfen. Wenn man vergleicht was Koberstein, Gervinus, W. und J. Grimm, Nopitsch, Eiselein, Guttenstein, Zacher, Latendorf u. a. über die werke dieser beiden männer sagen, so wird man weit aus einander gehende ansichten hören und zuletzt veranlasst werden, mit eigenen augen zu sehen.

Ich will nun zwar, was ich hier gebe, nicht als etwas ganz neues und unantastbares hinstellen, sondern ich will dadurch nur mehr anregen, selbstständige studien hierüber zu machen und die bereits von anderen und mir gemachten weiter zu verfolgen und auszubauen.

I.

Ausser allem zweifel ist es, dass ebensowol von Franck als von Agricola selbstständige originalausgaben ihrer sprichwörter vorhanden sind. Als solche bezeichne ich folgende:

Agricola. Drey hundert gemeyner Sprichwörter, der wir Deutschen vns gebrauchen vnd doch nicht wissen, woher sie kommen, durch D. Johann Agricolam von Issleben. Haganaw durch Joh. Setzerium ym MD vnd XIX iar nach der gepurt Christi. 8. II Theile.

Franck. Sprichwörter, Schöne, Weise, Herrliche Clůgreden, vnnd Hoffsprüch, darinnen der alten vnd nachkommenen aller Nationen vnnd Sprachen gröste vernunfft vnd klugheyt, etc. zusamentragen in ettlich Tausent. Inn lustig höflich Teutsch bekürtzt, Beschriben vnnd ausgeleget Durch Sebastian Francken. Franckenfurt am Meyn, Bey Christian Egenolffen. gr. 8. II Theile. (Am Ende 1541).

II.

Von Agricola's werk giebt es folgende (dem grössten theile nach in der königl. bibliothek zu Berlin befindliche) ausgaben:

A. des I. theils:

1529. Hagenau.
1529. Zwickau.
1529. Nürnberg.
1529. Erfurt.
1529. o. o.
1530. Leipzig.
1529. (niederdeutsch) Magdeburg.

B. des II. theils:

1529. Hagenau.
1529. Zwickau.
1529. Erfurt.
1529. o. o.
1530. Nürnberg.
1530. Leipzig. (existirt trotz Latendorfs zweifel. s. Hagen's bücherschatz nr. 1236).

C. des III. theils:

1548. (wo?)

D. des I. und II. theils:

1534. Hagenau.

1537. Hagenau.
1541. o. o.
1548. o. o.
1558. o. o.
1582. Wittenberg.
1584. Hagenau.
1592. Wittenberg.

III.

Dass die Hagenauer hochdeutsche ausgabe und nicht die niederdeutsche oder eine andere das original ist, dafür hat Latendorf in seinem jüngst erschienenen werke über „Agricola's sprichwörter“ (Schwerin 1862, Bärensprung'sche hofbuchdr. 252 ss. 1 thlr. 8 sgl.) mir zuvorkommend vollgiltige beweise gebracht.

IV.

Eine arge verwirrung herrscht nun aber in bezug auf den inhalt und die bedeutung der nachdrucke Agricola's und Franck's. Dass die bei Egenolff 1532 erschienene ausgabe ein unvollständiger nachdruck von Agricola's 750 sprichwörtern sei, darüber ist kein zweifel. Aber immer und immer wieder, selbst in der neuesten, Latendorf'schen schrift, taucht die meinung auf, dass die unter Franck's namen umgehenden 14 Egenolff'schen drucke aus den jahren 1548. 1552. 1555 (zweimal). 1560. 1565. 1570. 1575. 1582. 1591. 1595. 1601. 1615 und o. j. — von Seb. Franck selbst herrühren, welcher bei der herausgabe dieser sprichwörtersammlung ebenso wenig die hand geboten hat, als Agricola, aus welchem ebenfalls ein gutes theil des inhalts gestohlen ist. Egenolff ist als einer der thätigsten literarischen freibeuter zu bezeichnen. Bekannt ist ausser diesen seinen machwerken unter anderen noch „Anthologia gnomica — veterum graecorum comediae scriptorum sententiae, Francof. Feyerabend 1579.“ Nach einer von mir angestellten genauen vergleichung ergibt sich nun folgendes.

Egenolff hat aus Agricola's 750 sprichwörtern 382 stücke entlehnt, welche folgende nummern umfassen: sprichw. 1. 2. 3. 5—17. 19. 20. 21. 25—28. 30. 32. 35—39. 50. 51. 52. 58—61. 63—75. 81. 84—91. 94—105. 113. 114. 119. 120. 123. 126—31. 133—39. 141. 142. 146. 147. 155. 156. 158. 161—63. 171. 173. 175. 78. 79., 182—85. 88. 89. 192—203. 205—7. 209—14. 17. 219—21. 223—30. 32. 234—36. 240—42. 244—47. 249—66. 268—72. 274—78. 280—86. 288—90. 92. 295—300. 301. 305—9. 314—16. 21. 22. 325—42. 345—47. 350. 353—55. 359—61. 63. 365—67. 69. 371—73. 380—83. 90. 91. 93. 95. 96. 404—6. 408—41. 445—51. 54. 56. 59. 60. 66. 70. 71. 507. 10. 14. 55. 57. 63. 76. 83. 89—95. 621—25. 30. 33. 36. 42. 647—49. 652—56. 660—75. 77. 79—81. 83. 91. 693—95. 701—3. 8. 715—17. 23. 25. 27. 29. 31. 33. 741—49. Diese 382 nummern stehen in der Egenolff'schen sammlung von 1548 auf 65 blättern, deren das ganze buch $181^1/_2$ enthält; es ist also ein volles drittheil des werkes das eigenthum Agricola's. Die anderen zwei drittheile sind aus S. Franck's sprichwörtern entlehnt und finden sich auf den blättern 1^{a}. 4^{b}—6. 7^{b}. 8. 10. 15—17. 18^{b}—22. 23^{b}—26^{a}. 27—29. 39—45. 57—69^{a}. 74^{a}. 83—84^{a}. 94^{a}—108. 122—132. 137—143^{a}. 146—147^{a}. 148^{b}. 150^{a}. 152. 156^{a}. 157. 158^{a}. 159^{b}. 161—181. Eiselein (s. XXVIII) schiesst also ganz fehl, wenn er meint, dass eine eigens von Franck besorgte ausgabe seiner sprichwörter ein unding, und dass die unter Franck's namen existirende sammlung eine in anlage und commentar veränderte auflage der sprichw. Agricola's sei; seine anziehung des Agricola als gewährsmannes ist daher bei sehr vielen sprichwörtern eine durchaus haltlose. Ebenso irrt Guttenstein in seinem büchlein über S. Franck, wenn er stücke aus einer Egenolff'schen ausgabe vom jahre 1591 für Franck's eigenthum hält, die doch dem Agricola zugehören. Damit fällt von selbst, was W. Grimm in seiner ausgabe Vridank's über Guttenstein's auszug sagt. Auch Latendorf irrt also, wenn er (s. 75) sagt: „Als eine vereinigung beider klassen (der auf Agricola zurückgehenden und der selbstständigen sprichwörterwerke) darf die ausgabe von Seb. Franck (1541) gelten, der ausser Agricola auch Tunnicius und Tappius excerpirt und niederdeutsche wie niederländische sprichwörter ins hochdeutsche übertragen hat.“ In Franck's originalausgabe vom jahre 1541, die ich selbst besitze, steht nicht e i n satz aus Agricola's buch.

V.

Hoffmann von Fallersleben macht in seinen „spenden zur deutschen literaturgeschichte“ (I, 149) auf zwei alphabetische sammlungen von sprichwörtern, sprüchen etc. fol. o. t. vom jahre 1577 (Annaburg) aufmerksam. Ich habe mir das buch genau angesehen und bin zu folgendem ergebniss gekommen. Die erste sammlung, 4321 sprichwörter enthaltend, ist ein alphabetisches register zu drei werken, die in den überschriften buch A, buch B und buch C genannt werden. Buch A ist ein Egenolff'scher druck (1552), nach der seitenzahl, buch B Agricola's werk, nach der laufenden nummer der sprichwörter ausgezogen. Buch C, welches ich bis jetzt noch nicht habe ausfindig machen können, enthielt wol nicht eigentliche sprichwörter, sondern mehr sprüche, aphorismen, sogenannte pensées. Es muss ein grösseres werk gewesen sein, das mindestens 590 (591) seiten hatte. — Woher die zweite sammlung, welche nur 918 sprichwörter umfasst, die ebenfalls alphabetisch geordnet und numerirt sind und zwar ohne angabe der fundorte, bleibe einer späteren untersuchung vorbehalten.

VI.

Die in „Schottel's ausführlicher arb. v. d. teutschen haubtspr. 1663“ s. 1112—1146 befindliche sprichwörtersammlung, welche 1230 sprichwörter und ungefähr 560 sprichw. redensarten enthält, erweist sich mir nach sorgfältiger vergleichung als ein aus der Egenolff'schen compilation gemachter auszug nach den seiten 135^b—165^a, und 1^a—134^a, der durch sprichwörter mit neuerem gepräge und durch einige niederdeutsche öfter unterbrochen wird. Schottel hat also keineswegs, wie Nopitsch und Eiselein behaupten, lediglich Agricola ausgeschrieben, auch nicht wie Latendorf meint, direct aus Agricola geschöpft.

VII.

Ich komme nun schliesslich auf das verhältnis der schriften Agricola's, Franck's und Eyering's zu einander.

In den jahren 1601—3 erschien zu Eisleben, wo Agricola 72 jahre früher seine 750 sprichwörter verfasste, ein werk in drei bänden 8., betitelt „Proverbiorum Copia," aus dem nachlasse des Eucharius Eyering, pfarrer in Streuffdorf im Coburgischen, dessen werth man bis jetzt zu hoch angeschlagen hat. Wenigstens kann ich dem urtheile Gervinus' in seiner vortrefflichen geschichte der poetischen Nationallit. b. III, s. 65 u. ff. nicht beipflichten, wo es heisst: „so wie den Froschmäuseler, so muss ich auch die sprichwörtersammlung des pfarrers Euch. Eyering als ein wesentliches glied in der kette der organischen entwickelungen unserer beispielpoesie betrachten etc." — Was zunächst das material des ganzen werkes betrifft, so vermisse ich an ihm jene ursprünglichkeit in anlage und ausführung, die man z. b. dem froschmäuseler eher zugestehen wird; denn eine sorgfältige vergleichung der proverbiorum copia mit Agricola's 750 sprichwörtern hat mich vollkommen überzeugt, dass die erstere nichts mehr und nichts weniger als eine meistens wörtlich treue übertragung (etwa copie statt copia) aus der prosa des letzteren ist, so dass ich sie fast den gereimten Agricola nennen und Gervinus' urtheil über Eyering eher dem Agricola vindiciren möchte. Man vergleiche zu diesem ende Agricola 1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 9. mit Eyering II, 298. 685. 634. III, 494. II, 694. 687. III, 427. III, 10. I, 533 u. s. f., ferner Eyering III, 387 und 320 mit Agricola 245 und 623. Eyering I, 116. 203. 303. 336. 769 mit Agricola 131. 123. 667. 64. 264 etc. — Dass Eyering Agricola's sprichw. bei abfassung seines werkes vor sich hatte, ist übrigens klar zu ersehen aus folgenden bezügen:

II, 677: der glart Johann Agricola
beschreibt viel deutscher proverbia.

III, 481: so muss ich euch erzeln ein geschicht,
welche Agricola auch meldt,
in sein proverbiis erzehlt.

III, 414: Agricola schreibt von einem mann etc.

Vor allem aber aus der vorrede:

„vnd es alles wie Agricola in schlechter prosa besondern in zierliche deutsche reimen verfasset, dergleichen denn in dieser sprache ich bissher noch nicht gesehen."

Diese ausbeutung Agricola's durch Eyering ist so gründlich, dass geschichtliche beispiele, fabeln (auf deren verknüpfung mit dem sprichworte Gervinus hier so viel gewicht legt), apophthegmen, stellen aus der bibel, dem heldenbuche, aus Vrîdank, aus Paulli's schimpf und ernst (III, 107), lateinische verse etc. ganz nach Agricola am betreffenden orte wiedergegeben sind. Dabei kommen nun aber ungemein viele wiederholungen vor, die sich sogar auf den abdruck der holzschnitte erstrecken. Namentlich ermüden auch die wenigen aus Boner's edelstein, Aesop, Aevian und Reinh. fuchs genommenen fabeln durch wiederkehr. Die fabel von der theilung (I, 325) ist aus Burk. Waldis ganz abgeschrieben, wie schon Grimm (Reinh. fuchs) bemerkt. Nur bei Aufnahme der flüche Agricola's ist Eyering etwas schwierig und meint I, 285:

nachdem der hochgelarte man,
Johan Agricola verstan,
allerley flüch für sprichwort schetzt,*)
zum andern sprichwörtlein gesetzt
welchs mich, der ich jm viel zu schlecht,
gar keineswegs bedüncket recht,
denn ob er die wol aus thut legen,
so ist mirs doch in dem entgegen,
das manchem fluch darin vorkommen,
die er vor niemals hat vernommen etc.

Was der reimer Eyering sonst noch eigen seinem machwerk hinzugefügt hat, ist unbedeutend und beschränkt sich meistens auf einige historien und sprichwörterparallelen, die ihm aus Franck's und Egenolff's werk leicht zugänglich waren (Eyering I, 803 und 4 = Egenolff 136ᵇ. 84ᵃ; Eyering II, 556 = Egenolff 62ᵃ. Eyering I, 27 = Egenolff 96ᵇ. I, 191 = 6ᵃ. II, 75—77 = 59ᵃ. II, 118 = 27ᵃ. II, 649 = 23ᵇ.) und die dann ähnlich wie im Vrîdank an einander gereiht sind.

*) auch Luther sagte in seinen tischreden: „M. Grickel hat uns possen und flüche zusammengelesen, damit er ein gelächter anrichtete.“

Auch hinsichtlich der form ist Eyering's werk von sehr untergeordneter bedeutung; es sind fast lauter genothzüchtigte reimereien, sogenannte knittelverse.

C. Schulze.

Die Fabeln und Erzählungen

im Renner des Hugo von Trimberg.*)

Das Einförmige und Schleppende seiner moralischen Betrachtungen unterbricht Hugo in seinem didactischen Sammelwerke sehr oft durch meistens sehr passend eingestreute Fabeln und Erzählungen. Dass er selbst sie nicht erfunden hat, versteht sich von selbst, und im Nachfolgenden soll der Versuch gemacht werden, die Quellen und ähnliche Bearbeitungen desselben Stoffes nachzuweisen.

Betrachten wir zuerst die Fabeln. Dass Hugo sie meistentheils aus den Fabelsammlungen des Alterthums entlehnt hat, lässt sich nicht nur annehmen, sondern auch beweisen. An drei Stellen (v. 1974. 7401. 9704) führt er den Aesop an, d. h. wie wir aus den betreffenden Fabeln sehen, die Sammlung aesopischer Fabeln des Anonymus des Nevelet,**) und dass er die übrigen ebenfalls aus Lectüre und nicht aus mündlicher Ueberlieferung, die ihm bei seiner gelehrten Richtung ferner lag, entnahm, können wir mit Sicherheit vermuthen; v. 1516 und 5440 bezieht er sich ebenfalls auf Bücher.

Die erste der aufgenommenen Fabeln (740—749) ist mir nicht gelungen anderweitig nachzuweisen. — Ein fetter Hund hatte seinen Hof verlassen. Ihm begegnete ein magerer. Woher kommst du, dass du so satt bist, fragte ihn dieser. Ich war an einer Stelle, wo ich manches feiste Stück zu essen bekam, aber ein Stecken hat mir so den

*) Vergl. meine Abhandlungen in Pfeiffer's Germania „Ueber Hugos von Trimberg Leben und Schriften“ (II, 363—377) und „Hugos von Trimberg Weltanschauung“ (V, 385—401).

**) S. Lessing — Zur Geschichte und Literatur, V. Beitrag. Braunschweig 1781, pag. 43—76.

Rücken zerbläut, dass ich es vorzog, das Weite zu suchen, und ich sprang über eine hohe Hofmauer; der Sprung schmerzt mich immer noch.

In den Sammlungen aus dem Alterthum habe ich die Fabel nicht gefunden. Es scheint fast, als ob sie nur eine kleine Variante von der auch v. 7400—7436 erzählten bekannten Fabel vom feisten Hunde und hungrigen Wolfe wäre.

V. 1518—1578 finden wir die auch Vrid. LXXX mitgetheilte Fabel vom Maulesel, der seine Geburt verleugnet, v. W. Grimm, l. c. und Disciplina clericalis ed. Schmidt pag. 42 und 104.

Quelle ist die einfache Fabel Aesops (Fab. 140): Ein Maulesel, durch Gerste fett geworden, sprang auf, schrie und sagte: Meine Mutter ist das schnellaufende Pferd und ich bin ihr ganz gleich! Als er aber einstmals laufen sollte, erinnerte er sich alsbald seines Vaters, des Esels. — Zu den von W. Grimm angeführten Nachweisungen möge noch eine hinzugefügt werden: Pauli, Schimpf und Ernst, Bl. XXXVI b.

1768—1795. Eine Krähe (rûch) fand eines Pfauen Federn und schmückte sich damit. Ihre Genossen beachtete sie seitdem wenig, sie mischte sich unter die Schar der Pfauen und nahm ganz ihre Gebährden an. Ein Pfau jedoch legte ihr das übel aus. Wie lange, sprach er zu den übrigen, wollen wir das ertragen, dass diese sich bei uns aufhält, geschmückt mit Federn, die nie ihr wurden? Auf! Lasst uns sie dahin treiben, woher sie gekommen, dann wird wohl ihre Hoffahrt ein Ende nehmen. Darauf versammelten sich alle Pfauen, rupften ihr die Federn aus und trieben sie, ihres falschen Schmuckes beraubt, in ein Reisig, wo die Hochmüthige ihr Leben endete.

Die Fabel findet sich bei Phaedrus I, 3. und beim Anonymus des Nevelet Fab. 35. Bei Phaedrus endet die Fabel so, dass die Krähe niedergeschlagen zu ihren früheren Genossen zurückkehrt; diese weisen sie zurück und eine von ihnen ertheilt ihr die Rüge: Wärst du mit dem, was die Natur dir gegeben, zufrieden gewesen, du hättest nicht diese Beschimpfung erlitten und brauchtest jetzt nicht zu sehen, wie du von dem eigenen Geschlecht zurückgestossen wirst. Mehr an Hugos Erzählung schliesst sich die Fabel des Anonymus:

Graculus invento picti pavonis amictu,
se polit, et socios ferre superbit aves.
Quem fore pavonem pavonis penna fatetur,
Pavonum generi non timet esse comes.

Pavo dolum sentit; falsi pavonis honorem
increpat et domitam verbere nudat avem.
Nuda latet sociosque fugit, minuique pudorem
sic putat, hunc diro corripit ore comes etc.

Bei Boner pag. 58 Pfeiffer findet sich auch diese Fabel, gleichfalls an die des Anonymus sich anlehnend.

V. 1976—1999. Vom Wolfe, dem der Kranich mit seinem Schnabel einen Knochen aus dem Halse zieht. v. Aesop. Fab. 144. Phaedrus I, 8.

V. 2016—2031. Zu einer Hagebutte sprach eine Schlehe: Frau mit dem rothen Röcklein, gestattet, dass wir bei euch stehen; gedenket, wovon ihr geboren seid: unser beider Mutter war der Dorn. Vordem waret ihr grün, jetzt seid ihr roth. Uns hat derselbe Gott geschaffen, der euch hier wachsen liess und uns der Erden auch ein Theil vergönnte. Obwohl wir arm sind und ihr viel Kern habet, so stehen wir doch bei euch gerne. Uns suchet oft Weib und Mann, und wir sind an manchen Orten begehrt, während eurer Kerne Niemand verlangt.

Die Quelle dieser Fabel weiss ich nicht anzugeben.

V. 2456—2471. Die bekannte Fabel vom Fuchse, der den Raben um einen Käse betrügt, findet sich bei Phaedrus I, 13 und beim Anonymus Fab. 15. Letztere ist unstreitig die Quelle Hugos, denn v. 2463 heisst es:

Dem wîzen swanen bistu glîch.

Dieser Zug findet sich nicht bei Phaedrus; beim Anonymus heisst es:

Corve decore decens, cygnum candore parentas (v. l. praecellis).

Die Beichte des Wolfes, Fuchses und Esels (v. 3509—3629) ist bereits bei J. Grimm — Reinhart Fuchs pag. 391—396 abgedruckt. cfr. ib. Einl. p. CLXXX ff. Dieselbe Erzählung, nur kürzer, findet sich bei Lassberg — Lieders. I, 265. Zuletzt hat Keller in den Erzählungen aus altdeutschen Handschriften, Stuttgart 1855, eine dritte, denselben Stoff behandelnde Recension veröffentlicht. Diese erreicht indessen die Darstellung Hugos nicht. Hugos Erzählung ist lebendig und individualisirt anschaulich, die Kellersche Recension, offenbar jünger als Hugos Bearbeitung, ist breit und viel zu allgemein in der Ausführung gehalten. — Im Renner ist es ein Knecht, dem der Esel das Heu aus den Schuhen zieht, in der Kellerschen Erzählung ein Pilger. Der Esel erzählt hier:

(pag. 507) 'Eines tages solt ich tragen hain
Von dem berge die grossen steyn,
Da kwamen bilgerin gegangen,
Die waren kummen auss ferren landen
Vnd wolten über das wilde mere
Alle dorch des reichen gottes ere.
Ir einem was sein fuesse zurkloben,
Der hett heuwe jn den schuewe geschoben.
Dem prueder was zue geen gach.
Das heüwe zodet jm hynden nach.
Jch bücket mich zur selben stunt
Vnd frass das häuwe jn mein mvnt.

V. 5441—5464. Der Fuchs bittet den Storch bei sich zu Gaste, giesst auf einen breiten Stein ein dünnes Mus aus, so dass der Gast hungrig davon gehen musste. Der Storch rächte sich auf ähnliche Weise. Cfr. Phaedrus I, 26. Anonymus Fab. 33. Boner p. 54.

V. 5485—5486 wird kurz die Fabel von der Feld- und Stadtmaus erwähnt, v. Hor. Sat. I, 6. 79—117. Anonymus Fab. 12. Lessing — Zur Gesch. und Lit. V, 16—31. Sehr breit und ausführlich erzählt findet sich die Fabel in Kirchhoffs Wendunmuth, Frankf. 1581, bl. 60 a, bis 62 a.

V. 5619—5672. Die im Sommer fröhliche aber unthätige Grille bittet zur Winterszeit die fleissige Ameise, ihr von den gesammelten Vorräthen mitzutheilen; die Ameise schlägt das Verlangen ab.

Quelle ist Aesop 134 und Avian. Fab. 34. Dieselbe Fabel bei Keller a. a. O. pag. 576. cf. Petri Alph. Discipl. cler. pag. 35: Balaam, qui lingua Arabica vocatur Lucaniam, dixit filio suo: Fili, ne sit formica sapientior te, quae congregat in aestate unde vivat. (cfr. Steinhöwel (1555), bl. 56) ib. Schmidts Anm. pag. 72. Prov. 6, 6. Vade ad formicam, o piger, et considera vias ejus, et disce sapientiam. Prov. 31, 25. Formicae populus infirmus, qui praeparat in messe cibus.

V. 5789—5813. Die Elster will von der Taube schön gehen lernen, doch die Bemühungen der letzteren sind vergeblich, ihr den wackelnden Gang abzugewöhnen. Cfr. Freid. 141, 21 ff. ib. Einleitung LXXVII. Lieders. III, 237.

V. 6009—6034. Zwei Esel unterhalten sich über ihre Arbeit. Der eine sagt, er trüge nur dann Lasten, wenn man ihm den Rücken zerbläue, sonst lasse er sich nicht aus seiner Fassung bringen. Der

andere macht ihm darüber Vorwürfe, er trage williglich die ihm zugedachten Lasten, deswegen sei er auch sicher vor Schlägen.

Auch diese Fabel, vielleicht Hugos Erfindung, weiss ich nicht weiter zu belegen.

Die Fabel vom feisten Hunde und hungrigen Wolfe (v. 7400—7436) ist nicht aus Phaedrus (III, 7), sondern aus dem Anonymus Fab. 54 entlehnt, wie eine Stelle schlagend beweist. Hugo beginnt:

> Zeimal lief ein grôzer hunt,
> als meister Aesopus uns tuot kunt,
> ûz eime dorfe in einen walt;
> sîn lîp was veizt und wol gestalt.
> ein mager wolf in dâ dersach.
> der lief ze im dar unde sprach
> Sage mir, vil trûtgeselle,
> wie sint dîn brâtn und dîn gepelle
> sô veizt und ouch dîn balc sô vol:
> wolt got, wær mir alsô wol!
> hilf mir, daz ich bî dir blîbe,
> wan ez schînt an dînem lîbe
> der heilgen vülle etc.

Beim Anonymus heisst es:

> Cum cane sylva lupum sociat. Lupus inquit, amice
> Pelle nites, in te copia pulchra patet.

Als Variante zu der Lesart „copia pulchra“ wird in den Anmerkungen angegeben „sancta.“ Hier sehen wir also sogar, welcher Lesart Hugo gefolgt ist. — Auch bei Boner, pag. 102 Pf., findet sich diese Fabel, ebenso bei Keller pag. 512. Pauli Bl. LXXXIII a.

V. 7524 – 7541. Vom Esel, der eines Löwen Haut fand. Quelle ist Avian. Fab. V, dem alle Züge genau nachgebildet sind. Cfr. Aesop. Fab. 262. Boner pag. 117. Keller pag. 531—546. Steinhöwel pag. 82.

V. 9706—9759. Vom Bauch und von den Gliedern. Anonymus Fab. 55. Boner pag. 104.

Die Fabel von der Elster mit ihrer Tochter (v. 14,915—14,928) ist bereits von W. Grimm (Thierfabeln bei den Meistersängern, gelesen in der Berliner Akademie am 11. Januar 1855) einer gründlichen Untersuchung unterworfen worden, der ich nichts weiter hinzuzufügen weiss.

V. 15,530—15,573. Die Erzählung vom Neidischen und Hab-

gierigen. Um die Gesinnungen seiner Unterthanen zu erfahren, schickte ein König einen Boten aus. Zwei Männer kamen zu ihm, der eine ein Habsüchtiger, der andere ein Neidischer. Der Bote sagte, er vermöchte ihre Bitten zu erfüllen: wer sich jedoch der Bitte enthalten könnte, der solle das, um was der andere bittet, doppelt erhalten. Endlich bat nach langem Hin- und Herreden der Neidische, dass ihm ein Auge ausgebrochen werden sollte; der Habsüchtige verlor so beide Augen.

Quelle ist Avian. Fab. 22, deren Anfang etwas verändert ist. Aus dem heidnischen Jupiter ist ein König gemacht und aus Phoebus Apollo ein Bote: nicht so bei Steinhöwel pag. 87.

> Jupiter ambiguas hominum praediscere mentes
> Ad terras Phoebum misit ab arce poli.

Aehnlich hat Boner pag. 156 die Fabel umgestaltet:

> Zwên gesellen giengen über velt,
> doch was ungemein ir gelt,
> itweder wolt das sîne hân.
> uf der strâz in schier bekan
> ein hêrre gewaltig unde rîch.
> die gesellen gruost er güetlich,
> doch er erkant ir herzen wol,
> daz si beide âküste wâren vol.

Gleichwie die Fabeln sind auch die mitgetheilten Erzählungen anderweitig entlehnt. Hugo beruft sich selbst theils auf die mündliche Ueberlieferung (v. 1604: ich hân vor zwir ouch wol vernomen. 4178: nu hœrt, waz ich vernomen hân. 4215: ich hôrt von einem prelâten sagen. 4664: ein bîspel ich vernomen hân. 14,156: nu hœrt waz ich vernomen hân. 16,934: ich hân vernomen ein schricklich mær. 23,797: als ich vür wâr vernomen hân), theils giebt er an, dass seine Quelle Bücher sind, die er auch an einigen Stellen namhaft macht (7785. 22,598: nu hœrt ein wâr geschriben mær. 12,836: ich las an einem büechlîn. 14,524: man list. 15,654: von einem münche ich wilent las. 22,741: von dem hân ich gelesen alsus. — Namentliche Anführungen: 9678. 13,686: ein buoch heizt Dialogus, in dem schribt sant Gregorius. 16,798: uns schreibt der edel Boecius in schuoler zühte buoch alsus. 16,808: ouch schribt derselbe Boecius. 23,484: ein buoch heizt Barlaam Josaphât, in dem ditz mær geschriben stât).

Im Eingange des Renners erzählt uns Hugo, wie er in ein Dorf geritten kam, dessen Bewohner ihn nach dem Ursprunge der Stände fragten. Er giebt ihnen bezugnehmend auf Gen. 9, 21—27 darüber Auskunft. Die Bauern, deren Wissbegierde noch nicht gestillt ist, fragen ihn weiter, woher die Halbritter gekommen sind. Darauf erzählt er ihnen die oben besprochene Fabel vom Maulesel, der seinen Vater nicht nennen wollte, und fügt dieser eine zweite Erzählung hinzu:

(V. 1604—1750). Ein Edelknappe kam zu einer Bäuerin, „Grüss Gott," redete er sie an, „wie befindest du dich?" „Wohl, lieber Herr." „Kennst du mich?" „Nein, lieber Herre." „Nun, so bin ich es doch, dein Oheim. Sag, lebt meine Muhme Hedwig, deine Schwester, noch?" „Ja, Herr." „Und wie befindet sich dein Sohn Ruprecht?" „Er ist ein braver Bursch und trägt sein erstes Schwert. Beim Tanz singt er den Mädchen allen vor und in unserer Nachbarn Gunst steht er gar hoch." „Ich weiss," erwidert der Edelmann, „ein junges Mädchen für ihn; gefällt sie ihm, so wollen wir sie ihm zum Weibe geben." Die Bäuerin willigt ein. Nachdem der Herr sich für sein Pferd Futter und für sich ein Huhn hatte geben lassen, wiederholt er seinen Heirathsantrag und reitet heim gen Hungerthal, wo manche Maus getanzet und gesprungen hat, wenn sie sich anderswo satt gegessen. Nach acht Tagen kommt der Meier und sein Sohn, die Mutter bringt Lebensmittel als Geschenk mit. Die junge Maid wird gerufen, der Edelmann ermangelt nicht, ihre Vorzüge herauszustreichen, sagt auch, dass seiner Schwester Bruder ihr Vater sei, stellt dem jungen Ruprecht das grosse Glück vor, das ihm durch seine künftige Frau erblühen werde, und giebt endlich beider Hände zusammen. — Aus solchen Ehen entspringen die Halbknechte. Nach drei Monaten gebiert die junge Frau ein Kind. Von solchen Kindern werden die Bauernschinder erzeugt, und wer zu ihnen spricht, sie seien nicht in rechter Ehe geboren, der hat Leib und Gut von ihnen eingebüsst.

Die ganze Erzählung trägt zu sehr den Stempel des unmittelbar erlebten und ist allem Anscheine nach so sehr aus dem Leben gegriffen, dass es hier unnütz wäre, nach einer weiteren Quelle zu forschen. Es wird hier ohne Zweifel ein Vorfall erzählt, der zur Zeit Hugos häufig vorkommen mochte. Leute von zweifelhafter Abkunft, die es aber verstanden, äusserlich ritterlichen Anstand zu bewahren, dabei jedoch wehrlose Städter und Bauern auf alle mögliche Weise betrogen und

ausbeuteten, müssen damals in grosser Anzahl ihr Gewerbe getrieben haben. Aehnliche Züge lassen sich aus anderen gleichzeitigen Gedichten mehrere nachweisen.

V. 2598—2646. Ein einsichtsvoller Mann hatte sterbend seinem Sohne eine Summe Geldes übergeben mit der Bestimmung, sie dem grössten Thoren einzuhändigen. Vergeblich suchte der Sohn lange Zeit den Auftrag des Vaters auszuführen, bis endlich ein fremder Mann aus fernen Landen herbeikam, der ihm erzählte, dass in seiner Heimath ein König herrsche, der alles thun könne was er wolle; ist aber sein Jahr um, so tritt er ab; ein anderer nimmt seine Stelle ein und jenem schlägt man das Haupt ab. Der Jüngling reist mit dem Fremden in dessen Vaterland, wo gerade eine neue Königswahl stattfand. Er übergiebt dem neuen Könige die ererbte Summe Geldes mit der Bemerkung, er hätte nicht geglaubt, dass es in der Welt einen so grossen Thoren gäbe.

Quelle ist: Gesta Romanorum cap. 74 (pag. 115 ed. Keller).

V. 4179—4201. Ein verständiger Mann hatte eine junge thörichte Frau, die stets das Gegentheil von dem that, was sie thun sollte. Eines Tages musste ihr Mann alsbald ausreiten. Sofort lief sie ihm nach und forderte ihn auf, schleunigst umzukehren. Er kam und sprach: „Was wollt ihr?“ „Sage mir, sind diese Bohnen von einem Bocke oder von einer Ziege?“ Ob dieser unnützen Zeitvergeudung geräth der Mann in gerechten Zorn.

V. 4215—4230. Ein Fuldaer Prälat sass mit seinen Dienstleuten zusammen in einer Kemenate, um des Landes Noth in Berathung zu ziehen. Als sie nun im „engen râte“ beisammen waren, sprach der Abt: „Diese Kemenate ist nicht fehlerfrei, dort unten an jener Thür fehlt ein Fenster.“ — Manche Leute sind für kleine Aemter zwar brauchbar, werden ihnen aber grössere anvertraut, so reichen ihre Kräfte und Fähigkeiten nicht aus.

V. 4666—4711. Von einer Sünderin, die in der Beichte aussagte, sie hätte keine andere Missethat sich zu Schulden kommen lassen, als dass sie an einem Freitage ein paar Schlehen genossen. Vom Pfarrer gefragt, ob sie niemals geflucht und gescholten habe, antwortete sie, allerdings, wenn ihr Herr ihr etwas zu Leide gethan habe, habe sie zu ihm gesagt, dass der Teufel ihm in die Glatze fahren solle. Wiederum gefragt, wer ihr Herr wäre, antwortete sie, der Pfarrer, von dem sie sieben Kinder habe und jetzt mit dem achten gehe.

V. Ein Dieb, den es verdross, dass seine tugendsame Frau an seinen bösen Thaten keinen Antheil nehmen wollte, schnitt dieser die Ohren ab. Endlich ereilt ihn der Lohn seines bösen Lebens: er wird gefangen und soll zum Galgen geführt werden. Vorher sagt er noch aus, dass seine Frau eine viel ärgere Missethäterin wäre als er; sie solle man vorher hängen. Man holte sie herbei. Sie brach in Thränen aus und versicherte, dass ihres Ehemannes Leben ihr stets von Herzen leid gewesen wäre. Da sagte der Dieb: „Besehet zuerst ihre Ohren, und wenn sie die noch hat, so ist sie unschuldig: sind sie aber abgeschnitten, so hänget sie.“ Als die Richter die Ohren nicht sahen, wurde sie gehängt. Erst nach geschehener Execution offenbarte der Dieb den Richtern die Unschuld seiner Frau und weswegen er ihr die Ohren abgeschnitten habe.

V. 7786—7830. Ein reicher Wucherer liess, um seine Seele zu retten, einen Tempel bauen. Der Bischof, der ihn einweihen sollte, ging Abends vorher hinein, um das Gebäude sich anzusehen. Da bemerkte er den Teufel, wie er die Wände mass. „Fort, Bösewicht,“ fuhr ihn der Bischof an; „man bedarf deiner nicht.“ „Weswegen schiltst du mich?“ erwiderte der Teufel; „ich stehe hier auf meinem Grund und Boden. Habe ich dir das deinige nicht genommen, so lass mir auch mein Besitzthum.“ Den Bischof verdross die Rede. „Morgen werde ich dir deine Gewalt nehmen, denn hier soll man Gott dienen.“ Da sprach der Teufel: „Du weisst, wer dem andern sein Gut nimmt, der thut wider Gottes Willen: soll denn ein Bischof ärger sein als Räuber und Diebe; das verstösst gegen sein Amt. Lass mich das meine von hinnen führen; was dir gehört, will ich nicht anrühren.“ „Das erlaube ich dir gern,“ sagte der Bischof. — Als dieser am anderen Morgen den Tempel weihen wollte, fand er weder Holz noch Steine: der Tempel war vom Grundsteine bis zum Dach vom Teufel entführt.

V. 8118—8141. Ein Herr hatte zwei Knechte, die beständig in Streit lagen. Endlich schloss er sie in eine Stube und gab ihnen zwei Messer; er selbst horchte draussen an der Wand. Da sprach der eine: „Fangt nun an; wenn ihr ein wackerer Mann seid, so rächt euch an mir.“ „Nein,“ erwiederte der andere, „stecht ihr zuerst, denn von euch will ich gern Mannes Tapferkeit lernen.“ Da sprach jener: „Ihr müsst zuerst stechen, wenn ihr euere Rache ausüben wollt.“ — Darauf befahl der Herr seinem anderen Gesinde, die beiden Knechte

zu Tode zu schlagen und sprach: „Ehe ich diese Noth alle Tage von euch ertrage, lieber sehe ich euch beide todt.“

Von diesen sechs Erzählungen weiss ich keine Quelle anzugeben.

V. 9680—9690. Eine Nonne verzehrte ein Lattichblatt, auf dem der Teufel sass. Als man den Teufel beschwor, sprach er, „Was wollt ihr von mir? Sie schob mich williglich in sich hinein; hätte sie ein Kreuz vor mir gemacht, so würde sie mich entfernt haben.“

Aus Gregor. Dialog.

V. 10,208—10,239. Mehrere Baiern waren in eine Stadt gekommen und hatten sich beim süssen Moste stark übernommen. Als sie eingeschlafen waren, riefen ihrer zwei im Traume, „Wohl auf, ihr Helden, lasst uns übers Meer fahren; der König kommt auch mit seinem Heer.“ Dadurch erwachten die übrigen. Einer von ihnen aber schnarchte fort. „Wie können wir es leiden,“ rief da einer aus der Gesellschaft, „dass dieser Mann ein ganzes Schiff in Noth bringen will? Das Meer trägt keine Todten; was will er im Schiffe? Wohlan! werfen wir ihn in die Wogen!“ Sie hoben ihn auf und stürzten ihn von der Laube, auf der sie sassen, herab. Der Unglückliche, durch den Sturz nüchtern geworden, hatte sich durch den Fall einen zerbrochenen Arm und Bein zugezogen. Erst durch das Schreien des Verwundeten wurden die Trunkenen inne, dass sie nicht auf dem Meere wären.

Bekanntlich haben wir von diesem Schwanke eine ausführlichere Erzählung im Koloczaer Codex pag. 55—74. Der Verfasser nennt sich „der Vröudenlære.“ Wieder abgedruckt ist sie bei v. d. Hagen — Gesammtab. II, 467. Ueber das sonstige Vorkommen dieses Stoffes siehe v. d. Hagen ib. pag. LXVI—LXXII. Bereits das Alterthum hat einen ähnlichen Stoff behandelt. v. Athen. Deipnos. I, 2. cap. 5.

V. 10,884—10,906. Als die Gäste eines Prälaten, dem Birnen in einem Korbe gebracht wurden, auf seine Frage, wer ihm die Birnen am besten aufbewahren würde, antworteten, sein Neffe, wollte der geistliche Herr nichts davon wissen. Darüber geräth einer der Gäste in Zorn und klagte, dass dem, dem tausend Seelen befohlen seien, nicht einmal sechzig Birnen anvertraut würden.

Dieselbe Erzählung findet sich bei Boner pag. 176.

V. 10,950—10,974. Ein Ritter hatte einem Kloster ein Ross versprochen, wenn einer der Mönche ein Paternoster spräche, ohne an etwas anderes zu denken. Einer der Mönche spricht das Gebet, aber

beim letzten Worte fiel ihm ein, ob er auch den Sattel mitbekommen würde. So ging dem Kloster das Ross verloren.

Die erste Quelle dieser Erzählung weiss ich nicht nachzuweisen.

V. 11,246—11,256. Ein lüderlicher Mensch kommt aus einer Schenke nach Hause und findet unterwegs einen vom Teufel Besessenen. Er fordert den Teufel auf, in ihn zu fahren. „Ich würde in dich fahren,“ erwiedert Satan, „wenn mich nicht ein kleiner Tropfen Wasser daran hinderte, der dir heute an den Mund gekommen ist, als du dich aus dem Weihkessel besprengtest.

Auch hiervon weiss ich die Quelle nicht anzugeben.

V. 12,144—12,202. Die Frau eines einfältigen Mannes liess zur Nachtzeit ihren Buhlen ins Zimmer. Von ihrem Ehemanne überrascht, sprang der Liebhaber zum Fenster hinaus und die Frau redete ihrem Gemahl vor, es sei ein Bock gewesen, der den Weg durchs Fenster genommen habe, da die Thür verschlossen gewesen sei.

V. 12,836—12,898. Eine Frau, von ihrem eifersüchtigen Manne streng bewacht, nimmt diesem zur Nachtzeit die Schlüssel fort und eilt zu ihrem Buhlen hinaus. Inzwischen erwacht der Mann und verschliesst die Thür. Die Frau bestreitet die ihr vorgeworfene Untreue und eilt zu einem in der Nähe befindlichen Brunnen, um den Schein zu erwecken, als ob sie sich hinabstürze; in Wahrheit wirft sie aber nur einen Stein ins Wasser. Nun öffnet der Mann; die Frau eilt in das Haus und macht ihrem Manne Vorwürfe über sein Ausbleiben.

Dieselbe Erzählung in der Disciplina cler. pag. 54 und Schmidts Anm. pag. 135; ferner Altdeutsche Bll. I, 155.

V. 13,686—13,711. Gregorius erzählt in seinem Buche „Dialogus“ von einem Kinde, das sein Vater aus Liebe zu ihm selten strafte. Als es krank wurde, begann es auf den Herrn zu schelten und starb so.

V. 14,156—14,199. Ein Bauer gab seinem Gevatter den Rath, einen Schinken, damit ihn der Gutsherr nicht für sich in Anspruch nähme, in ein Fenster zu hängen. Der Gevatter that es, aber zur Nachtzeit holte sich sein Freund den Schinken. Als der Bauer diesem am andern Morgen sein Leid klagte, beredete ihn dieser, Niemand zu sagen, dass er ihm den gestrigen Rath ertheilt habe.

Denselben Stoff behandelt eine Heidelberger Handschrift, mitgetheilt von F. Pfeiffer in Haupts Zeitschrift VII, pag. 102. Dieselbe

Recension in Lassbergs Lieders. I, 285. (Haupts Conjectur v. 80 „und ouch gesworn“ bestätigt die Lassberg. Hs.)

V. 14,525—14,558. Eine Jungfrau von schöner Gestalt kam zu König Alexander. Aristoteles warnte ihn, wenn er sie länger ansehen würde, so geschähe ihm Uebeles von ihr, denn sie sei von Kind auf mit Natternfleisch erzogen.

Gesta Romanorum cap. 11. Discipl. cler. pag. 107. Die Königin des Nordens sendet ihre mit Gift von Jugend auf genährte wunderschöne Tochter zu Alexander, ihn zur Liebe zu verleiten. Da der König sie annehmen will, lässt Aristoteles einen zum Tode verurtheilten Missethäter sie küssen, und dieser stirbt auf der Stelle. Genommen aus Secretum Secretorum cap. 24, der Uebersetzung eines arabischen, dem Aristoteles zugeschriebenen Briefes an Alexander. S. Fabricius — Bibl. graeca III, pag. 284 Note (Ausg. v. Harles).

V. 14,700—14,735. Ein Mann, sehend wie sein Gevatter seine Frau strafte, sprach zu diesem, er solle ihm diesen Zorn geben. Der Gevatter liess seine Frau los und fiel über seinen Freund her. Als der Geschlagene am andern Morgen den Gevatter verklagte und dieser vor dem Richter frei ausging, verwünschte er alle Weiber.

V. 14,970—14,977. Von einem so gehorsamen Mönche, der, als sein Abt ihm befahl, zu ihm zu kommen, nicht einmal ein o ausschreiben wollte.

Quelle: Liber patrum.

V. 15,612—15,624. In einem Kloster, in dem Hugos Sohn lebte, war ein junger Mann, dem der Teufel rieth, dass er ein Seil nähme und sich erhinge. Das Seil riss und um seinem Leben ein Ende zu machen, stürzte er sich in einen Weiher. — In der Erlanger Handschrift findet sich diese Erzählung noch einmal v. 3881—3912.

V. 15,654—15,693. Ein Mönch war von bösem Gelüst entzündet und hielt, um sich rein zu erhalten, seinen Finger in glühende Kohlen. Als ein vom Teufel Besessener in das Kloster gesandt wurde, und des Abtes bester Mönch den Teufel nicht austreiben konnte, sprach dieser, dass nur der Mönch ihn zu entfernen vermöchte, der Feuer mit Feuer gelöscht habe. Als dieser den Besessenen berührte, verschwand der Teufel.

V. 16,798—16,807. Boetius erzählt (in der ihm fälschlich zugeschriebenen „Disciplina scholarium,“ abgedruckt in der Ausgabe

seiner Werke, Venedig 1491, Bd. 2), dass ein Schüler Albin seinen Meister Grillus schlug.

V. 16,808—16,830. Boetius erzählt, dass Lucretius in Rom einen Sohn gehabt habe, den er sehr verzog. Der Sohn beendet sein Leben am Galgen. Kurz vor der Execution will er scheinbar seinem Vater einen Kuss geben, statt dessen beisst er ihm aber die Nase ab.

S. Steinhöwels Esop. pag. LXXIX, nur wird hier von einer Mutter, nicht von einem Vater berichtet; auch fehlt die Berufung auf Boetius. Cfr. S. Brant NS. 9, 83 und Zarnckes Anm. pag. 318 b. Pauli — Schimpf und Ernst (Strassburg 1522) pag. 5 b.

V. 16,934—16,961. Ein reicher Wucherer, auf dem Sterbebette liegend, bat seinen Geistlichen, um selig zu werden, ihm seine Kappe aufzusetzen. Der Teufel kam geflogen und sagte ihn so erblickend, „Ich habe noch wenig Menschen verloren, die sich in Klostergewand verbargen und sich weder der Reue noch der Busse befleissigten.“

V. 21,901—21,909. Ein Dieb, der in einem Kramladen bei Nachtzeit eingebrochen war, wurde, als er überlegte, was er eigentlich stehlen sollte, vom Hausherrn überrascht und getödtet.

V. 22,600—22,652. Von der Gewohnheit der Römer, den Triumphator zu ehren.

Quelle: Gesta Romanorum pag. 55 Keller.

V. 22,740—22,747. Maecentius liess seine gefangenen Feinde einen todten Körper tragen und legte sie dann in ein Grab, in dem sie unter der Last des Leichnams umkamen.

V. 22,844—22,861. Vier Aebte ritten gen Capitel und begegneten einem Manne, der sein Ross überladen hatte. Darauf von jenen aufmerksam gemacht, antwortete dieser, dass es wol noch der vier Aebte Geduld tragen würde.

Dieselbe Erzählung, wenig variirt, bei Pauli pag. XC (falsch paginirt für LXXXIX). Es fuor ein Müller mit einem Esel zu müll vnd het im wol fier söck vff geladen, da bekam im ein Ordenszman der sprach zuo dem Müller, duo hast den armen Esel verladen. Der Müller sprach, nein bruoder er ist nit so wol geladen, er trüg noch wol euwrer vnd aller euwrer Brüder Pacientz vnd Gedult.

V. 22,862—22,898. Ein Mönch von unbeständiger Gesinnung bat seinen Abt, ihm zu erlauben, dass er sich eine andere Wohnstätte erwähle. Es wurde ihm gewährt und der Mönch begab sich in einen Wald. Hier in seiner Waldzelle hatte er einen Krug, den er bald

dahin, bald dorthin stellte. Als er eines Abends über ihn stolperte, beschloss er, seine Unbeständigkeit einsehend, wieder zurück in das Kloster zu gehen.

Quelle: Lib. patrum.

V. 23,484—23,535. Ein Mann, fliehend vor einem Einhorn, läuft auf einen Felsenabhang, unter dem sich ein See befand, worin mehr als tausend Drachen und wildes Gewürm herumschwommen. Da stand er denn in Aengsten, als er ein Bäumlein an dem Felsen gewahrte, das er umklammerte. So sah er unter sich die wilden Thiere toben und oberhalb das drohende Einhorn. Inzwischen wurde er auch zweier Mäuse gewahr, die eine schwarz, die andere weiss. Beide bemüheten sich, die Wurzeln des Baumes abzunagen. In dieser dreifachen Noth schwebend, bemerkte er einen Strauch mit Beeren, die er trotz seiner angsthaften Lage zu verzehren nicht verschmähte. — Das Einhorn ist der Tod, der uns auf der Hölle See jagt. Die Mäuse sind Tag und Nacht, welche unser Leben abnagen. Gewahren wir aber den Honig eines Vergnügens, so lassen wir Angst und Sorge fahren und lecken daran die uns gestattete kurze Zeit.

Quelle ist, wie Hugo selbst angiebt, Barlaam und Josaphat (ed. Pfeiffer pag. 116 ff.). Eine andere Recension hat Lassberg — Lieders. I, 253. Vorrede pag. XXII. v. Gesta Rom. pag. 277 Keller. — Die Parabel ist orientalischen Ursprungs und wohl aus dem Indischen durch das Arabische gegangen. V. Kalila und Dimna, übersetzt von Holmboe, Christiania 1832, pag. x.

V. 23,650—23,659. Ein wackerer Mann strafte seinen Sohn, damit er ein brauchbarer Mensch würde. Als der Sohn erwiederte, er wolle ein Bösewicht werden, sagte der Vater, er wolle ihm seinen Willen lassen, bis er ihm folgen würde.

V. 23,667—23,722. Eine Frau genas des Nachts eines Kindes. Ein im Hause zufällig anwesender Gast übernahm die Pathenstelle. Der Wirth fragte seinen Gast nach Stand und Namen. „Ich bin der Tod," erwiederte dieser. „Dann, lieber Gevatter," bat der Wirth, „könnt ihr mir Huld und Gnade erzeigen, lasst mich recht lange leben." „Ehe ich komme," versprach der Gast, „will ich euch meine Boten senden." Der Mann lebte lange, manche Flur sah er Ernte tragen. Da fing er an zu siechen. Der Tod kam herbei und forderte ihn auf mitzukommen. „Wie? Habt ihr so euer Gelübde bewahrt?" fragte der erschrockene Kranke. Ruhig entgegnet der Tod, „Erinnert ihr

euch nicht, als euch die Krankheit Seitenstiche verursachte, dass ihr da ach und weh geschrieen habt? Seht, das war mein erster Bote. Als euch euere Ohren brausten und die Augen trieften, da sandte ich euch zwei Boten. Als euch die Zähne weh thaten, der Husten euch belästigte und euer Gedächtniss schwach wurde, da sandte ich euch drei Boten. Als euere Beine erlahmten, euere Haut runzlich und die Stimme heiser und der Bart grau wurde, da sandte ich euch vier Boten. Gevatter, ich habe mein Versprechen ehrlich erfüllt, nun säumt euch nicht länger und kommt mit.“ So starb der gute Mann.

S. Grimm — Mythologie. 2. Ausg. pag. 813. KM. Nro. 44. Zwei andere Recensionen finden sich bei Pauli pag. LVI b. (Nro. 268) und bei Kirchhoff — Wendunmuth, Frankf. a. M. 1581, bl. 477 b. Der Anfang bei Kirchhoff ist beachtenswerth:

Man sagt, dasz auff ein zeit ein grosser starker riesz den Tod hab im kampff bestanden, darnieder geschlagen, gantz onmächtig vnnd krafftlosz ligen lassen, welchen, als jhn ein Jüngling, der daselbst für gieng, sahe, hat er ausz erbarmnusz jhn gelaebt, also, dasz er seine vorige sterck vnn gesundheit widerumb bekome, derhalben zuo einer widergeltung dieser gutthat, versprach der Tod dem Jüngling, sintemal es von Gott vnd der Natur also versehen, dasz alle Menschen sterben müsten, vnn er seiner derwegen nicht verschonē köndt, wolte er jm doch sein end zeitlich gnug zuvor durch bottschafft verkündigen lassen. — Es folgt dann im Wesentlichen Hugos Darstellung.

V. 23,798—23,830. Ein reicher Herr hatte Haus und Hof verlassen und war in ein Kloster gegangen. Hier fand ihn einer seiner Dienstmannen, der durch sein Beispiel bewogen wurde, ebenfalls der Welt zu entsagen.

V. 24,194—24,265. Ein König hatte sterbend vier Söhne hinterlassen. Der älteste wollte sich der Herrschaft bemächtigen, fand aber bei seinen Brüdern Widerspruch. Die Fürsten des Landes ersuchten einen erfahrenen Ritter, der der Vertraute des verstorbenen Königs gewesen war, ihnen Rath zu ertheilen, wie sie aus den vier einen neuen Herrscher wählen sollten. „Wollt ihr mir schwören,“ sagte der Ritter, „dass ihr Niemand mich dessen wehren lässt, das ich auszuführen im Sinne habe?“ Dies geschah. „So kommt morgen,“ fuhr der Ritter fort, „sammt den vier Königssöhnen zu dem Grabe des verstorbenen Herrn.“ Am andern Morgen befahl der Ritter, den Sarg aufzubrechen, den Leichnam des todten Königs herauszunehmen, ihn an eine Wand

zu stellen und seine Hände auseinander zu breiten. Darauf wurden Pfeile und Bogen gebracht. Der Ritter wandte sich zu den Junkherren, „Wer von euch dem Todten am allernächsten schiesst, der soll das Reich bekommen.“ Der älteste schoss ihn in die Hand, der zweite in den Mund, der dritte in das Herz. Als der vierte vom Ritter zu schiessen aufgefordert wurde, sprach er, „Das wolle Gott nicht, dass ich meinem Vater lebend oder todt ein Leid zufüge.“ Da liefen die Fürsten hinzu und erhoben ihn auf den Thron seines Vaters.

Quelle: Gesta Romanorum pag. 69. Die moralischen Betrachtungen v. 24,266—24,307 ebenf. daher.

V. 24,583—24,607. Ein Baier, der gehört hatte, dass St. Jobst alles gewähre, um das man ihn bitte, ersuchte den Heiligen um eine Summe Geldes, damit er sich ein Pferd kaufen und nach Hause reiten könne. Unterwegs begegnete er seinen Feinden, die ihm eine Hand abschlugen, und zur Sühne erhielt er die von dem Heiligen erbetene Summe.

Berlin. K. Janicke.

Shakspeare Illustrated

by The Lex Scripta.

(Continued.)

Most humbly beseecheth the Queen's most excellent highness, your loving and obedient subjects, the commons in this your present parliament assembled, That where by reason of divers sundry licences heretofore granted to divers persons, as well within the city of London and the suburbs of the same, as also in divers other places within your Highness realm, for the heaving, maintaining and keeping of houses, gardens and places for bowling, tennis, dicing, white and black, making and marring,

Antony.

Now I must
To the young man send humble treaties, dodge
And palter in the shifts of lowness; who
With half the bulk o' the world play'd as I pleased,
Making and marring fortunes. You did know,
How much you were my conqueror; and that
My sword, made weak by my affection, would
Obey it on all cause.

Antony and Cleopatra Act 3 Scene 9.

and other unlawful games prohibited by the laws and statutes of this realm, divers and many unlawful assemblies, conventicles,

Gloster.

And you, my sovereign lady, with the rest,
Causeless have laid disgraces on my head;

[And, with your best endeavour, have stirr'd up
My liefest liege to be mine enemy: —
Ay, all of you have laid your heads together,
Myself had notice of your conventicles,]
And all to make away my guiltless life:
I shall not want false witness to condemn me,
Nor store of treasons to augment my guilt;
The ancient proverb will be well affected, —
A staff is quickly found to beat a dog.

2. Henry VI. Act 3 Scene 1.

seditions and conspiracies have and been daily secretly practised by idle and misruled persons repairing to such places; of the which, robberies and many other misdemeanors have ensued to the breach of your Highness peace; for remedy whereof, it may please Your Highness that it may be enacted by your Highness, the lords spiritual and temporal, and the commons, in this present parliament assembled, That from and after the feast of the birth of our Lord God now next coming, every licence, placard or grant made to any person or persons, for the having, maintenance, or keeping of any bowling-allies, dicing, houses, or other unlawful games, prohibited by the laws and statutes of his realm, shall be from the said feast utterly void and of none effect. (2. and 3. Phillip and Mary cap. IX.)

Conventicle is a term usually applied to a meeting of dissenters from the established Church; and in this sense it is sometimes used in the old statutes, two of which I can remember, the 2. Henry IV. cap. XV. and the 1. Henry VI. cap. 3. In this statute the word conventicle is used in a sense different from its usual acceptation, and in connection with other words which explain its meaning; I think it signifies a secret assembly of persons who conspire together to act unlawfully, and it seems to be used in this sense by Gloster. Sworn Brothers, Fratres jurati, were persons who covenanted, by mutual oath to share each others fortune. In any notable expedition to invade and conquer an enemies country, it was the custom for the more eminent soldiers of fortune, to engage themselves by reciprocal oaths to share the rewards of their service (Cowell).

Bardolph.

I will bestow a breakfast, to make you friends; and we 'll be all three sworn brothers to France; let it be so, good corporal Nym.

Henry V. Act 2 Scene 1.

Beatrice.

Who is his companion now? He hath every month a new sworn brother.

Much Ado Act 1 Scene 1.

Falstaff.

And now is this Vice's dagger become a squire; and talks as familiarly of John of Gaunt, as if he had been sworn brother to him: and I 'll be sworn he never saw him but once in the Tilt-yard; and then he burst his head, for crowding among the marshal's men.

2. Henry IV. Act 3 Scene 2.

Scene IV. — Eastcheap. A Room in the Boar's Head Tavern.

Enter Prince Henry and Poins.

Prince Henry.

Ned, pr'ythee, come out of that fat room, and lend me thy hand to laugh a little.

Poins.

Where hast been, Hal?

Prince Henry.

With three or four loggerheads, amongst three or four score hogsheads. I have sounded the very base string of humility. Sirrah, I am sworn brother to a leash of drawers; and can call them all by their Christian names, as, — Tom, Dick, and Francis.

1. Henry IV. Act 2 Scene 4.

Boy.

Nym and Bardolph are sworn brothers in filching; and in Calais they stole a fire-shovel: I knew, by that piece of service, the men would carry coals. They would have me as familiar with men's pockets, as their gloves or their handkerchiefs; which makes much against my manhood, if I should take from another's pocket, to put into mine; for it is plain pocketing up of wrongs. I must leave them, and seek some better service: their villainy goes against my weak stomach, and therefore I must cast it up. [Exit Boy.

Henry V. Act 3 Scene 2.

Coriolanus.

You should account me the more virtuous, that I have not been common in my love. I will, sir, flatter my sworn brother the people, to earn a dearer estimation of them; 'tis a condition they ac-

count gentle: and since the wisdom of their choice is rather to have my hat than my heart. I will practise the insinuating nod, and be off to them most counterfeitly; that is, sir, I will counterfeit the bewitchment of some popular man, and give it bountifully to the desirers. Therefore, beseech you, I may be consul.

Act 2 Scene 3.

King Richard.

Join not with grief; fair woman, do not so,
To make my end too sudden: learn, good soul,
To think our former state a happy dream;
From which awaked, the truth of what we are
Shews us but this: I am sworn brother, sweet,
To grim necessity; and he and I
Will keep a league till death. Hie thee to France,
And cloister thee in some religious house:
Our holy lives must win a new world's crown,
Which our profane hours here have stricken down.

Richard II. Act 4 Scene 3.

In the expedition of Duke William into England, Eudo and Pinco were sworn brothers, and co-partners in the estate which the conqueror alloted to them. So were Robert de Oily and Roger de Iveri, — Robertus de Oleio et Rogerus de Iverio Fratres jurati, et per fidem et sacramentum confederati venerunt ad conquestum Angliae. (Paroch. Antiquit. p. 57). The proverb of sworn brothers and bretheren in iniquity, seems to have arisen from this practice. Statutum est quod ibi debent populi omnes et gentes universae singulis annis, semel in anno scilicet, convenire, scilicet in capite kalendarum Maii, et se fide sacramento non fracto ibi in unum et simul confederare et consolidare, sicut conjurati fratres. Leges. Edw. Conf.

Autolycus.

Ha, ha! what a fool Honesty is! and Trust, his sworn brother, a very simple gentleman!

Winters Tale Act 4 Scene 3.

The word simple is sometimes used by Shakspeare in a sense, very different from its ordinary acceptation, — signifying one who is under the degree of a gentleman. In this passage Autolycus calls Honesty a „fool," and then describes trust, — his sworn brother, as a „very simple gentleman." Honesty and

nst „are here supposed to be sworn brothers, and to possess s quality in common, — „foolishness:“ If Honesty be a l, it is reasonable to conclude that his sworn brother, Trust, uld be simple, that is, foolish: but, because Trust is simple, t is foolish. Trust is not therefore a gentleman. I therefore, empt to account for the appearance of the word gentleman this position, in this way: The word „fool“ applied to Hoity, suggested the word „simple“ (foolish) applied to Trust, sworn brother of Honesty; but the word simple also nifies one under the degree of a gentleman, and this sense the term suggested the word gentleman, – thus producg when written, and so considered, one of those contrations and double meanings, which are frequent in Shakeare's Works.

Touch.

Come apace, good Audrey; I will fetch up your goats, Audrey: d how, Audrey? am I the man yet? Doth my simple feature itent you?

As You Like It Act 3 Scene 3.

Laun.

Father, in: — I cannot get a service, no; — have ne'er a tongue my head. — Well; (looking on his palm) if any man in Italy have airer table, which doth offer to swear upon a book, I shall have d fortune. — Go to, here 's a simple line of life! here 's a small le of wives: Alas, fifteen wives is nothing; eleven widows, and nine ids, is a simple coming-in for one man; and then, to 'scape wning thrice; and to be in peril of my life with the edge of a fear-bed; – here are simple 'scapes!

Merchant of Venice Act 2 Scene 2.

King Henry.

Why, am I dead: do I not breathe a man?
Ah, simple men, you know not what you swear.
Look as I blow this feather from my face,
And as the air blows it to me again,
Obeying with my wind when I do blow,
And yielding to another when it blows,
Commanded always by the greater gust;
Such is the lightness of you common men,
But do not break your oaths; for, of that sin
My mild entreaty shall not make you guilty.
Go where you will, the king shall be commanded;
And be you kings; command, and I 'll obey.

1. Keeper.
We are true subjects to the king, King Edward.

King Henry.
So would you be again to Henry,
If he were seated as King Edward is.
3. Henry VI. Act 3 Scene 1.

Although men who „know not what they swear" may be considered simple, that is foolish; yet it is worthy of notice that king Henry afterwards calls the keepers, who were under the degree of gentlemen, „common men."

Enter several Lords.

King.
Fair maid, send forth thine eye: this youthful parcel
Of noble bachelors stand at my bestowing,
O'er whom both sovereign power and father's voice,
I have to use: thy frank election make;
Thou hast power to choose, and they none to forsake.

Helena.
To each of you one fair and virtuous mistress
Fall, when love please! — marry, to each but one!

Lafen.
I 'd give bay Curtal, and his furniture,
My mouth no more were broken than these boys,
And write as little beard.

King.
Peruse them well:
Not one of those, but had a noble father.

Helena.
Gentlemen.
Heaven hath, through me, restored the king to health.

All.
We understand it, and thank Heaven for you.

Helena.
I am a simple maid; and therein wealthiest,
That, I protest, I simply am a maid. —
Please it your majesty, I have done already:
The blushes in my cheeks thus whisper me,
We blush, that thou shouldst choose; but, be refused,
Let the white death sit on thy cheek for ever;
We 'll ne'er come there again.

King.

Make choice; and, see,
Who shuns thy love, shuns all his love in me.
All 's Well Act 2 Scene 3.

Helena.

I dare not say I take you; (to Bertram) but I give
Me, and my service, ever whilst I live,
Into your guiding power. — This is the man.

King.

Why then, young Bertram, take her, she 's thy wife.

Bertram.

My wife, my liege? I shall beseech your highness,
In such a business give me leave to use
The help of mine own eyes.

King.

Know'st thou not, Bertram,
What she has done for me?

Bertram.

Yes, my good lord;
But never hope to know why I should marry her.

King.

Thou know'st, she has raised me from my sickly bed.

Bertram.

But follows it, my lord, to bring me down
Must answer for your rising? I know her well;
She had her breeding at my father's charge;
A poor physician's daughter my wife! — Disdain
Rather corrupt me ever!
All 's Well Act 2 Scene 3.

Exeter.

Well didst thou, Richard, to suppress thy voice
For, had the passions of thy heart burst out,
I fear, we should have seen decipher'd there
More rancorous spite, more furious raging broils,
Than yet can be imagined or supposed.
But howsoe'er, no simple man that sees
This jarring discord of nobility,
This should'ring of each other in the court,
This factious bandying of their favourites,
But that it doth presage some ill event.
'Tis much, when sceptres are in children's hands;

But more, when envy breeds unkind division;
There comes the ruin, there begins confusion.
1. Henry VI. Act 4 Scene 1.

Pisanio.
No, on my life.
I 'll give but notice you are dead, and send him
Some bloody sign of it; for 'tis commanded
I should do so: You shall be miss'd at court,
And that will well confirm it.

Imogen.
Why, good fellow,
What shall I do the while? Where bide? How live?
Or in my life what comfort, when I am
Dead to my husband?

Pisanio.
If you 'll back to the court, —

Imogen.
No court, no father; nor no more ado
With that harsh, noble, simple nothing;
That Cloten, whose love-suit hath been to me
As fearful as a siege.
Cymbeline Act 3 Scene 4.

I think the words „nobile" and „simple" are contrasted in these passages, signifying, respectively, persons of high and low degree. Helena may use the word simple in this sense, and she plays upon it: and the reader will perceive that Bertram speaks of her slightingly as „a poor physicians daughter."

Buck.
What answer makes your grace to the rebels' supplication?

King Henry.
[I 'll send some holy bishop to entreat:]
For God forbid, so many simple souls
Should perish by the sword! And I myself,
Rather than bloody war shall cut them short,
Will parley with Jack Cade, their general. —
But stay, I 'll read it over once again.
2. Henry VI. Act 4 Scene 4.

In an ancient statute the word „simple" signifies, as I think it does in these passages, — one under the degree of a gentleman.

Item ordine est en cest parlement qe queconqe persone qe troeve faucon terselet lanere ou laneret austore ou autre faucon qe soit perdu de lour seignur qe maintenant il lapporte au viscount du countee et qe le visconte face proclamation en toutes les bones villes du countee qil ad un tiel faucon en garde. Et si le seignur qi le perdi ou aucun des soens viegne pur lui chalanger et proeve resonablement qe ce est a son seignur paie pur ses constages et eit le faucon. Et si nully viegne deins les quatre mois pur lui chalenger quadonqes le visconte eit le faucon fesant gree a cellui qi le prist sil soit simples homme et sil soit gentils homme destat davoir faucoun que le visconte rebaille al lui le dit faucoun parant de lui resonables constages pur le temps qil lavoit en garde. Et si null eit pris tiel faucoun et le concele du seignur a qui il estoit ou a ses fauconers ou qi qe lemporte du seignur et de ce soit atteint eit la prison de deux anns et rend au seignur le pris du faucoun issint concele ou emporte sil eit de quoi et si noun eit plus longe demoeure en prison (34. Edward III. cap. XXII).

And in this statute, — which is recited in the preamble of the 37. Edward III. cap. XIX, — „simple men" and „gentlemen" are distinguished from each other.

In these passages, the word simple, is represented in Schlegel and Tieck's translation, by „einfältig" in Winter's Tale, Act 4 Scene 3; by „schlicht" in As You Like It, Act 3 Scene 3; by „schlecht" in The Merchant of Venice, Act 2 Scene 2; by „thöricht" in 3. Henry VI., Act 3 Scene 1; by „einfach" in All 's Well, Act 2 Scene 3; by „schlicht" in 1. Henry VI., Act 4 Scene 1; by „albern" in Cymbeline, Act 3 Scene 4; and by „arm" in 2. Henry VI., Act 4 Scene 4.

Dolabella.
Who was last with them?

1. Guard.
A simple countryman, that brought her figs;
This was his basket.
Antony and Cleopatra Act 5 Scene 2.

Lord.
I know, the boy will well usurp the grace,
Voice, gait and action of a gentlewoman;

I long to hear him call the drunkard, husband;
And how my men will stay themselves from laughter,
When they do homage to this simple peasant.
I 'll into counsel them: haply, my presence
May well abate the over-merry spleen,
Which otherwise would grow into extremes. [Exeunt.
Induc. Taming of the Shrew 1.

In Antony and Cleopatra by „schlicht“ and in the Taming of the Shrew by „albern“; and although the word „simple“ in these two passages is connected with the words „peasant“ and „countryman“, which are both descriptive of persons under the degree of „gentleman“, it is perhaps doubtful in which sense it is here used. If those who were under the degree of „gentleman“ in Shakspeare's time, are to be considered „foolish“ because they were not well educated or well informed, — the word simple would, in these passages, be applicable in both senses, and it would therefore become doubtful in which sense it should be received. Sometimes Shakspeare may have intended that the word should be received in both senses.

Autolycus.
How bless'd are we, that are not simple men!
Yet nature might have made me as these are,
Therefore I 'll not disdain.

Clown.
This cannot be but a great courtier.

Shepherd.
His garments are rich, but he wears them not handsomely.

Clown.
He seems to be more noble in being fantastical; a great man, I 'll warrant; I know, but the picking on 's teeth.
Winter's Tale Act 4 Scene 3.

In this passage however the word simple is evidently used by Autolycus to signify those who were under the degree of gentleman, and it is represented in the translation by „simpel,“

„Wie glücklich wir, die nicht so simpel sind.“

There may be other passages, in which the word simple signifies one who is under the degree of a gentleman, but I cannot, at present quote any more.

The XIX. cap. of the 37. Edward III., after reciting this statute, concludes with these words,

Et nient countresteant ceste ordenance les meffesours nount pas dote de trespasser en celle partie par quoi est ordeine et par estatut establi en ce present parlement qe si nul emble faucon et lemporte nient fesànt lordinance dessus dite soit fait de lui come de laroun qi emble chival ou autre chose.

Caius.

O diable, diable! vat is in my closet? — Villainy! larron! (Pulling Simple out). Rugby, my rapier.

Merry Wives Act 1 Scene 4.

The word „laroun" in Coke's translation of this statute is represented by the word „thief:" in which sense „larron" is evidently used by Caius, because Mistress Quickly assures him that the young man is honest.

Quickly.

Good master, be content.

Caius.

Verefore shall I be content-a?

Quickly.

The young man is an honest man.

Caius.

Vat shall de honest man do in my closet? dere is no honest man dat shall come in my closet.

Merry Wives Act 1 Scene 4.

Coke in his exposition of this statute says, „The sheriff must make proclamation in all the good towns of the County, that he hath such a faulcon in keeping. If none come to challenge the faulcon within four months, if the finder be under the degree of a gentleman (which here is called un simple home) the sheriff shall have the faulcon, paying reasonable costs, etc. If the owner within four months, then he shall have the faulcon, paying reasonable costs etc." The word challenge is used in this statute, and by Coke in his exposition of it, in a sense different from its ordinary acceptation, — signifying „to claim as due", „to demand as a right"; and in this sense it is sometimes used by Shakspeare:

Diomed.

To-morrow will I wear it on my helm;
And grieve his spirit, that dares not challenge it.

Troilus.

Wert thou the devil, and worest it on thy horn,
It should be challenged.

Troilus and Cressida Act 5 Scene 2.

Lieuftenant.

Subjects may challege nothing of their sovereign;
But, if an humble prayer may prevail,
I then crave pardon of your majesty.

3. Henry VI. Act 4 Scene 6.

York.

Either accept the title thou usurp'st,
Of benefit proceeding from our king,
And not of any challenge of desert,
Or we will plague thee with incessant wars.

1. Henry V. Act 5 Scene 4.

King Edward.

(Aside). Her looks do argue her replete with modesty;
[Her words do shew her wit incomparable;
All her perfections challenge sovereignty:]
One way or other, she is for a king;

Henry VI. Act 3 Scene 2.

King.

She is young, wise, fair;
In these to nature she 's immediate heir;
And these breed honour; that is honour's scorn,
Which challenges itself as honour's born,
And is not like the sire:

All 's Well Act 2 Scene 3.

Lear.

Tell me, my daughters,
(Since now we will divest us, both of rule,
Interest of territory, cares of state,)
Which of you, shall we say, doth love us most?
That we our largest bounty may extend
Where merit doth most challenge it.

Act 1 Scene 1.

Othello.

I pr'ythee, good Iago,
Go to the bay, and disembark my coffers:

Bring thou the master to the citadel;
He is a good one, and his worthiness
Does challenge much respect.

Act 2 Scene 1.

King Henry.

Here, Fluellen; wear thou this favour for me, and stick it in thy
: When Alençon and myself were down together, I plucked this
re from his helm: if any man challenge this, he is a friend in
nçon and an enemy to our person; if thou encounter any such, ap-
hend him, an thou dost love me.

Henry V. Act 4 Scene 7.

Desdemona.

My noble father,
I do perceive here a divided duty:
To you, I am bound for life, and education;
My life, and education, both do learn me
How to respect you; you are the lord of duty,
I am hitherto your daughter: But here 's my husband;
And so much duty as my mother shew'd
To you, preferring you before her father,
So much I challenge, that I may profess
Due to the Moor, my lord.

Othello Act 1 Scene 3.

Bolingbroke.

I am a subject
And challenge law.

Richard II. Act 2 Scene 5.

King Henry.

Here, uncle Exeter, fill this glove with crowns,
And give it to this fellow. — Keep it, fellow;
And wear it for an honour in thy cap,
Till I do challenge it.

King Edward.

Why, I challenge nothing but my dukedom.

3. Henry VI. Act 4 Scene 7.

Will.

Sir, know you this glove?

Flu.

Know the glove? I know, the glove is a glove.

Will.

I know this; and thus I challenge it.

[Strikes him.

King Henry.

I have not been desirous of their wealth,
Nor much oppress'd them with great subsidies,
Nor forward of revenge, though they much err'd;
Then why should they love Edward more than me?
No, Exeter, these graces challenge grace;
And, when the lion fawns upon the lamb,
The lamb will never cease to follow him.

3. Henry VI. Act 4 Scene 8.

Will.

Here's my glove; give me another of thine.

King Henry.

There.

Will.

This will I also wear in my cap; if ever thou come to me and say, after to-morrow, This is my glove, by this hand, I will take thee a box on the ear.

King Henry.

If ever I live to see it, I will challenge it.

And this peculiar sense of the word „challenge“, in these passages, has been well preserved in Schlegel and Tieck's translation, — generally by the use of „fordern“ or „zurückfordern“.

Enter Sir John Fastolfe.

Fastolfe.

My gracious sovereign, as I rode from Calais,
To haste unto your coronation,
A letter was deliver'd to my hands,
Writ to your grace from the duke of Burgundy.

Talbot.

Shame to the duke of Burgundy, and thee!
I vow'd, base knight, when I did meet thee next,
To tear the garter from thy craven's leg.

(Plucking it off.)

(Which I have done) because unworthily
Thou wast installed in that high degree. —
Pardon me, princely Henry, and the rest:
This dastard, at the battle of Patay,
When but in all I was six thousand strong,
And that the French were almost ten to one,
Before we met, or that a stroke was given,

Like to a trusty squire, did run away;
In which assault we lost twelve hundred men;
Myself, and divers gentlemen beside,
Were there surprised, and taken prisoners.
Then judge, great lords, if I have done amiss;
Or whether that such cowards ought to wear
This ornament of knighthood, yea, or no.

Gloster.

To say the truth, this fact was infamous,
And ill beseeming any common man;
Much more a knight, a captain, and a leader.

Talbot.

When first this order was ordain'd, my lords,
Knights of the garter were of noble birth;
Valiant, and virtuous, full of haughty courage,
Such as were grown to credit by the wars;
Not fearing death, nor shrinking for distress,
But always resolute in most extremes.
He then, that is not furnish'd in this sort,
Doth but usurp the sacred name of knight,
Profaning this most honourable order;
And should (if I were worthy to be judge,)
Be quite degraded, like a hedge-born swain
That doth presume to boast of gentle blood.

1. Henry VI. Act 4 Scene 1.

By the 13. Charles II. cap. 15 William Lord Monson, Sir mry Mildmay, Sir James Harrington and others were deaded from all titles of Honour, dignities, and preheminences, 1 none of them to bear or use the title of Lord, knight, quire or gentleman, or any coat of arms for ever after. But this passage, Shakspeare refers to the ancient ceremony of gradation, which is thus explained by Selden.

„For the honour due to knighthood in general, some exams are, that when judgment of treason hath been given ainst one that had formerly received the order, he hath been st degraded from his knight-hood, lest so much ignominy, accompanied the pidgment for such an offence, should be on y that were a knight when he suffered it. As by the canonvs, the ceremony of degradation from any degree of order is a solemn taking away those things from the clerk whereth he was so invested, at his taking the order from which he

is to be degraded, so the ceremonies of degradation of a knight were, in antient times, such as that the sword with which he was girt at the knight, and the spurs that were put on him were to be publickly taken off from him, and some other solemnities were sometimes in it. When judgment was to be given against Sir Andrew Harcley earl of Carlisle under king Edward the second, for treason, before the court (which was held by special commission) would give that judgment, it first awarded that he should be deceint del espee (as the record of his attainder says) et que vous esperouns d'orres soient coupez de talouns, and then they gave the judgment of that time for treason against him, all which was the same in substance which Thomas of Walsingham says of him, saving that he adds (as some others also) that his shoes and gloves were took off in the degradation. Quadrifario judicio (saith he) condemnatus est. Nempe primo degradatus est amputatis securi ad talos suos calcaribus, et sic vicissim discinctus est baltheo militari, abeatis calceis et chirothecis. Deinde tractus, suspensus et in quartas divisus est. But in our stories, this of the degradation is variously delivered. Some say that he was led to the bar „in manner of an earle" (as the words are in an old history called „the fruit of times") „nobely arrayed with a sword igurde, and ihosid, and isporid." And that Sir Anthony Lacy (whom the author of this relation supposes to have been a judge at his arraignment; but that is directly contrary to the record, where the judges are Edmund earl of Kent, John lord Hastings, and others, and Sir Anthony Lacy only as Sheriff of Cumberland, attended them where they sate at Carlisle) used these words to him; „Sir Andrew, the king dede unto you much honor, and made you erle of Cardoil, and thou, as a traytor to thi lord the king, laddest his people of this countrie, that should have holpe him at the battaile of Beighland, away by the country of Copeland, and through the erledome of Lancaster, wherfore our lord the king was scomfited there of the Scottis, thorough thy treasoun and falsenes, and if thou haddest come betimes, he had hed the maistrie. And all that treasoun thou dedest for the somme of gold and silver, that thou under-

teng of James Douglasse a Scotte, the king's enemie. And our lord the king is will is that the ordre of knighthood, by the which thou underfeng all in honor and in wurshippe oppon thi body, ben all brought and nought, and thi stat undon, that other knights of lower degree, now after thee beware, the which lord hath thee advanced hengely in divers countries of England. And all now take ensample by thee, there lord afterward for to serve. Tho commanded hee a knave anoon to hew of his spores of his heles, And after hee be let breke the swerd over his heed, the which to king him gafe to keepe and defende his land therwith, when he made erle of Cardoil. And after he lete him unclothe of his taberd and his hood, and of his furred cotes, and of his grydell; and when this was done, Sir Antony said to him: Andrew, quoth hee, now ert thou no knight, but thou art a knave" (Selden. Tit. Hon.) „That honorary title of knight," says Selden, „is with us of four kinds. The first is knights bachelors, or of the spur, which are indifferently stiled knights, milites, and chivalers, and sometimes milites simplices, for distinction from bannerets in the elder times. The second is, knights bannerets. The third, knights of the garter. And the fourth knights of the bath." Talbot plucks the garter from Sir John Fastolfe's leg. And in the ceremony of degrading a knight of the garter, the garter was taken from the knight's knee.

Somerset.
What are they that fly there?

Warwick.
Richard and Hastings: let them go, here 's the duke,

King Edward.
The duke! why, Warwick, when we parted last,
Thou call'dst me king?

Warwick.
Ay, but the case is alter'd:
When you disgraced me in my embassade,
Then I degraded you from being king,
And come now to create you duke of York.
Alas! how should you govern any kingdom,
That know not how to use ambassadors;
Nor how to be contented with one wife;

Nor how to use your brothers brotherly;
[Nor how to study for the people's welfare;]
Nor how to shrowd yourself from enemies?
3. Henry VI. Act 4 Scene 3.

The word degrade in its peculiar sense of depriving of a degree „by solemn process," is applicable to „knights", „clerks" etc., but not; I think, ever to king's; therefore the word used by Warwick, may be considered insulting, for he applies to a king a word which should be applied only to his subjects: but the word may be taken, in this passage, as equivalent to deposed. In our law books it is said that degradation is otherwise called deposition; and in former times, the degrading a clerk was no more than a displacing or suspension from his office: but the Canonists have since distinguished between a deposition and a degradation; the one being non used as a greater punishment than the other, because the Bishop takes from the criminal all the Badges of his order etc.

We your Highness most loving, faithful, and obedient subjects, understanding the very truth

Host.

Cheater, call you him? I will bar no honest man my house, nor no cheater: But I do not love swaggering: by my troth, I am the worse, when one says — swagger: feel, masters, how I shake; look you, I warrant you.

Doll.

So you do, hostess.

Host.

Do I? yea, in very truth, do I, an 'twere an aspen leaf: I cannot abide swaggerers.

2. Henry IV. Act 2 Scene 4.

Laun.

To be brief, the very truth is, that the Jew having done wrong, doth cause me, as my father, being I hope an old man, s' frutify unto you, —

Gob.

I have here a dish of doves that I would bestow upon your ship; and my suit is, —

Laun.

...f the suit is impertinent to myself, as your

ship shall know by this honest old man; and, though I say it, though old man, yet, poor man, my father.

Merchant of Venice Act 2 Scene 2.

Cloten.

Do you call me fool?

Imogen.

As I am mad, I do:
If you 'll be patient, I 'll no more be mad;
That cures us both. I am much sorry, sir,
You put me to forget a lady's manners,
By being so verbal: and learn now, for all,
That I, which know my heart, do here pronounce,
By the very truth of it, I care not for you;
And am so near the lack of charity,
(To accuse myself,) I hate you: which I had rather
You felt, than make 't my boast.

Cymbeline Act 2 Scene 3.

of the state of matrimony between the two most excellent princes of most worthy memory,

Grunio.

Tell thou the tale: — But hadst thou not crossed me, thou shouldst have heard how her horse fell, and she under her horse; thou shouldst have heard, in how miry a place: how she was bemoiled; how he left her with the horse upon her; how he beat me, because her horse stumbled; how she waded through the dirt, to pluck him off me; how we swore; how she prayed — that never pray'd before; how I cried; how the horses ran away; how her bridle was burst; how I lost my crupper; — with many things of worthy memory; which now shall die in oblivion, and thou return unexperienced to thy grave.

Taming the Shrew Act 4 Scene 1.

King Henry the Eighth and Queen Katherine, his loving, godly, and lawful wife, your Highness lawful father and mother, cannot but think ourselves most bounden, both by our duty of allegiance to your Majesty, and of conscience towards God, to shew unto your Highness, first, how that the same matrimony, being contracted, solemnized and consummated, by the agreement and assent of both their most noble parents, by the counsel and advice of the most wise and gravest men of both their realms,

F. Peter.

Come, I have found you out a stand most fit,

Where you may have such vantage on the duke,
He shall not pass you: Twice have the trumpets sounded;
The generous and gravest citizens
Have hent the gates, and very near upon
The duke is ent'ring; therefore hence, away.
Measure For Measure Act 4 Scene 6.

1. Cit.
So stood the state, when Henry the Sixth
Was crown'd in Paris but at nine months old.

3. Cit.
Stood the state so? no, no, good friends, God wot;
For then this land was famously enrich'd
With politic grave counsel; then the king
Had virtuous uncles to protect his grace.
Richard III. Act 2 Scene 3.

by the deliberate and mature consideration and consent of the best and most notable men in learning, in those days, of Christendom, did even so continue by the space of twenty years and more between them, to the pleasure of Almighty God and satisfaction of the world, the joy and comfort of all the subjects of this realm, and to their own repose and good contentment, God giving for a sure token and testimony of his good acceptation of the same,

Ely.
How did this offer seem received, my lord?

Cant.
With good acceptance of his majesty;
Henry V. Act 1 Scene 1.

not only godly fruit, your Highness most noble person (whom we beseech the Almighty and everliving God, long to prosper and preserve here amongst us) and other issue also, whom it hath pleased God to take out of this transitory life unto his eternal glory, but also sending us a happier, flourishing and most prosperous common-wealth in all things.

In which said two acts (25. Henry VIII. cap. 22 and 28. Henry VIII. cap. 7) was contained the illegitimations of your most noble person, which your said most noble person being born in so solemn a marriage, so openly approved in the world, and with so good faith both first contrated, and also by so

many years continued between your most noble parents, and the same marriage in very deed

Reg.

I am made of that self metal as my sister,
And prize me at her worth. In my true heart
I find, she names my very deed of love;
Only she comes too short, — that I profess
Myself an enemy to all other joys,
Which the most precious square of sense possesses;
And find, I am alone felicitate
In your dear highness' love.

not being prohibited by the law of God, could not by any reason or equity in this case be so spotted.

Bassianus.

Believe me, queen, your swarth Cimmerian
Doth make your honour of his body's hue,
Spotted, detested, and abominable.
Titus Andronicus Act 2 Scene 3.

Othello.

Minion, your dear lies dead,
And your fate hies apace: — Strumpet, I come:
Forth of my heart those charms, thine eyes are blotted;
Thy bed, lust-stain'd, shall with lust's blood be spotted.
Act 3 Scene 3.

Lysander.

Demetrius, I 'll avouch it to his head,
Made love to Nedar's daughter, Helena,
And won her soul; and she, sweet lady, dotes,
Devoutly dotes, dotes in idolatry,
Upon this spotted and inconstant man.
Midsummer Night's Dream Act 1 Scene 1.

2. Senator.

March, noble lord,
Into our city with thy banners spread:
By decimation, and a tithed death,
(If thy revenges hunger for that food,
Which nature loathes,) take thou the destined tenth;
And by the hazard of the spotted die,
Let die the spotted.
Timon of Athens Act 5 Scene 5.

Leontes.

Make 't thy question, and go rot!

Dost think, I am so muddy, so unsettled,
To appoint myself in this vexation? sully
The purity and whiteness of my sheets,
Which to preserve, is sleep; which being spotted,
Is goads, thorns, nettles, tails or wasps?
Winter's Tale Act 1 Scene 2.

King Richard.

O villains, vipers, damn'd without redemption!
Dogs, easily won to fawn on any man!
Snakes in my heart-blood warm'd, that sting my heart!
Three Judases, each one thrice worse than Judas!
Would they make peace? terrible hell make war
Upon their spotted souls for this offence!
Richard II. Act 3 Scene 2.

And now we your Highness said most loving, faithful, and obedient subjects, of a godly heart and true meaning, freely and frankly, without fear, fancy,

Desdemona.

My lord, what is your will?

Othello.

Pray, chuck, come hither.

Desdemona.

What is your pleasure?

Othello.

Let me see your eyes;
Look in my face.

Desdemona.

What horrible fancy's this?
Act 4 Scene 2.

or any other corrupt motion or sensual affection,

Jago.

If the balance of our lives had not one scale of reason to poise another of sensuality, the blood and baseness of our natures would conduct us to most preposterous conclusions: But we have reason to cool our raging motions, our carnal stings, our unbitted lusts; whereof I take this, that you call — love, to be a sect, or scion.
Othello Act 1 Scene 3.

considering that this foresaid marriage had his beginning of God, and by him was continued, and therefore was ever, and is

to be taken for a most true, just, lawful and to all respects, a sincere and perfect marriage, nor could, ne ought by any man's power, authority, or jurisdiction be dissolved, broken, or separated, (for whom God joineth, no man can, ne ought to put asunder), and considering also, how during the same marriage in godly concord, the realm in all degrees flourished, to the glory of God, the honour of the prince, and the great reputation of the subjects of the same, and on the other side understanding manifestly, that the ground of the said device and practice for the said divorce proceeded first of malice and vain glory, and afterward was prosecuted and followed of fond affection and sensual fantasie

Song.

Fye on sinful fantasy!
Fye on lust and luxury!
Lust is but a bloody fire,
Kindled with unchaste desire,
Fed in heart; whose flames aspire,
As thoughts do blow them, higher and higher.
Pinch him, fairies, mutually;
Pinch him for his villainy;
Pinch him, and burn him, and turn him about,
Till candles, and star-light, and moonshine be out.

Merry Wives Act 5 Scene 5.

and finally executed and put in effect by corruption, ignorance and flattery: and not only feeling to our great sorrow, damage and regret, how shameful ignominies, rebukes, slanders, contempts, yea, what death, pestilence, wars, disobedience, rebellions, insurrections, and divers other great and grievous plagues,

Gloster.

Have done thy carm, thou hateful wither'd hag.

Queen Margaret.

And leave out thee? stay, dog, for thou shalt hear me.
If Heaven have any grievous plague in store,
Exceeding those that I can wish upon thee,
O let them keep it, till thy sins be ripe,

And then hurl down their indignation
On thee, the troubler of the poor world's peace!
Richard III. Act 1. Scene 3.

God of his justice hath sent upon us, ever sithence this ungodly purpose was first begun and practised: but also seeing evidently before our eyes, that unless so great an injustice as this hath been and yet continueth, be redubbed, and that the said false and wrongful process, judgment and sentence, with their dependencies be repealed and revoked, nothing is less to be doubted, than that greater plagues and strokes are likely to increase and continue daily more and more within this realm: do beseech your most excellent Majesty, as well in respect of your own honour, dignity and just title, as for truth's sake, wherewith (we doubt not) but your Highness also will be specially moved in conscience, and also for the entire love, favour, and affection, which your Majesty beareth to the commonwealth of this realm, and for the good peace, unity, and rest of us your most bounden subjects, and our posterity, that it may be enacted, etc. (1. Mariae (portions of) cap. I.)

In most humble wise sheweth unto your Majesty, your true and faithful subjects and liege men, the president of the corporation of the commonalty and fellowship of the science and faculty of physick in your city of London, and the commons and the fellows of the same, that whereas divers of them many times having in cure, as well some of the lords of your most honourable council, and divers many of the nobilty of this realm, as many other of your faithful and liege people, cannot give their due attendance to them, and other their patients, with such diligence as there duty were and is to do, by reason they be many times compelled, as well within the city of London and suburbs of the same, as in other towns and villages, to keep watch and ward, and be chosen to the office of constable, and other offices within the city and suburbs of the same, as in other places within this your realm, to their great fatigation and unquieting,

Cominius.

He was a thing of blood, whose every motion
Was timed with dying cries: alone he enter'd

The mortal gate o' the city, which he painted
With shunless destiny, aidless came off,
And with a sudden reinforcement struck
Corioli, like a planet: Now all 's his:
When by and by the din of war 'gan pierce
His ready sense; then straight his doubled spirit
Re-quicken'd what in flesh was fatigate,
And to the battle came he; where he did
Run reeking o'er the lives of men, as if
'Twere a perpetual spoil: and till we call'd
Both field and city ours, he never stood
To ease his breast with panting.

Coriolanus Act 2 Scene 2.

and to the peril of their patients, by reason they cannot be conveniently attended. It may therefore please Your most excellent Majesty (enactment that the physicians in London shall be discharged to bear certain offices there. 32. Henry VIII. cap. XL.)

De dotibus mulierum ubi aliqui custodes haereditatum maritorum suorum custodias habent ex dono vel concessione regis, sive custodes rem petitam teneant, sive haeredes dictorum tenementorum vocentur ad warrentum, si excipiant, quod sine rege respondere non possint, non, ideo supersedeatur, quin in loquela praedicta, prout justum fuerit procedatur.

The translation of this chapter in Coke's Institute is in these words: — Concerning the endowment of women, where the guardians of their husbands inheritance have wardship by the gift or grant of the king, or where such guardians be tenants of the thing in demand; or if the heirs of such lands be vouched to warranty, if they say that they cannot answer without the king: they shall not surcease upon the matter therefore,

Macbeth.

If it were done, when 'tis done, then 'twere well
It were done quickly: If the assassination
Could trammel up the consequence, and catch,
With his surcease, success; that but this blow
Might be the be-all and the end-all here,

But here, upon this bank and school of time, —
We 'd jump the life to come.

Act 1 Scene 7.

but shall proceed therein according to right. (4. Edward I. cap. 3. Stat. 3).

Item est assentu et establi qe par mesprision dû clerc en quecunque place ce soit

Friar.
Lady, what man is he you are accused of?

Hero.
They know, that do accuse me; I know none
If I know more of any man alive,
Than that which maiden modesty doth warrant,
Let all my sins lack mercy! — O my father,
Prove you, that any man with me conversed
At hours unmeet, or that I yesternight
Maintain'd the change of words with any creature,
Refuse me, hate me, torture me to death.

Friar.
There is some strange misprision in the princes.

Bene.
Two of them have the very bent of honour.
And if their wisdoms be misled in this,
The practice of it lives in John the bastard,
Whose spirits toil in frame of villainies.

Much Ado Act 4 Scene 1.

ne soit proces ancientiz ne discontinues par mesprendre en escrivant un letre ou un silable tropp ou trop poi mes si tot qe la chose soit aperceu par chalenge du partie ou en autre manere soit hastivement amende en due forme sans doner avantage a partie qe chalange par cause de tien mesprision. (14. Edward III. Statute I. cap. VI. see also 9. Henry V. cap. 4, and 4. Henry VI. cap. 3).

Dem.
You spend your passion on a misprised mood:
I am not guilty of Lysander's blood;
Nor is he dead, for aught that I can tell.

Her.
I pray thee, tell me then, that he is well.

Dem.

An if I could, what should I get therefore.

Her.

A privilege, never to see me more. —
And from thy hated presence part I so:
See me no more, whether he be dead or no. [Ext.

Dem.

There is no following her in this fierce vein:
Here, therefore, for a while I will remain.
So sorrow's heaviness doth heavier grow
For debt, that bankrupt sleep doth sorrow owe;
Which now, in some slight measure it will pay,
If for his tender here I make some stay.

(Lies down).

Obe.

What hast thou done? thou hast mistaken quite,
And laid the love-juice on some true-love's sight:
Of thy misprision must perforce ensue
Some true-love turn'd, and not a false turn'd true.

Midsummer Nights Dream Act 3 Scene 2.

I think the meaning of the word misprision in these passages is explained by this statute, the translation of which is in these words, „Item, it is assented, that by the misprision of a clerk in any place wheresoever it be, no process shall be annulled, or discontinued, by mistaking in writing one syllable or one letter, too much or too little; but as soon as the thing is perceived, by challenge of the party, or in other manner, it shall be hastily amended in due form, without giving advantage to the party that challengeth the same because of such misprision."

Item ordeigne est et establie qe les justices du Roy devaunt queux ascune mesprision ou defaute soit ou serra trove soit il en ascune recordes et processes qore sount ou serrount pendantz devaunt eux sibien par voie derrour come autrement ou en lez retournez dicelles faitz ou affairez par viscountz coroners baillifs des fraunchises ou autres qeconqes par mesprision des clerks dascuns des ditz courtz du Roi ou par misprision dez viscontz soutzviscountz coroners lour clercs ou autres officers clercs ou ministres qeconqes en escrivant un lettre ou un silable trop ou trop poie aient poiar damender tiels

defautes et mesprisions solonc lour discretion et par examination eut par les ditz justices aprendre ou lour semblera bosoignable. Parveu qe cest estatut ne se extende as recordes et processes es parties de Gales ne as recordes et processes dutlagaries des felonies ét tresons et les dependantz dicelles. (8. Henry VI. cap. XV.)

„Misprisio“ says Coke, „cometh of the French word mes — pris, which properly signifieth neglect or contempt:

Agam.
Which way would Hector have it?

Aene.
He cares not, he 'll obey conditions.

Achil.
'Tis done like Hector; but securely done,
A little proudly, and great deal misprizing
The knight opposed.
Troilus and Cressida Act 4 Scene 5.

This is not well, rash and unbridled boy,
To fly the favours of so good a king;
To pluck his indignation on thy head,
By the misprizing of a maid too virtuous
For the contempt of empire.
All 's Well Act 3 Scene 2.

Hero.
O God of love! I know, he doth deserve
As much as may be yielded to a man:
But nature never framed a woman's heart
Of prouder stuff than that of Beatrice:
Disdain and scorn ride sparkling in her eyes,
Misprising what they look on; and her wit
Values itself so highly, that to her
All matter else seems weak: she cannot love,
Nor take no shape nor project of affection,
She is so self-endeared.
Much Ado Act 3 Scene 1.

Cel.
Young gentleman, your spirits are too bold for your years: You have seen cruel proof of this man's strength: if you saw yourself with your eyes, or knew yourself with your judgment, the fear of your adventure would counsel you to a more equal enterprise. We pray you,

r your own sake, to embrace your own safety, and give over this tempt.

Ros.

Do, young sir; your reputation shall not therefore be misused: we will make it our suit to the duke, that the wrestling ght not go forward.

As You Like It Act 1 Scene 2.

Cha.

I am heartily glad I came hither to you: If he come to-morrow, ll give him his payment: if ever he go alone again, I 'll never estle for prize more: And so, God keep your worship! [Exit.

Oli.

Farewell, good Charles. — Now will I stir this gamester: I pe, I shall see an end of him; for my soul, yet I know not why, tes nothing more than he. Yet he 's gentle; never school'd, and t learned; full of noble device; of all sorts enchantingly beloved; d indeed, so much in the heart of the world, and especially of my n people, who best know him, that I am altogether misprised: t it shall not be so long; this wrestler shall clear all: nothing remains, but that I kindle the boy thither, which now I 'll go about.

As You Like It Act 1 Scene 1.

: mes in composition in the French signifieth mal, as mis th in the English tongue: as mischance, for an ill chance, d so mesprise is, ill apprehended or known. In legal derstanding it signifieth, when one knoweth of any treason felony and concealeth it, this is misprision, so called, because e knowledge of it is an ill knowledge to him, in respect of e severe punishment for not revealing of it: for in case of isprision of High Treason he is to be imprisoned during his e, to forfeit all his goods, debts and duties for ever; and the ofits of his lands during his life: and in case of felony, to be ied and imprisoned. (3. Inst. cap. 3). Misprision is twofold: e is crimen omissionis, of omission, as in concealment, not discovery of treason or felony: another is crimen commissionis of commission, as in committing some heynous fence under the degree of felony. (3. Inst. 139). Misprision included in every treason or felony; and where any one hath mmitted treason or felony, the king may order that he shall indicted for misprision only. (Wood's Inst. 2. ed. 406).

Olivia.

Sir, I bade them take away you.

Clown.

Misprision in the highest degree! — Lady, Cucullus non facit monachum; that 's as much as to say, I wear not motley in my brain. Good madonna, give me leave to prove you a fool.

Twelfth Night Act 1 Scene 5.

The Clown speaks of misprision in the highest degree, and Coke says „compassings, or imaginations against the king, by word without an overt act, is a high misprision.“ (3. Inst. cap. 65): but although the Clown speaks of misprision in the highest degree, I think he uses the word misprision in the sense of contempt. In a larger sense misprision is taken for many great offences, which are neither treason nor felony, or that are not capital but come very near to it; and every great misdemeanor, which hath no certain name appointed by law, is sometimes called misprision. (3. Inst. 36. H. P. C. 127. Wood's Inst. 2. ed. 406, 408).

Bertram.

I cannot love her, nor will strive to do't.

King.

Thou wrong'st thyself, if thou shouldst strive to choose.

Helena.

That you are well restored, my lord, I am glad;
Let the rest go.

King.

My honour 's at the stake; which to defeat,
I must produce my power: Here take her hand,
Proud scornful boy, unworthy this good gift;
That dost in vile misprision shackle up
My love, and her desert.

All 's Well Act 2 Scene 3.

In this passage it seems to signify wrong or false imprisonment, because it is connected with the adjective „vile“ and the verb „shackle.“

You were about to speak.

North.

Yea, my good lord.
Those prisoners in your highness' name demanded,

Which Harry Percy here at Holmedon took,
Were, as he says, not with such strength denied,
As is deliver'd to your majesty:
Either envy, therefore, or misprision
Is guilty of this fault, and not my son.
1. Henry IV. Act 1 Scene 3.

I think Northumberland uses the word in the sense of
›glect" or „contempt;"

Dum.
I would forget her; but a fever she
Reigns in my blood, and will remember'd be.

Biron.
A fever in your blood, why, then incision
Would let her out in saucers; sweet misprision!
Love's Labour Lost Act 4 Scene 3.

l it is, perhaps, more doubtful in which sense it is used by
on.

Countee, Fr. comte, was the most eminent dignity of a
ject, before the conquest, next to a Duke; and in ancient
e were men of great estate and dignity. (Cowell).

Lady Capulet.
We follow thee. — Juliet, the county stays.

Nurse.
Go, girl, seek happy nights to happy days.
Romeo and Juliet Act 1 Scene 3.

You — to remove that siege of grief from her, —
Betroth'd, and would have married her perforce,
To county Paris.
Act 5 Scene 3.

Must I of force be married to the county? —
No, no; — this shall forbid it: — lie thou there. —
[Laying down a dagger.
Act 4 Scene 3.

Capulet.
Send for the county; go tell him of this;
I'll have this knot knit up to-morrow morning.

Juliet.
I met the youthful lord at Laurence' cell.
Act 4 Scene 2.

The county will be here with music straight,
(Music within.
For so he said he would. I hear him near: —
Nurse! — Wife! — what, ho! — what, nurse, I say!
Act 4 Scene 4.

I will walk myself
To county Paris, to prepare him up
Against to-morrow: my heart is wondrous light,
Since this same wayward girl is so reclaim'd.
[Exeunt.
Act 4 Scene 2.

Pitiful sight! here lies the county slain; —
And Juliet bleeding; warm, and newly dead,
Who here hath lain these two days buried. —
Go, tell the prince — run to the Capulets, —
Raise up the Montagues, — some others search. —
Act 5 Scene 3.

Ay, let the county take you in your bed;
He 'll fright you up, i' faith. — Will it not be?
What, drest? and in your clothes! and down again!
I must needs wake you: — Lady! lady! lady!
Alas! alas! — Help! help! my lady's dead! —
O, well-a-day, that ever I was born!
Some aqua-vitae, ho! — my lord! my lady!
Act 4 Scene 5.

Romeo.
Wilt thou provoke me? then have at thee, boy.
(They fight.)

Page.
O lord! they fight: I will go call the watch.
[Exit.

Paris.
O, I am slain! (Falls.) — If thou be merciful,
Open the tomb, lay me with Juliet. (Dies.)

Romeo.
In faith, I will: — Let me peruse this face: —
Mercutio's kinsman, noble county Paris! —
Act 5 Scene?

What sayst thou? hast thou not a word of joy?
Some comfort, nurse.

Nurse.
'Faith, here 'tis: Romeo

Is banish'd; and all the world to nothing,
That he dares ne'er come back to challenge you;
Or, if he do, it needs must be by stealth.
Then, since the case so stands as now it doth,
I think it best you married with the county.

Act 3 Scene 4.

Friar.

Ah, Juliet, I already know thy grief;
It strains me past the compass of my wits:
I hear thou must, and nothing may prorogue it,
On Thursday next be married to this county.

Juliet.

Tell me not, friar, that thou hear'st of this,
Unless thou tell me how I may prevent it:
If, in thy wisdom, thou canst give no help,
Do thou but call my resolution wise,
And with this knife I'll help it presently.

Friar.

Hold, daughter; I do spy a kind of hope,
Which craves as desperate an execution
As that is desperate which we would prevent.
If, rather than to marry county Paris,
Thou hast the strength of will to stay thyself;
Then is it likely, thou wilt undertake
A thing like death to chide away this shame,
That cop'st with death himself to scape from it;
And, if thou dar'st, I'll give thee remedy.

Act 4 Scene 1.

Helena.

A ring the county wears,
That downward hath succeeded in his house,
From son to son, some four or five descents.

All's Well Act 3 Scene 7.

„Of ancient time" says Coke „the Earl was praefectus, seu ıepositus comitatus, for so imports the Saxon word, Shirereve, the Reve of the Shire, which is as much as to say, praepoıs Comitatus, and had the charge and custody of the County." Rep. 49).

Lady Capulet.

The gallant, young, and noble gentleman,
The county Paris, at Saint Peter's church,
Shall happily make thee there a joyful bride.

Act 3 Scene 5.

Capulet.
Send for the county; go tell him of this;
I 'll have this knot knit up to-morrow morning.

Juliet.
I met the youthful lord at Laurence' cell;
And gave him what becomed love I might,
Not stepping o'er the bounds of modesty.

Capulet.
Why, I am glad on 't; this is well, — stand up:
This is as 't should be. — Let me see the county;
Ay, marry, go, I say, and fetch him hither. —
Act 4 Scene 2.

Lady Capulet speaks of Paris as the „noble gentleman" and Juliet says she met the „youthful lord," and a „countee" or „count," is an earl, in the low French;

Capulet.
Sir Paris, I will make a desperate tender
Of my child's love: I think, she will be ruled
In all respects by me; nay more, I doubt it not.
Wife, go you to her ere you go to bed;
Acquaint her here of my son Paris' love;
And bid her, mark you me, on Wednesday next —
But, soft; What day is this?

Paris.
Monday, my lord.

Capulet.
Monday? ha! ha! Well, Wednesday is too soon,
O' Thursday let it be; — o' Thursday, tell her,
She shall be married to this noble earl: —
Act 3 Scene 4.

and in this passage the Capulets calls Paris „noble earl."

The Bishops of Durham are titled counts de paleis, or counts palatine, or earls palatine in our books, because in their temporalities, from whence they have their dignity of earl palatine, as title annexed, they have a county palatine. See Ed. III. fol. 36. pl. 4. (Selden's Letter to Vincent).

„The title of earl" says Selden, „since the time of the Normans, is either local or personal. Local we call that which is denominated from any county or other territory. As earl of Chester, of Arundel, of Kent, and the like. Personal, that which

hath its being in some great office only, as in that of earl marshal. The local title is either in earls palatine that are local, or in them that are not palatine: and first of earls palatine that are local. But we omit here the primary deduction of the name palatine, as it hath relation to a county. It was received here doubtless out of the use of the empire and France, and in the like notions as it had in that use; as also the personal title of palatine, as we find it originally in the laws of the old empire, and have before declared it, was antiently, in England, attributed by some to such earls as had great offices in court. The local earls palatine were of the same nature with those of the Saxon time, that had both their earldoms to their own use, and also, under the king, all regal jurisdiction, or merum et mixtum imperium, insomuch as that the king's writ or ordinary justice did not run there. Such was Etheldred, ealdorman of Mereland under king Alfred, and his son Edward. For although the name of palatine be not found with us in the Saxon times, yet the sense and substance of it was fully in that earldom. For to be earl palatine, or count de palais, or count paleis (as they are sometimes in our law books called) was to have the title of earl, or the seisin of a county or earldom, and regalem potestatem in omnibus, under the king, as Bracton well expresses it, where he speaks of granting pardons to felons. De felone aut probatore nullus prisonam (saith he) habere poterit, nec de eo placitum habere nisi ipse dominus rex, cum nullus alius ei possit vitam concedere vel membra. Et haec vera sunt nisi sit aliquis in regno qui regalem habeat potestatem in omnibus, sicut sunt comites poleys (so we must read; for the word civitates inserted here in the print is superfluous, and not Bracton's, as his good copies shew us) salvo dominio domino regi sicut principi, vel si sit aliquis qui de concessione domini regis talem habeat libertatem." (De Corona, lib. 3. cap. 8. s. 4). (Tit. Hon. 2 part).

In Henry II. time, it seems Joannes Sarisburiensis understood the earls of Chester, and some other, that having regal jurisdiction also in the marches of Wales, were stiled palatines, in that passage of his of the increasing power of the Welsh. Speaking of the most corrupt and effeminate manners of the

court of that time; dum hoc faciunt (saith he) milites gloriosi, Nivicollinus indomitus insolescit, inermes Britones intumescunt, ipsosque qui dicuntur palatini comites, et regum sanguine gloriantur, fere ad deditionem compellunt et quasi tributarios faciunt. But the first time that in express words I find the earl of Chester called comes palatinus, is in the memory of the coronation of queen Elianor, the wife to Henry the third; comite Cestriae gladium S. Edwardi (saith Matthew Paris) qui Curtein dicitur, ante regem bajulante, in signum quod comes est palatinus.

Ner.

Then, is there the county Palatine.

Por.

He doth nothing but frown; as who should say. An if you will not have me, choose: he hears merry tales, and smiles not: I fear, he will prove the weeping philosopher when he grows old, being so full of unmannerly sadness in his youth. I had rather be married to a death's head with a bone in his mouth, than to either of these. God defend me from these two?

Ner.

How say you by the French lord, Monsieur Le Bon?

Por.

God made him, and therefore let him pass for a man. In truth, I know it is a sin to be a mocker; But, he! why, he hath a horse better than the Neapolitan's; a better bad habit of frowning than the count Palatine: he is every man in no man: if a throstle sing, he falls straight a capering: he will fence with his own shadow: if I should marry him, I should marry twenty husbands: If he would despise me, I would forgive him; for if he love me to madness, I shall never requite him.

Merchant of Venice Act 1 Scene 2.

Upon like reason, as those of Chester, were the antient earls of Pembroke, palatines, being domini totius comitatus de Pembroch, and holding totum regale infra praecinctum comitatus sui de Pembroch, as the old records say, yet these were not often called so. (Selden Tit. Hon. 2. Part). Hugo de Belesmo (that was earl of Shrewsbury under William the II.) in some records of the time of Edward the first, is called a palatine.

William the Conqueror, first created one Hugh Wolf, a Norman, count palatine of Chester, and gave the earldom to

hold, as freély as the king held his crown. For the name of palatine, know, that in antient time, under the emperors of declining Rome, the title of count palatine was, but so, that it extended first only to him which had care of the household and imperial revenue; which is now (so saith Wesembech, I affirm it not) as the marshal in other courts; but was also communicated by that honorary attribute of comitiva dignitas, to many others, which had anything proportionate, place or desert, as the code teacheth us. In later times, both in Germany (as you see in the Palsgrave of Rhine) in France, (which the earldom of Champaign shews long time since in the crown; yet keeping a distinct palatine government, as Peter Pithou hath at large published) and in this kingdom such were hereditarily honoured with it, as being near the prince in the court (which they, as we, called the palace) had by their state-carriage gained full opinion of their worth, and ability in government, by delegate power of territories to them committed, and hereafter titled countes de palais, as our law annals call them. (Selden. Notes upon Drayton's Polyolbion).

Olivia.

Run after that same peevish messenger,
The county's man.

Twelfth Night Act 1 Scene 5.

In the first Folio, in this passage we read „countes man,“ instead of „county's man.“

Conspiracy, conspiratio. Though both in Latin and French it is used for an agreement of men to do anything either good or bad; yet in Common Law it is alway taken in pejorem partem (Cowell Interpr.). The 33. Edward I. Statute 2 is entitled a Denfinition of Conspirators, Conspiratours sount ceux qi se entrelient per serement covenant ou per autre alliaunce qe chescun eidera et sustendra autri emprise de fausement et maliciousement enditer ou faire enditer ou fausement mover plees ou maintenir et auxi ceux qi fount enfauntz deinz age apeller les gentz des felonies per quoi ils sount emprisonez et moultz grevez et ceux qi reteignont gentz a lour robes et a lour fees pur maintenir lour malveis emprises et pur verite esteindre auxibien les pernours come les donours et Seneschalx et Bai-

liffs des grauntz Seignurs qi per lour seignurie office ou poer emprenent a meintenir ou a sustenir plees ou barettez pur autres parties que cels que touchent lestat lour seignur ou eux mesmes.

Ista ordinacio et finalis definicio Conspiratorum facta fuit et finaliter concordata per Regem et consilium suum in parliamento suo anno tricesimo tercio. et ordinatum est quod Justic' assignati ad diversas felonias et transgressiones audiend' et terminand' habeant transcriptum. (33. Edward I. Stat. 2).

Item pur ceo qe avant ces houres plusours gents du Roialme auxibien grants come autres ount fait alliaunces confederacies et conspiracies a meyntenir parties plees et quereles par ount plusours gentz ount este atort desheritez et ascuns rientz et destruz et ascuns pur doute destre mahimez et batuz noserent pas seuyr lour droit ne pleindre ne les jurours des enquestes lour verdits dire a grant damage du people et arrerissement de la lei et de commune droit si est accorde etc. (4. Edward III. cap. XI).

„Conspiracy" says Coke „is a consultation and agreement between two or more, to appeal, or indict an innocent falsely and maliciously of felony, whom accordingly the cause to be indicted or appealed; and afterward the party is lawfully acquitted by the verdict of twelve men. (3. Inst. cap. LXVI).

Prospero.

(Aside). I had forgot that foul conspiracy
Of the beast Caliban, and his confederates,
Against my life; the minute of their plot
Is almost come.

Tempest Act 4 Scene 1.

Hel.

Lo, she is one of this confederacy!
Now I perceive they have conjoin'd, all three,
To fashion this false sport in spite of me.
Injurious Hermia! most ungrateful maid!
Have you conspired, have you with these contrived
To bait me with this foul derision?

Midsummer's Night's Dream Act 3 Scene 2.

York.

Peruse this writing here, and thou shalt know
The treason that my haste forbids me shew.

Aumerle.

Remember, as thou read'st, thy promise past:
I do repent me; read not my name there,
My heart is not confederate with my hand.

York.

'Twas, villain, ere thy hand did set it down. —
I tore it from the traitor's bosom, king;
Fear, and not love, begets his penitence;
Forget to pity him, lest thy pity prove
A serpent that will sting thee to the heart.

Bolingbroke.

O heinous, strong, and bold conspiracy! —
Richard II. Act 5 Scene 3.

Confederacy, is when two or more confederate themselves to do any hurt or damage to another, or to do any unlawful thing. And though a writ of Conspiracy doth not lye, if the party be not indicted, and in lawful manner acquitted, for so are the words of the writ; yet false confederacy between divers persons shall be punished, though nothing be put in ure; and this appears by the Book of 27 assise, placit. 44. where there is a note, that two were indicted of confederacy, each of them to maintain other, whether their matter were true or false; and though nothing was supposed to be put in ure, the parties were put to answer, because this thing is forbidden by the law. So in the next article in the same Book, enquiry shall be made of conspirators and confederators which bind themselves together etc. falsely to indite or acquit, etc. the manner of their binding and between whom; which proves also, that confederacy to indite or acquit, though nothing be done, is punishable by the law. And it is to be observed, that this confederacy punishable by law, before it is executed, ought to have four incidents. First, to be declared by some manner of prosecution, as by making bonds or promises the one to the other, secondly to be malicious, as for unjust revenge. Thirdly, to be false against an innocent. And lastly, to be out of court and voluntary. (Cowell. Terms of the Law. 3. Inst. cap. LXVI).

A writ of Conspiracy lies not, unless the party is indicted,

and legitimo modo acquietatus, for so are the words of the writ; but that a false conspiracy betwixt divers persons shall be punished, although nothing be put in execution, is full and manifest in our books; and therefore in 27 Ass. p. 44. in the articles of the charge of enquiry by the enquest in the king's Bench, there is a Nota, that two were indicted of confederacy, each of them to maintain the other, whether their matter be true, or false notwithstanding that nothing was supposed to be put in execution, the parties were forced to answer to it, because the thing is forbidden by the law, which are the very words of the book; which proves that such false confederacy is forbidden by the law, although it was not put in ure or executed. So there in the next article in the same book, inquiry shall be of conspirators and confederates who agree amongst themselves, etc. falsely to indict, or acquit, etc. the manner of agreement and betwixt whom, which proves also, that confederacy to indict or acquit, although nothing is executed, is punishable by law: and there is another article concerning conspiracy betwixt merchants, and in these cases the conspiracy or confederacy is punishable, although the conspiracy or confederacy be not executed; and it is held in 19 R. 2. Brief 926. A man shall have a writ of conspiracy, although they do nothing but conspire together, and he shall recover damages; and they may also be indicted thereof. Also the usual commission of Oyer and Terminer gives power to the commissioners to enquire etc. de omnibus coadunationibus confaederationibus, et falsis alligantis, and coadunatio is a uniting of themselves together, confaederatio is a combination amongst them, and falsa alligantia is a false binding each to other by bond or promise, to execute some unlawful act:

King.

And Don Armado shall be *your* keeper. — My lord Biron, see him deliver'd o'er —

And go we, lords, to put in practice that,
Which each to other hath so strongly sworn. —
Love's Labour's Lost Act 1 Scene 1.

Dead
Is noble Timon; of whose memory

Hereafter more. — Bring me into your city,
And I will use the olive with my sword:
Make war breed peace; make peace stint war; make each
Prescribe to other, as each other's leech. —
Let our drums strike.

Timon of Athens Act 5 Scene 5.

Macbeth.
Give me your favour: — my dull brain was wrought
With things forgotten. Kind gentlemen, your pains
Are register'd where every day I turn
The leaf to read them. — Let us toward the king. —
Think upon what hath chanced; and, at more time,
The interim having weigh'd it, let us speak
Our free hearts each to other.

Act 1 Scene 3.

Coriolanus.
Marcius!

Aufidius.
Ay, Marcius, Caius Marcius: Dost thou think
I'll grace thee with that robbery, thy stolen name
Coriolanus in Corioli? —
You lords and heads of the state, perfidiously
He has betray'd your business, and given up,
For certain drops of salt, your city Rome
(I say, your city,) to his wife and mother:
Breaking his oath and resolution, like
A twist of rotten silk; never admitting
Counsel o' the war; but at his nurse's tears
He whined and roar'd away your victory;
That pages blush'd at him, and men of heart
Look'd wondering each to other.

Act 5 Scene 5.

In these cases before the unlawful act executed the law
ishes the coadunation confederacy or false alliance, to the end
prevent the unlawful act, quiaquando aliquid prohi-
tur, prohibetur et id per quod pervenitur ad illud:
affectus punitur licet non sequatur effectus; and
hese cases the common law is a law of Mercy, for it prevents the
lignant from doing mischief, and the innocent from suffering

it. Hill. 37. H. 8. in the star-chamber a priest was stigmatized with F and A in his forehead, and set upon the pillory in Cheapside, with a written paper, for false accusation.

Richard.

Whoever got thee, there thy mother stands;
For, well I wot, thou hast thy mother's tongue.

Queen Mary.

But thou art neither like thy sire nor dam;
But like a foul misshapen stigmatic,
Mark'd by the destinies to be avoided,
As venom'd toads, or lizards' dreadful stings.

3. Henry VI. Act 2 Scene 2.

Lucr.

Have patience, I beseech.

Adr.

I cannot, nor I will not, hold me still;
My tongue, though not my heart, shall have his will.
He is deformed, crooked, old, and sere,
Ill-faced, worse-bodied, shapeless everywhere;
Vicious, ungentle, foolish, blunt, unkind;
Stigmatical in making, worse in mind.

Comedy of Errors Act 4 Scene 2.

War.

Now, by my father's badge, old Nevil's crest,
The rampant bear chain'd to the ragged staff,
This day I 'll wear aloft my burgonet,
(As on a mountain-top the cedar shews,
That keeps his leaves in spite of any storm.)
Even to affright thee with the view thereof.

Clif.

And from thy burgonet I 'll rend thy bear,
And tread it under foot with all contempt,
Despite the bearward that profects the bear.

Y. Clif.

And so to arms, victorious father,
To quell the rebels, and their 'complices.

Richard.

Fy! charity, for shame! speak not in spite,
For you shall sup with Jesu Christ to-night.

Y. Clif.
Foul stigmatic, that's more than thou can tell.

Richard.
If not in heaven, you 'll surely sup in hell.
2. Henry VI. Act 5 Scene 1.

M. 3. and 4. Ph. and M. one also for the like cause fuit stigmaticus with F and A in the cheek, with such superscription as is aforesaid. Nota reader, these confederacies punishable by law, before they are executed, ought to have four incidents: I. It ought to be declared by some manner of prosecution, as in this case it was, either by making bonds, or promises one to the other; II. It ought to be malicious, as for unjust revenge, etc. III. It ought to be false against an innocent: IV. It ought to be out of Court voluntarily. (The Poulterers Case, Co. Rep. 9).

Claudio.
Marry, beshrew my hand,
If it should give your age such cause of fear:
In faith, my hand meant nothing to my sword.

Leontes.
Tush, tush, man, never fleer and jest at me:
I speak not like a dotard, nor a fool;
As, under privilege of age, to brag
What I have done being young, or what would do,
Were I not old: Know, Claudio, to thy head,
Thou hast so wrong'd mine innocent child and me,
That I am forced to lay my reverence by;
And, with grey hairs, and bruise of many days,
Do challenge thee to trial of a man.
I say, thou hast belied mine innocent child;
Thy slander hath gone through and through her heart,
And she lies buried with her ancestors:
O! in a tomb where never scandal slept,
Save this of hers, framed by thy villainy.
Much Ado Act 5 Scene 1.

Leontes says to Claudio „thou hast belied my innocent child,“ and Borachio, afterwards, in the same scene says, „the lady is dead upon mine and my master's false accusation.“

Hermione.

Since what I am to say, must be but that
Which contradicts my accusation; and
The testimony on my part, no other
But what comes from myself: it shall scarce boot me
To say, Not guilty; mine integrity
Being counted falsehood, shall, as I express it,
Be so received. But thus, — If powers divine
Behold our human actions, (as they do,)
I doubt not then, but innocence shall make
False accusation blush, and tyranny
Tremble at patience. —

Winter's Tale Act 3 Scene 2.

And the reader will perceive that Hermione connects the word „innocent" with the words „false accusation;" moreover Hermione was indicted for conspiring with Camillo, and she was innocent. However Coke's definition of conspiracy herein before contained does not include conspiring to murder, but there are other kinds of conspiracy in our law, referred to by Shakspeare, concerning which I intend to speak, at some future time.

Enter the Lord Chamberlain.

Chamberlain.

Mercy o' me, what a multitude are here!
They grow still too, from all parts they are coming,
As if we kept a fair here! Where are these porters,
These lazy knaves? — Ye have made a fine hand, fellows.
There 's a trim rabble let in: Are all these
Your faithful friends o' the suburbs? We shall have
Great store of room, no doubt, left for the ladies,
When they pass back from the christening.

Port.

An 't please your honour,
We are but men; and what so many may do,
Not being torn a pieces, we have done:
An army cannot rule them.

Chamberlain.

As I live,
If the king blame me for 't, I 'll lay ye all

By the heels, and suddenly; and on your heads
Clap round fines, for neglect: You are lazy knaves;
And here ye lie baiting of bumbards, when
Ye should do service. Hark, the trumpets sound;
They are come already from the christening:
Go, break among the press, and find a way out
To let the troop pass fairly; or I 'll find
A Marshalsea, shall hold you play these two months.

Henry VIII. Act 5 Scene 3.

The Court of the Marshalsea is a Court of Record at Common Law, ordained to hear and determine suits betwixt those of the king's houshold and others within the verge (so called à virgâ, a rod, which the Marshal carries) or within twelve miles of the king's lodgings. Though the king goeth out of the bounds of the verge for his recreation, if the houshold continues where they were, there is no removing. When the king goeth in progress, there the king moveth with his houshold. This Court is held in Southwark, and hath a prison belonging to it called the Marshalsea. This Marshalsea is to be understood of the houshold, not of the king's Marshalsea; for that belongeth to the king's Bench. (Wood's Inst. 2. ed. p. 511.)

By 33. Henry VIII. cap. XII. it is provided, that all treasons, misprisions of treasons, murthers, manslaughters, bloodsheds, and other malicious strikings, by reason whereof blood is or shall be shed, which shall be done in any of the king's palaces or houses etc. shall be enquired, tried, heard and determined before the lord steward for the time being of the kings houshold, or in his absence before the treasurer, and controller, and steward of the marshalsea, or any two of them, whereof the steward to be one: so as these great officers and councellors of state, the lord steward, treasurer, and controller have no jurisdiction in these criminal causes, but only within the circuit of the kings palace or house: „and it is to be observed“ says Coke, „that this Court of the Marshalsea of the king's house was, as books speak, of ancient time instituted for those of the king's house, but they have incroached beyond

their true jurisdiction": and Standford saith, that the Steward and Marshal before the said act 33 H. 8. might have heard and determined all felonies, etc. perpetrate within the king's palace or house. (2. Inst. 551).

Liverpool.

W. L. Rushton.

Beurtheilungen und kurze Anzeigen.

Klopstock's Oden, erläutert von Heinrich Düntzer. 6 Hefte. Wenigen-Jena, Hochhausen's Verlag. 1860—1861.

Auch ohne besondere Versicherung wird man glauben, dass der auf ähnlichen Gebieten der deutschen Literatur bekannte Verfasser auch hier Alles zur Erläuterung der vorliegenden Gedichte Bemerkenswerthe, was sich in unsern Classikern und ihrer Correspondenz zerstreut und verzettelt findet, mit anerkennenswerthem Fleiss und befriedigender Selbständigkeit gesammelt hat.

Der Erklärung schickt er eine Einleitung über das Thema „Klopstock als lyrischer Dichter" voran, als deren Hauptinhalt wohl die Vertheilung der einzelnen Oden unter die Lebensjahre Klopstock's angesehen werden kann. Es sind hier eine Menge passender Notizen aufgespeichert über Veranlassung, Zweck, Abfassungszeit, Versbau der Gedichte. Der letzte Punkt ist vorzüglich weitläufig berücksichtigt; es werden nicht bloss die Versmasse entwickelt, auch die etwaigen Abweichungen von dem nachgeahmten classischen Vorbild besprochen, Klopstock's Ansichten über die verschiedenen Strophen aus den prosaischen Schriften beigebracht. Auch was Göthe, Schiller, Herder, Füssli u. A. über Klopstock im Allgemeinen oder über gewisse Bestrebungen und Dichtweisen desselben, über Sprache und Ton seiner Gedichte gesagt haben, wird nicht übergangen, um Alles zu geben, was allgemein über die Oden bemerkt werden könnte.

Zu einem lebendigen, warmen Bilde von Klopstock's Wesen und Bedeutung, was doch die Hauptsache gewesen wäre, kommt man dabei freilich nicht. Man schleppt sich mühsam durch die mit sehr nützlichen, aber auch sehr trockenen Notizen belasteten Sätze fort; nur hier und da wird man durch ein ansprechendes, inhaltsvolles Citat erquickt.

Wäre es nicht besser gewesen, das Chronologische und Metrische in 2 Tabellen zu bringen? Von der äusseren Veranlassung, sowie ausführlicher von der Zeit und der Composition der Strophen konnte ja vor der Erklärung der einzelnen Gedichte gesprochen werden. Gewisse Oden, die sich auf dasselbe Verhältniss, oder dieselbe Idee beziehen, konnten ferner zusammengestellt und solche Gruppen durch eine Besprechung des hingehörigen Allgemeinen eingeleitet werden. Es konnten diese Cyclen vielleicht nach den Begriffen zusammengestellt werden, die von Düntzer selbst als die Hauptgegenstände der lyrischen Muse Klopstock's bezeichnet werden, S. 58: Religion, Liebe, Freundschaft, Vaterland, Freiheit. Wie sich Klopstock zu diesen Ideen verhielt, konnte biographisch und durch Citate vorher allgemein erläutert werden.

Auf den letzten 3 Seiten der Einleitung versucht der Verfasser endlich eine allgemeine Charakteristik der Klopstock'schen Odendichtung. Aber

auch diese Bemerkungen befriedigen wenig, — wenn man etwa die Tiefe und den philosophischen Sinn darin sucht, mit dem Wilh. von Humboldt in die Natur der Göthe'schen oder Schiller'schen Phantasie einzudringen wusste. — Der Verfasser spricht begeistert von seinem Dichter; aber ich fürchte, es ist mehr das Feuer des Kopfes als des Herzens. Daher werden den Adjectiven der Anerkennung und des Preises gewöhnlich in Vorsilben — wie ur—, und hinzugefügten Adverbien noch einige Drucker beigegeben, um, was der Empfindung abgeht, durch Worte zu ersetzen. Ein wirklich warmes Gefühl hätte sich mit mehr Simplicität und Freiheit geäussert. Das künstliche Echauffement der Nüchternheit kann schwerlich für ein Charakterbild gelten.

Die Erklärung der Oden selbst, wie gesagt, ist fleissig und sorgsam.

Dr. Laas.

Dreissig Themata zu Aufsätzen für die höheren Unterrichtsanstalten, von Chr. von Bomhard. Nördlingen, C. H. Beck. 1862.

Der auf dem Gebiet lateinischer Stilistik bekannte Verfasser bietet hier, man weiss nicht bestimmt, ob Lehrern oder Schülern höherer Unterrichtsanstalten Themata zu deutschen, vielleicht auch zu lateinischen Aufsätzen. Er selbst sagt nichts Näheres über den Zweck. Nach dem, was er bietet, dürfte man wohl annehmen, dass er sein Büchlein zunächst für Lehrer bestimmt hat, die neben anderen Stoffen auch diese Originalskizzen ihren Schülern zum Vorwurf geben mögen.

Skizzen sind die gegebenen Aufsätze; man hat es nicht mit streng-gegliederten, wohlstilisirten Abhandlungen zu thun. Die Gedanken werden vielmehr durch Fragen, Ausrufe, Citate mehr angedeutet, als nach allen Seiten ausgeführt, es werden mehr Anregungen als abgeschlossene Deductionen gegeben.

Der Stoff der Stücke ist, so zu sagen, überall ein moralphilosophischer. Es werden in populärer Verständlichkeit die Anschauungen niedergelegt, welche sich in einem Gemüth von christlicher Frömmigkeit und deutscher Tiefe und Wärme, aus einer mehr als gewöhnlichen Kenntniss der alten, vorzüglich lateinischen Literatur, aus einer schätzenswerthen Bekanntschaft mit den philosophischen Gedanken eines Spinoza, eines Kant und — was die Hauptsache ist — aus einer mit Ernst angestellten Beobachtung der irdischen Lebensverhältnisse auszubilden pflegen.

Von diesen Anschauungen aus wird — um ein Beispiel zu geben — an Horaz, von dem das erste Stück handelt, vermisst jene ideale Auffassung des Lebens, wie wir sie an Schiller kennen, er sie aus Plato habe schöpfen können, deutsche Scham und Sitte, jener zarte Sinn für die „Würde der Frauen,“ die fromme Pietät eines Pindar. — Ein anderes Stück behandelt jenes Göthe'sche: „Stirb und Werde.“ Gegen Ende zählt der Verfasser einige Classen der in dem Distichon bezeichneten „trüben Gäste“ auf, die das echte „Stirb und Werde“ nicht kennen: 1) die, welche nicht die zulängliche Kraft und Freudigkeit für ihren Beruf haben und sich daher immer gedrückt fühlen und nie erheben können. 2) Die Liebeleeren. 3) Die, welche in platten Realismus versunken, nicht durch Ideen erleuchtet und erwärmt werden. Das „Stirb und Werde“ hat aber wahrhaft, der nach des Johanneischen Christus Vorschrift „von oben“ geboren ist. — Reflexionen über den Zufall geben zu der Bemerkung Veranlassung, dass die räthselvollen Wechselfälle des Lebens mehr einer weisen, providentiellen Schickung, als

dem blinden Zufall zugeschrieben werden müssen, und dass, mag auch hier auf Erden vieles Unbegreifliche, Unmuth erregende geschehen, doch der Glaube tröstet, dass in einer höheren Ordnung der Dinge durch Vereinfachung der „Wechselwirkungen und Werkzeuge“ die Sehnsucht nach reinen harmonischen Verhältnissen befriedigt werden wird.

So ist der Verfasser überall bemüht, durch diese Stilübungen zugleich den Willen zu stärken, das Herz zu läutern und zu veredeln, dem Glauben feste „Anker“ zu geben.

Hier und da finden sich freilich neben der schwungvollen Erhebung fast armselige Gewöhnlichkeiten.

Die Methode, nach der der Verfasser seine Stoffe behandelt, ist meist die, dass er von dem Aeusserlichen immer mehr in das Innere, man möchte sagen, Seelische, von dem besondern zu den allgemeinsten, umfassendsten Gesichtspunkten, von dem Niedrigen zu dem Höchsten, Idealsten vorzudringen sucht.

Das Büchlein mag empfohlen sein!

Dr. Laas.

Zu Göthe's Geburtstag! Ein Gedenkblättchen, Freunden und Gesinnungsgenossen gewidmet von Moritz Müller in Pforzheim. Carlsruhe, Bielefeld. 1861.

Nach einem einleitenden Gedicht von H. G. Odebrecht sucht das Schriftchen Göthe gegen liberale, volksthümliche Tadler, die sich in seine politische Apathie nicht finden können, in Schutz zu nehmen. Dann folgt eine Perlenschnur von lobenden Aeusserungen Anderer über ihn: von Rosenkranz, Grimm, Kurz, Plattner, Assmann, Piper, Sendner, wieder Assmann, Fr. von Müller. Bei Vielen freilich, fährt der Verfasser S. 30 etwa fort, wird das auch nichts verfangen, das sind die, auf welche Schiller hinweist, wenn er sagt: (folgt ein Citat). — Auch Napoleon sagte: „Das ist ein Mann.“

Man sieht, die Absicht ist gut gemeint. Göthe soll bei Unverständigen, so ihn verkennen, durch wirksame Autoritäten, durch eine Fluth von anerkennenden Zeugnissen gerettet werden. — Von S. 33—46 werden die vorzüglichsten Schriften, die zum Verständniss Göthe's dienen können, mit vollständigem Titel aufgezählt. S. 47 und 48 steht eine Stelle aus der Heidelberger Volkszeitung für Süddeutschland: „Göthe für Abschaffung der Grundsteuerfreiheit,“ d. h. eine Besprechung der Stelle aus dem 8. Buch des Wilhelm Meister, auf die schon Stahr hingewiesen.

Wunderliches Unternehmen!

Berlin. Dr. Laas.

Schulgrammatik der englischen Sprache. Ein Lehrbuch in zwei Lehrgängen für Realschulen, Handels-Lehranstalten und höhere Töchterschulen, von Dr. W. Zimmermann. Erster Lehrgang. Siebente Auflage. Halle, G. Schwetschke. 1862.

Der Verfasser ist unablässig bemüht, seine Schulgrammatik einer grösseren Vervollkommnung entgegenzuführen; das vorliegende Buch ist, wie

der Titel besagt, die siebente und zwar ganz neu bearbeitete Auflage des ersten Lehrgangs. Die neue Auflage ist in der That in Hinsicht auf den grammatischen Stoff so bereichert und in Bezug auf die Uebungsstücke so durchaus verändert, dass sich die früheren Auflagen neben derselben nicht mehr gebrauchen lassen. Hören wir, was der Verfasser in der Vorrede sagt: „Was aber die praktisch-wissenschaftliche Ausführung betrifft, so hat dieselbe eine allseitige Vervollkommnung erfahren. Um das Buch einem Hülfsmittel zum Selbstunterricht nahe zu bringen, ist mit besonderem Fleisse überall danach gestrebt worden, dass es durch Klarheit, Einfachheit und Anschaulichkeit alle Noth des Schülers und des Lehrers so viel wie möglich selbst auf sich nehme.“ Wenn dies Aufsichnehmen der Noth sich nur auf die klare und präcise Fassung der Regeln beziehen soll — und wir glauben nicht, dass es der Verfasser anders verstanden hat —, so billigen wir dieses Streben vollständig: in diesem Punkte soll ein Schulbuch möglichst leicht sein. Was aber die Uebungsstücke betrifft, so soll ein gutes Schulbuch möglichst schwer sein, und es sind gewiss Bücher zu tadeln, welche, wie die Hirzel'sche französische oder die Lloyd'sche englische Grammatik, es dem Schüler zu leicht machen. Der Verfasser fährt fort: „Desgleichen sollten die Uebungsstoffe nicht nur in correctem und gutem Englisch auftreten, sondern auch statt abgerissener, inhaltsloser, und deshalb trockener Sätze vielfach Zusammenhängendes aus naheliegenden Anschauungs- und Unterhaltungskreisen bieten.“ In den Uebungsstoffen dieser neuen Auflage finden wir von unserem Standpunkt als Realschullehrer in der That einen wichtigen Fortschritt. Die meisten englischen methodischen Schulgrammatiken bieten eine grosse Menge inhaltsloser, abgeschmackter, geisttödtender Sätze. Mögen dieselben auch im Stande sein, kleinere Kinder zu befriedigen, so sind sie jedenfalls eine Qual für den Lehrer; nun aber fängt in den Realschulen das Englische erst in den oberen Classen an, soll also Knaben gelehrt werden, die schon an der Gränze des Jünglingsalters stehen. Dergleichen Sätze sind da nicht nur für den Lehrer, sondern, was weit schlimmer ist, auch für den Schüler unerquicklich, langweilig und die Lust zum Lernen raubend. Da die Sätze der neuen Auflage — auch die abgerissenen — an Mannichfaltigkeit und Inhalt viel gewonnen haben, so kommt dieselbe namentlich den Bedürfnissen der erwähnten Anstalten in höherem Grade entgegen, als die früheren Auflagen. Die zwischengestreuten Anekdoten wollen wir, da Zusammenhängendes dem Schüler interessanter ist, sich auch methodisch noch besser benutzen, und bei der Formenarmuth der englischen Sprache viel früher dem Anfänger bieten lässt, als im Französischen, dankbar acceptiren: wir können jedoch den Wunsch nicht unterdrücken, obwohl wir zu Zeiten einen Spass recht gern haben und auch den Witz keineswegs aus der Schule verbannen wollen, dass der Verfasser in einer neuen Auflage statt mancher zum Theil veralteten, zum Theil faden Witze (wir meinen jene Gattung, welche man „Meidinger'sche“ zu nennen pflegt) lieber beglaubigte Charakterzüge aus dem Leben bedeutender Personen des Alterthums und der neueren Zeit einflechte. Der Verfasser sagt weiter: „Zudem wurden auch die Lesestücke mit den Lektionen fortlaufend in eine innere grammatikalische Beziehung gebracht, und auch das Wesentlichste aus der Syntax mit in die Formenlehre aufgenommen, um den Meisten, die Englisch treiben, für ihre Zwecke etwas Ausreichendes und Abgerundetes in einem Bande zu bieten. Für Realschulen wurde dabei das Bedürfniss der bis zu Secunda so zahlreich abgehenden Schüler ins Auge gefasst, und für höhere Töchterschulen, sowie für den Privatunterricht dürfte das Buch den grammatikalischen Unterricht im Allgemeinen zum Abschluss bringen.“ Wenn wir die Erweiterung des Buches in Bezug auf die Syntax auch ganz zweckentsprechend finden, so müssen wir doch bemerken, dass die Fülle des Materials, welche das Buch jetzt bietet — dieselbe war schon in den früheren Ausgaben nicht unbedeutend — von

vollen Classen wohl erst in einem dreijährigen Cursus, und auch dann vielleicht nur mit Auswahl, wirklich bewältigt werden kann, so dass der relative Abschluss wohl nur einem Schüler zu Gute kommt, der den zweijährigen Cursus der Secunda absolvirt und für die Versetzung nach Prima reif ist. „Ausserdem ist dem Buche noch eigenthümlich," erklärt der Verfasser, „dass es die Elemente der Formenlehre auf der Grundlage der Aussprache entwickelt." In dieser Verbindung nicht nur, sondern ganz besonders in der Art und Weise, wie die Aussprache, um mit den Worten des Verfassers zu reden, aus den Fesseln einer bloss empirischen Behandlung befreit wird, und wie die Gesetze derselben aus dem bunten Wirrwarr einzelner Bestimmungen zu einheitlichen, die bunte Mannigfaltigkeit beherrschenden Hauptregeln erhoben werden, erblicken wir in der That einen Hauptvorzug der Zimmermann'schen Grammatik vor vielen anderen, sonst sehr anerkennungswerthen Arbeiten, wie z. B. der Degenhardt'schen. Zu der Andeutung des Verfassers, dass ihm Plötz zum Vorbilde gedient habe, haben wir zweierlei für den Leser dieser Anzeige hinzuzufügen. Das Erste ist, dass die Zurückführung der Aussprache auf Grundregeln sich von der ersten Auflage an findet, und dass auch die Verbindung der Regeln über die Aussprache mit den Elementen der Formenlehre schon in früheren Auflagen angebahnt ist. Das Zweite ist, dass der Verfasser von der Plötz'schen Methode die systematische Zusammenstellung des grammatischen Stoffes nicht nachgeahmt hat. Wir geben zu, dass dies desshalb weniger nöthig ist, weil, während Plötz die ganze Elementargrammatik methodisch gearbeitet hat, Dr. Zimmermann nur das grammatische Material der ersten Abtheilung, die Elemente der Formenlehre in Verbindung mit der Aussprache, methodisch vertheilt, die zweite Abtheilung aber, d. h. die ausführliche Formenlehre und die Elemente der Syntax, nach dem Schematismus der Redetheile, also systematisch behandelt. In den früheren Auflagen enthielt der erste Lehrgang auch eine Zusammenstellung des grammatischen Materials nach den Redetheilen in englischer Sprache, in Fragen und Antworten gekleidet. Diese Zusammenstellung war als Repetition und Veranlassung zu Sprechübungen sehr gut zu benutzen, und wir möchten wohl den Wunsch aussprechen, dass der Verfasser etwas dem ähnliches in einer neuen Auflage wieder hinzufügen möge.

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen bringen wir einige Einzelheiten zur Sprache, in denen wir mit dem Verfasser nicht übereinstimmen können.

S. 1: „Die sanften und scharfen Consonanten (b, p, d, t, g, k, (v), f), die flüssigen (l, m, n, ng, r), sowie h, ph und qu sind im Allgemeinen wie im Deutschen zu sprechen." Wir theilen ein: Der Hauchlaut h, die flüssigen (l, m, n, ng, r), die weichen (b, d, g), die harten (p, t, k), die gehauchten v, ph, f und der Doppelbuchstabe qu sind u. s. w. Es heisst sodann: „Die bis Nro. 7 vorkommenden Vocale sind wie im Deutschen zu lesen." Da die einzelnen Vocale auch im Deutschen in verschiedenen Wörtern verschieden gesprochen werden, so lässt die gegebene Vorschrift den Anfänger über die Aussprache im Unklaren. Wie soll derselbe entscheiden, ob gleich das erste Wort bold nicht mit dem Vocallaute des Wortes „Lohn" oder mit dem des Wortes „voll" gesprochen wird?

S. 40 u.: „W ist stumm — in housewife (spr. huzwif) Hausfrau, Wirthschafterin. In der Bedeutung von Nähkästchen ist dieses Wort huzzif zu sprechen." Wir würden gesagt haben: W ist stumm in h o u s e w i f e (spr. huzzif) Nähkästchen, während es in der Grundbedeutung Hausfrau, Wirthschafterin huzwif lautet.

S. 42, Z. 9 ist nach S. X (Druckfehler S. 18: hōliday statt hŏliday): „hōly heilig, holiday Feiertag" zu tilgen als Beispiel eines Wortes, welches in seinen Ableitungen den Vocallaut des einfachen Wortes behält.

S. 57, §. 6. „Die Namen der Wissenschaften auf ics haben gleiche Formen im Singular und Plural. Optics is (are) the science of light." Wir

halten lieber Optics als plurale tantum fest und erklären is durch eine Attraction von science.

S. 73: „much viel, many viele." Many ist nicht der Plural von much. Diese auch etymologisch nicht stichhaltige Annahme führt zu der unlogischen Verbindung des Plurals many mit dem Singularartikel a in: „many a man." Many ist ein eigenes Wort und wird gebraucht als Adjectiv im Singular (many a man) im Plural (many men), Substantiv im Singular (a good many) im Plural (a system of education which, while it was so ineffective with the many, was so pernicious to the few. Pelham p. 284).

S. 79 ist in den englischen Sätzen gesagt, dass der Sommer am 21. September endet, der Winter am 22. December beginnt. — Der Anfang des Winters fällt regelmässig auf den 21. December und der Herbstanfang auf den 23. September. Dass unser Sommerhalbjahr länger ist als das Winterhalbjahr, kommt bekanntlich daher, dass in demjenigen Theile der Bahn, den die Erde in unserem Sommer durchläuft, jetzt das Aphelium liegt, und darum die Erde sich langsamer bewegt als in der anderen Hälfte der Bahn.

S. 96, 98, §. 53—54. Ueber die rückbezüglichen Zeitwörter bemerkt der Verfasser, dass (I) wie im Deutschen, so auch im Englischen die transitiven Zeitwörter nicht nur zielend, sondern auch rückbezüglich, also mit Reflexiv-Pronomen gebraucht werden können; z. B. I will defend my country and myself: dass (II) es im Englischen viele Verben mit transitiver Bedeutung giebt, die häufig in rückbezüglichem Sinne gebraucht werden, ohne ein Reflexivpronomen zu sich zu nehmen; z. B. es ändert sich it changes: dass (III) andrerseits die deutsche Sprache viele Verben hat, die nicht anders als rückbezüglich gebraucht werden können und desshalb als echte Reflexiva zu bezeichnen sind. Diese echten reflexiven Verben fehlen der englischen Sprache, aus welchem Grunde dieselben im Englischen stets ohne Reflexivpronomen stehen; z. B. Ich schäme mich I am ashamed of. — Gegen diese Darstellung haben wir einige Bedenken: In der II. Classe lautet Beispiel 1: „Ich wende mich an I apply to." Es ist bekannt, dass to apply in der Bedeutung sich auf etwas legen, das Reflexivpronomen annimmt. Beispiel 5: „Ich erfreue mich I enjoy." Wir bezweifeln, dass der Engländer hier an einen reflexiven Sinn denkt, da das Wort auch im Altenglischen, so viel wir wissen, nicht reflexiv gebraucht worden ist. Es ist ein einfaches Transitivum = „geniessen," wofür man im Deutschen auch sagen kann: sich erfreuen an. Beispiel 9: „Ich mische mich in I meddle with." To meddle wird in den Wörterbüchern als Verb neuter angegeben. Beispiel 14: „Ich entscheide mich für I decide on." Die Wörterbücher lehren: I decide on Ich beschliesse über, he decided in my favour Er entschied (sich) für mich. — Von den fünfzig in der III. Classe angeführten Verben sind etwa zweiundzwanzig in dem Sinne echte Reflexiva, dass sie in der That nur reflexiv gebraucht werden können, wie: sich erkundigen, sich irren, sich bedanken, sich entsetzen; die übrigen sind aber solche, die nur in gewissen Bedeutungen und Constructionen reflexiv gebraucht werden, wie: sich legen, sich fürchten vor, sich erheben, sich annehmen einer Sache, sich unterscheiden. Ein Theil der englischen Verba, wodurch diese sogenannten echten Reflexiva übersetzt werden, haben im Englischen auch eine active Bedeutung; sie konnten also ebenfalls zu II gerechnet werden, wie: to abate, to approach, to bow, to improve, to loathe (nicht loath, wie im Buche steht), to offer, to prove, to recollect, to recover. Von einigen derselben lässt sich sogar die reflexive Form nachweisen, z. B. my thoughts .. bow them to your gracious leave, Hamlet I, 2; prove thou thee honest, Ben Jonson Catil.; Isabelle recovering herself said, Scott Qu. Durw. — Wir würden in dem ersten Lehrgange

einer methodischen Grammatik dem praktischen Gesichtspunkte, vom Deutschen auszugehen, den Vorzug geben (der Verfasser geht in II vom Englischen, in III vom Deutschen aus) und die Uebersetzung der deutschen Reflexiva ins Englische unter drei Rubriken behandeln: 1) Deutsche Reflexiva, welche im Englischen wieder durch Reflexiva übersetzt werden. 2) Deutsche Reflexiva, welche im Englischen theils durch Reflexiva, theils durch Intransitiva wiedergegeben werden. 3) Deutsche Reflexiva, welche im Englischen stets ohne Reflexivpronomen ausgedrückt werden.

S. 118, §. 67. „Das Particip des Präsens tritt im Englischen als Adjectiv und als Adverb auf: a sleeping child; the child lay sleeping at the bosom of its mother.“ So wenig sleeping in dem Satze „the child was sleeping“ für das Adverb zu halten ist, eben so wenig in: „the child lay sleeping.“ To lie ist nur eine Modification von to be. Das Englische besitzt auch für das Adverb des Particips des Präsens eine eigene Form auf -ly, z. B. laughingly, boastingly, wittingly.

S. 121, §. 72. „In den Verbindungen „ich bin es, du bist es etc.“ sind zwei Subjecte enthalten, nämlich ein persönliches (ich, du etc.) und ein unpersönliches (es).“ Wir finden in dem alleinstehenden: „Ich bin es,“ (Wer ist da? Ich bin es) ein Subject (ich) und ein unbestimmtes Prädicat (es) statt eines bestimmten (da); in: „Ich bin es der etc.“ ein Subject (ich) und eine grammatische Prädicatsbestimmung (es) als Vorläuferin des logischen Prädicats (der etc.), welches durch Attraction grammatisch zu einer Subjectsbestimmung gemacht worden ist.

S. 144. §. 108 wird all „ganz“ mit whole identificirt. Wir billigen die Unterscheidung, welche Fölsing macht. „All day“ ist der ganze Tag, „the whole day“ der ganze Tag.

S. 149 nennt der Verfasser from in Ausdrücken wie from above ein Adverb. Wir sehen es als Präposition an.

S. 154. How steht in Fragen und Ausrufen, as und like in Vergleichen. — Wir vermissen die Angabe des Unterschiedes von as und like. Like kann nur gebraucht werden, wenn kein Verb folgt und kein Determinativ (as, so) vorhergeht. Like ist Adjectiv, as Conjunction. — Gleich darauf werden so und thus unterschieden; zu thus fehlen aber die erläuternden Beispiele.

S. 169 steht durch ein Versehen or — or statt nor — nor.

Bromberg. Weigand.

Vollständige englische Sprachlehre für Schulen und zum Selbstgebrauch, nach leichtfasslicher Methode bearbeitet von Dr. W. E. Peschel. Dresden, bei R. Kunze. 1861.

Die sich fast täglich mehrende Zahl englischer Grammatiken ist wohl ein Zeichen, dass wir für Schulen noch immer kein allgemein anerkannt praktisches Buch der Art besitzen, und die Lehrpläne der Realschulen bieten den Beweis für diese Behauptung, indem wir aus ihnen eine wahre Musterkarte eingeführter englischer Grammatiken entnehmen können. Ob das Bemühen des Herrn Verfassers, diese Lücke auszufüllen, den beabsichtigten Erfolg gehabt, ob er sein Ziel erreicht hat, eine englische Sprachlehre streng wissenschaftlich bearbeitet und wie sie dem praktischen Zwecke des Unterrichts entspricht, zu schreiben, das glauben wir leider nicht bejahen zu können. Noch weniger aber können wir dem Herrn Verfasser beistimmen, wenn er glaubt, ein Lehrbuch geschaffen zu haben, das nicht nur

überhaupt einen guten Grund legen, sondern besonders auch solchen dienen soll, die in Ermangelung eines guten Lehrers diesen durch Selbstunterricht zu ersetzen suchen. Ein wie missliches Ding es überhaupt mit dem Selbstunterricht in den lebenden Sprachen ist, wird der Herr Verfasser als praktischer Lehrer zu beurtheilen wissen, und es daher wohl selbst kaum für möglich halten, dass Jemand aus seinem Buche, das nur in dem Capitel von der Aussprache selbige kurz berücksichtigt, sonst aber nirgends, ohne Lehrer das Englische lesen und schreiben lernen wird. Ja um so mehr da er für die Erlernung der besprochenen Regeln bei jedem Capitel nur Uebungsstücke zum Uebersetzen aus dem Deutschen ins Englische giebt, für deren richtige Uebersetzung der Selbstlernende gar keine Controlle hat Für letzteren wie überhaupt für den Schüler wären wohl englische Uebungsstücke durchaus nicht überflüssig gewesen. Der Verfasser ist zwar hierbei, wie er meint, mit Berechnung zu Werke gegangen; denn, sagt er, der eigentliche Zweck ist ja nicht, aus der fremden Sprache in die Muttersprache zu übersetzen, sondern diese in jener wiederzugeben, und zwar in den dem Geiste der fremden Sprache eigenthümlichen Formen denken zu lernen. Damit der Schüler dies aber lerne, hätte der Herr Verfasser aus seiner Erfahrung wissen sollen, muss der umgekehrte Weg gegangen werden: der Schüler muss erst aus der fremden Sprache in die Muttersprache übertragen und an jener die betreffenden Regeln durch Vergleichung lernen, ehe er sie auf diese anwendet.

Was die Behandlung des Stoffes anlangt, so hat der Verfasser mit der Lehre von der Orthoepie und Orthographie begonnen, und darauf die Wort- und Satzlehre folgen lassen. Letztere ist übrigens nicht von der Etymologie gesondert behandelt, sondern mit dieser verbunden. Der Herr Verfasser sagt über diese Anordnung: „Dieser Lehrgang, Methode im eigentlichsten Sinne, unter passender Auswahl von Beispielen durchs ganze Buch consequent festgehalten, ist jedenfalls der natürlichste und geeignetste Weg, dem Schüler sein Lernen um Vieles leichter und fruchtbringender zu machen und unnütze Wiederholungen, somit auch grössere Anstrengungen (?) zu ersparen.“ Sollte der Herr Verfasser bei seinen Schülern Wiederholungen so unnütz gefunden haben, sollte er nicht häufig die Erfahrung gemacht haben, dass grammatische Regeln schnell in Vergessenheit gerathen, wenn sie nicht häufig wiederholt werden? Ueberhaupt können wir viele Beispiele anführen, wo wir die vom Verfasser so sehr betonte Präcision vermisst haben, wo er die „klare concise Theorie“ aus den Augen gesetzt.

So ist in dem ganzen Capitel von der Orthoepie nur an vereinzelten nebensächlichen Fällen des Accentes erwähnt, der doch sicher für die Ausspracheregeln nicht zu vernachlässigen ist. Als Beispiel, wie in der Orthoepie des Verfassers betonte Gründlichkeit zur Geltung gekommen, folge hier nur ohne Auswahl die Aussprache des A mit Weglassung jedoch der Beispiele:

A lautet 1) wie das deutsche e (a^1) in „geht,“ sobald es

a) am Ende der vorletzten Silbe eines Wortes steht,

b) wenn dem a in einem mehrsilbigen Worte ein Consonant, und diesem wiederum ein stummes e folgt, oder

c) dieses stumme e von dem a durch einen oder mehrere Consonanten (bl, br, cl, fl, ng, st etc.) getrennt ist. Eine Ausnahme ist have, dessen a wie das deutsche ä gesprochen werden muss.

2) Wie das helle und lange a (a^2) im deutschen Worte „klar,“ sobald das a vor einem zu derselben Silbe gehörenden r oder lm steht, jedoch ist dann in lm das l stumm.

3) Vor ld, lk, ll, ls, lt, auch zwischen w und r wie ein langes, dem o nahe kommendes a = oa (a^3) Ausnahme shall, wo a = ä (a^4).

4) Wie das deutsche ä (a^4) in „hätte“ vor jedem zu derselben Silbe

gehörenden andern Consonanten als bei a^2 und a^3 (l, ld, lk, ll, ls, lt, r, lm) angeführten.

Ausgenommen sind alle diejenigen Wörter, in denen ein a nach w steht (mit Ausnahme von wa¹ft, wa¹g, wa¹x), in allen diesen Wörtern klingt das a wie oa (a^3). Ferner muss noch von a erwähnt werden, dass es wie ein kurzes ä (a^1) in mehrsilbigen Wörtern lautet, die sich auf ar, ard und al endigen.

Ebenso nähert sich a dem Laute von i (e^1, i^2) in Wörtern, welche sich auf age endigen.

Das ist alles, was der Herr Verfasser von der Aussprache des A sagt. Nun finde aus diesen Regeln der Schüler oder Selbstlernende die Aussprache unzähliger Wörter, z. B. atom, baron, chamber, father, master, are, holla, Thames, parliament etc.

Dasselbe gilt für die ganze Orthoepie. Was das Capitel von der Betonung betrifft, so sagt der Herr Verfasser: „Wollte der Verfasser diese Grammatik keine theoretisch praktische sein lassen, so würde er, um die Lage des Hauptaccentes zu ermitteln, es der Theorie halber für nothwendig halten:

1) Die Wörter der englischen Sprache ihrem Ursprung nach zu classificiren und zwar a) in germanische, b) lateinische und griechische, und c) in französische und italienische etc. — Doch gehört diese genaue Erforschung mehr dem tieferen Studium der Sprache an, und würde es für den Anfänger nicht genug lusterweckend wirken, wollte man diese umfangreiche Accentforschung in diesem Buche und noch dazu ganz zu Anfang anwenden.“ Der Herr Verfasser hat es daher vorgezogen, ohne inneren Zusammenhang 18 allgemeine Accentregeln aufeinander folgen zu lassen. Ob nun aber diese geeignet sind, „lusterweckend“ zu wirken, und was überhaupt der Anfänger mit ihnen anfangen soll, begreifen wir wirklich nicht. Z. B. 1) die einfachen Wörter, germanischer Abstammung, haben den Accent auf der Wurzel. 10) Lateinische vielsilbige Wörter, die, um eine Silbe verkürzt, in die englische Sprache aufgenommen sind, haben in ihr den Hauptaccent auf der Silbe, auf welche die Engländer bei der Aussprache des Stammwortes den Nebenaccent legen (!) etc. Anerkennenswerth dagegen sind ausführliche Listen über Wörter, welche verschieden accentuirt 1) verschiedenen Redetheilen angehören, 2) verschiedene Bedeutung haben; ferner der hauptsächlichen Homonymen und der gleichgeschriebenen, doch nach der Bedeutung anders lautenden Wörtern. Auch die Liste der Abkürzungen ist recht ausführlich (14 Seiten). Mit einer Leseübung (The English language von O. Addison, ohne Accent und Aussprachebezeichnung) schliesst die erste Abtheilung.

Die zweite Abtheilung enthält gleichzeitig Wort- und Satzlehre mit dem Artikel beginnend. Jedem Capitel ist ein deutsches Uebungsstück zur Uebersetzung hinzugefügt, in dem die noch nicht bekannten Vocabeln unter den betreffenden deutschen Wörtern stehen. Auch können wir dem Herrn Verfasser in Bezug auf diese Uebungen nicht beipflichten, wenn er von seinem Buche sagt, er habe sich eifrig bemüht, das was massenhaft, oft roh, verworren und weniger logisch verbunden vor ihm lag, gehörig zu sichten und zu durchdringen, das Brauchbare davon gleichsam in sein System aufzunehmen, und das Ganze nach seiner schon seit Jahren geübten Lehrmethode klar, fasslich und übersichtlich in einem mehr natürlichen Fluss und Guss darzustellen, dergestalt, dass im Unterricht dem Lehrer wie dem Lernenden die mühevolle Arbeit wesentlich vereinfacht und erleichtert, und der gemeinsame Zweck Beider um so fasslicher, rascher und sicherer erreicht werden kann. Das erste Uebungsstück enthält z. B. folgende Sätze: Die Sonne scheint bei Tage und der Mond in der Nacht. Im Süden von Amerika giebt es viele Plantagen. Die Babingtone sind ein altes Geschlecht. Auf

den Alpen wachsen viele heilsame Kräuter etc. Der Schüler hat nur die markirten Wörter zu übersetzen, alle anderen sind unter dem Texte angegeben.

Die Mehrzahlbildung ist sehr ausführlich mit allen Ausnahmen etc. angeführt; überhaupt sind die Capitel: Hauptwort, Fürwort und besonders Zeitwort sehr reichhaltig. Ebenso ausführlich (26 Seiten) ist die Liste der Zeit- und Eigenschaftswörter, die „bestimmte Präpositionen nach sich ziehen."

Wenn gleich wir dem Buche seinen Werth als praktisches Schulbuch absprechen müssen, so kann es seines reichen Stoffes wegen vorgerückten Schülern zum Nachschlagen wohl empfohlen werden, und liesse es sich daher für obere Classen, in denen der beschränkten Zeit wegen die Grammatik grösstentheils nicht mehr in besonderer Stunde behandelt wird, wohl verwenden. Nur wäre es überhaupt wünschenswerth gewesen, wenn der Herr Verfasser dem Buche ein ausführliches Register hinzugefügt hätte.

Dr. Muret.

Studien über das englische Theater, von Moriz Rapp, erste und zweite Abtheilung, Tübingen 1862, Verlag der H. Laup'schen Buchhandlung.

Der Verfasser dieses Buches, welcher unsern Lesern bereits als geübter Uebersetzer und Beurtheiler englischer Dramen (Shakspeare's Schauspiele von Keller und Rapp, Stuttgart in der Metzler'schen Buchhandlung) vortheilhaft bekannt geworden ist, bietet in diesen seinen Studien einem künftigen Geschichtsschreiber des englischen Theaters ein reiches Material, schätzenswerthe Beiträge sowohl in theoretischer als geschichtlicher Hinsicht. Wenn er der deutschen Nationalität überhaupt die Theorie und in der Theorie die Geschichte der Kunst und so einer deutschen Kraft auch die Geschichtschreibung des englischen Theaters zuweist, so wird ihm Jeder gern beistimmen, der unbefangen die Entwicklung und die öffentliche Würdigung des englischen Bühnenlebens vor und nach Shakspeare verfolgt hat, und wir können den Wunsch nicht unterdrücken, dass die Gunst der Umstände den Verfasser, der die hohe Bedeutung dieser Kunsterscheinung erkannt und ihr schon so viele Kräfte zugewandt hat, bald in den Stand setzen möchte, sie zu seinem ausschliesslichen Studium zu machen, damit an die Fülle des Materials sich ein chronologisches Studium der dramatischen Literatur Englands schliessen könne. Dann würden seine kritischen Leistungen durch die Darstellung des organischen und historischen Zusammenhangs von noch höherer Bedeutung und den Arbeiten seiner kritischen Vorgänger Lessing und Schlegel noch mehr an die Seite zu setzen sein, ja, wir zweifeln nicht daran, dieselben, nach sorgfältiger Benutzung des von Andern und von ihm selbst bereits Gegebenen, sehr überflügeln. Zunächst wird eine dritte Abtheilung dieser Kritiken und Charakteristiken in Aussicht gestellt. Von den zwei vorliegenden Abtheilungen kennen wir die erste aus den Jahrgängen des Archivs 1854, 1855 und 1856. Sie umfasst hier 182 Seiten, und die zweite Abtheilung, welche im Jahre 1861 geschrieben ist, reicht bis ans Ende des Buches. Da wir uns das durchgreifende Urtheil über das ganze Vorhaben bis nach Vollendung desselben vorbehalten müssen, so genügt es für jetzt, der Uebersicht wegen, den Inhalt dieser beiden ersten Abtheilungen anzugeben, damit der Leser mit einem Blicke überschaue, was er in denselben zu suchen und zu finden hat.

Den Anfang von der ersten Abtheilung machen 1) die 1838 in

Basel gedruckten Miracle plays von W. Marriot, 2 Chester Miracle plays, 3 Coventry Miracle plays und 6 Townley Miracle plays, denen sich God's promises von John Bale anschliessen.

2) Die in den Jahren 1825—1827 in zwölf Bänden erschienene Collection of old plays von Dodsley. Sie enthält Stücke von 42 Verfassern, deren Namen wir beisetzen: Norton, Sackville, Edwards, Lily, Rid, Marlow, Decker, Marston, Chapman, Jonson, Tourneur, Machin, Markam, Wilkins, Middleton, Barry, Webster, Tailor, Haywood, Cook, Tomkins, Rowley, Lodge, May, Green, Davenant, Nash, Nabbes, Randolph, Mayne, Habington, Shakerley, Marmion, Suckling, Cartwright, Brome, Peel, Davenport, Killegrew, Tuke, Digby, Fletcher.

3) Die in 6 Bänden zu London 1814—1815 erschienenen Old English plays von Marlowe, Lily, Marston, Decker, Chapman, Middleton, Rowley, Webster und Haywood.

4) Die erste Hälfte der Publicationen der Shakspeare-Society, 6 Stücke von Haywood und 1 von Munday.

5) Die Works of Beaumont and Fletcher, 14 Bände nach der Weber'schen Ausgabe, Edinburg 1812. Die Verfasserschaft von 10 Stücken ist zweifelhaft und die coronation, Seite 93 ist von Shirley.

6) Pseudoshakspeare, a) aus Ford's Werken, Ausgabe von Weber in 2 Bänden, Edinburg 1811, 7 Stücke von Ford, 1 von Ford und Decker und 1 von Rowley, Ford und Decker, b) 5 Stücke von Massinger nach der Ausgabe von Gifford, c) 2 Stücke nach der Ausgabe von Delius, Elberfeld 1854 und 1855.

7) 2 Stücke von Milton und 8 von Otway.

8) 8 Stücke von Sheridan und eben so viele von Byron.

9) Der Publicationen der Shakspeare-Society zweite Hälfte: 1 Stück von Haywood, 1 von Udall, 3 von Norton und Sackville, 1 von Decker, Chattle und Haughton und 5 vermeintlich von Shakspeare.

10) Marlow (Ausgabe von Dyce, London 1850, 3 Bände) und Middleton von demselben Herausgeber, London 1840, 5 Bände: a) 8 Stück von Marlow und 1 von Marlow und Nash, b) 11 von Middleton, 2 von Middleton und Rowley und 1 von Middleton, Rowley und Massinger.

B. Mittelenglisches Theater.

11) 6 Stücke von Dryden, 2 von Lee, 1 von Dryden und Lee, 1 von Shadwell, 1 von Crown, 1 von Rowe, 5 von Congreve (Ed. London 1710, 3 Bände), 3 von Addison (Ed. London 1777, 2 Bände) und 1 von Ravenscroft.

C. Neuenglisches Theater.

12) 10 Stück von Garrick, 12 von Foote, 4 von Fielding, 1 von Smollet, 6 von Murphy, 1 von Thomas Sheridan, 3 von Coleman, 2 von Dodsley, 1 von Reed, 2 von Bickerstaff und 1 von Kelly.

13) Colley Cibber, Ed. London 1760, 4 Bände, 16 Stücke.

Zweite Abtheilung. A. Altenglisches Theater, 1) Shakspeare a) 5 Trauerspiele, b) 4 romantische Schauspiele, c) 7 Lustspiele, d) 4 mimische Schauspiele, und e) 2 satirische Schauspiele, f) die historischen Schauspiele und zwar aus der ersten Periode 3 englische Historien, aus der zweiten Periode 4 englische Historien, und aus der dritten Periode 3 römische Historien; und g) zweifelhafte Jugendstücke: Titus Andronicus, Pericles und The birth of Merlin.

2) Ben Jonson (Ed. London 1716, 6 Bände), 17 Stücke und

3) Massinger (Ed. Gifford, London 1805, 4 Bände), 12 Stücke.

B. Mittelenglisches Theater.

1) Wycherley (Ed. London 1713), 4 Stücke.

2) Farquhar (Ed. London 1714), 7 Stücke.

3) Vanbrugh (Ed. Leighhunt), 8 Stücke.

4) Steele (Ed. London 1717), 8 Stücke.

5) Lillo (Ed. Davies, London, 1810, 2 Bände), 8 Stücke, und
6) Rowe (Ed. London 1792, 2 Bände), 8 Stücke.
C. Neuenglisches Theater.
Longfellow 1 Stück: The Spanish student, ein dramatisches Gedicht des bekannten amerikanischen Lyrikers und Epikers. — Dieses ist der umfangreiche stoffliche Inhalt dieses historisch-kritischen Werkes, der formelle zeichnet sich durch Kürze und Schärfe der Urtheile aus, welche durch Vergleichungen mit in- und ausländischen Dramen uns noch überzeugender werden.

Manuel de la littérature française des XVIIe, XVIIIe et XIXe siècles ou choix de morceaux classiques des meilleurs poëtes et prosateurs français accompagnés de notices biographiques et de notes par C. Ploetz. Berlin, chez F. A. Herbig. 1862.

Bei einem neuen Schulbuch ist die erste Frage die nach der Berechtigung seines Erscheinens. Und diese Frage, für deren Beantwortung schon die mehrfache Einführung der vorgenannten Chrestomathie in öffentliche Lehranstalten ein beachtenswerthes Votum abgiebt, muss Referent mit vollster Entschiedenheit bejahen. Selten vielleicht hat ein neues französisches Schulbuch den veränderten Bedürfnissen des Unterrichts so vollständig entsprochen, wie das vorliegende.

Auch der französische Unterricht in unseren Schulen hat seine Geschichte, hat seine historische Entwicklung, wie die Schulen selbst. Hat sich auf unsern Gymnasien die Berechtigung der französischen Sprache, die als Weltsprache einen so bedeutenden Einfluss auf unsere Literatur, wie auf unsere Sprache, etwa seit der Mitte des XVII. Jahrhunderts gewonnen hat, schon vor länger als anderthalb Jahrhunderten — sie erscheint facultativ, so weit des Referenten Kenntniss reicht, zuerst in Ilfeld und den sächsischen Fürstenschulen, dann als ordentlicher Lehrgegenstand in Cottbus, Erlangen u. s. w.*) — geltend gemacht, so hat sie auf unsern Realschulen, seit dieselben als allgemeine höhere Bildungsanstalten, im Besondern in Preussen, den Gymnasien zur Seite getreten sind, eine noch umfassendere Bedeutung. Diese Bedeutung wird dadurch erhöht, dass man den Werth derselben auch für die sogenannte formale Bildung mehr und mehr würdigen gelernt hat. Man hat es wohl sonst als einen Vorzug der altclassischen Sprachen angesehen, dass sie für diese formale Bildung (man nennt sie bekanntlich auch die logische oder grammatisch-logische) einen erheblichen Vorsprung vor den neueren Sprachen hätten, und man hat darin geirrt. Heut zu Tage kann wohl nur die Ungründlichkeit den alten Sprachen den Vorrang an Regelmässigkeit vor den modernen zuerkennen, wohl nur das Vorurtheil den noch im Hessen-Darmstädtischen Studienplan von 1834 sogenannten synthetischen Charakter der alten Sprachen, dem missbräuchlich analytisch genannten des modernen Sprachbaues in formaler Hinsicht erheblich vorziehen.**)

---

*) Die historischen Détails hat Referent soeben in seinem Aufsatz über das Maturitäts-Examen in Nro. 7 und 8 des Pädagogischen Archivs gegeben.

**) Den Unterschied machte schon Schmitthenner 1839 lächerlich. Referent, der seinerseits fast 12 Jahre lang den französischen Unterricht in allen Classen zweier Gymnasien und länger als 24 Jahre den

während ein tieferes Eingehen auf ihre linguistische Gestaltung selbst den Ersatz für die Feinheit der Entwicklung der antiken Sprachen nach einer Richtung in der Entwicklung der modernen nach anderen Richtungen hin, wahrlich nicht vermissen lässt. Und wenn es noch heute an Solchen nicht fehlen mag, die gegen diese einfache Wahrheit pro aris et focis kämpfen zu müssen glauben, so sind wir doch jedenfalls so weit, oder könnten wenigstens Alle nunmehr so weit sein,*) zu wissen, dass der Werth einer cultivirten Sprache für formale Bildung weit weniger von ihrem Bau, als von der Art ihrer Behandlung im Unterricht abhängt.

Ein wenig anders liegt allerdings die Frage, wenn wir ausschliesslich oder vorzugsweise den Werth der alten Literatur für die Jugendbildung ins Auge fassen. Aber auch hier ist das Extrem, das einst von K. Fr. Hermann in der Eröffnungsrede der 13. Versammlung der deutschen Philologen und Schulmänner (1852) geltend gemacht wurde, dass die altclassische Philologie durch die Beschäftigung mit den Bildungselementen der jugendlichen Menschheit ipso iure einen Theil der höheren Pädagogik ausmache und daher der Philolog als geborner Pädagog gelten und jeder Pädagog durch die Schule der classischen Philologie hindurchgegangen sein müsse, wohl längst verurtheilt, wenn es auch trotz der in ihm liegenden Willkürlichkeit der Anwendung des Similia similibus und des unsicheren Parallelismus einer nur im Hellenen- und Römerthum sich spiegelnden Jugendlichkeit der Menschheit und der Jugendlichkeit der eines erziehenden Unterrichts bedürftigen Schüler — von denen wir, die Elementarschulen mitberücksichtigt, doch nur einen kleinen Bruchtheil, und auch diesen grösstentheils unvollkommen mit der lateinischen und griechischen Literatur grossziehen können — noch einen und den andern Anhänger für sich hat. Dürfen wir also von diesem Extrem absehen, so kann nur noch die Meinung Derer in Betracht kommen, die in gemässigterer Weise die bildende Kraft der modernen Literaturen herabsetzen. Roth z. B. im 2. Bande seiner kleinen Schriften formulirt seine Auffassung dahin, dass wir der Jugend die Poesie schuldig sind, welche in keiner der uns bekannten Zeiten so sehr das ganze Leben durchdrungen habe, wie in der Periode des Alterthums: jene Jugend der Welt stehe mit der Jugend des Menschen in einer besonderen Verwandtschaft. Aber auch bei dieser Auffassung wird die Poesie des deutschen Mittelalters, die des alten Testaments, die der Neuzeit nicht bloss willkürlich zurückgesetzt, weil sie angeblich nicht so sehr das ganze Leben des Volkes, unter dem sie entstand, durchdrungen habe, sondern auch der erziehende Werth der alten Literatur zu einseitig in das Aufsäugen der Jugend mit ihren Idealen gelegt. Und, auch davon abgesehen, lässt sich mit viel mehr Fug und Recht die Wahrheit geltend machen, dass selbst der ästhetische Werth namentlich unsrer vaterländischen Literatur doch keineswegs hinter dem der alten soweit zurücksteht, wie immerhin die moderne Plastik der antiken, lässt sich überdies die so viel grössere Zugänglichkeit der modernen, überall durch den germanischen Charakter des europäischen Mittelalters

---

in den alten Sprachen an drei Gymnasien ertheilt hat, hat sich über die Geringfügigkeit dieses Unterschiedes für den Zweck der formalen Bildung schon mehrmals in der Mützell'schen Zeitschr. für das Gymnasialwesen (z. B. 1858 S. 310—325) und neuerdings auf Anlass einer in der Braunschweiger Philologen- und Schulmänner-Versammlung von 1860 von ihm gestellten Thesis auch im Pädagogischen Archiv (1861 Nro. 1 S 1—20) ausführlich ausgesprochen.

*) Für diesen Satz hat die moderne Didaktik bekanntlich seit dem Beginn der Sturm- und Drangperiode der vierziger Jahre dieses Jahrhunderts gekämpft. Ihn stellte zuerst, obwohl schwankend, Bernhard Thiersch auf (Das Gymnasium und das XIX. Jahrh. Dortm. 1841 S. 11).

gefärbten Literaturen für unsre poetische Auffassung in die Wagschaale legen, während sie zugleich so unendlich zahlreichere und unentbehrliche Momente für unsre intellectuelle Bildung darbieten.

Glücklicher Weise kommt bei der grossen Misslichkeit, den Werth der antiken und modernen Literaturen für die Jugendbildung so in Pausch und Bogen zu vergleichen, nicht bloss nach des Referenten Dafürhalten auf einen solchen Vergleich nichts an. Auf diesem Boden liegt überhaupt nicht der Schwerpunkt der Frage, ob für unsere Gesammtbildung die antike oder die moderne Literatur zu bevorzugen sei. Sein Fundament ist die Ausdehnung oder die Tiefe, die wir dieser Bildung, je nach ihrer secundären Bestimmung, geben. So können unsere Gymnasien der modernen Literatur nicht entrathen, während die Realschulen darin mit Recht den Haupttheil ihrer sogenannten „ethischen“ Fächer gefunden haben. Und diese Erkenntniss, die in der Gegenwart so entschieden Platz gegriffen hat, ist auch für die Frage, in welcher Art die Lectüre des Französischen auf beiden Arten von Anstalten getrieben werden soll, die allein massgebende.

Nichts ist natürlicher, als dass die Gymnasien, die ihre Schüler mit einer ausreichenden Kenntniss der französischen Sprache auszurüsten haben, von der Literatur ihnen in jedem Falle nur Fragmente bieten können, als das Hauptschulbuch für die Lectüre eine wohlgeordnete Chrestomathie benutzen, während die Realschulen, wenn sie auch namentlich in den oberen Classen umfänglichere Literaturerscheinungen — bekanntlich wählt man sie in der Regel aus den Werken von Florian, Fénelon, Bernardin de St. Pierre, Marmontel, Montesquieu, Ségur, Michaud, Voltaire, Chateaubriand, Molière, Racine, Delavigne — den Schülern zuführen, doch daneben der Umfänglichkeit einer die Literaturkenntniss ergänzenden Chrestomathie nicht entrathen können.

Für die Auswahl umfänglicherer Stücke der Literatur dienen ausser zahllosen Specialausgaben bekanntlich bereits eine hinreichende Anzahl von Sammlungen. Referent erinnert an die vielgebrauchte von der Theissing'schen Buchhandlung in Münster edirte Sammlung, an die von Schlesinger in Berlin veranstaltete, an Schwalb's (bei Bädeker in Essen erschienene) Bibliothèque choisie de la littérature française en prose und Élite des classiques français avec les notes des meilleurs commentaires, an die Voigt'- und Günther'sche in Leipzig unter Redaktion von Fiebig und Leportier seit 1854 herausgegebene Sammlung mit Commentaren u. a. dergl. Unter den vorhandenen Chrestomathien aber kennt Referent keine, die er für Gymnasien mit gleicher Entschiedenheit zu empfehlen im Stande wäre, wie die vorliegende. Sehen wir von Chrestomathien ab. die in Frankreich erschienen sind und demzufolge auf das Bedürfniss deutscher Schulen gar nicht Rücksicht nehmen, wie die von Noël und Laplace, imgleichen von den zahllosen kleineren, zumal älteren, Sammlungen dieser Art, die in oberen Classen nicht füglich zu brauchen sind, weil ihr Inhalt oder Umfang nicht ausreicht, so dürfte keine für das Bedürfniss der Gymnasien so gut berechnet sein, wie die vorliegende Arbeit. Das bekannte Werk von Ideler und Nolte, das der früh verstorbene, mit einer in seltener Weise vielseitigen Kenntniss ausgerüstete Sohn des Ersteren, Julius Ludwig Ideler, zum Abschluss gebracht hat, ist für Realschulen, die daneben ganze Literaturproducte lesen wollen, zu umfänglich, nur für Gymnasien, wenn man die alte Literatur fallen lässt und namentlich aus Band I. und II. einen grossen Theil der Stücke der Privatlektüre überweist, anwendbar, aber freilich auch für diese zu kostspielig. Mager's vielgelesenes Werk theilt diesen Fehler. Menzel's Buch enthält Proben von zu wenigen Schriftstellern und schliesst überdies die poetische Literatur aus, für welche dann noch etwa Kaumann's Sammlung (Leipzig 1834) zu Hülfe genommen werden müsste. Haag's Lectures (zuerst 1834), die den Namen einer Chrestomathie ausdrücklich von sich weisen, sind mehr eine Sammlung von Stilproben, als ein Hülfsbuch für die Lite-

ratur, wozu vornämlich die biographischen und literarhistorischen Einleitungen fehlen. Die ausgezeichnete Sammlung von Herrig und Burguy (1856), deren literarhistorische Uebersichten nach Perioden und einzelnen Zweigen der Literatur so vortrefflich sind, ist für Realschulen vorzüglich brauchbar. Für Gymnasien ist, wie Referent glaubt, das literarhistorische Interesse zu stark berücksichtigt, z. B. zu viel Raum den ältesten Erscheinungen der Literatur von überwiegend sprachgeschichtlicher Bedeutung gewidmet. Analysen der Werke fehlen, so zu sagen, ganz, die Zahl der Schriftsteller ist verhältnissmässig gross, die Stücke sind im Durchschnitt kürzer. Der Druck ist für manches Auge zu angreifend.

Das vorliegende Werk von Plötz erreicht den doppelten Zweck, die wichtigsten Schriftsteller kennen zu lehren und zugleich eine hinreichende Anzahl interessanter und abwechselnder Abschnitte aus der Poesie und Prosa der Lectüre zu bieten, auf die zweckmässigste Weise, indem es die Zahl der Schriftsteller auf 50 und einige beschränkt — eine Anzahl anderer Literaturerscheinungen, z. B. Cousin S. 558, Marot, Rabelais S. 124, sind gelegentlich in den Anmerkungen besprochen — charakterisirende Lebensbeschreibungen und literarhistorische Einleitungen voranschickt, erläuternde Analysen der Werke und erklärende Anmerkungen (Alles in französischer Sprache) den gewählten Stücken beigiebt, den ersten Zweck auf das Vollständigste, während es doch zugleich die Abschnitte nicht zu gross auswählt, um der Abwechslung dienen und zugleich solche Stücke geben zu können, die nicht zu viel erklärende Anmerkungen brauchen. In den Einleitungen werden weder lange Nomenclaturen, noch fertige Urtheile dem Schüler geboten, wohl aber für den Unterricht die Mittel gegeben, den Schüler selbst urtheilen zu lassen, was sich in dem gegebenen Stücke finden und was sich ihm abgewinnen lässt. Die älteste Literatur ist, obwohl die Sammlung mit Corneille beginnt, doch nicht völlig ausgeschlossen. Unter Villemain (p. 552 ff.) und Nisard (p. 700 ff.) sind einige von ihnen angeführte Proben aus Villehardouin, Joinville, Montaigne u. a. eingefügt. Die classische Zeit des XVII. und XVIII. Jahrhunderts ist reichlich vertreten, von den modernen Schriftstellern sind die Hauptrepräsentanten der sogenannten romantischen, wie der classischen Schule vorgeführt. Besonders sind solche Schriftsteller benutzt, aus deren Werken das Herkommen die Jugendlectüre wählt, so le Sage, (p. 279—303), La Fontaine (p. 124—133), Voltaire (p. 326—388), daneben Corneille (1—45), Racine (163—208) u. s. w.

Dass es dabei dem Verfasser ein paar Mal begegnet ist, dasselbe Stück, wie einer seiner Vorgänger zu wählen, dafür kann er — den Eindruck macht die markirte Selbständigkeit der gesammten Auswahl — so wenig, als diese. In einem solchen Falle hatte sein Vorgänger gewiss gut gewählt.

Neben der Festigkeit, mit welcher der Zweck der Sammlung im Auge gehalten wird, gereicht die strenge Wahrung ihres Charakters als Schulbuch, die sie selbst für Töchterschulen eignet, das correkte Französisch der Zusätze des Herausgebers, die Sorgfalt, die auf die Orthographie und die Richtigkeit des Druckes verwandt ist, desgleichen die Ausstattung des Buches, dessen das Auge schonender Druck an Fettigkeit der Lettern noch die Schwalbe'schen Récits übertrifft, endlich der mässige Preis ($1^1/_3$ Thaler für 48 Bogen in gr. 8°) dem Buche zu besonderer Empfehlung.

Prof. Dr. Kühnast.

Le Brésil littéraire. Histoire de la littérature brésilienne suivie d'un choix de morceaux tirés des meilleurs auteurs brésiliens. Von Dr. Ferd. Wolf. Berlin, 1863. 8. Asher und Co.

Dem Verfasser ist es vor allen Dingen darum zu thun gewesen, zu zeigen, dass Brasilien seit der Unabhängigkeitserklärung eine eigenthümliche Literatur besitzt, welche so bedeutend geworden ist, dass sie die Aufmerksamkeit des Gebildeten in hohem Grade in Anspruch zu nehmen berechtigt ist.

Es ist kaum nöthig, zu sagen, dass man sich unter brasilianischer, ebenso wie unter nordamerikanischer Literatur keine schriftstellerischen Versuche in den Indianersprachen vorstellen darf, sondern Geisteserzeugnisse, die zwar in einer europäischen Sprache verfasst sind, aber durch politische und geographische Verhältnisse eine bestimmte Färbung erhalten haben. Die brasilianischen Schriftsteller schreiben also portugiesisch, und diesem Umstand ist es zuzuschreiben, dass man lange Zeit den Producten ihrer Feder keinen selbständigen Platz neben den spezifisch portugiesischen hat einräumen wollen. Wir werden gleich sehen, dass die Literatur Brasiliens jetzt stofflich ziemlich selbständig steht und quantitativ wie qualitativ sich mit den kleineren europäischen vollständig messen darf. Bemerkenswerther noch ist vielleicht diese Entwicklung der brasilianischen Literatur durch den Umstand geworden, dass in sämmtlichen spanisch-amerikanischen Republiken keine Spur von Geistesleben zum Vorschein kommt, die Brasilianer also in Südamerika ganz isolirt stehen. Da der Gegenstand des von mir angezeigten Werkes so überaus neu ist, so wird es erwünscht sein, etwas über den Inhalt desselben zu hören.

Der Verfasser hat historisch ganz richtig seine Literaturgeschichte Brasiliens in 5 Epochen eingetheilt.

In der ersten, die von der Entdeckung Brasiliens bis zum Ende des 17. Jahrhunderts reicht, herrscht im Allgemeinen, so weit die ganz unfertigen Zustände der neuen Colonie literarische Versuche überhaupt gestatten, eine knechtische Nachahmung portugiesischer und spanischer Muster. Die Bevölkerung Brasiliens, die meist aus Abenteurern besteht und die grösste Mühe hat, sich gegen die Indianer zu behaupten, dachte natürlich an Poesie nicht; dagegen erwerben sich die jesuitischen Missionäre ein grosses Verdienst um die Cultur, indem sie Schulen gründen und die Aufführung von eigens dazu verfassten, in indianischer und portugiesischer Sprache geschriebenen geistlichen Schauspielen begünstigen. Auf sie folgen die ersten in Brasilien geborenen Dichter, Beuto, Teixeira, Pinto und besonders die Brüder Mattos, Verfasser von religiösen und satirischen Gedichten.

In der zweiten Epoche, welche die erste Hälfte des 18. Jahrhunderts umfasst, verbreitet sich die literarische Cultur immer mehr; es werden literarische Vereine oder Akademien gegründet, aber, trotz einiger Anläufe zur Emancipation, besteht noch die einfache Nachahmung portugiesischer und spanischer Muster. Die Poesie nimmt ausserdem, in Folge der Ernennung eines in Bahia residirenden Vicekönigs einen wesentlich panegyristischen Charakter an. Indessen ist hier ein im Ganzen origineller Dichter zu nennen, der Jude Antonio José da Silva, Verfasser von Stücken, welche die grösste Aehnlichkeit mit den Offenbach'schen Operetten haben. Dieser bedeutende Schriftsteller wurde von der Inquisition in Lissabon zum Feuertode verurtheilt.

Die dritte Epoche umfasst die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts.

Die Dichterschule von Minas-Geries, von dem immer mächtiger werdenden Wunsche nach Emancipation von dem Mutterlande beseelt, lässt sich zu einer Verschwörung gegen die portugiesische Regierung verleiten. Diese wird entdeckt, und die meisten Schriftsteller dieser Schule müssen für ihr Vorhaben im Gefängniss oder in der Verbannung büssen. Aus diesen Unabhängigkeitsgedanken entstehen dann die ersten wirklich originellen brasilianischen Dichtungen, und sonderbarer Weise sind es Heldengedichte, eine Lieblingsgattung der Brasilianer, deren Pflege, wie zu erwarten steht, zu den unglücklichsten Versuchen führen musste.

Als Hauptdichter dieser Periode sind zu nennen José Basilio da Gama, Santa Rita Durao, Verfasser von umfangreichen epischen Gedichten, und der lyrische Dichter Gonzaga.

Die vierte Epoche reicht vom Anfang des 19. Jahrhunderts bis zum Jahre 40. Besonders in Folge der Versetzung des portugiesischen Thrones nach Brasilien und der späteren Unabhängigkeitserklärung des Landes entsteht in der Literatur eine förmliche Umwälzung, die durch den Einfluss der französischen Romantiker und der englischen Literatur ihren Abschluss erhält. In dieser Zeit entwickeln sich die bedeutenden brasilianischen Kanzelredner, welche, da die Brasilianer immer eine bedeutende Vorliebe für die geistliche Beredtsamkeit gehabt haben, einen sehr geeigneten Boden finden. Hierher gehören Sovza Caldas, San Carlos, Ottoni und besonders Monte Alverne, während die anderen Zweige der Literatur nichts weniger als vernachlässigt werden.

In der fünften Epoche entledigt sich endlich die brasilianische Literatur unter dem Einfluss der Romantiker und des immer mehr zur Geltung kommenden Nativismus aller Fesseln. Es fehlte nur noch ein Mann, der die Form befreien sollte, nachdem der Geist frei geworden war. Dieser Mann war Magalhaes, das Haupt der wahrhaft nationalen Schule, jetzt Gesandter in Wien. Nachdem er eine Sammlung lyrischer Gedichte, welche sich namentlich durch die Form von früheren derartigen Versuchen unterscheidet; ferner ein Gedicht in 8 Gesängen über den Tod seiner Söhne herausgegeben hatte, trat er mit einem der Bund der Tamoyos betitelten Epos an die Oeffentlichkeit, worin er die Kämpfe zwischen den Eingeborenen und den Portugiesen um den Besitz der Bai von Rio de Janeiro schildert. Ich habe schon erwähnt, dass die Brasilianer wie die Portugiesen von jeher eine besondere Vorliebe für das Epische gehabt haben. Dabei wird es jetzt kaum noch bestritten, dass unsere reflectirende Zeit diese Dichtungsart so zu sagen unmöglich macht. Selbst wenn wir aber zugeben, dass in unseren Tagen ein echtes Volksepos möglich wäre, so sind gewiss die amerikanischen Völker am allerwenigsten in der Lage, diesen Literaturzweig zu pflegen. Ohne ältere und sagenhafte Geschichte, ohne mythische Nationalhelden, bleibt ihnen nichts Anderes übrig, wenn sie ihrer genannten Vorliebe huldigen wollen, als ihre Stoffe der europäischen Geschichte zu entnehmen. Das gestattet aber der blinde Nativismus, in Brasilien namentlich, durchaus nicht. Dort scheint seit der Unabhängigkeitserklärung derselbe gedankenlose Hass gegen alles Portugiesische zu herrschen, wie er etwa in Ungarn gegen die Deutschen zu Tage tritt.

Die Brasilianer haben sich in die Vorstellung hineingelebt, als ob sie mit dem Mutterlande gar nichts gemein hätten, und lieben es, sich als die Nachkommen derselben Indianer auszugeben, welche sie aus ihrer Heimath vertrieben und mit welchen sie wahrscheinlich nicht glimpflicher umgegangen sind, als die Nordamerikaner. Als diese gegen alle Geschichte widerstreitende Vorstellung sich einmal festgesetzt hatte, war das nationale und mythische Heldenthum gefunden, welches zu einem wahren Volksepos unerlässlich ist, und Magalhaes folgte nolens volens diesem gegebenen Impulse.

Ebenso wie es bei uns oft vorgekommen ist, dass Dichter in ihrem Leben darbten, die gleich nach ihrem Tode berühmt wurden und denen man um die Wette Statuen errichtete, sahen sich in Brasilien diese verachteten Geschöpfe, die Indianer, plötzlich zu gefeierten Volkshelden erhoben und ihre Waffenthaten gegen die ersten Ansiedler von den Nachkommen derselben in gebundener oder ungebundener Rede verherrlicht. — In dieser Beziehung scheinen uns die Nordamerikaner viel naturgemässer verfahren zu sein. Ohne die poetischen Seiten in dem Leben der Eingeborenen zu verkennen, haben sie sich doch gehütet, sie zu Nationalhelden zu stempeln. Sie haben sich mit dem Epos unserer Zeit, dem Roman, begnügt, und die Freiheitskämpfe der Indianer doch mindestens ebenso ergreifend geschildert, als ihre südamerikanischen Nachbarn. — Wie dem auch sei, ist es nicht zu verkennen, dass Magalhaes seinen Stoff trotz der ungünstigen Verhältnisse in einer Weise verarbeitet hat, die ihm zur grössten Ehre gereicht. Sein Gedicht ist voll der grössten Schönheiten, wie die mitgetheilte Analyse es überzeugend beweist. Der vierte Gesang namentlich, den der Verfasser unseres Buches im Original vollständig mittheilt und der durch die Treulosigkeit der Portugiesen herbeigeführte Untergang der Anführer der Tamoyos dürfen sich an die Seite der bessten neueren derartigen Erzählungen stellen.

Nicht bloss in der lyrischen und epischen Dichtung ist übrigens Magalhaes epochemachend aufgetreten. Seine Dramen und Romane haben auch mit Recht die grösste Aufmerksamkeit erregt. Nachdem Magalhaes einmal die Bahn gebrochen hatte, traten zahlreiche Schriftsteller in seine Fusstapfen, die alle namentlich anzuführen die Grenzen der gegenwärtigen Mittheilung bei Weitem überschreiten würde. Ich werde mich daher begnügen, die hervorragendsten anzuführen. Zunächst Aranjo Parto-Alegre, gegenwärtig brasilianischer General-Consul in Berlin, und Verfasser von einem Epos, Colombo, und von brasilianischen Naturschilderungen, Brasilianas; dann Gonçalves Dias, mit seinen Schilderungen des brasilianischen Lebens, endlich Macedo, welcher ein längeres lyrisch-episches Gedicht, A Nebulosa, herausgegeben hat, dessen Inhalt vom Verfasser unseres Buches mitgetheilt wird.

Es sei schliesslich angeführt, dass nach Magalhaes' Vorgange alle Gattungen der dramatischen Poesie, der Roman und die Novelle gegenwärtig mit grösserem oder geringerem Erfolge in Brasilien gepflegt werden.

Ein Herr von Varnhagen, den ich des Namens wegen anführe, hat eine, wie es scheint, treffliche Geschichte von Brasilien geschrieben.

Was das von mir besprochene Buch selbst anbetrifft, so hat es zunächst ein Verdienst, welches ihm Niemand absprechen wird, das der Neuheit. Die brasilianische Literaturgeschichte ist von den Portugiesen immer höchstens als ein Anhang zu ihrer eigenen behandelt werden, während die Einheimischen bis jetzt nur Versuche geliefert haben. — Es ist ausserdem der ausserordentliche Fleiss des Verfassers hervorzuheben. Wenn man bedenkt, dass Herr F. Wolf genöthigt gewesen ist, fast sämmtliche Werke der brasilianischen Schriftsteller mit grossem Zeitverlust kommen zu lassen und ein grosses ungesichtetes Material zu ordnen, so wird man nicht umhin können, seine Literaturgeschichte als ein Denkmal deutschen Fleisses und deutscher Ausdauer anzuerkennen. Sein Buch enthält in dem Umfange von 240 Seiten ungeheuer viel, ich möchte sogar sagen zu viel. So wenig ich eine solche Literaturgeschichte liebe, die sich nur in allgemeinen Ausdrücken bewegt, so glaube ich indessen, dass der Verfasser manche Einzelnheiten hätte weglassen können, welche die Uebersicht nur erschweren.

Er schreibt übrigens ganz sachgemäss. Jede Periode fängt mit einem Blick auf den allgemeinen politischen und literarischen Zustand Brasiliens an. Dann kommen die einzelnen Schriftsteller, auf deren Namen unmittel-

bar die Angaben über ihr Leben und dann die Anführung und Beurtheilungen ihrer Werke folgen. Innerhalb einer jeden Periode hat er ausserdem die einzelnen literarischen Gattungen getrennt behandelt. Was den zweiten Theil der Arbeit betrifft, welcher eine Auswahl aus den Werken der brasilianischen Schriftsteller enthält, so muss ich leider die Beurtheilung desselben Jemandem überlassen, der des Portugiesischen kundiger ist als ich selbst. Der Verfasser des Buches hat sich darin als ausgezeichneter Literaturhistoriker bewährt und es ist sehr zu hoffen, dass er auf diesem Wege beharren wird. Möge das besprochene Werk in Europa wie in der neuen Welt die verdiente Aufnahme finden.

Dr. G. van Muyden.

Kurzgefasster Elementarunterricht zur Erlernung der italienischen Sprache, von M. Adolph, Wien, A. Pichler. 1861.

Der Verfasser hat eine gedrängte Darstellung der italienischen Sprache geben wollen, glaubend, damit einem Bedürfnisse abzuhelfen, da „der Fortschritt in der Sprachkenntniss um so erspriesslicher gedeihe, je kürzer und einfacher der grammatikalische Unterricht vor Augen gehalten sei.“ Dieses ist hier auf der Grundlage der grösseren Sprachlehre von A. J. von Fornasari-Verce geschehen, welche wie die von Filippi, Ponisio u. A. zur praktischen Ausbildung empfohlen werden. Als nothdürftige Uebungen zum Uebersetzen aus dem Deutschen ins Italienische sind zwanzig kleine Abschnitte und zum Uebersetzen aus dem Italienischen ins Deutsche nur neun gegeben, von welchen der achte vier Verse aus dem vierten Capitel des Briefes Pauli an die Philipper enthält und der neunte zwölf, der Grammatik von Fornasari entlehnte Sprüchwörter. Auch bietet das kleine Buch auf sieben Seiten Andeutungen für Gymnasialschüler über die Ableitung der italienischen Wörter aus der lateinischen Sprache.

So gutgemeint diese skizzenhafte Uebersicht der Wortbildungslehre der italienischen Sprache ist, welche vom Verfasser eine Abhandlung genannt wird, so unvollständig ist sie für den Unterricht und gibt dem Anfänger zu viel und dem Geübteren nicht genug, weder zur Wiederholung, noch zu der schnellen Vervollkommnung, welche beabsichtigt wird.

Urval ur Franska Litteraturen, etc. af F. N. Staaff. Sednare Delen. Fjerde Kursen. Stockholm 1861.

Nicht lange nachdem wir im Archiv die drei ersten Bände dieser französischen Chrestomathie einer Beurtheilung unterzogen haben, ist der oben angezeigte vierte Band erschienen, welcher Musterwerke aus denjenigen französischen Schriftstellern enthält, deren Blüthezeit in die Periode von 1830—1860 fällt. Ihren Abschluss soll diese Sammlung in Kurzem durch einen Supplementband erhalten, in welchem uns der gelehrte Verfasser ein Florilegium aus den jetzt lebenden Autoren in Aussicht stellt, da im vierten Bande nur die bereits verstorbenen haben Aufnahme finden können.

Einen eigenthümlichen Eindruck machte es auf uns, den Reigen der Letzteren durch den König Karl Johann von Schweden eröffnet zu sehen:

von diesem sind nämlich zwei Kriegsproclamationen mitgetheilt, deren eine Höchstderselbe an Seine Schwedischen Waffenbrüder in den Befreiungskriegen, die andere von Köln aus an Seine früheren Landsleute gerichtet hatte. Ob sich das der gute Bernadotte wol hätte träumen lassen, dass diese Producte, die dem bekannten „In armis silent Musae" ein Paroli biegen, einst à la tête eines Handbuches der französischen Literaturgeschichte paradiren würden? Doch der Herr Verfasser ist Officier der K. Schwedischen Armee: Grund genug, jene Aufnahme einigermassen erklärlich zu finden, da die Akademie der „Unsterblichen" dem abtrünnigen Maréchal kein Fauteuil eingeräumt hatte.

Wie in den früheren Bänden die betreffenden Abschnitte aus den berühmtesten literaturgeschichtlichen Werken der Franzosen als Einleitungen benutzt sind für die bestimmten Perioden der französischen Literatur, so hat der Herr Verfasser auch den vorliegenden Band durch die Charakteristik der literarischen Epoche von 1830—1848, aus der Feder Gustave Planche's, des leider früh verstorbenen geistvollen Mitarbeiters der Revue des deux Mondes, eingeleitet. Daran schliessen sich wieder Abschnitte aus Démogeots: L'histoire de la littérature française, und an diese reihen sich „literarische Medaillons und Kameen" von Auguste Desplaces.

Die an Herrn Staaff's Arbeit schon früher gerühmten Vorzüge: möglichste Vollständigkeit der mitgetheilten Fragmente sowohl als der beigefügten literarischen Notizen, und Umsicht in der Auswahl der Musterstücke selbst, finden sich auch hier wieder vereinigt und legen für den Fleiss und das besonnene Urtheil des Herrn Verfassers das günstigste Zeugniss ab. Wegen einzelner verfehlter Ausdrücke in den literarischen Notizen, wie: „Alexandre, Baron de Humboldt, illustre naturaliste et moraliste (!) allemand" wollen wir hier nicht mit ihm rechten.

Dr. Freyschmidt.

Schwedische Grammatik. Nebst einer Auswahl prosaischer und poetischer Lesestücke mit erläuterndem Wörterbuche. Von J. E. Lyth. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. Stockholm, A. Bonnier.

Die schwedische Literatur ist so reich an bedeutenden Erscheinungen, dass man nicht allein viele Uebersetzungen besserer und sogar mittelmässiger Producte bei uns besitzt (manche darunter äusserst fehlerhaft), sondern auch die Sprache selbst, die an Wohllaut so anmuthig ist, dass man sie das Italienische des Nordens nennt, mehr als früher erlernt wird. Der eben verstorbene Verfasser der vorliegenden Sprachlehre, der auch eine in zwölf Auflagen verbreitete deutsche Sprachlehre für Schweden geschrieben hat, bietet ein sehr zweckmässiges Buch, da es das Lernen überaus erleichtert. Es ist ein durchaus praktisches Buch, in welchem die Regeln so klar und bündig als möglich erscheinen, die Uebungen sehr bequem ausgearbeitet sind und die Lesestücke eine sehr geschmackvolle Auswahl darbieten, die wir mit Vergnügen gelesen haben. Wir mögen, so weit wir die Arbeit zu prüfen im Stande gewesen (denn wir haben die Sprache nicht erst daraus erlernt), dieselbe recht sehr empfehlen und wissen, dass sie sich auf dem richtigen Wege einer Grammatik einer neueren Sprache hält, nämlich nicht allzuviel zu bieten und doch auch nicht zu mager zu sein. Wer das Buch gründlich durchgenommen, hat die Sprache jedenfalls so erlernt, dass er die Literatur lesen kann; die Unterhaltung ist dagegen eine gar schwie-

rige, um so mehr, als die gewöhnliche Umgangssprache von derjenigen in Schriften und höher gebildeten Kreisen sehr abweicht. Doch auch die Conversation lernt sich allmählich im Lande selbst nicht zu schwer, da die angeborene Liebenswürdigkeit der Schweden etwaige Fehler mild übersieht oder gefällig nachhilft. Was uns besonders gefallen hat, ist die sehr geschmackvolle Auswahl der Lesestücke, welche theilweise mit dem Leben der berühmtesten Männer und den schönsten Landschaften des herrlichen Landes bekannt machen.

M. Runkel.

Im 1. Hefte dieses Bandes sind nachstehende Verbesserungen nothwendig:

Seite 83 Zeile 1 v. u. lies: unsren statt: unsern —
„ 84 „ 21 v. u. lies: ernst statt: erst —
„ 85 „ 17 v. o. lies: Zeitschr. f. Gymn. W. —
„ 95 „ 12 v. o. lies: nie statt: ein —
„ 96 „ 6 v. o. ist Massen von Mass, nicht von Masse abzuleiten.
„ 96 „ 3 v. u. lies: dass statt: das —
„ 97 „ 15 v. o. sind die Worte: wird man zu tilgen.
„ 100 „ 6 v. u. zu lesen: die dazu gehörigen —
„ 100 „ 2 v. u. zu lesen: belassen statt: überlassen —
„ 102 „ 15 v. u. zu lesen: indem sie in ihm angeregt etc.
„ 105 „ 3 v. u. ist sie nicht gesperrt zu lesen.

Programmenschau.

Ueber deutsche Rechtschreibung. Vom Collaborator Wutke. Im Progr. des Gymn. zu Neisse. 1861.

Der Zweck dieser Arbeit ist nach der Angabe des Verfassers, zur Verbreitung einer einfacheren, historisch begründeten Rechtschreibung beizutragen, mit der nächsten Bestimmung für die weiter vorgeschrittenen Schüler des Gymnasiums. Neues will sie nicht beibringen; aber auch den nächsten Zweck hat sie nicht genug ins Auge gefasst. Sie enthält nämlich mancherlei Digressionen auf Ansichten älterer Grammatiker, die weder wissenschaftlich noch praktisch von irgend einer Bedeutung sind, wodurch mehr Unklarheit als Klarheit hervorgebracht wird. Sie will die historisch begründete Schreibweise mit dem Usus versöhnen und schliesst sich besonders an die Arbeit von Pfefferkorn im Neustettiner Programm an; die letztere ist aber verständlicher und übersichtlicher gehalten. Wenn zur Versöhnung mit dem Usus der Verfasser die Verba auf ieren ohne e schreiben will, ja seine Schreibart als die richtige gelehrt erläutert, so scheint er nicht Grimms Arbeit gerade über diese Orthographie zu kennen, die doch wohl allen Zweifel hebt.

Die deutschen Familiennamen. Vom Oberlehrer Prorector Dr. Andresen. Progr. der Realschule zu Mülheim a. d. Ruhr. 1862.

Der feste Gebrauch der deutschen Familiennamen schreibt sich etwa erst seit 500 Jahren her. Die Erklärung derselben stösst auf ungemeine Schwierigkeiten; manche Namen lassen eine mehrfache zu, andere widerstreben noch jeder Lösung. Der Verfasser bietet einen sehr beachtenswerthen Versuch dar, intensiv weit reicher als es nach dem äussern Umfange scheint. Mancher mag diese und jene Deutung für unwahrscheinlich halten; willkürlich wird keine erscheinen. Alle Personennamen haben anerkanntermassen eine Bedeutung. Daraus ergibt sich, dass auf eine richtige Eintheilung besonders zu achten ist. Die Disposition, welche der Verfasser zu Grunde gelegt hat, scheint eine sehr gelungene zu sein. Sie ist diese: I. Namen in unmittelbarer Beziehung. 1) Ursprüngliche Einzelnamen. a) Heimische Namen (Adelmann, Ahlemann; Ehlert = Adalhart; Herrig = Heririch; Ritschl = Richhart etc.). b) Fremde (Abel; Sander = Alexander).

2) Zusammengesetzte (Bärensprung, Liesegang etc.). 3) Abstrakte Substantive (Galster = Zauber etc.). 4) Adjektive. a) Flectierte Formen (Kleine). b) Unflectierte (Kurz, Mager, Wolzogen etc.). 5) Persönliche Substantivnamen ähnlicher Art: Blinzlen, Riese, Jachmann (iracundus). 6) Bezeichnungen vom persönlichen Stande: a) Kunst und Gewerbe, Geschäft und Verkehr (Euler = Töpfer, Hölscher = Holzschuher). b) Stand, Amt, Würde, Landwesen, Kriegs-, Gerichtswesen, Kirche, Schule (Abbt, Baur, Bischof, Bucher (scriba), Hecker = Winzer). c) Glaube und Aberglaube, Liebe und Familie, Haus und Dienstbarkeit (Beischlag = spurius, Göthe = Pathe, Grotefend = grosse Bursch). 7) Hörigkeit und Abstammung (Zusammensetzungen mit Mann, Sohn, Genitive z. B. Perthes, Köppen, Alberti, Patronymika z. B. Heising, Büsching). 8) Abstammung vom Orte. a) Zusammensetzung α) mit Subst., z. B. Bachmann, Twietmeyer, Klinkmüller. β) Mit Präpositionen, von Borstell, Achternbosch, Henop. b) Einfache Bildung: α) Von den Eigennamen der Länder und Oerter: Baier, Wendt, Nemitz = Deutscher. β) Von den Gattungsnamen (Blumauer. Düntzer von durnitze, Löher) II. Namen in mittelbarer Beziehung. 1) Herkunft und Wohnung α) Geographische Namen (Westphalen, Vilmar, Snethlage). β) Gattungsnamen: Gebäude, Hof, Garten, (Bachofen, Forchhammer, Müllenhoff, Diergardt), Wald und Hagen (Busch, Varnhagen), Land, Feld, Grenze (Tellkampf von telge, Beckerath von Rath = ausgerodetes Land), Berg, Thal, Stein (Bergk, Hengstenberg), Wasser und Feuchtland (Beck, Brühl, Langensiepen = Langenbeck), Weg, Steg, Winkel (Ballhorn von bâl = rogus, Rospatt). 2) Zeit (Herbst, Michaelis), dazu die Naturkörper: Sonne, Sturm u. s. w. 3) Naturreiche (Behr, Adler, Hecht, Pahde, Ameis, Schnabel, Maltzahn; Stiehl, Birnbaum, Schwetschke, Dannecker, Bauerband. Oltrogge, Knoblauch; Goldstein, Kiesling). 4) Hausrath, Feldwirthschaft, Handwerkszeug (Bengel = fustis, Wiedash = Weidasche), Krieg, Jagd, Kunst, Spiel, Schiffahrt, Fischerei (Binterim, Fittbogen, Rust = Rüstung), Kleidung und Schmuck (Ledderhose, Riehl = Schnürriem), Geld, Zahl, Mass, Gewicht (Schelling = Schilling, Redepenning), Essen und Trinken (Schurzfleisch, Schlömilch etc.). III. Anhang: 1) Deminutiva (Bäumlein, Bonnell, Büchsel, Deuschle, Hegel, Handtcke, Mohnike, Strehlke). 2) Latinisirung (Chalybaeus = Stähelin, Gervinus, Gesellius, Masius, Textor, Dryander, Lhardy.

Ueber Reinhardus Vulpes ed. Knorr. Ein Beitrag zur Reinhartssage. Von E. Schulze. Progr. des Pädagog. zu Züllichau. 1862.

Das Gedicht Reynardus Vulpes, welches Campbell zu Haag 1859 (60 S. 8.) herausgegeben hat, ist von Knorr (s. dessen Programm: Ueber Reinaert de Vos und Reineke Vos. Eutin 1857. 68 S. vergl. die Anzeige im Archiv XXVI. 109) wesentlich berichtigt. Zu diesem Gedicht liefert der Verfasser hier eine grosse Zahl trefflicher Bemerkungen. Es ist eine Bearbeitung des mittelniederl. Reinaert in latein. Distichen, verfasst vor 1280 von einem Geistlichen in Brügge, Namens Balduin. Es zerfällt in eine Zueignung, das Thierepos und ein Schlusswort. Gewidmet ist es einem Propste in Brügge, Namens Johannes, aus dem Geschlechte der Grafen von Flandern, welcher im Jahre 1292 als Bischof von Lüttich starb. Die Uebersetzung folgt anfangs genau dem mittelniederl. Gedichte, bewegt sich aber später freier, sie geht von V. 23—1798 und gibt dann noch einen weitern Schluss bis 1835, die Aufopferung des Widders, der Ratten und Mäuse durch den Löwen enthaltend, dann ein Schlusswort an den Propst Johannes 1836—1847; die darauf

noch folgenden 4 Verse sind später hinzugesetzt. — Der Verfasser geht hiernach genauer auf das Gedicht ein, behandelt zuerst den Versbau (S. 3), dann die Namen und Epitheta der im Gedicht auftretenden Thiere (S. 4), gibt hierauf kritische (S. 6), und erklärende (S. 10, auf Sachliches und Sprachliches eingehende) Anmerkungen und schliesst (S. 18—25) mit einer Uebersicht über den Gebrauch einzelner Verbalformen und die Bezeichnung untergeordneter Sätze, welche überhaupt für die Kenntniss des Lateins des Mittelalters nicht unwichtig ist.

Gotthold Ephraim Lessing als Bibliothekar. Von K. Zandsteiner. Progr. des Josephstädter Gymnasiums, Wien, 1861.

Nach einer schwülstigen, confusen Einleitung über Geschichte und Literargeschichte wendet sich der Verfasser zu einer kurzen Geschichte der Wolfenbüttler Bibliothek, d. h. theilt aus Schönemann Excerpte mit, dann zählt er die Werke auf, die aus den Schätzen der Bibliothek Lessing theils herausgab, theils excerpierte. Das Ganze ist in einem sehr vornehmen, selbst gegen Lessing sich oft mitleidig auslassenden Tone geschrieben; um so mehr sticht die innere Leere ab. Die Arbeit ist ganz werthlos.

F. W. E. Below: Göthe's Hermann und Dorothea als politisches Gedicht. Progr. des Gymn. zu Luckau. 1862.

Die Abhandlung enthält einen Vortrag, den der Verfasser gehalten hat. So viel auch schon über Göthe's Gedicht geschrieben ist, ist sie aller Beachtung werth. Sie weiset sowohl nach, dass das Gedicht ein Epos ist, als namentlich auch, dass es als politisches Gedicht zu betrachten ist, dass es mehr als die meisten anderen, Zeugniss ablegt von dem innersten Seelenleben der deutschen Nation. Der erstere Beweis ist schon von Humboldt gegeben; seine ausführliche, mehr das Wesen des Epos überhaupt erläuternde Auseinandersetzung macht aber nicht die neue Betrachtungsweise des Verfassers überflüssig. Er hebt das günstige Geschick des deutschen Volkes hervor, dass, während das griechische Volk nach der Entwicklung der Kunstpoesie nicht mehr ein nationales Epos hervorzubringen vermochte, jenem dies in Göthe's Gedicht gegeben wurde. Der grossen Welterschütterung der französischen Revolution gegenüber, die er anfangs auch nicht zu fassen vermochte, die ihn überwältigte (vergl. den Grosscophtha, den Bürgergeneral, die Aufgeregten), erkannte Göthe die einzige Heilung für die Schäden der Zeit in der Gewalt der unerschütterlichen, dauernden, ruhig wirkenden Mächte im Leben des eigenen Lebens, des Adels der Seele, der Kraft des Willens, der Innigkeit des Gemüths, des deutschen Familien- und Gemeindelebens, welches im engsten Kreise liebevoll und treu wirkt und dennoch gegen die allgemeinen Weltgeschicke sich nicht verschliesst. Dies Leben spiegelt sich nun in den verschiedenen Personen des Epos in seinem ganzen Reichthum ab; der Verfasser bietet uns auch eine eingehende und treffende kurze Charakteristik derselben.

Hölscher.

Bruchstück aus dem Chevalier au lyon nach der vaticanischen Handschrift mitgetheilt und erläutert von Dr. Ad. Tobler. Progr. der Cantonschule und des Lehrerseminars von Solothurn. 1862.

Das zum Schluss der Abhandlung mitgetheilte Bruchstück des schönen Gedichtes von Arestien von Troies, dem Hartmann von Aue seinen Iwein nachdichtete, entspricht dem in Wackernagel's Lesebuch Sp. 381 u. f. aufgenommenen Fragment des deutschen Iwein. Der Verfasser will sich darauf beschränken, im Anschluss an die 300 nach der vaticanischen Handschrift zum ersten Male veröffentlichten Zeilen eine Zusammenstellung der Merkmale zu geben, welche das Französische des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts von demjenigen unterscheiden, das an unseren Schulen gelehrt und mit verhältnissmässig geringen Veränderungen seit dem sechszehnten Jahrhundert in Frankreich gesprochen und geschrieben wird.

Der Verfasser beginnt daher, in steter Berücksichtigung seines Gedichtes, mit der Schreibung der alten Handschriften. Er berührt das Fehlen aller Interpunktionszeichen, Accente etc., die Verwechslung von u und v, i und i, g und j etc., die Bezeichnung des Ö-Lautes durch oe (was sich rein noch jn oeil findet). In Betreff der Consonanten finden wir viele Abweichungen von der neuern Orthographie, und der Verfasser belegt seine Anführungen stets mit vielen seiner Handschrift entlehnten Beispielen. Hierauf betrachtet der Verfasser den lautlichen Unterschied, worunter er die Abweichungen der alten von der neuen Sprache begreift, welche auf ungleicher Behandlung der vom Lateinischen dargebotenen Laute beruhen. Auch diese Abweichungen bespricht der Verfasser gründlich mit Angabe der mannigfaltigsten Beispiele.

Hierauf geht er zur Grammatik über, indem er mit der alten Flexion der Nomina beginnt, dann den altfranzösischen Artikel im Anschluss an das Gedicht bespricht; ebenso die Pronomina und das Verbum. Endlich folgt ein erklärendes Verzeichniss der Wörter, welche bei den Schriftstellern der letzten Jahrhunderte entweder gar nicht oder sehr selten vorkommen. Wenngleich diese gedrängte Entwicklung keine vollständige Darstellung der altfranzösischen Grammatik geben konnte, so hat der Herr Verfasser durch kurze Besprechung der Hauptsachen, für welche das Fragment zahlreiche Belege lieferte, seinen oben bezeichneten Zweck vollständig erreicht. Da der Verfasser aber seine Abhandlung auch vorgerückten Schülern und denjenigen Gebildeten zugänglich machen wollte, bei welchen keine tiefgehende Kenntniss der romanischen Sprachen und Schriftwerke vorausgesetzt werden darf, so glauben wir, dass die Einleitung einerseits etwas eingehender und die Grammatik übersichtlicher hätte sein können. Auch wäre es aus diesem Grunde wohl sehr erwünscht gewesen, wenn der Herr Verfasser neben dem altfranzösischen Text eine Uebersetzung in neufranzösischer Sprache gegeben hätte.

Dr. Muret.

De Aulularia, Plauti fabula, iisque scriptoribus, qui eam imitati sunt, scr. G. Claus. Sedini 1862.

Bietet sich auch einer Zeitschrift für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen selten eine Gelegenheit dar, die Aufmerksamkeit ihrer Leser auf Schriften zu richten, die in einer classischen Sprache über einen der classischen Autoren abgefasst sind, so enthält doch schon der Titel der oben

angezeigten Abhandlung für die Redaktion des Archivs die vollständige Berechtigung, eine kurze Besprechung dieser Schrift in dasselbe aufzunehmen.

Während die Meisterwerke der grossen griechischen Dramatiker, der tragischen sowohl als der komischen, schon früh nicht bloss von der Volksbühne verschwunden waren, sondern auch, da man allmählig das Verständniss für den Inhalt wie für die Form verloren, aufgehört hatten, Object des gelehrten Studiums, und Bildungsmittel für die geistige und sittliche Erziehung der Jugend zu sein, behaupteten sich die beiden vorzüglichsten Komödiendichter aus der archaistischen Periode der Römischen Literatur, T. Maccius Plautus und P. Terentius, auch als sie schon längst von den öffentlichen Theatern in die stillen Räume der Bibliotheken gewandert waren, fortwährend in der Gunst der gelehrten Kreise, welche sich allein noch in den nachclassischen Zeiten mit dem Studium der alten Literatur beschäftigten. Welches Gefallen man sogar an den geweihten Stätten klösterlicher Zucht an der Lectüre und wol auch an der Aufführung dieser beiden Dichter fand, geht unter Anderem aus der Thatsache hervor, dass die gelehrte Nonne des erlauchten Klosters von Gandersheim, Hrotsuitha, in der Mitte des 10. Jahrh. n. Chr. die Komödien des alten Heiden Terenz, deren ärgerlicher Inhalt ihre keusche Seele ebenso sehr verletzte als die dichterische Form ihr poetisches Gemüth anzog, aus dem Kreise der Schwestern zu verdrängen und durch eigene scenische Darstellungen zu ersetzen suchte, die nur in der Form jenen nachgedichtet, grade den Sieg des Weibes über alle Anfechtungen ebenso verherrlichen sollten, als der Charakter desselben von der heidnischen Weltanschauung erniedrigt wird (vergl. Pfund, Vorw. zur 38. Lieferung der Geschichtschreiber der deutschen Vorzeit). Von Nachdichtungen Plautinischer Komödien wissen wir freilich nichts aus jenen Zeiten: aber so lange Lateinschreiben und Lateinsprechen als das Hauptziel der gelehrten Bildung betrachtet ward, wurden Plautus und Terenz in den Klosterschulen vor anderen Autoren eben zu diesem Behufe fleissig gelesen, und noch im 17. und 18. Jahrhundert von den Zöglingen besonders der Jesuitenschulen auch vielfach scenisch dargestellt (vergl. von Raumer's Gesch. der Pädagogik). Die ersten Nachahmungen des Plautus, von denen wir Kunde haben, sind erst nach dem Wiederaufleben der classischen Studien auf Italienischem Boden entstanden, seitdem Pomponius Laetus die Terentischen und Plautinischen Komödien zuerst wieder in Rom in lateinischer Sprache hatte aufführen lassen, und dieselben dann häufig ins Italienische übersetzt worden waren. Ausser Fürsten, wie Hercules I. von Ferrara, der die Menaechmen selbst übersetzte, waren es auch hier die höchsten Mitglieder der Römischen Hierarchie, Päpste und Cardinäle, welche so weltliche Bestrebungen begünstigten und mit ihren eigenen Mitteln unterstützten: so vor Allen der Papst Leo X., der neben dem Stuhle Petri ein prächtiges Theater erbauen liess, und der Cardinal Bibbiena, der sich durch die Aufführung der „Calandia“ einen Namen machte, einer Komödie, welche er in Prosa den Menaechmen nachgebildet hatte. Mit dieser Epoche der Italienischen Nachdichtungen des Plautus beginnt der Verfasser der oben angezeigten Abhandlung auf S. 30 seine Untersuchungen über die Nachahmungen der Aulularia, denen er auf den vorhergehenden Seiten eine sorgfältige Entwicklung der Oeconomie dieser Komödie selbst vorangeschickt hat. Ausser der „Sporta“ des Giambattista Gelli aus Florenz, eines uomo di piacevoli ingegno, kam hier für ihn zuerst in Betracht „L'Aridosia,“ commedia di Lorenzino de' Medici: beide, la Sporta und l'Aridosia, Producte des 16. Jahrhunderts und die Choregen der commedia antica ed erudita der Italiener, aus der sich bald darauf die commedia dell' arte entwickelte. Nachdem dieselben unter Heinrich II. von Frankreich auch auf französischen Bühnen Aufnahme gefunden hatten, begnügte man sich dort bald nicht mehr mit der Aufführung der Italienischen Komödien, sondern es begannen auch

bereits Männer wie Jean de la Taille und Pierre de Larivey, sie nachzuahmen, bis man sich in Folge der veränderten Geschmacksrichtung im 17. Jahrhundert dazu entschloss, das Italienische Joch abzuschütteln, und die natürlichen Grenzen nach Spanien hin erweiterte, dessen reiche dramatische Literatur die französische Annexionspolitik nicht wenig reizte. Doch selbst Molière ging, nachdem er schon mit den „Précieuses ridicules" eine Originalkomödie von durchschlagendem Erfolge auf die Bühne gebracht, wieder auf die Muster der Italiener, Terenz und Plautus zurück, deren letzterem er eine seiner berühmtesten Schöpfungen, den Avare, verdankte. Was Molière für diese Komödie einerseits aus der Aulularia selbst, andererseits aus jener Aridosia des Lorenzino de' Medici entnommen, worin er von diesen seinen Vorbildern abgewichen ist, darüber belehrt uns Verfasser p. 46–51. Unter den Engländern war es zuerst Shadwell, der noch zu Molière's Lebzeiten seinen Avare für die Englische Bühne bearbeitete. Im Jahre 1732 veröffentlichte dann Fielding: The Miser, a comedy, taken from Plautus and Molière, as it was acted at the Theatre-Royal in Drury-Lane: mit dieser Bearbeitung beschäftigt sich Verfasser p. 51–55, und geht darauf zu Goldoni's vier Komödien über: L'Avaro Fastoso, Il Geloso Avaro, L'Avaro, Il Vero Amico (p. 55–62). Mit der Betrachtung der deutschen Bühnenbearbeitungen der Aulularia schliessen die Untersuchungen. Die älteste derselben, die des Joachim Greff, erschien 1535 unter dem Titel: „Ein schöne lüstige Comedia des Poeten Plauti, Aulularia genannt, durch Joachimum Greff von Zwickau deutsch gemacht," und ist von eben so geringem poetischem Werth als die 200 Jahre später vom Dichter Lenz veröffentlichte, die sich übrigens enger an das Original anschliesst, als Heinr. Zschokke's Komödie: der Geizige, da in dieser nur die Namen des Molière'schen Avare geändert sind, während sie sonst fast ganz mit diesem übereinstimmt. Die letzte endlich: „Erich der Geizhals," ist eines der schwächeren Produkte unsers Karl von Holtei.

Im Epimetrum p. 69–73 fasst der Verfasser die Resultate seiner Untersuchungen, in denen er überall neben einer gründlichen Kenntniss aller Details ein sicheres und feines Urtheil zu erkennen giebt, noch einmal zusammen.

Dr. Freyschmidt.

Miscellen.

Uhland's „Ernst von Schwaben."

Dass es wünschenswerth ist, dass des jetzt bald 76jährigen Dichters classisches Drama nicht bloss von allen Gebildeten gekannt sei, sondern auch in allen höheren Schulen deutscher Nation zum geistigen Inventar gehöre, bedarf wohl keiner weiteren Erörterung. Es wäre aber nach der Ansicht des Unterzeichneten neben grossen Schiller'schen Dramen, z. B. neben dem „Tell" eine vortreffliche Classenlectüre in der Secunda.

Im Frühjahr dieses Jahres hatte ich Veranlassung, mich nach einer Ausgabe des „Ernst von Schwaben" umzusehen. Ich erfuhr zu meinem Bedauern, dass nur eine vorhanden, in welcher auch „Ludwig der Baier" steht, und dass auch diese, für den Schulgebrauch ohnehin viel zu theure, Ausgabe vergriffen sei.

Demnach war es unmöglich, den „Ernst von Schwaben" zur Classenlectüre zu wählen, und ich gab es mit Schmerzen auf, wandte mich aber, nach Berathung mit einem mir freundschaftlich gesinnten höher gestellten Schulmanne, an den betreffenden Verleger, der mir in Betreff meiner Anfrage rücksichtlich des Dramas erwiederte, dass der Veranstaltung einer wohlfeilen Ausgabe, so sehr das Bedürfniss anerkannt werden müsse, bestimmte Hindernisse im Wege ständen.

Es blieb nichts anderes übrig, als an die ursprüngliche Quelle selbst sich zu wenden. Ob das Schreiben, das ich in aller gebührenden Pietät an den alten Sänger im Schwabenlande abgesandt, richtig angekommen ist, muss mir bei seiner leider dauernden Kränklichkeit und längeren Abwesenheit von Tübingen, im Bade u. s. w., sehr zweifelhaft sein.

So richte ich denn die herzliche Bitte an jeden Leser dieser Zeilen, der etwa das Glück der persönlichen Beziehungen zu dem Dichter geniesst, der bezeichneten Sache zu dienen und

an seinem Theile dazu beizutragen, dass ein Wunsch in Erfüllung gehe, der gewiss von Vielen getheilt wird, ein Wunsch, dessen Erfüllung die deutsche Schule überhaupt, also die deutsche Nation angeht.

Mülheim a. d. Ruhr, im October.

Dr. Th. Hansen.

Die Etymologie von Eichhorn.

Althochd. eich-orn, aich-orne, — eihhornîn spirillinum (i. e. sciurolinus) (Graff 1, 127), (althochd. eih, Eiche), mittelhochd. eichorn, eichorne, eichürne (eich, Eiche, eichîn, quernus), nd. ekerken, neuniederl. eekhoren, eikhoren, inkhoren, eekhorentje (eek und eik, Eiche, ink, Oeffnung einer Fischreuse), mittelniederl. êncoren, angels. âcwern (âc, Eiche), auch wern allein, altnord. îkorni (eik, Eiche), isländ. eykhyrningr, sciurus, (von eyk, Eiche, und hyrningr, aries, sciurus), schwed. ekorre, ickorn (Ihre), ikorn (ek, Eiche), dän. egerne, egern (Ihre, Nemnich: eg, Eiche), norweg. ikorn, ekorn, ikhorn, ikorre, ikonn, (Nemnich, Adelung, Aasen), neuhochd. eichhorn, eichhörnchen, landschaftlich auch eichkatze, eichhermelin, eichharm, eichhettel (mittellat. scirra, squirius).

Nach Adelung rührt die erste Hälfte des Wortes wohl von dem Aufenthalte dieses Thieres in Eichwäldern her, was ihm niemand bestreiten wird; nur die letzte Hälfte ist ihm dunkel; horn, cornu, komme hier gewiss in keine Betrachtung. Nach Frisch ist die Sylbe horn eine blosse Verderbung der Endsylbe er, und diese Muthmassung werde durch die niedersächsische Mundart bestätigt, wo dieses Thier Eker, und im Dimin. Ekerken heisse, in anderen gemeinen Mundarten Eicherchen. Andere, fährt Adelung fort, rathen auf das angels. cwern, eine Mühle, entweder weil es Nüsse und andere Kernfrüchte sehr geschickt zu öffnen weiss, oder auch wegen seiner grossen Beweglichkeit, und diesen komme der heutige englische Name squirrel zu Statten (welcher, beiläufig gesagt, an und für sich nichts beweist, und von Adelung nicht mit dem deutschen Worte in Verbindung gebracht werden durfte, da er vom altfranz. escureuil, und dieses von sciuriolus, dim. von lat. sciurus, stammt). Auf diese Ableitung von Mühle spielt Ihre an, indem er das Wort nicht von ac, quercus, und angels. cwyrn, mola, quia in quercubus glandes comminuit, ableiten will. Dagegen entscheidet sich Ihre mit Wachter für das lat.-griech. sciurus, und zwar so, dass er es durch das franz. escurieu, escurieul vermittelt, von wo, meint er, der Uebergang zum schwed. ekorre oder ickorre leicht sei, wobei man nur nicht begreift, wie ein in allen Wäldern Germaniens und Skandinaviens so einheimisches Thier mit einem franz. Namen belegt werden konnte. Für die Engländer erklärt sich squirrel aus dem Französischen durch die Entlehnung von den Normannen; denn im Angels. hiess es, wie angeführt, âcwern, also unser germanisches Wort. Schwenck hält sich an das angels. wern, und meint, dass dieses aus angels. wer, Mann, gebildet sei, und also die Endung horn ein männliches Wesen, ein männliches Thier bezeichne. Gewiss keine sehr glückliche und ansprechende Vermuthung! J. Grimm in der Grammatik (3, 360) neigt sich zu Ihre hin: nur meint er, das horn lasse sich freilich schwer deuten, doch scheine die Composition mit eih, angels. âc, passend. Im Wörterbuche dagegen verwirft er auch dieses letztere, und sieht das ganze germanische wie romanische Wort nur für eine Entstellung des griech. σκίουρος an, wobei doch mancherlei Bedenken nicht zu unterdrücken sind. Grimm behauptet, der Name dieses zierlichen, behenden Thierchens, dessen Sprünge auf den Bäumen allen in die Augen fallen (weswegen es,

im Vorbeigehen gesagt, landschaftlich auch Springfuss heisst), habe vielfachen Wechsel erfahren. Einleuchtend seien alle germanischen und romanischen Formen des Wortes nur Entstellungen des schönen naturgetreuen griech. σκίουρος, weil das Thier mit seinem breiten Schwanze Schatten wirft. Die deutschen Formen sollten den unverständlichen Ausdruck neu beleben und die Vorstellung von Eiche schien für das auf Eichen nistende, von Eicheln lebende Geschöpf wohl geeignet; von einem grossen Wald pflegte man zu sagen, das Eichhorn springe drei Meilen lang über die Eichen fort. Aber der unpassende Gedanke an Horn ging bloss aus Missverstand der Endung orn, ern und der falschen Schreibung Eichhorn hervor. Es ist aber schwer zu glauben, dass Eichhorn eine Entstellung des griech. σκίουρος sei, mögen dergleichen bei Thiernamen häufig auch noch so gross sein, und dass der Name eines bei uns so einheimischen Thieres erst von den Griechen entlehnt werden musste; denn, wenn stammverwandt, wäre keine Entstellung, sondern etymologische Gleichheit vorhanden, wie bei hund und κύων, canis, maus und μῦς, mus, kater, katze und catus. Ich halte es nun für nicht unwahrscheinlich, dass das Wort von den Skandinaviern ausgegangen sei, und das schwed. ikorn für ik-orm oder ek-orm stehe, welches buchstäblich Eichwurm, d. i. Eichschlange bedeutet. Das skandinavische orm steht etymologisch zwar unserm Wurm gleich, bedeutet dort aber nicht Wurm, sondern Schlange. Das Charakteristische an dem Eichhorn ist die Beweglichkeit und der lange Schwanz, daher die Griechen das Thier Schattenschwanz, Krummschwanz und Pferdeschwanz nannten. Der Anschauung des germanischen Volkes bot sich in dem langen und beweglichen Schwanze, sowie in der springenden Behendigkeit des Thieres etwas den Schlangen Aehnliches dar, welche oft mit der äussersten Schnelligkeit auf ihre Beute springen oder schiessen; und wegen seines Aufenthalts auf Eichen nannte man daher das Thier Eichschlange. Konnte man das Thier auch Eichkatze nennen, so liegt unter diesen Umständen die Benennung Eichschlange nicht viel weiter ab. Ja bei dem langgeschwänzten ostindischen Eichhorn ist der Schwanz doppelt so gross als der übrige Körper, und es selbst ist dreimal so gross als das gemeine Eichhorn. Die von der Natur in diese Thiergattung gelegte Beweglichkeit und Behendigkeit aber ist so gross, dass sie sich in einer Art, in dem russischen und virginischen Eichhorn, bis zum Fliegen steigert. In den altdeutschen Formen des Wortes ist das h daher auch zur ersten Sylbe zu rechnen, erst im Neuhochdeutschen wurde das Wort durch den Zusatz eines neuen h so sehr entstellt. Man verstand den ursprünglichen Sinn des orn nicht mehr, und nun nahm man nach gewöhnlicher Art, um in den letzten Bestandtheil doch irgend einen Sinn legen zu können, zu diesem zwar verständlichen, aber hier nicht passenden, ja unsinnigen und abgeschmackten Horn seine Zuflucht. Schwedisch ikorn und ikorre ist daher gleich orm auch masculinum, nicht neutrum (nach Grimm freilich so, vielleicht landschaftlich). Es ist jedoch, wie bei allen schweren Etymologien, allerdings auch die Möglichkeit vorhanden, dass das Wort einen anderen Ursprung habe. Es könnte z. B. nicht skandinavisch, sondern vorskandinavisch oder finnisch sein. Das schwedische ik-orre sieht gerade so aus, als wenn es aus dem schwed. ek, altnord. eik, Eiche, und dem lappländischen orre, welches der einheimische Name des Eichhorns ist, zusammengesetzt, also ein hibrides Wort, sei. Da lappländ. orre in dem esthnischen orraw, orrawas, und dem finnischen orawa seinen nächsten Verwandten hat, so ist die Vermuthung ausgeschlossen, dass das lappländ. orre vom schwed. ikorre abgekürzt und entlehnt sei. Endlich ist es auch wohl nicht unmöglich, dass Eichhorn so viel als Eichhermelin bedeutet und für das oben erwähnte landschaftliche eichharm steht; denn das neu- und mittelhochdeutsche hermelin, spätalthochdeutsch harmelin, als Benennung für das grosse weisse nordische Wiesel ist nur die verkleinernde Form von dem gleichbedeutenden mhd. harm, harme, ahd. harmo, haramo, harm, altfrz. erme, ermine, prov.

ermin, ermini, neufrz. hermine, span. armiño, ital. armellino, ermellino, mittellat. armelinus, armellina, hermellina (auch pellis arminia) wahrscheinlich vom lat. mus Armenius, s. v. a. mus Ponticus, stammend, weil die Felle dieses Thieres zuerst aus dem Pontus, später aber aus Armenien kamen. (Siehe über die romanischen Formen des Wortes und deren Ableitung Diez etymol. Wb. I, 32).

Es ist oft lehrreich und anziehend, zu sehen, welchen Sinn dergleichen Wörter in anderen Sprachen haben, wenn sie auch unmittelbar nichts damit zu thun haben. Man sieht daraus, wie weit sich oft die Phantasie der Namengeber von der Anschauung des nüchternen Verstandes entfernt. Im Sanskrit z. B. hat das Wort für Eichhorn den Sinn: Baumschläfer (wrikschaçâjika), Baumaffe (wrikschamarkadaka), Laubwild (parnamrigah), aber auch sogar Ochse mit einem Buschschwanz.

Dr. C. A. F. Mahn.

Erwiderung.

Dem Herrn Dr. J. Lattmann in Göttingen erlaube ich mir auf seine Bemerkungen über die „grammatischen Versregeln“ (Archiv XXXI, S. 457) Folgendes zu erwidern:

1) Die Versregeln über die Rection der Präpositionen sind natürlich nicht dazu da, damit der Knabe an ihnen die Rection der Präpositionen erst lerne, sondern sie sollen bloss dem Gedächtniss das Festhalten des Erlernten erleichtern und dem Knaben ein sicheres und schnelles Mittel an die Hand geben, sich in jedem Augenblicke das Erlernte für die praktische Anwendung wieder zu vergegenwärtigen und sich selbst da vor Missgriffen in der Wahl der Casus sicherzustellen, wo ihm keine Zeit zur Ueberlegung übrig bleibt. Der praktische Zweck ist also bei diesen Regeln die Hauptsache. Wenn die Regeln aber diesem Zwecke entsprechen sollen, so dürfen sie dem Gedächtnisse selbst nicht ihrerseits wieder neue Schwierigkeiten aufbürden, sondern sie müssen sich ihm ganz ungesucht und fast wie von selber darbieten. Es fragt sich nun, ob dies mit solchen Zusammenstellungen, wie sie Herr Dr. Lattmann giebt, der Fall ist. Ich glaube kaum, dass Jemand über die Beantwortung dieser Frage in Zweifel sein wird.

2) Wenn ich die Regel über die Verhältnisswörter des Dativ in ihrer früheren Form habe stehen lassen, so geschah dies deshalb, weil ich an ihr nichts Erhebliches auszusetzen finde, und weil ich glaube, dass man in solchen Dingen sich hüten muss, ohne dringende Noth zu ändern. Die störende und zu Verwechslungen verleitende Aehnlichkeit zwischen den beiden ersten Regeln ist durch Umgestaltung der einen von ihnen beseitigt, und ein anderer Uebelstand, den man gegen die herkömmliche Fassung der oben bezeichneten Regel geltend machen könnte (niederschreiben statt eines allgemeineren Ausdruckes) ist sicher nicht so bedeutend, dass er die Brauchbarkeit der Regel irgend wie beeinträchtigen sollte.

3) Eine besondere Regel über die Rection der Verhältnisswörter des zweiten Falles halte ich allerdings für entbehrlich, indess doch nicht grade für ganz überflüssig, und da mancher meiner Herren Collegen sie vielleicht doch vermissen könnte, so habe ich in meinem kürzlich erschienenen „Schulbuch für den deutschen Unterricht etc.“ (Berlin, bei F. A. Herbig) auch für diese Regel einen besseren Ersatzmann zu stellen mich bemüht, den ich meinen geehrten Herren Collegen hiermit angelegentlichst empfohlen haben will. Er lautet:

Während, wegen, halber, mittelst,
Unweit, längs, trotz, ungeachtet,
Oberhalb und unterhalb,
Innerhalb und ausserhalb,
Diesseit, jenseit, statt, zufolge
Darfst verbinden überall
Du nur mit dem zweiten Fall.

Dass laut und kraft in der Hauptregel weggelassen und in eine Anmerkung verwiesen sind, wird Niemand missbilligen. — In der Anordnung der einzelnen Verhältnisswörter habe ich zweierlei Rücksichten nach Kräften zu vereinen gesucht, indem ich einerseits die wichtigsten Verhältnisswörter voranstellte, andererseits aber sie zugleich nach ihrer Verwandtschaft zu gruppiren mich bemühte.*)

*) Gelegentlich sei es mir gestattet, zwei Druckfehler in meiner Abhandlung „Ueber den Unterricht in der deutschen Grammatik“ nachträglich zu verbessern: S. 73 l. umstossen st. umfassen, S. 77 Z. 6 v. u. l. ergeben st. angeben.

Luckau. Fr. Ad. Wagler.

Ein Gedicht von Schiller.

Der in Prosa und Poesie gleich sehr ausgezeichnete k. schwedische Hofmarschall, Freiherr Bernhard von Beskow, lebenslänglicher Secretär der schwedischen Akademie, machte im Jahre 1819 eine Reise durch Dänemark, Deutschland und Italien. Die zweite Auflage seiner Reisebeschreibung „Vandringsminnen“ erschien in Stockholm 1833.

In Kopenhagen besuchte er Baggesen, und dieser schrieb ihm ins Stammbuch Folgendes ein (Band I. S. 12).

„Im frischen Duft, in ew'gem Lenze,
Wenn Zeiten und Geschlechter fliehn,
Sieht man des Ruhms verdiente Kränze
Im Lied des Sängers unverwelklich blühn.
An Tugenden der Vorgeschlechter
Entzündet er die Folgezeit.
Er sitzt, ein unbestoch'ner Wächter,
Am Vorhof der Unsterblichkeit.
Der Kronen schönste reicht der Richter
Der Thaten durch die Hand der Dichter.“

Schiller an Baggesen.

Baggesen hatte darunter geschrieben: „Mit diesem Zuruf des edelsten germanischen Sängers empfiehlt sich dem schwedischen Dichter der dänische Liedler Baggesen.“

Es ist mir unbekannt, ob diese Verse Schiller's schon irgendwo gedruckt stehen: in der Ausgabe seiner Werke gewiss nicht. Sie gehören offenbar seiner zweiten Periode an, wenn man diese Verse mit dem Gedichte an die Künstler vergleicht.

M. R.

Bibliographischer Anzeiger.

Allgemeines.

A. Mursafia, Beiträge zur Geschichte der romanischen Sprachen. (Wien, Gerold) 7½ Sgr.

Lexicographie.

J. & W. Grimm, deutsches Wörterbuch. 3. Band 8. Lieferung. (Leipzig, Hirzel.) 20 Sgr.
N. J. Lucas, englisch-deutsches und deutsch-englisches Wörterbuch. 2. Band 6. Heft. (Bremen, Schünemann.) 15 Sgr.
Le Héricher, Histoire et glossaire du normand, de l'anglais et de la langue française. 3 vols. (Paris, Aubry.)

Literatur.

K. Goedeke, Grundriss zur Geschichte der deutschen Dichtung. 3. Band 1. Heft. (Dresden, Ehlermann.) 24 Sgr.
Th. Menge, Der Graf Friedrich Leopold Stolberg und seine Zeitgenossen. 2 Band. (Gotha, Perthes.) 3 Thlr.
O. Roquette, Geschichte der deutschen Literatur. 2. Band 1. Abtheilung. (Stuttgart, Ebner & Seubert.) 24 Sgr.
Th. Arnold, a manual of english literature, historical and critical; with an appendix of english metres. (London, Longman.) 10 s. 6 d.
F. Eberty, Lord Byron. Eine Biographie. 2 Theile. (Leipzig, Hirzel.) 2¼ Thlr.
Poétique, ou introduction à l'esthétique; par Jean Paul Richter. Trad. de l'allemand, précédée d'un essai sur Jean Paul et sa poétique par A. Büchner et L. Dumont. 2 vols. (Paris, Durand.) 15 frs.

Hilfsbücher.

C. Narbel, nouveau recueil de comédies, proverbes et charades. (Berlin, Springer.) 1 Thlr.
W. Reymond, Théâtre de société et exercices de lecture à haute voix. vol. 1 & 2. (Berlin, Herbig.) à 15 Sgr.
Chefs d'oeuvre des classiques français avec commentaires par O. Fiebig et St. Leportier XIII. Le misanthrope. (Leipzic, Voigt & Günther.) 9 Sgr.
J. Schwob, Chrestomathie française. I. vol. (Zürich, Meyer & Zeller.) 20 Sgr.

Mager, Franz. Elementarwerk. Lehr- und Lesebuch. 2. Aufl. Nach dem Tode des Verfassers bearbeitet von K. Schlegel. (Stuttgart, Cotta.) $1^5/_6$ Thlr.

J. B. Machat, Franz. Sprachlehre. 35. Aufl. (Wien, Lechner.) 1 Thlr.

J. Palm, Deutsch-französisches Sprachbuch für den ersten Unterricht. (Ravensburg, Dorn.) 8 Sgr.

Thèmes de la grammaire de E. Borel. Traduits sur la 11e éd. (Stuttgart, Koch.) 10 Sgr.

J. Seyerlen, Materialien zum Uebersetzen aus dem Deutschen ins Französische. Für mittlere Classen. (Stuttgart, Metzler.) 28 Sgr.

A. Pineas, Elementarbuch der englischen Sprache. 2. Aufl. (Hannover, Meyer.) 10 Sgr.

Readings in Poetry. Sammlung englischer Gedichte nebst einer ausführlichen englischen Poetik von Dr. H. Robolsky. (Berlin, Fr. Schulze.) 10 Sgr.

T. F. Passmore, a trip to London. Un voyage à Londres. Dialogue français-anglais ou description historique et anecdotique divisée en 10 journées à l'usage des voyageurs et des élèves. (Brüssel, Lacroix, Verboeckhoven & Co.) $1^2/_3$ Thlr.

Friedrich Nicolai
im Kampfe gegen den Idealismus.

Die wissenschaftlichen Zustände unserer Zeit geben wenige Beispiele von heftiger Polemik. Diese Erscheinung könnte vielleicht auf das gesteigerte Bewusstsein der auch bei verschiedenen Ausgangspunkten gemeinsamen Arbeit an der einen grossen Aufgabe der Beförderung der Erkenntniss gedeutet werden. Es liegt ihr aber weit mehr die Thatsache zum Grunde, einmal dass prinzipielle Gegensätze heute in weit geringerem Masse hervortreten, und dass andererseits die Persönlichkeit sich weit mehr in der Richtung verliert und weit weniger selbstständige Geltung beansprucht. Es ist in das wissenschaftliche Treiben ein mehr mechanischer, handwerksmässiger Charakter gekommen. In naiveren Zeiten hat eine lebhafte Polemik nicht selten eine wesentliche Bedeutung für die Entwicklung des nationalen Geistes, oder es sprechen sich doch in ihr gegenüberstehende Ueberzeugungen und Richtungen in höchst charakteristischer Weise aus. Deshalb verdienen solche persönlichen Zusammenstösse, wenn nur die einander bekämpfenden Gegner bedeutend genug sind, wohl genauer betrachtet zu werden. Das Wiederauflebenlassen, der erneute Anblick solcher veralteter Streitigkeiten möchte am ehesten dann ein wohlthuendes Interesse erregen, wenn der Sieg intensiver geistiger Tüchtigkeit über irgend ein schlechtes Princip, das etwa im Besitz einer ihm nicht gebührenden Macht sich befände, das verletzende Gefühl mildert, das feindselige Begegnung von Gegnern auf wissenschaftlichem Gebiete immer hervorruft. Ein solches Schauspiel aber gewährt der Streit zwischen den Idealisten und Nicolai.

Es ist dies kein Streit, der etwa nur entlegenere Fragen der

strengen philosophischen Wissenschaft berührte. Die classische Epoche der deutschen Poesie ist gleichzeitig mit der Blüthezeit der deutschen Philosophie eingetreten, und zwar so, dass der Einfluss des speculativen Gedankens auf die geistige Eigenthümlichkeit wenigstens des einen der beiden Hauptvertreter jenes goldenen Zeitalters klar am Tage liegt. Die innere Gemeinsamkeit des Geistes, der den deutschen Idealismus in der Poesie wie in der Wissenschaft hervorgebracht hat, erscheint ebenso deutlich auch in dem gemeinsamen Gegensatze, den die Philosophie und die Poesie zu bekämpfen haben. Als einen bei aller persönlicher Unbedeutendheit durch äussern Einfluss bemerkenswerthen Vertreter der Gesinnung, die sich den Heroen unserer Poesie, wie unserer Philosophie feindlich gegenüberstellte, dürfen wir den Buchhändler Friedrich Nicolai bezeichnen.

Es ist bekannt, wie Schiller und Göthe nicht abgelassen haben, auf den eben genannten Schriftsteller die Pfeile eines vernichtenden Spottes abzuschiessen. Er spielt unter den von den Xenien Getroffenen eine Hauptrolle; wo Göthe vollständige Verkehrtheit bezeichnen wollte, hat ihm sehr oft Nicolai herhalten müssen, besonders im Faust. Ebenso entschieden haben Kant, Fichte sich gegen Nicolai wenden müssen, und insbesondere des Letzteren Zwist mit Nicolai bildet aus einem doppelten Grunde eine interessante Episode in der deutschen Literaturgeschichte: einmal weil er Fichte'n zu einer Streitschrift den Anlass gegeben hat, die zu den meisterhaftesten polemischen Schriften irgend einer Literatur zählen möchte; andererseits weil der tiefe Gegensatz der wissenschaftlichen Speculation und des sogenannten gesunden Menschenverstandes, der Wissenschaft und der unwissenschaftlichen Aufklärung, ein Gegensatz, der für die deutsche Literatur am Ende des vorigen und zu Anfange dieses Jahrhunderts äusserst wichtig ist, kaum irgendwo so klar und mit solcher Bestimmtheit sich ausgesprochen hat, als in diesem Streite.

Als Kant seine Reform der Philosophie unternahm, war die herrschende Richtung des Philosophirens die der Popularphilosophen, Männer nicht übler Art, aber gewohnt, ohne wissenschaftliche Schärfe und ohne Sicherheit der Methode mehr die persönliche Gesinnung und das Gemüth walten zu lassen, als die zersetzende Macht der Dialektik. Die Schriften dieser Männer richteten sich naturgemäss an eine grössere Menge; wer nur zu den „Gebildeten" gehörte, konnte sie verstehen und wurde von ihnen in den Stand gesetzt, über die wichtigsten

Fragen, die ein gemüthliches Bedürfniss an die räthselhaften Mächte des Daseins stellt, sich eine Art von Urtheil zu bilden und eine Art von Urtheil abzugeben.

Kant, der die Gegenstände des Nachdenkens dieser Männer mit der grössten wissenschaftlichen Strenge behandelt, musste jene Leute auf doppelte Weise in Erstaunen und Verwirrung versetzen. Einmal dadurch, dass er eine Menge von Dingen, die sie für ganz unzweifelhaften und gesicherten Besitz ansahen, in Zweifel stellte und ihnen in entschiedenster Weise den Boden, auf dem sie mit so grossem Sicherheitsgefühl sich heimisch geglaubt hatten, unter den Füssen wegzog. Andererseits dadurch, dass er eine Sprache zu reden sich unterstand, die, so sehr sie dem tiefen Ernste seiner Untersuchungen angemessen war, von der gefühligen und eleganten oder geschwätzigen und gedankenlosen Redeweise der herkömmlichen Weltweisheit um ein Unendliches abstand. Er lud dadurch auf sich das unverzeihliche Unrecht, dass er das, womit sich alle Welt zu beschäftigen das Recht in Anspruch nahm, dem Verständniss Weniger vindizirte und in das innere Heiligthum der Wissenschaft zurückschob, wohin nur Tiefe und ernste Sammlung äusserst Wenigen den Zugang offen erhielt.

So lebhaft die Thätigkeit war, die Kant's Principien allmählich in den Schulen der Wissenschaft bei Lehrern und Schülern anregten, ebenso lebhaft war der Widerspruch, den seine Manier und seine Resultate bei der grossen Menge der Philosophirenden fanden. Der gesunde Menschenverstand empörte sich gegen den Idealismus und seine Formeln. Zu einem der Hauptredner dieser Gesinnung machte sich Friedrich Nicolai, und seine „Allgemeine deutsche Bibliothek“ war ein Sammelplatz für diejenigen, die etwas gegen die verstiegene Speculation Kant's und seiner Jünger auf dem Herzen hatten, wie für diejenigen, die gegen die idealen Kunstprincipien unserer grossen Dichter ihre Einwendungen vorzubringen beabsichtigten.

Die speculativen Resultate Kant's wurden durch die Fichte's überboten; der Gegensatz der „Verständigen“ musste also zu der Fichte'schen Denk- und Redeweise noch viel stärker werden. Vor dem grossen Philosophen von Königsberg hatte man noch einigen Respect empfinden müssen, weil er schon bei Jahren und offenbar über die erste Hitze der Jugend hinaus, ferner weil er im Besitze einer ungemeinen Celebrität war, und weil er doch Manches gesagt hatte, das offenbar Scharfsinn bewies und auch sich ganz gut hören liess von dem Stand-

punkte der verständigen Leute aus. Fichte dagegen war noch ein verhältnissmässig junger Mann. So allgemein unter denen, die etwas von der Sache verstanden, die Anerkennung seiner hervorragenden Talente auch war, so wenig konnte er doch der Natur der Sache nach dauernd einen grösseren Anhang gewinnen, und bald stand er ziemlich vereinzelt da zwischen solchen, die von seinem Standpunkte aus über ihn hinausgegangen, und solchen, die hinter ihm zurückgeblieben waren. Seine Art und Weise ferner war noch viel ungebehrdiger, als die Kant's; seine Resultate noch kühner, unbegreiflicher, dunkler; seine Rede noch zuversichtlicher und für das populäre Verständniss undurchdringlicher. Gegen den musste und durfte man sich also schon etwas mehr erlauben, und so wurde er für Nicolai eine Art von Prügelknaben, an dem er alle seine Galle und seinen väterlich züchtigenden Zorn gegen den Idealismus ausliess nebst derjenigen Art von geistreichem Spotte, die ihm zu Gebote stand. Wir müssen hier auf Nicolai's Person mit einigen Worten eingehen.

Nicolai, ein „unstudirter Buchhändler,“ würde schon deshalb in der Geschichte der deutschen Literatur unvergessen bleiben, weil Lessing dereinst eine folgenreiche Verbindung mit ihm einging. Es wäre aber auch sonst ungerecht, verkennen zu wollen, dass er einmal seine Zeit gehabt hat, in der er etwas bedeutete. Es war eine Zeit, wo er theils durch geschäftliche, theils durch freundschaftliche Verbindungen begünstigt einen vortheilhaften Einfluss ausübte, indem er sich auf die Seite dessen schlug, was im Verlaufe der geschichtlichen Entwicklung eben an der Zeit war. Nicht nur durch buchhändlerische Unternehmungen, die besonders durch Lessing's Betheiligung eine weitgreifende Bedeutung erlangten, sondern zum Theil auch durch eigene Schriften übte er einen wesentlichen Einfluss auf die Bildung und Richtung seiner Zeitgenossen. Seine Wirksamkeit hatte ihren Höhepunkt in seinen nicht ohne Lessing's Billigung gebliebenen „Briefen, den jetzigen Zustand der schönen Wissenschaften betreffend“ 1755, in der „Bibliothek der schönen Wissenschaften,“ die von 1757 ff. unter seiner Mitwirkung erschien, und noch mehr in den berühmten „Briefen, die neueste Literatur betreffend“ 1759 – 1766, in denen Lessing zum ersten Mal die Kraft seiner genialen Kritik übte. In dem, was Nicolai selbst beitrug, stellte er sich auf Seiten der Schweizer in ihrem Streite gegen Gottsched, billigte, wenn auch mit Kühle und Vorsicht, Klopstock's Bestrebungen und wies auf die englische Literatur als das beste Vor-

bild für die deutsche hin. Ein nüchterner, etwas affectirt witziger Styl lässt sich auch damals bei ihm nicht verkennen. Aber so eng auch sein Gesichtskreis war, gehörte er doch nach Form und Inhalt seiner Schriften zu den besseren Schriftstellern jener Epoche, und sein kritischer Standpunkt war immerhin damals der der Fortgeschrittenen. Allmählich ging es mit Nicolai abwärts. Der Glanz des Lessing'schen Geistes hatte auch ihn berührt. Lessing entwickelte sich weiter, Nicolai aber blieb stehen, und während die Zeit um ihn herum mit Riesenschritten vorwärts eilte, hielt er eigensinnig und beschränkt seinen einmal gefassten Standpunkt fest. Es ging ihm hierin fast wie dereinst Gottsched, und wie dieser musste er erleben, dass er jedes missbilligende Urtheil, das auszusprechen er sich nicht enthalten konnte, durch tausendfachen Spott verschärft zurückgezahlt erhielt. Nicolai hat sich seiner Freundschaft mit Lessing immer gerühmt. Aber eine innere geistige Verwandtschaft hat natürlich zwischen beiden nie bestanden. Lessing's späteren Entwicklungen hat Nicolai nur mit Verwunderung zusehen können, und Lessing's Neigung zur tieferen Auffassung der religiösen und philosophischen Fragen konnte er sich nur aus der leidigen Disputirsucht des Mannes erklären, dessen Scharfsinn nach ihm sich jedesmal mit Spitzfindigkeiten heraushalf, wenn er eine einmal gefasste Hypothese schlechterdings durchsetzen wollte. (Lessing's Briefwechsel mit Ramler, Eschenburg und Nicolai, mit Anmerkungen, herausgeg. v. Nicolai. Lessing's sämmtl. Schriften. Octavausgabe. 27. Theil. Berlin 1794, p. 214. 173. 336. 362. Ueber den Laocoon ebendas. p. 221). „Lessing's Lebhaftigkeit," sagt Nicolai ebendas. p. 258, „gab ihm von Jugend auf die Laune zu widersprechen ein, wenn er sich einmal auf etwas gesetzt hatte; und sein Scharfsinn suchte dann Gründe von aller Art" u. s. w. Wie kühl sich Lessing zu Nicolai verhielt, wie bitter er zu Zeiten Nicolai's Treiben beurtheilte, beweist eben der von Nicolai herausgegebene Briefwechsel, und die Thatsache, dass Lessing trotz dringender Aufforderung nie eine Recension für die Allgem. deutsche Bibliothek hat liefern wollen. (Vergl. Fichte, Nicolai's Leben und sonderbare Meinungen. Sämmtl. Werke, Bd. 8. p. 73—75).

Nicolai's Standpunkt ist der der nüchternsten Verständigkeit. Er war einer der Hauptvertreter der schlimmsten Seiten der sogenannten Aufklärung, die Nichts als berechtigt anerkennen wollte, was über die beschränkte Auffassung des ungeübten und ungebildeten Verstandes

der Mehrzahl der Zeitgenossen hinauslag. Für die eigentlich originalen Triebe des deutschen Geisteslebens des vorigen Jahrhunderts hatte er kein Verständniss. Er blieb auf dem Standpunkte der Gesinnung und des Geschmacks sein ganzes Leben lang, auf welchem die Anlehnung an fremdländische Muster eine Nothwendigkeit war. Die Eleganz und Seichtigkeit der Franzosen, die praktische Verständigkeit, und wo es hochkam, der gutmüthige Humor der Engländer blieb sein Ideal. Ob ein Werk der deutschen Literatur nach fremdländischen Geschmacksprincipien bestehen könnte, das war der Maassstab seines Urtheils. Alles eigenthümlich Deutsche in Gemüth, Gesinnung und Kunstform, selbst die Anlehnung an antike Elemente, die für die classische Periode unserer Dichtkunst so höchst charakteristisch ist, erscheint ihm als Verirrung und Abweichung von den Principien des guten Geschmacks. Seine höchste Instanz ist die Einsicht welterfahrener, menschenkundiger Leute, die fremde Literaturen und das wirkliche Leben kennen. Den eigentlichen deutschen Schriftsteller dagegen denkt er sich immer als einen Stubengelehrten, der die Welt und ihre Bedürfnisse nicht kennt, weil es ihm besonders an Umgang mit hochgestellten Leuten fehlt, die Nicolai, wie er sich rühmt, so vielfach kennen zu lernen Gelegenheit hatte. Dabei hatte er ein hochgesteigertes Vertrauen zu der entscheidenden Kraft und Wichtigkeit seines Urtheils. Er sah sich immer noch in der Stellung, die er einst durch seine Verbindung mit Lessing inne gehabt hatte. Tiefere Studien hatte der vielbeschäftigte und vielgeschäftige Mann natürlich auf keinem Gebiete machen können. Aber um urtheilen zu können, auch über die wichtigsten und schwersten Fragen der Philosophie wie der Kunstkritik, dazu gehörte ja nur ein gewisses Maass von Mutterwitz, von Welterfahrung, von gesundem Menschenverstande, und alles das schien er sich im höchsten Grade zu besitzen. Ihn beseelt ein tiefer Hass gegen alle Ueberschwänglichkeit, gegen alles Dunkele, Mysteriöse. Er war ein Fanatiker der Aufklärung; überall witterte er Obscurantismus, Jesuitenthum, Krypto-Katholicismus. Auch in der Poesie verlangte er klare, nüchterne Verständigkeit, in der Philosophie populäre Breite und eine seichte Bestätigung der alltäglichen Annahmen. Wer diese Anforderungen nicht erfüllt, den bezüchtigte er des Unverstandes; oder mit anderen Worten: was er nicht begriff, war ihm eine Thorheit und solche Ueberzeugung verkündigte er mit lauter Stimme. Sein Verständniss reichte sehr wenig aus, so wie die Untersuchung einigermassen in die Tiefe ging. Aber

dass er etwas nicht verstanden hatte, darin fand er nicht einen Beweis für die Enge seines Verstandes, sondern für scholastische Spitzfindigkeit in dem Gedanken, und eine solche Ueberzeugung war er unverständig genug, Jedermann mitzutheilen, der es hören oder lesen wollte. Und seine Stimme fand doch einen grossen Anklang auch in späterer Zeit bei der grossen Masse des Publicums und unter den mittelmässigen Geistern aller Arten. Es liesse sich nicht erklären, wie sich Göthe und Schiller hätten herbeilassen können, einen so unbedeutenden Mann so oft und so bitter zu bekämpfen, wenn sie nicht in ihm eine grosse und mächtige Partei bekämpft hätten. Denn unbedeutend war er von Person in der That. Es lässt sich nicht leicht etwas Geringfügigeres und Werthloseres denken als Nicolai's höchst umfassende eigene schriftstellerische Thätigkeit nach Inhalt und Form. Eine endlose Breite und selbstgefällige Redseligkeit, styl- und formlos, ein schwächlicher, geistloser Ton affectirter Witzigkeit, und dabei die allerordinärsten Gesichtspunkte, die seichteste Gedankenlosigkeit: das sind die Ingredienzien der Nicolai'schen Schriften.

Der eigentliche Mittelpunkt seiner Wirksamkeit war die „Allgemeine deutsche Bibliothek," die 1765—1791 in Berlin, 1792—1798 in Hamburg erschien. Dieses literarisch-kritische Tribunal, das er dirigirte, war seine Waffe gegen die unbesonnenen Neuerer; seine Verbindung mit einer Menge bedeutenderer und unbedeutender Schriftsteller auf Anlass jener Zeitschrift verlieh ihm Macht und hielt ihm eine Partei zusammen. Unter seinen Romanen hat der Sebaldus Nothanker 1773—1776 grösseren Ruhm erlangt. Wie er sich in diesem gegen Heuchelei und Pietismus wandte, so bekämpfte er in einer Reihe von Schriften die hervorstechendsten Richtungen der aufblühenden Literatur: die Vorliebe für das Volkslied in dem „feynen kleynen Almanach" 1777—1778, Göthe's Werther in den „Freuden des jungen Werthers" 1775, und die Art und Weise der Genieperiode, so wie die Speculation in Kantischer Weise, noch besonders in der „Geschichte eines dicken Mannes" 1794; endlich die speculative Philosophie in dem komischen Romane: „Leben und Meinungen des Sempronius Gundibert, eines deutschen Philosophen," 1798. Dazu kamen nun die fortwährenden Angriffe von Nicolai's Mitarbeitern gegen dieselben Richtungen in der „Allgemeinen deutschen Bibliothek," eine Reihe von Belästigungen, die, so wenig sie durch ihre innere Bedeutung werth waren, doch durch den immerhin beträchtlichen Einfluss des Organs,

das sie aufnahm, es erklärlich machen, wie die hervorragendsten Grössen jener Zeit sich in einem Zustande der Nothwehr gegen Nicolai und Genossen befanden und ihm seine Angriffe durch bittern Spott zu vergelten suchten.

Ein recht anschauliches Beispiel, wie hervorragende Zeitgenossen über Nicolai dachten, giebt die Art, wie Herder, der lange Zeit, zuletzt mit innerem Widerstreben, an der „Allgemeinen deutschen Bibliothek" mitgearbeitet und mit Nicolai freundschaftlich verkehrt hat, mit demselben bricht. Nicolai hat sich in einem Briefe an Herder ein gedankenloses Geschwätze über Herder's „Aelteste Urkunde" erlaubt. Herder antwortet in einem Absagebriefe unter Anderem Folgendes: „Und wer sind Sie, mein Herr, und alle Ihre Freunde, dass Sie Ihre Denkart zur Norm alles Wissens und Denkens anschlagen? Wie Herr Nicolai über jenes (jedes?) Stück des Aegyptischen, Morgenländischen, Griechischen Alterthums denkt, wer ist, der je danach gefragt hat, fragt und fragen wird in saecula saeculorum. Amen." (Von und an Herder. Herausgeg. von Düntzer und von Herder. Leipzig 1862. Bd. 1. pag. 358). Was hier der gereizte Herder mit merkwürdiger Grobheit in einem Briefe an Nicolai grade heraussagt, das war die übereinstimmende Meinung aller Zeitgenossen von eigenthümlicher Bedeutung über den schriftstellernden Buchhändler. Wie diese Meinung entstanden sei und auf wie guten Gründen sie beruhe, lässt sich leicht absehen. Zwar gesteht Nicolai in seinen besten Augenblicken mit liebenswürdiger Bescheidenheit selbst zu, es sei ihm wahrer Ernst, dass Vieles in der Welt wahr sei, was er nicht begreifen könne. (Von und an Herder, 12. Band p. 345. cf. p. 354). Er beeilt sich aber, dies Zugeständniss wieder zurückzunehmen durch die Erklärung, die Freiheit, über Alles, was ihm nicht gefalle, freimüthig seine Meinung sagen zu dürfen, sei ein Vorrecht eines jeden vernünftigen Menschen, dem er nie entsagen wolle. (ibid. p. 360). Grade der weitgehende Gebrauch, den er von diesem angeblichen Vorrechte machte, war es, was ihm die Verachtung derjenigen zuzog, die von den Fächern etwas Gründliches verstanden, über die er urtheilt, ohne etwas davon zu verstehen.

Uns nun interessirt an dieser Stelle vorzüglich Nicolai's Kampf gegen Kant und seine Schüler und die Art, wie Fichte sich des lästigen Gegners zu erwehren suchte. Nicolai's Manier im Kampfe gegen die Philosophie lässt sich am besten an dem „komischen" Roman: Sempronius Gundibert erweisen. Die erzählende Grundlage des Romanes

besteht kürzlich darin: In einem schwäbischen Dorfe wird der Sohn eines Webers (auch Fichte war bekanntlich der Sohn eines Bandwebers) von dem Special des Ortes für einen bedeutenden Knaben erkannt und auf dessen Rath auf die Klosterschule von Blaubeuren geschickt. Da er sich dort wenig behagt, kehrt er in sein Dorf und zum Gewerbe seines Vaters zurück, vertieft sich aber mit dem Special in philosophische Gespräche und begiebt sich noch bei fortgeschrittenem Alter an ein gründliches Studium der Philosophie auf verschiedenen Universitäten. Zuletzt kommt er nach Jena, dem Hauptsitz des Kantianismus, und wird nun ein begeisterter Anhänger Kant's. Er promovirt mit einer Abhandlung de scientia scientiae, so dass er der Erfinder der Wissenschaftslehre vor Fichte wird, erlebt mannigfache Abenteuer in verschiedenen Lebenslagen, findet überall die Kantischen und Fichteschen Grundsätze für das wirkliche Leben unbrauchbar, und wird allmählich von seinen Irrthümern zurückgebracht. Von seinem ausschweifenden Idealismus geheilt, aber ein verständiges Interesse für philosophische Fragen bewahrend, kehrt er in sein väterliches Dorf zurück und beginnt das Weberhandwerk auf's Neue.

In diesen einfachen Rahmen, so wenig Auszeichnendes er hat, hätte sich gleichwohl von geschickter Hand ein mannigfaches und anziehendes Gemälde menschlicher Thorheit, die sich weise dünkt, einspannen lassen. Nicolai aber, dem es an aller Erfindungs- und poetischer Gestaltungsgabe fehlt, bleibt bei dem Plattesten und Dürftigsten stehen und beschränkt sich darauf, den Gundibert mit mancherlei Menschen von Welterfahrung und gesundem, durch philosophische Sonderbarkeiten unbeirrtem Urtheil zusammenzuführen und uns die dabei stattfindenden Gespräche mitzutheilen, am liebsten so, dass er die Aeusserungen der philosophischen Querköpfe mit Citaten oder langen Ausschnitten aus Kant's Rechts- und Sittenlehre belegt, den allein von allen Philosophen, die er bekämpft, Nicolai wirklich gründlicher gelesen zu haben scheint. Das Komische in diesem „komischen“ Roman besteht einfach in der grenzenlosen Naivetät und beschränkten Selbstgefälligkeit des Autors, der den grössten und scharfsinnigsten Denkern mit den einfältigsten Einwendungen, wie sie jeder Knabe von der Gasse machen könnte, ein Bein stellen zu können glaubt. Witz möchte sich kaum finden als in der stehenden Uebersetzung der in jenem Philosophiren allerdings bedeutsamen Ausdrücke: „a priori“ und „a posteriori“ durch: „von vorn“ und „von hinten,“ eine Uebersetzung, die aber nicht

einmal von dem Verfasser allein als Witz intendirt ist und zum Theil wider seine Absicht einen komischen Eindruck zu machen scheint. Denn auch die Freunde der kritischen Philosophie bedienen sich dieser Form, die auch in den ernst gehaltenen Theilen das ganze Buch hindurch herrscht. Nicolai sagt selbst: „Das von kritischen Philosophen und Philosophastern bis zum Ekel gebrauchte a priori, a posteriori, apriorisch u. s. w. zu nennen, würde in einer leichten, muntern erzählenden Schreibart höchst widrig aufgefallen sein, also wählte ich dafür, so wie für andere philosophische Kunstwörter die deutschen Benennungen.“ (Ueber meine gelehrte Bildung p. 116). — Es ist nicht nöthig, Nicolai's Gründe gegen die kritische Philosophie im Einzelnen durchzugehen. Einwendungen, wie diese, stehen dem Allereinfältigsten am nächsten zu Gebote, und sind keineswegs Nicolai's Erfindung oder sein ausschliessliches Eigenthum. Freilich war er eben so wenig der Letzte, wie der Erste, der sie vorbrachte.

Indessen würden wir Fichte's Gegenangriffe nicht verstehen, wenn wir nicht durch einige Stellen Nicolai's Kampfweise charakterisiren würden. Wir lesen in der Einleitung: (Leben und Meinungen Sempronius Gundibert's, eines deutschen Philosophen. Berlin und Stettin 1798, p. 1): „Professor Fichte in Jena ist einer der obersten Aufseher des menschlichen Geschlechts; das hat er selbst gesagt, und er nimmt sich besonders des armen verempirisirten Deutschlands väterlich an.“ An Fichte ärgerte ihn nämlich nichts so sehr, als die besonders in den Vorlesungen über die Bestimmung des Gelehrten dargelegte Ansicht von der aristokratischen Würde derjenigen, die eine wissenschaftliche Ausbildung erhalten hätten. p. 7. „Es liegt am Tage, wie viel besser Alles in Deutschland steht, seitdem die reine Form vorschreibt, wie es in der Sinnenwelt sein soll, unbedingt, ohne sinnliche Erfahrung; und, was noch mehr ist, wie die Philosophen von vorn beschaffen sein sollen. Wenn daher etwa die Philosophen ungerecht, unverständig, unverträglich, rechthaberisch sind, ja wenn sie sogar sich lächerlich machen; so ist das bloss von hinten, und es wohnt in ihnen dennoch die reine Form des Rechts und des sittlichen Ichs.“ ibid. „Der günstige Leser wird nun zu wissen verlangen, was denn eigentlich das Philosophische von vorn und von hinten sei? Auch darin ist ihm zu dienen. Er soll also wissen, die neuen deutschen Philosophen wollen nicht eine Vernunft haben wie wir anderen alle, sonst auch die gesunde genannt, sondern eine besondere Vernunft,

genannt die reine. Die Herren haben nämlich ihre Vernunft ausgestäubt, indem sie davon abzogen alle Erkenntniss, welche durch die Sinne kommt. Was sie nun mit Entsagung aller ihrer fünf Sinne in Verstandesbegriffen denken, das ist von vorn und rein gedacht, nämlich rein von aller Erfahrung, vor welcher sich die reine Philosophie hütet, wie vor der Pest. Was hingegen aus der Erfahrung kommt, nennen sie von hinten: und was von hinten kommt, unrein, oder, mit einem Schimpfworte, empirisch." Dann folgen bei Gelegenheit Ausfälle auf „Hermann und Dorothea," den „gestiefelten Kater," „Wilhelm Meister," als Kunstwerke, denen von dem Standpunkte der absoluten Geschmackslehre, wie sie die Folge jener vonvornigen Philosopheme sei, ein hoher Standpunkt angewiesen werde. Eine der gelungeneren Stellen des Buches ist die Schilderung des Doctor Mondschein p. 54. „Doctor Mondschein war zwar ein nothwendiges und streng allgemeines philosophisches Genie, aber das liebe Latein, so wie sehr viele andere empirische Dinge, die nicht aus einem kritischen Gemüthe erwachsen können, sondern durch ein eifriges Studium müssen erlangt werden, konnte er nicht gut fassen. Es war nämlich Doctor Mondschein's Gehirn von vorn, wo die Denkformen und transcendentalen Deductionen aus sich selbst herausfliessen, gar ergiebig und milde. Aber von hinten, da, wo der Fleiss, das Studiren, die Fähigkeit, die Gedanken anderer zu fassen, und dadurch, wenn man selbst noch nichts weiss, etwas zu lernen, da, wo die Sammlung der nöthigen Vorkenntnisse, die Vergleichung, die Beobachtung, die Ueberlegung ihren Sitz zu haben pflegen, war es, wie die Gehirne der meisten unserer jungen von vorn allzueilfertigen Philosöphlein, ziemlich knöchern und starr. Sein Kopf war daher auch ziemlich leer von empirischen gelehrten Kenntnissen, die nur mit Anstrengung und fleissigem Studiren können erlangt werden, weshalb er ihnen auch abhold war, wie die Philosöphlein alle." — Ein Unterredner, der in Nicolai's Sinne spricht, wünscht lieber, dass junge Könige Voltairen läsen, als Kanten. p. 300. Jener mag oft seicht sein; besonders giebt der Unterredner und mit ihm Nicolai auf seine seichte Metaphysik eben so wenig als auf andere gründliche Metaphysiken. „Aber es ist in Einem Bande seiner Schriften mehr gesunde Philosophie für das menschliche Leben, als in allen deutschen vonvornigen philosophischen Büchern zusammengenommen." — p. 320. „Aber, liebe Herren! wäre denn auch etwas verloren, wenn Professor Fichte Ackerbau triebe,

anstatt seinen armen Kopf so sehr anzustrengen, um den Ursatz, die Wissenschaft der Wissenschaften, welche unser Leinweber schon einmal glaubte erfunden zu haben, noch einmal zu erfinden? Wenn er, anstatt seine Galle so heftig über die auszuschütten, welche seinen Ursatz für einen Unsatz halten, lieber mit seinen Knechten haderte, welche seinen Acker nicht zur gehörigen Zeit gepflüget hätten? Oder, wenn ihm das Schicksal ein Stückchen Land versagt hätte, um es im Schweisse seines Angesichts zu bauen, wäre es nicht besser, wenn er, anstatt vergebens ein Euklides für die Philosophie werden zu wollen, lieber das Rechnen aus dem Kopfe lernte, alsdann Kinder darin übte, und dadurch der menschlichen Gesellschaft wirklich nützlich würde?" — p. 325. „Gundibert hat überdies vor Euch, kritische Herren, offenbaren Vorzug; er webt Leinwand und Damast, viele Jahre lang nützlich zu gebrauchen, und Ihr schreibt Bücher, die in einem halben Jahre den Weg alles Makulaturs gehen. Auf den letzten Lumpen von Gundibert's Leinwand können noch nach vierzig Jahren die tiefsinnigen Lehren der kritischen Philosophie gedruckt werden, wofern sie vierzig Jahre dauern sollte. Wenn aber alsdann, wie es zu vermuthen ist, wenigstens Fichtens, und Pölitzens, und Tieftrunk's, und Schelling's, und Niethammer's, und Gräffen's, und aller kritischen Schmidte Schriften, in kleine Stücke zerrissen, schon längst den Erdboden gedüngt haben; so hat alsdann doch noch die Nachwelt unserm philosophischen Leinweber die Lumpen zu danken, worauf die in dem systemreichen Deutschland alsdann gangbare vonvornige Systeme gedruckt werden können. Hiermit gehabt Euch wohl, liebe geringe Herren!" —

In so geringschätzigem Tone erlaubte sich Nicolai von Männern zu sprechen, deren grossartiges Streben, deren tiefsinnige Gedanken zu verstehen er auch nicht im Entferntesten geeignet war. Selbst Kant, der alte, ruhige, humane Mann, sah sich durch diese beständigen, herausfordernden Angriffe gezwungen, zu repliciren, und hat es in ruhigster, aber energischster Weise gethan.

Es möchte hier der Mühe werth sein, Nicolai's Polemik gegen die kritische Philosophie im Einzelnen zu beleuchten. Seine Hauptangriffe gegen die kritische Philosophie eröffnete er im 11. Bande jener langathmigen „Beschreibung einer Reise durch Deutschland und die Schweiz, im Jahre 1781." Berlin 1796. „Ich bin nun," sagt er, „seit sehr langer Zeit im Besitze (sic!) unangenehme Wahrheiten öffentlich und offenherzig herauszusagen, wenn ich sie für nützlich und nöthig hielt."

Vorrede p. X. „Es ist mir immer noch, als ob ich Literaturbriefe schriebe.“ p. XI. „Doch habe ich so viel Hochachtung für die schätzungswürdigen Männer, (Schiller und Göthe sind gemeint), die ich jetzt des allgemeinen Bestens wegen laut tadeln muss, dass ich hoffe, sie werden sich nichts erlauben, das ihrer unwürdig wäre.“ Gegen Fichte und Schelling beginnen die unverschämtesten Angriffe p. 116. u. ff. „Besonders Magister Schelling kann noch ein sehr wackerer Mann werden, wenn er in Gottes freye Luft gehet, die Sinnenwelt und Menschen kennen lernt, und seinen Fleiss und Scharfsinn nicht mehr auf die unnütze selbst errungene Anschauung des Intellectualen, sondern auf den grossen Kreis nützlicher Wissenschaften anwenden will, worin er noch so viele Kenntnisse zu erlangen fähig wäre.“ p. 139. Von Seite 177 an bespricht er Schiller's Horen, und tadelt besonders die philosophische Schulsprache von Schiller's Aufsätzen in denselben. „Vielleicht wird es mir, durch mehr als vierzigjährige Beobachtung der deutschen Literatur, leichter, dieselbe von mehreren Seiten zu überblicken; so wie meine Lage und beständige Aufmerksamkeit auf gemischte Gesellschaft, wobey ich Geschmack und Gesinnungen aller Stände genauer kennen lernen, mir vielleicht auch einige Fähigkeit giebt, näher zu beobachten, in welchem Grade Schriften auf das allgemeine grosse Publicum wirken oder nicht wirken. Ich glaube durch so lange Beobachtung mich um so mehr legitimirt zu haben, über literarische Angelegenheiten auch meine Stimme zu geben; da ohnedies eigentlich Jeder dazu berechtigt ist.“ p. 178. „In Frankreich und England sind die Speculationen der theoretischen Philosophie mit allen ihren scharfsinnigen und spitzfindigen Unterscheidungen, welche dort vor 100 oder 200 Jahren noch weit mehr Aufsehen machten, von Gelehrten und Ungelehrten so ziemlich ganz vergessen; und Frankreich und England besteht doch, und hat seit 200 Jahren unstreitig sehr viel an Literatur und an entwickelten Kräften des menschlichen Verstandes gewonnen.“ p. 192. „Nein, noch nie hat irgend eine Nation eine solche Sammlung von philosophischen Querköpfen gehabt, als seit ein paar Jahren die Deutschen.“ p. 206. „Welche Neuigkeit! Fichte will sein Zeitalter leiten! mit seinem verwirrten transcendentalen Gewäsche den Geist seines Zeitalters leiten!“ p. 224. Die „Vorlesungen von der Bestimmung des Gelehrten“ nennt Nicolai „eine elende Rhapsodie, welche voll von kahlen, gar nicht zur Sache gehörigen Spitzfindigkeiten, die trivialsten Dinge unter die dunkelsten Schul-

terminologien verbirgt, welche zu Vorlesungen für junge Leute ganz unschicklich ist, indem ein Lehrer diesen nicht frühen Dünkel einprägen muss; deren Verfasser aber selbst von dem wildesten Dünkel und von dem plumpsten gelehrten Stolze so besessen ist, dass er zu einer neuen Charlataneria eruditorum ein so einleuchtendes als komisches Beispiel geben würde." p. 228. „Sollte man glauben, dass sie (die philosophischen Schulbegriffe) der berühmte Herausgeber der Horen sogar in Gedichten hat brauchen wollen?" p. 237. Als Beispiel dient „die Würde der Frauen." Von den „Briefen über die ästhetische Erziehung" urtheilt Nicolai: „Dass wenn ganze Seiten aus der scholastischen Wortfülle, und aus der Dunkelheit zusammengesetzter fremdartiger Ausdrücke, in eine anderen Menschen gewöhnliche Sprache übersetzt werden, fast nichts als ganz gewöhnliche, schon längst gesagte Dinge übrig bleiben, welche weder den Geist erheben, noch den Verstand erleuchten." p. 240. p. 280. Schiller ist „ein bedeutender Mann, der viel mehr seyn würde, wenn er weniger scheinen wollte." p. 280. „Der gesunde Menschenverstand heisst so im Gegensatze des kränklichen Magisterverstandes, dessen Früchte jetzt wieder so viele unnütze Bücher voll philosophischer Deductionen sind." p. 289. „Bleibt er (Schelling) aber bei der intellectualen Anschauung seines Ich; so wird nichts aus ihm, als ein gelehrter Thor." p. 290. „Ich habe diese Herzensergiessung nicht zurückgehalten, weil mir das Wohl der deutschen Literatur am Herzen liegt." 304. Trotzdem muss den guten Nicolai das Gewissen einigermassen genagt haben. Er fragt, was die feierlich ausgestäupten Herren Schiller, Göthe, W. von Humboldt, Kant, Fichte, Schelling mit ihm machen werden. „Wollen sie auf mich Satyren machen? — Meinetwegen, — wenn sie nur Witz haben!" Witz aber hatten die Herren trotz Nicolai, und Manche verschmähten es nicht, ihn gegen Nicolai zu brauchen.

Kant replizirte zunächst in der Vorrede zur Metaphysik der Rechtslehre p. X, indem er Nicolai nur aufforderte, sich in gewissen Dingen des Urtheiles zu enthalten, und ihn ziemlich deutlich als einen „unkritischen Ignoranten" bezeichnete, später in den beiden Briefen „über die Buchmacherei," Königsberg 1798, nachdem von Nicolai einige neue, eben so hämische als thörichte Angriffe ausgegangen waren. Hier betrachtet ihn Kant als erfahrenen Kenner der Buchmacherei, als Director einer Bücherfabrik, der sich die Materie sowohl als die Façon aussinnt, welche muthmasslich, durch ihre Neuigkeit oder

durch die Scurrilität des Witzes, die grösste Nachfrage haben wird und sich theils gedungene Buchmacher hält, theils selbst sich mit geeigneter Waare versieht. p. 17 u. s. w.

Sehr charakteristisch ist die Art, wie Nicolai nun seinerseits sich vertheidigt. In einem Buche von 266 eng gedruckten Seiten („Ueber meine gelehrte Bildung" u. s. w. Berlin 1799) tritt er den schweren Beweis an, dass er berechtigt sei, über die Philosophie mitzusprechen. Er erzählt die Geschichte seiner Jugenderziehung, um zu zeigen, dass er sich von der frühesten Jugend an, ungeachtet er keine Universitätserziehung genossen habe, aus innerem Triebe ernsthaft mit den Wissenschaften und besonders mit der speculativen Philosophie beschäftigte. p. 5. Aber eben durch seine frühe Aufmerksamkeit auf Studien, welche in die wirkliche Welt führen, modifizirte sich seine Neigung zur Speculation dergestalt, dass er niemals Erfahrung und Weltkenntniss vernachlässigte und verachtete. p. 8. In der Schule des Waisenhauses zu Halle hätte er beinahe das Heucheln gelernt, wenn er die geringste natürliche Anlage dazu gehabt hätte. p. 12. Von der Bibel gefielen ihm einige Psalmen nebst den Büchern der Maccabäer und Jesus Sirach am besten. Seine natürliche Fähigkeit, die er wie seine Wissbegierde überall sehr hochrühmt, liess ihn alle Wissenschaften mit grosser Leichtigkeit begreifen. In den lateinischen Schulen zu Berlin und Halle lernte er nichts als lateinische und griechische Wörter, wunderbar zusammengeknetet in alle Prädicamente einer pedantischen Grammatik; aber etwas Reales lernte er daselbst nicht. p. 8 etc. Endlich wird er auf die neu errichtete Realschule in Berlin gebracht. Ein Jahr ist er dort gewesen und das Schicksal hat gewollt, dass er in diesem einen Jahre auf der Laufbahn zum künftigen grossen Manne weit mehr gefördert worden ist, als vorher in fünf Jahren auf zwei berühmten gelehrten Schulen. p. 15.

In dieser Realschule, wie sie damals war, schildert Nicolai offenbar sein Ideal einer Schule, die eine solide Bildung verleiht. Es ist der Curiosität wegen der Mühe werth, diese Schilderung einer idealen Schulanstalt in Kurzem zu wiederholen. Alles was er hier lernte, war so interessant und mannichfaltig, dass er sich schon im ersten Monate vor Freude nicht zu lassen wusste. Nicolai war damals in seinem 15. Jahre. Besonders für dies Alter ist jener Studiengang doch sehr curios. Es wurde Botanik gelehrt, Anatomie an Skeletten, Kupferstichen und auf dem anatomischen Theater; die Oekonomie lehrte

ein ehemaliger Verwalter auch mit Excursionen aufs Land; ferner ward Naturlehre getrieben und Zeichnen, besonders architektonisches Zeichnen an Grundrissen und Aufrissen des Gebäudes der Realschule geübt; das Feldmessen wurde auch praktisch geübt, die Astrognosie nach Lehrbüchern und mit eigenen Observationen auf dem Observatorium; die Hauptprincipien der Mechanik mit Beziehung auf die Gewerbe, besonders nach Modellen von Mühlen aller Art. Vorzüglich interessant war die Manufacturenclasse, wo die Meisterwerke aller Handwerker, welche in Berlin Meister werden wollten, vorgezeigt und Umzüge durch Manufacturen und Fabriken gehalten wurden. Das sind die Studien, die in Nicolai jenen Beobachtungstrieb und die Aufmerksamkeit auf menschliche Beschäftigungen von aller Art hervorgebracht haben, welche ihn auch im Alter nicht verliess. Zudem hatte er das Glück, an Berthold einen ausgezeichneten Lehrer der Mathematik zu haben. p. 15—18. Durch diese Studien wurde Nicolai befähigt, ein so grosser Mann zu werden, und selbst Kant gegenüber festzuhalten, dass man durch eine Induction auf den Begriff eines allweisen und allmächtigen Urhebers der Welt kommen könne. p. 20. Philosophie hat er denn besonders nach Baumgarten, Wolf, Newton, Locke, Cartesius, Geulinx, Shaftesbury u. s. w. getrieben. Die Kritik der reinen Vernunft würde seine Aufmerksamkeit schon erregt haben als eine neue und sehr wichtige Erscheinung in der deutschen Literatur. Für ihn kam noch hinzu, dass es allgemein hiess, Kant wolle beweisen, dass nur in der Erfahrung allein Wahrheit zu finden sei. Er studirte mehrere Jahre lang, bis er „die Idee des Ganzen sehr richtig gefasst hatte.“ Aber seine Zweifel vermehrten sich beim Studiren, und er fand Widersprüche, die ihm unauflöslich schienen. Dadurch war er befähigt, er zuerst, die Stellen verschiedener Schriften Herrn Kant's, wo er sich widerspricht, vor Augen zu legen, welches vor ihm Niemand so deutlich gethan hat. So etwas lässt sich ohne mehrmalige sorgfältige Lectüre nicht denken. p. 51. Doch hält er „die Kritik der reinen Vernunft und die Kritik der Urtheilskraft nebst den Prolegomenen zu jeder Metaphysik noch jetzt für Bücher, welche verdienen, ernsthaft studirt zu werden.“ p. 57., die anderen Bücher Kant's natürlich nicht. Er studirte die kritische Philosophie über zwölf Jahre lang, ehe er öffentlich darüber ein Wort sagte. Man darf sich also um so viel weniger wundern, dass er so gut damit bekannt ist. p. 64. Kant

schreibt sehr oft weitschweifig und verworren, und hat nicht die Gabe eines guten Vortrags, p. 74, 180. ebenso wenig wie Herr Schiller, der „in Briefen über die ästhetische Erziehung und über die sentimentalen und naiven Dichter ein Galimatias (sic!) von verwirrten kritisch sein sollenden Sätzen und Terminologien hat abdrucken lassen.“ p. 78. Der Fortgang der deutschen Literatur hat ihm immer am Herzen gelegen, deshalb hat er solche Missbräuche gerügt, und seine Freimüthigkeit blieb auch nicht ohne Wirkung. Denn der Unfug ist seitdem gemindert worden. p. 80. Deshalb hätte Kant, ehe er in so hohem Tone über Nicolai absprach, ein wenig überlegen sollen, ob es ihm zieme, mit ihm in dem Tone einer väterlichen Weisung zu reden? p. 87. „Kant's „Streit der Facultäten“ ist ein Buch voll verkehrter Behauptungen; es ist unglaublich, welche Menge sinnloser Behauptungen in diesem Buche stehen, und darunter sind nicht wenige, deren Sinnlosigkeit zugleich sehr hämisch ist; ein sehr unartiges Geschwätz.“ p. 109. Nicolai hat bisher Kant geschont, schon weil er so hübsche weitläuftige Werke geschrieben hat; künftig soll von keiner Schonung mehr die Rede sein: Er will sich seinem Despotismus nicht mehr beugen und seiner Eitelkeit nicht mehr fröhnen. p. 104. 111. „Herr Kant spricht mit mir als mit einem völlig unwissenden Menschen. Ist dies der Ton, der ihm gegen mich anstehet? ... Ich darf mir auch bewusst sein, dass ich seit dreissig und mehr Jahren eifrig die Wahrheit gesucht, und sie nach allen meinen Kräften befördert habe, und nicht ohne Erfolg, indem ich selbst die Wahrheit immer freimüthig heraussagte, indem ich Vorurtheile, Heuchelei und Aberglauben mit Muth angriff, indem ich die Rechte der gesunden Vernunft beständig vertheidigte ... Und so darf ich ohne stolz oder eitel zu sein, wohl wissen, dass ich nunmehr über das was Literatur und Philosophie betrifft, wohl ein Wort mitsprechen kann.“ p. 114. So hat er die unwissenden Kantianer beschämt, indem er anzeigte, wie die Autonomie, dass die Vernunft das moralische Gesetz sich selbst giebt, längst vor Kant von Wolf sei gelehrt worden. So beweist er, dass Leibnitz vollständig den Begriff des Apriorischen entwickelt habe. p. 118 etc. „Mit welcher Nachlässigkeit Herr Kant oft die Worte hinwirft, ist fast unglaublich.“ p. 144. Und so kommt er denn zu dem Resultat: „Dass ein Quentchen gesunder Menschenverstand sehr oft viel mehr werth ist, als sechs Centner vonvornige kritische Philosophie.“ p. 175. „Für das grosse deutsche Publicum, für die achtungswürdige Menge, (Kant's

Ausdruck) hat diese Philosophie nie Interesse gehabt; und was sie hatte, fängt sie an merklich zu verlieren. p. 178. Insbesondere protestirt Nicolai dagegen, dass er ein Narr sei, wie Kant behauptet. Die Jesuiten nannten Pascal, weil er ihnen ihre Absurditäten gezeigt hatte, einen Narren ebenso, wie Kant den Nicolai. p. 182.

Bei Weitem schlimmer aber als Kant kommt in demselben Buche Fichte fort und sein plumper hyperkritischer Idealismus. p. 50. Besonders lacht Nicolai über Fichten, den mönchischen Thoren, der so kräftig versichert, er wolle gar nicht geniessen, wozu der arme Mensch sich auch durch seine vonvornigen Grillen mag unfähig gemacht haben. p. 152. Fichte ist ein spitzfindiger Sonderling. Seine Heftigkeit und sein Dünkel verbunden mit der Dunkelheit und Verwirrung seiner meisten Schriften, welche Finsterniss nur öfters von einem hellen Gedanken wie von einem Blitze unterbrochen wird, worauf wieder dunkle Spitzfindigkeit folgt, — Alles zeigt ihn als einen gar seltsamen Mann, welcher dabei durch sein hochdaherfahrendes und ungeberdiges Betragen Achselzucken erregen muss. p. 197. „Er ist übrigens der allerplumpste Idealist geworden, und geht so weit, dass er behauptet, nur das Uebersinnliche zwinge uns, unserer Sinnenwelt Realität beizumessen.“ 201. Ist das nicht entsetzlich? Aber weiter: „Sein Idealismus hat ihn zugleich zum vollständigsten Schwärmer gemacht.“ — „Man sieht wohl, der ehrliche Mann ist ein durch trübe Speculation verwahrloseter philosophischer Combabus. Denn aller Genuss ist ihm sinnlich und fleischlich und bringt um die Seligkeit. p. 204. Sein unbändiger Idealismus ist nichts als wilde Rechthaberei. Seine Rede klingt wie die eines blödsinnigen Kranken, der sich einbildet, seine Leber sei so gross als ein Kalb und hange an seiner Nase. p. 210. Besonders scheinen Nicolai Fichte's Lehren für die Jugend höchst gefährlich zu sein. Denn „die Mönchsmoral, dass man nur für das Uebersinnliche und für das nicht erscheinende Ewige leben, an dieser Welt aber einen Ekel haben dürfe, muss man Jünglingen nicht in den Kopf setzen; denn sie sollen ausdrücklich für die jetzige Welt brauchbar gemacht und zum Dienste des Staats und des geselligen Lebens gebildet, am wenigsten aber durch eine prätensionsvolle Philosophie auf den Dünkel gebracht werden, dass diese Welt für sie zu schlecht, oder dass in einer anderen Welt ihre Heimath wäre.“ p. 228.

Wie Voltaire den Papst Ganganelli segnete, weil er das Castriren der Knaben verbot, so segnet Nicolai die Landesväter, welche Mittel

anwenden, damit die Spinnwebenphilosophie aller Art nicht auf unseren Universitäten als die höchste und hauptsächlichste Weisheit gelehrt, sondern vielmehr gehindert werde, dass ferner die jungen Leute den Anfang alles Studiums mit metaphysischen oder mit kritischen, oder mit idealistischen Subtilitäten machen, sich damit die gesunde Vernunft fein früh verwirren und verkrüppeln: so dass sie nachher im menschlichen Leben nirgend an ihrer rechten Stelle stehen können und stehen mögen. p. 227. Das Herz über das Denken zu erheben, wie Fichte thut, „heisst wahrlich an Unphilosophie noch Kanten übertreffen!“ „Wenn Herr Fichte, bloss als Schriftsteller, dergleichen Thorheiten auskramt, so mag man ihn widerlegen, oder da der Tropf, der uns alle für seine Producte und Geschöpfe hält, die ein Hauch seines freien Wesens annihiliren könnte, kaum verdient widerlegt zu werden; so kann man ihn auslachen.“ Aber insofern er ein Lehrer der Jugend ist, ist er wegen solcher zum Unterrichte der Jugend ganz unzweckmässigen Lehren dem Staate verantwortlich. p. 238. „Innerhalb Jahresfrist wird Niemand mehr an Fichten, an sein Journal und an seine verwirrte Ideen über die Existenz Gottes denken, wofern nicht durch unzweckmässige Massregeln Aufmerksamkeit darauf erregt wird.“ p. 245. „Kein Schwärmer ist zu widerlegen. Jeder Schwärmer ist krank am inneren Lichte — und Herr Fichte noch dazu an dem Blitze, womit die Philosophie ihm, nach seiner eigenen Forderung das Gehirn auf einmal versengte.“ p. 257. Fichte wird dann ein armer Schelm, ein presshafter Patient genannt. Und das Alles ist geschrieben, während Fichte wegen seines angeblichen Atheismus verfolgt wurde.

Wie Schiller und Goethe sich mit Nicolai abgefunden haben, ist aus den Xenien bekannt genug. Nicolai erliess darauf eine Gegenschrift: Anhang zu Schiller's Musenalmanach für das Jahr 1797. Wir heben auch hier einige Kraftstellen heraus. Nicolai spricht die Vermuthung aus, es sei in Schiller etwas von der Geistesstärke Karl Moor's, der in seinem bitteren Unmuthe über wahres und eingebildetes Unrecht sich hinter die Landstrasse lagert (p. 15). In seiner Reisebeschreibung hatte Nicolai prophezeit, Fichte würde im Jahre 1840 vergessen sein; hier verstärkt er seine Aeusserung dahin, dass er aufs Jahr 1804 im selben Sinne „compromittirt.“ p. 31. „Sie haben,“ ruft er Schiller zu, „von je her eine geschrobene, gezierte, schwankende, dunkele Schreibart mehr geliebt, als Sie sollten.“ p. 39., „eine Schreibart, in der sich's ziemlich gut verdecken lässt, wenn man nicht recht

zu Hause ist.“ p. 40. Nicolai dagegen ist „seiner deutlichen Schreibart wegen immer auch bedacht gewesen, richtig zu denken, und hat es nie gewagt, so wie Schiller, tiefe Philosophie zu affectiren, wo gesunder Menschenverstand weiter reichte, oder hohe superfeine Empfindungen zu lügen, wo natürliche Empfindungen schon ein gefühlvolles Menschenherz erfüllen konnten.“ p. 42 etc. Freilich nennt Nicolai Schiller und Göthe auch Männer von entschiedenem Talente, Männer, die unsterbliche Kunstwerke geliefert haben, p. 79; aber das hält ihn nicht ab, die Briefe über ästhetische Erziehung und Aehnliches ein abstractes Gemengsel von unverdautem ästhetisch-formalen Zeuge zu nennen. „Aber die Leser mit dem gemeinen Verstande schnupperten nur von Weitem an dem ekelhaften Kruge, hielten die Nase zu, und kehrten um!“ p. 54. In ähnlichem Style wird von Wilhelm Meister's Lehrjahren gesprochen, in dessen drittem Bande insbesondere die mystischen Gefühle Leuten von gesundem Verstande Lächeln abnöthigten etc. p. 87, über andere Werke der beiden Dichter p. 129. Bürger steht nach Nicolai gewiss als Dichter mit Göthe in eben derselben Classe. p. 165. „So bin ich von jeher im beständigen Kriege gewesen mit Aberglauben, Unsinn, Heuchelei, formaler Unweisheit und allem was die gesunde Vernunft und die deutsche Literatur verderbt; stelle mich auch, so alt ich bin, immer noch ins Vordertreffen, um die Rechte der gesunden Vernunft zu vertheidigen.“ (p. 208).

Fichte schwieg lange. Nur bei Gelegenheit (Annalen des philosophischen Tons 1797) bezeichnete er Nicolai einmal als die seufzende Creatur (Werke, 2. p. 480). Erst als er in einem Artikel der „Allgemeinen deutschen Bibliothek“ auch seinen persönlichen Charakter angegriffen glaubte, entschloss er sich zu energischer Abwehr. Er verfasste das biographische Denkmal: „Friedrich Nicolai's Leben und sonderbare Meinungen.“ Es in Preussen drucken zu lassen, hinderten ihn die Bedenklichkeiten, die die Censur erhob. Das Manuscript wurde Friedrich Schlegel mitgetheilt, der es denn bei Cotta 1801 herausgab. Der Druck ist wiederholt im achten Bande von Fichte's sämmtlichen Werken. Schlegel sagt in der Vorrede: „Was Nicolai betrifft, so weiss ich wohl, dass ich ihm durch die Herausgabe dieser Schrift die grösste Wohlthat erweise. Was könnte ihm ... Glorreicheres begegnen, als dass Fichte auf ihn, als ein wirklich existirendes Wesen, sich förmlich einlässt, ihn aus Principien construirt, und ihn womöglich sich selbst begreiflich macht? ... Verdient hat er es ganz und gar

nicht um mich, dass ich ihm ein solches Fest bereite, da er mir die Schmach angethan, mich in früheren Schriften ordentlich zu loben, und noch in den letzten mir Kenntnisse und Talente zuzugestehen“ (z. B. Nicolai, Reisebeschreibung. 11, p. 235. „Herr Fr. Schlegel ist ein trefflicher Kopf“ etc. Anhang zu Schiller's Musenalmanach 1797. p. 177).

Fichte war ein Meister in der Polemik. Es stand ihm eine gewaltige Macht der Charakteristik zu Gebote und eine Energie der Rede und besonders des vernichtenden Spottes, in denen sich sein leicht aufflammender gewaltiger Zorn den passenden Ausdruck gab. Diese Kraft der Polemik hatte er in der frühesten Epoche seiner Thätigkeit geübt, um sich einst eine Stellung zu begründen und lästige Gegner sich vom Halse zu schaffen. Er hatte dann vornehm und selbstbewusst alle Angriffe, die so vielfach auf ihn hereinstürmten, ignorirt, zum Theil auch wohl in der That nicht gelesen. In seiner späteren Zeit hat er seine Polemik nur gegen Schelling und die Naturphilosophie gewandt und zwar mit aller Kraft, die ihm zu Gebote stand, theils in einzelnen Aufsätzen, theils in den Vorträgen über „die Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters,“ und in den „Reden an die deutsche Nation.“ Der Höhenpunkt aber in Fichte's polemischer Schriftstellerei wird durch jenes Buch gegen und über Nicolai bezeichnet, weil er hier in humoristischer Sicherheit über den Gegenstand hinaus ist, mit seinem Object in bitterer Ironie spielt, und flammende Zornesreden mit den Wendungen heiteren Spottes in wahrhaft künstlerische Verbindung bringt.

Alle Polemik hat den Uebelstand, dass, wenn die Zeit, in welcher die Controverse berechtigt war, vorüber ist, auch in denjenigen, die ihrer Gesinnung nach auf Seiten des Angreifenden stehen, leicht Mitleid mit dem Angegriffenen rege wird. Das ist insbesondere der Fall bei Fichte's Schrift gegen Nicolai theils wegen des Subjects, gegen das der Angriff gerichtet war, theils wegen des Tones, der leicht allzu heftig erscheint, wenn man selbst ausserhalb des Streites steht. Nicolai war ein alter, schwacher Mann, der, so möchte es scheinen, so viel er sich auch versündigt haben mochte, doch leicht allzu hart mitgenommen worden ist. Will man zum rechten Genusse jenes Meisterwerkes kommen, so muss man in dem Angegriffenen nicht diesen einen Mann, sondern eine ganze Partei erblicken, und diese Partei, das ist offenbar zuzugestehen, hat so scharfe Züchtigung verdient. Ausserdem muss

man sich in dieselbe Stimmung des Humors versetzen, aus der die Schrift hervorgegangen ist.

Fichte, indem er Nicolai ein biographisches Denkmal setzt, geht ganz philosophisch zu Wege. Recht in der Art der vonvornigen Philosophen construirt er das, was offenbar nur ein Gegenstand der Erfahrung ist, die Persönlichkeit seines Gegners, à priori. Im ersten Capitel leitet er den „höchsten Grundsatz ab, von welchem alle Geistesoperationen unseres Helden ausgegangen sind.“ In den folgenden Capiteln deducirt er, wie derselbe zu diesem sonderbaren höchsten Grundsatze gekommen sein möge, wie dieser höchste Grundsatz sich im Leben desselben geäussert habe, ferner worauf es zufolge dieses höchsten Grundsatzes unserm Helden bei allen seinen Disputen angekommen sei, die wirkliche Disputirmethode unsers Helden u. s. w., alles aus seinem zuerst abgeleiteten obersten Grundsatze. Dabei behandelt er Nicolai, den noch lebenden, als einen todten Mann und redet von ihm wie von einer Person aus der vergangenen Zeit, was bei ihm um so eher möglich scheine, als die Möglichkeit einer Entwicklung oder Veränderung bei Nicolai nicht vorhanden sei. Die einzelnen Capitel schliessen also: „Er starb alt und lebenssatt.“ „In dieser beruhigenden Stimmung lebte er und starb im frohen Glauben an die Unsterblichkeit seines Werkes.“

Fichte erklärt von vorn herein, das vollendetste Beispiel radicaler Geisteszerrüttung und Verrückung sei ihm, seitdem er ihn gekannt habe, Friedrich Nicolai gewesen. Darum will er sein Bild, nicht zur Selbstvertheidigung, sondern zur Warnung zeichnen. Nicht als Person, aber als Object, als vollendete Darstellung einer absoluten Geistesverkehrtheit, scheint ihm Nicolai dem Literarhistoriker und Pädagogen wichtig zu sein, und so interessant, als dem Psychologen ein origineller Narr oder dem Physiologen eine seltene Missgeburt nur immer sein kann. Dass Fichte in Nicolai mit Tiefe und Kraft die Leerheit und Nichtigkeit der rein negativen Aufklärung geisselt, giebt seiner Polemik einen dauernden Werth.

Als jener „oberste Grundsatz“ wird die feste Meinung Nicolai's bezeichnet, dass er alles, was in irgend einem Fache richtig und nützlich sei, gedacht habe, und alles dasjenige unrichtig und unnütz sei, was er nicht gedacht hätte, oder nicht denken würde. Alle seine Widerlegungen gingen von dem Hauptsatze aus: ich bin anderer Meinung; daher er denn zu diesem Hauptgrunde noch andere Nebengründe hin-

zuzufügen gewöhnlich unterliess. Sogar wenn ihm, wie dies in seinem späteren Alter häufig begegnete, von allen Seiten her einmüthig zugerufen wurde: er werde wohl selbst eines Urtheils über gewisse Dinge sich bescheiden, oder auch — er sei ein geborener Dummkopf, ein Salbader, ein alter Geck, und was man noch alles für Freiheiten sich mit ihm herausnahm, mochte er doch immer lieber voraussetzen, man sage dies bloss aus Schalkheit, und um sich für die empfangenen Züchtigungen zu rächen, als dass er irgend einem Menschen die Verkehrtheit zugetraut hätte, dass er fähig wäre, in allem Ernste und im Herzen einen Nicolai nicht anzuerkennen." — „Unser Held ging von dem Princip aus: ich, Friedrich Nicolai, bin anderer Meinung, als ihr, und daraus könnt ihr ersehen, dass ihr Unrecht habt. Er hat diesen höchsten Grundsatz seines speculativen Systems mehrere Male in bestimmten Worten ausgesprochen, ohnerachtet er sonst mehr für den rhapsodischen, als für den systematischen Gang war." — 28.

Dies zur persönlichen Charakteristik des Helden. Im Folgenden betrachtet ihn Fichte als Beispiel der falschen Popularität. Dabei folgende classische Stelle: „Ich will hier nicht untersuchen, ob es nothwendig sei, dass der Uebergang der Schriftstellerei einer Nation aus der gelehrten in die lebende Sprache eine Epoche des Verfalls der wahren gründlichen Gelehrsamkeit bei sich führe. Bei den Deutschen wenigstens war dies der Erfolg. Man bildete sich etwas ein darauf, endlich deutsch schreiben gelernt zu haben; man wollte, dass es auch für deutsch anerkannt würde, und bemühte sich daher, über alle Gegenstände so zu schreiben, dass dann auch in der That nichts weiter zum Verstehen gehöre, als die Kenntniss der deutschen Sprache. Der Vortrag wurde die Hauptsache, das Vorzutragende mochte sich bequemen; was sich nicht so sagen liess, dass die halbschlummernde Schöne an ihrem Putztische es auch verstände, wurde eben nicht gesagt; — und da man nur um sagen zu können lernte, auch nicht weiter gelernt, — späterhin verachtet, als elende Spitzfindigkeit und Pedanterie: kurz, das elende Popularisiren kam an die Tagesordnung und von nun an wurde Popularität der Massstab des Wahren, des Nützlichen und des Wissenswürdigen."

Mit dieser Popularität hängt die „absolute Oberflächlichkeit und Seichtigkeit" zusammen. Auch hier charakterisirt Fichte immer die Gattung, nicht dieses einzelne Subject. „Sein (Nicolai's) Geist war ein dürrer Chronikengeist. Nie vermochte er sich über die Erfahrung,

und zwar über die Erfahrung im allerniedrigsten Sinne des Wortes, über das blosse Aneinanderknüpfen von Sinneseindrücken und den Erzählungen davon hinweg, bis zum Begriffe eines allgemeinen Gesetzes, nach dem jene Erscheinungen erfolgten, oder erfolgen sollten, als dem Materiale aller Philosophie, zu erheben." „Jeden möglichen Gedanken, den er äusserte, trug er vor als unmittelbar gewiss und durch sich selbst klar ... Diese alle gleich unmittelbar gewissen Gedanken setzte er nun zusammen, wie sie ihm unter die Hände kamen, jeden möglichen an jeden anderen möglichen, und so verwandelte sich ihm alles menschliche Denken in einen grossen Sandhaufen, in welchem jedes Körnchen für sich besteht, und alle durcheinander geworfen werden können, ohne dass in dem Einzelnen etwas verändert wird." — „Die absolute Oberfläche ist das nackte, abgerissene Factum als solches. Daher war der Kreis, in welchen das Nicolai'sche Vermögen gebannt blieb, der der Anekdote und der Curiosität. Es war ihm Herzensfreude, wenn die Untersuchung sich dahin lenkte ... das blosse Wissen der geringfügigsten Anekdote war ihm Zweck an sich: durch dergleichen Wisserei erfüllte er, seiner Meinung nach, den Zweck des menschlichen Daseins, und stillte sein unendliches Sehnen nach Wahrheit. Je seltener diese Wisserei war, desto lieber war sie ihm, denn dann konnte er am meisten damit prahlen; und diese Seltenheit der Wisserei war die einzige Art der Gründlichkeit, die er kannte." p. 52. — „Und so widerlegte er denn auch die Speculation anderer durch Anekdoten, wahre oder erfundene Geschichten; und ein Sempronius Gundibert schlug eine Kritik der reinen Vernunft. Gegen den kategorischen Imperativ erinnerte er, und erinnerte wieder, dass es nach demselben im Leben nicht herginge, und glaubte bis an sein Ende, jenem Imperativ dadurch den Garaus gemacht zu haben."

Jene Oberflächlichkeit und Seichtigkeit ist das eigentliche Zeichen der falschen, rein negativen Aufklärung, „der Tendenz, dieses und jenes Aberglaubens seiner Kirche sich zu erwehren, seine Confession so vernünftig zu machen, als man selbst ist, und wenn das Glück gut wäre, sich eine natürliche Religion zu bauen, bei der man jener Confession ganz entbehren könnte." p. 13. „Darum waren Protestantismus, Denkfreiheit, Freiheit des Urtheils seine beständigen Stichworte. Sein Protestantismus nämlich war die Protestation gegen alle Wahrheit, die da Wahrheit bleiben wollte; gegen alles Uebersinnliche und alle Religion, die durch Glauben dem Dispute ein

Ende machte. Nach ihm war das eben der Zweck der Kirchenverbesserung, jeden Laien in den Stand zu setzen, über religiöse Gegenstände ins unbedingte hin und her zu disputiren, wie ein allgemeiner Bibliothekar, keineswegs aber irgend etwas gläubig zu ergreifen und in diesem Glauben zu handeln. Ihm war alle Religion nur Bildungsmittel des Kopfes zum unversiegbaren Geschwätz, keineswegs aber Sache des Herzens und des Wandels. Seine Denkfreiheit war die Befreiung von allem Gedachten; die Ungezähmtheit des leeren Denkens, ohne Inhalt und Ziel. Freiheit des Urtheils war ihm die Berechtigung für jeden Stümper und Ignoranten, über alles sein Urtheil abzugeben, er mochte etwas davon verstehen oder nicht, und was er vorbrachte, mochte gehauen sein oder gestochen." — „Die von dieser Clique haben die Volksaufklärung und einen Volkslehrer sattsam gelobt, wenn sie erzählt haben, dass die Bauern weniger Processe führen, sich seltener betrinken, und die Stallfütterung eingeführt haben." 88.

Fichte schliesst also: „Es ist kein Zweifel, dass auch ein Hund, wenn man ihm nur das Vermögen der Sprache und Schrift beibringen könnte, und die Nicolai'sche Unverschämtheit und das Nicolai'sche Lebensalter ihm garantiren könnte, mit demselben Erfolge arbeiten würde, als unser Held. Möchte man sich anfangs an seiner Hundenatur stossen, wie man sich eben auch an die Nicolainatur unseres Helden stiess. Wenn er sich nur nicht irre und schüchtern machen liesse, dieser Hund, wenn er nur das Gesagte immer wieder sagte und fest dabei bliebe, und unermüdet schriee und schriebe, er habe doch recht und alle Anderen hätten unrecht; wenn er sich wohl gar noch durch den Gedanken begeistern liesse, und sich damit brüstete, dass er schon als ein blosser unstudirter Hund dies einsähe, wie Nicolai sich auch immer damit gebrüstet, dass er als ein unstudirter Bürgersmann alles dies wisse: so wäre uns gar nicht bange, dass nicht dieser Hund sich einen sehr verbreiteten Einfluss verschaffen sollte. Seine Theorien würden das Zeitalter ergreifen, ohne dass man sich eben erinnerte, dass sie von unserem Hunde herkämen; es würde eine Aesthetik entstehen, nach welcher jeder Spitz die Schönheit einer Emilie Galotti kunstmässig zerlegen, und die Fehler in Hermann und Dorothea so fertig nachweisen könnte, als es jetzt nur Gottfried Merkel vermag; und die Bibel würde endlich von allem noch übrigen Aberglauben gereinigt

und so ausgelegt werden, wie ein aufgeklärter Pudel sie verständig finden, und wie er selbst sie geschrieben haben könnte."

Ehe wir von Fichte's Schrift gegen Nicolai Abschied nehmen, wollen wir als Probe von dem darin herrschenden übermüthigen Humor die Stellen anführen, in denen Nicolai's Schreibart charakterisirt wird. „Das Ganze seines Vortrages aber war so beschaffen, dass seine Leser ihn doch ganz vernehmen und recht verstehen möchten. Es kam ihm daher, so wie er den ersten Perioden geendet hatte, immer so vor, als ob er noch was vergessen und noch nicht deutlich genug geredet hätte. Er fing sonach in einem zweiten wieder von vorn an, um zu sehen, ob ihm nicht im Reden das Vergessene beifallen, und ob es ihm mit der Deutlichkeit diesmal nicht noch besser gelingen möchte. Da es ihm nun aber mit dem zweiten Perioden ebenso ergangen sein könnte, wie bei dem erstern, so musste er nun freilich in einem dritten, und nach Endigung dieses in einem vierten wiederum von vorn anfangen, und so immerfort. So rang er rastlos nach immer höherer Deutlichkeit und Vollständigkeit, und wenn er endlich doch einmal aufhörte, wie er denn wirklich zuletzt noch immer aufgehört hat, so geschah dies lediglich darum, weil seine übrigen wichtigen Geschäfte ihn abriefen und ihm die nöthige Zeit zur vollkommneren Ausführung seines Themas nicht verstatteten." p. 33. — „Dabei hatte er eine grosse Liebhaberei zum Witze ... Wir theilen diesen Witz trichotomisch ein, und finden an ihm eine vollständige Synthesis. Die erstere Art ist der repetirende Witz; wenn am Markte einer aus dem Pöbel vor dem ganzen herumstehenden Haufen einer Hökerin sagt: Du bist eine Diebin; und diese sich zu dem Haufen wendet und schreit: „Ich bin eine Diebin; sagt er:" Absolute Thesis des Witzes. Mit dieser Art pflegte unser Held seinen Widersachern die tiefsten Wunden zu schlagen; und die Schule der transcendentalen Philosophen soll allein daran sich zu Tode geblutet haben. — Die zweite Art des Witzes ist die der einfachen Retorsion; wenn jener sein Wort: „Du bist eine Diebin" wiederholt, und die Hökerin ihm nun antwortete: „nein Du, Du bist ein Dieb:" Antithesis des Witzes. Auch diese Art wusste unser Held vortrefflich zu handhaben, und bediente sich derselben häufig. Endlich, die dritte Sorte ist die der spöttischen Retorsion; wenn unser Mann sein Wort nochmals wiederholt, und die Hökerin ihm antwortet: „ja Du wärst mir der Rechte, dass Du mir das sagen solltest, Du siehst mir so aus, Du hättest es auf dem Leibe:" Synthesis

des Witzes. Man muss es unserm Helden zum Ruhme nachsagen, dass er dieser letzten beissenden Sorte, ohnerachtet er auch sie geschickt zu behandeln verstand, sich doch nur selten, und gegen sehr eingewurzelte Schäden bediente. Dies war der Umfang seiner Schalkheit, und andere Sorten haben in seinen zahlreichen Schriften sich nicht gefunden." — (p. 34).

Fichte's Schrift gegen Nicolai ist ein bleibendes Document und von dauerndem Werth, nicht bloss wegen des heiteren Geistes und der Kraft unwilliger Beredtsamkeit, die darin herrscht. Mit dem armen, alten, gemisshandelten Mann kann man Mitleiden haben; man muss aber zugestehen, dass er die Züchtigung verdient hat. Zudem: mutato nomine gilt das Meiste auch heute noch und wird immer gelten; denn Nicolai zwar ist todt, aber der Nicolaismus ist unsterblich, und veranstaltet in seiner eigenthümlichen Beschränktheit wohl auch Zweckessen und Redeactus zur Fichtefeier.

Der geneigte Leser möchte nun begierig sein, zu erfahren, was denn nun Nicolai zu dieser Fichte'schen Schrift gemeint habe. Nicolai hatte das Glück, bei einer für Fichte sehr fatalen Gelegenheit seine Meinung in aller Umständlichkeit, die die Sache erforderte, vortragen zu dürfen. Im Januar 1805 brachte Fichte's Freund, der berühmte Arzt Hufeland, den Philosophen als Mitglied der philosophischen Classe der Berliner Akademie der Wissenschaften in Vorschlag. Nicolai war Mitglied dieser Akademie seit dem Jahre 1798. Die Abstimmung über den Vorschlag erfolgte schriftlich. Nicolai's ausführlich motivirtes verneinendes Votum ist abgedruckt bei v. Göckingk: Friedrich Nicolai's Leben und literarischer Nachlass. Berlin 1820. p. 56 ff. Wir theilen das Wesentlichste daraus mit.

„Ich habe es allzuoft in öffentlichen Vorlesungen in der Akademie gesagt, als dass ich hier verhehlen könnte, wie wenig, nach meiner Ueberzeugung, Herrn Fichte's Philosopheme zum wahren Fortgange der Wissenschaften etwas beitragen können. Ich lasse gern dem Scharfsinne und der dialektischen Gewandtheit ihr Lob, womit Herr Fichte seine Philosopheme aufzustutzen weiss, ob ich gleich, durch ein sehr ernsthaftes Studium aller seiner Schriften, mich vollkommen überzeugt habe, dass alles auf ein leeres Spiel mit Begriffen, und auf neue unbestimmte Terminologie herausgeht, worunter oft ganz gemeine Dinge versteckt sind, und die nicht einmal consequent aus seinem Systeme folgen." — „Er" (Fichte) „ist der erste unter allen, die sich

Philosophen nannten, der von dem Grunde seiner Philosophie keinen Beweis geben will, der sie dennoch für die Einzige ausgiebt, und alles, sogar auch Politik, Handlung, Staatsverwaltung und Polizei einzig daraus herleiten will, und allen denjenigen mit der äussersten Verachtung begegnet, welche diese Philosophie nicht annehmen wollen." — „Durch diese unerhörte Forderung ... setzte er sich selbst aus der Classe der Philosophen heraus in die Classe der finstersten Schwärmer, welche verlangen, dass man ihrem inneren Lichte glauben soll, ohne die Wahrheit dessen beweisen zu dürfen, was sie bei diesem inneren Lichte zu sehen vorgeben." — „Herr Fichte hält sich selbst sogar — man sollte es nicht glauben, aber er hat es öffentlich gesagt, — für unfehlbar. Er sagt ausdrücklich: „Es ist gar kein Irrthum mehr möglich, denn die Anschauung irret nie." (Er meint nämlich seine intellectuelle Anschauung, die er nie bewiesen hat, noch beweisen will). Er sagt ferner: „Ich bin jeden Augenblick bereit, mich förmlich zu verbinden, dass ich ewig verdammt sein will, wenn ich je auch nur innerlich zurücknehme, was ich von meiner Wissenschaftslehre wirklich weiss, und als durchaus evident ansehe." Was soll nun die philosophische Classe einer Akademie der Wissenschaften mit einem solchen Manne machen? Sie müsste seine Wissenschaftslehre ohne Beweis annehmen, und dann ist es aus mit der Philosophie aller übrigen Mitglieder. Oder was kann er der Akademie mittheilen?" — „Gott weiss es, dass ich Herrn Fichte keine dauernde Versorgung, die er erhalten kann, missgönne; nur kann ich mich nicht überzeugen, dass man, seiner Versorgung wegen, darauf denken müsse, ihn an eine Stelle zu setzen, wohin er sich schwerlich schickt." — „Der Preussische Staat hat keine Pflicht, darauf zu denken, Herrn Fichte zu versorgen, da er hier ein Fremder ist, der gar kein Verdienst um unsern Staat hat, und da ihm, wenn er sich irgend einem Staate nützlich zu machen weiss, ganz Europa offen steht, um eine Versorgung zu suchen." — „Dass Herr Fichte einen gegründeten Ruhm habe, der durch wahre Verdienste um die Philosophie entstanden wäre, kann ich nicht zugeben. Sein Ruhm war sehr ephemerisch, und ist jetzt ganz gesunken." — „Selbst unter den Mode-Philosophen sind seine ehemaligen eifrigen Schüler, Schelling und Wagner, von Fichte's Philosophie ganz abgegangen, und sprechen mit der grössten Verachtung davon. Zu der geringen Meinung von Herrn Fichte's Philosophie, welche jetzt in Deutschland allgemein herrscht,

hat nicht wenig beigetragen, dass deutlich eingesehen worden ist, wie wenig neue und feste Ideen darin sind; dass er, ob er gleich mit grossem Ungestüm verhiess, er wolle alle anderen philosophischen Ideen ausrotten, dennoch selbst nichts Neues und Originales hervorbrachte, sondern dass alles auf eine sehr falsche Erklärung und Erweiterung des Kantischen Systems, vermittelst einseitiger Einbildungen und eines sehr plumpen Idealismus, herauslief." — „Ich bin, wie meine Vorgänger im Votiren, völlig überzeugt, dass, nach den Principien der Wissenschaftslehre, weder von dem Erfinder, noch von seinen ehemaligen Schülern, (denn jetzt sind sie alle von ihm abgefallen,) kein einziges Buch geschrieben worden, welches ein gescheiter Mensch zur Hand nehmen möchte. Es wird jetzt in ganz Deutschland die Fichte'sche Philosophie wie ein ausgelöschtes Meteor angesehen." — „Aber es könnte auch wohl der persönliche Charakter dieses Mannes, so wie er sich vom Anfange seiner literarischen Laufbahn an beständig gezeigt hat, Behutsamkeit sehr nöthig machen. Er hat sich bei allen Gelegenheiten nicht nur äusserst anmassend und arrogant, sondern auch gegen alle Personen, die wider seine Philosophie etwas einwendeten, äusserst grob, und nicht selten so niedrig pöbelhaft betragen, wie es einem gebildeten Manne und einem wahren Gelehrten nicht anständig ist." — „Es kömmt auf die Frage an: Ob ein Gelehrter, der sich öffentlich so ausdrückt, und seine Lehre durch auffallende Beispiele bestätigt, in eine gelehrte Gesellschaft aufzunehmen sei, worin gegenseitige billige Toleranz der Meinungen, und die Höflichkeit und anständige Aufführung, die einem jeden gebildeten Manne eigen sein muss, für ein unerlässliches vorläufiges Erforderniss müsse geachtet werden?" — Nicolai führt die härtesten Stellen aus Fichte's Schrift gegen ihn an und fährt fort: „Ich habe dies hier anführen müssen, nicht meinetwegen, — denn mich kann dergleichen nicht herabsetzen oder beleidigen, — sondern weil ich glaube, dass die Akademie dadurch ist beleidigt worden, deren Mitglied ich damals schon ins dritte Jahr zu sein die Ehre hatte. Wenn Herr Fichte die Akademie auf solche Art mit seiner nie irrenden intellectuellen Anschauung anschauet, dass sie den Dümmsten und Unverschämtesten seiner Zeitgenossen, an dem nichts menschliches ist als die Sprache, zu ihrem Mitgliede wählte, so muss er sie wohl innig verachten. Es müsste sonach befremdend sein, dass Herr Fichte jetzt ebenfalls Mitglied dieser Akademie zu werden sucht, wenn sich nicht noch voraussetzen liesse,

dass er sich nur aus der Casse dieser Akademie eine Pension verschaffen wolle, ohne weiter an ihren, ihm verächtlichen, Arbeiten Antheil zu nehmen. Ich musste auch obige Stellen anführen, damit man deutlich sähe, wie tief unter die Würde eines wahren Gelehrten Herr Fichte herabsinkt, und wie wüthend er in seiner Leidenschaft wird. Dass Herr Fichte in seiner Philosophie einseitig, und gegen seine Gegner intolerant ist, hat er freilich mit vielen anderen Philosophen gemein; aber ihm war es vorbehalten, in einer öffentlichen Schrift zu wünschen: dass sein Gegner aufgehenkt würde, damit er seine speculative Laufbahn beschlossen hätte." — „Würden wohl die Mitglieder irgend einer Akademie es eben wünschenswerth finden, die Herrn Schelling, Schad, Wagner, welche Herrn Fichte's Nachfolger und Schüler, sowohl in idealistischen Hirngespinnsten, als in Grobheit und Zanksucht sind, neben sich zu Collegen zu haben?" — Nicolai stimmt sodann für das Einrücken des Herrn Ancillon des jüngeren als ordentliches Mitglied in die philosophische Classe, „so wie es billig ist."

Nicolai's Meinung drang durch, und mit Mehrheit einer einzigen Stimme wurde Fichte's Aufnahme in die Akademie abgelehnt. Fichten selbst, der 1805 als Professor nach Erlangen ging, hat diese Ablehnung wenig berührt. Ein Ersatz war, dass er 1809 Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu München wurde. Die Volksstimme meinte, Fichte habe bloss deshalb nicht Mitglied der philosophischen Classe der Berliner Akademie werden können, weil er ein Philosoph gewesen. (Vergl. Fichte's Leben und literarischer Briefwechsel. Von seinem Sohne J. H. Fichte. 2. Auflage. Leipzig 1862. p. 357.) Was Fichte der Wissenschaft bedeutet hat, brauchen wir hier nicht auszuführen. Wie sehr sich Nicolai darin geirrt hat, Fichte's Ruhm für so ephemer und vergänglich zu halten, liegt in deutlichen Thatsachen vor. Selten ist eine Prophezeiung durch den Erfolg so gründlich widerlegt worden. Uebrigens ist es bekannt, dass auch Hegel, der andere grosse Lehrer der Philosophie an der Berliner Universität, es bis zum Mitgliede der philosophischen Classe der Berliner Akademie ebenfalls nicht hat bringen können. So gründlich und ausdauernd war die Mittelmässigkeit vertreten in der Philosophenclasse einer von Leibnitz gestifteten Akademie.

Lasson.

Lessing's Kampf gegen die französische Tragödie.

Zwischen Geschichte und Poesie ist, weil sie beide aus demselben Volksgeiste entstammen, nothwendig eine tief innerliche Verwandtschaft, die sich weiter sogar auf Religion und Philosophie erstreckt, denn auch diese scheinbar aller Einwirkung der Volksthümlichkeit entzogenen Mächte erliegen ihr vielfach und zwar nicht bloss in der Form. Diese tiefen Zusammenhänge nachzuweisen und so künstlerisch angelegte und vollendete Bilder der Volksgeister zu geben, wie sie geschichtlich langsam erwachsen sind, ist, seitdem durch die von Grund aus erneuerte Sprachwissenschaft, die geheimsten Verzweigungen der Vorstellungen des Menschen sicher nachgewiesen werden, eine Hauptaufgabe unserer heutigen philologischen und historischen Disciplinen geworden. Auf dem letzteren Gebiete hat für die Behandlung der europäischen Geschichte L. Ranke durch seine Entdeckung des Gegensatzes zwischen den romanischen und germanischen Völkern Epoche gemacht, indem durch dieselbe an die Stelle diplomatisch-militärischer Darstellungen eine wundervolle, farbenreiche Welt getreten ist, in welcher der Geschichtschreiber das tiefsinnige Drama des Kampfes um die Führerschaft der Geister in der europäischen Menschheit vor uns aufrollt. Der grosse Mann — ich weiss wohl, dass er noch lebt, aber wann dürfte man dann von ihm reden, da er ja immer leben wird — hat uns, indem er die Geschichte dreier Völker in der bedeutendsten Epoche ihrer Entwicklung darstellte, eine Reihe von Aufgaben vorgezeichnet, deren eine ich

hier näher charakterisiren möchte. Er hat damit, durch die Wahl der drei grossen Cultur- und Brudervölker, feindlicher Brüder freilich, auf den unauflöslichen Zusammenhang derselben hingewiesen, den lösen oder gar zerreissen zu wollen, in meinen Augen, ein Verbrechen an der Liebe, an der Bildung, an der Geschichte ist. So ist, seit dem vorbedeutenden Eide, den die karolingischen Brüder zu Strassburg sich schwuren, der Einfluss Frankreichs auf uns ein im Entwicklungsgange der Geschichte immer mächtiger und eingreifender geworden und, mag uns das nun lieb sein oder nicht, an allen unseren grossen Culturepochen, bis in das vorige Jahrhundert hinein, hat Frankreich einen hochbedeutenden Antheil sich zu vindiciren. Das umgekehrte Verhältniss war bis dahin nie eingetreten, mit Ausnahme der Reformationszeit, wo einerseits der französische Geist durch Calvin sich eine glänzende Genugthuung gab, andererseits die grosse Masse des Volkes die Neuerung aus sich ausstiess. Da nun, mit dem ideellen Einfluss, auch der politische wuchs und bisweilen stark genug war, wie er die deutsche Nation schon den Bildungsclassen nach, tief gespalten hatte, sie auch in zwei feindliche Lager zu treiben — man kann sich dabei an die, trauriger Zukunft volle, Scene erinnern, wo an den Ufern der Weser Arminius seinen Bruder Flavus, den Römerfreund bittet, sich zu erinnern: fas patriae — libertatem avitam — penetralis Germaniae deos — matrem precum sociam —, so entstand doch endlich ein so erbitterter Gegensatz in der Nation, dass gerade in der Zeit, als der grösste Fürst des modernen Europas, die rauhe vaterländische Eisenrüstung bereitwillig gegen die goldglänzende des Gegners ausgetauscht hatte, ein gewaltiger Rückschlag erfolgte. Es ist der Anfang des grossen welthistorischen Kampfes, der bis 1815 gedauert hat, mit Rossbach und mit der Dramaturgie beginnt und mit Waterloo endigt. In den obenerwähnten drei Geschichtswerken liegt nun aber, wie mir scheint, eine lebendige Aufforderung, sich Rechenschaft zu geben von der Natur jenes Einflusses, den der Proteus Frankreich — bei so entgegengesetzten Eigenschaften des Charakters — gerade auf Deutschland ausgeübt hat, von dem ich aber eine recht befriedigende Erklärung noch nicht gefunden habe. Es drängt sich nämlich hier die unwill-

kürliche Frage auf — warum war es nicht umgekehrt? und die andere, wie könnten wir jenen Einfluss, jetzt, nachdem Deutschland zum vollen geistigen Besitz seiner selbst gekommen ist, zurückgeben? Oder wäre gar Gefahr vorhanden, ihm noch einmal zu erliegen? Ich glaube es nicht, um so weniger, je mehr wir den Grund und die Natur jenes Einflusses erkennen, denn damit erfüllen wir das γνωϑι σαυτον, die erste Bedingung wahrer Selbstständigkeit. Meine Bemerkungen zur Lösung dieser Fragen knüpfe ich an die französische Tragödie.

Wenn es wahr ist, wie Vischer meint, dass Deutschland bestimmt sei, die ideale Tragödie der Zukunft hervorzubringen — so hat Deutschland früh angefangen, sich dazu zu rüsten. Wer in Giesebrecht's deutscher Geschichte mit dankbarem Gemüth gegen den Verfasser, für den ich ein schönes Beiwort wüsste, wenn er nur Preussen nicht hätte verlassen können, die treffliche Schilderung der welterschütternden Fahrten französischer Ritterschaft gelesen hat

„wie sie ausziehen über Land und Meer
und um den Erdkreis zieh'n die Siegesbahn,"

wer die immer weitergreifenden Entdeckungen verfolgt, die auf dem Gebiete der mittelalterlichen Literatur in Bezug auf den Anschluss deutscher Dichterwerke an französische gemacht werden, — selbst wenn wir, mit Karl Bartsch, ihnen erst die Seele eingehaucht haben —, nein, nein!! der möge von keinem unheimlichen Gefühl sich überschleichen lassen, denn unser Deutschland ist es ja doch allein, welches die geistig-politischen Riesenkämpfe des Mittelalters durchgefochten hat, und dadurch, den stolzen Nachbar stolz überschattend, Centrum der europäischen Entwicklung geblieben ist! Schon zu der Zeit, als scheinbar nur kaiserlicher Ehrgeiz sich gegen Rom auflehnte — konnte dies — und ich betone es für den weitern Gang meines Vortrags — nicht ohne tragischen Bruch der Gemüther geschehn. Eminent poetisch erscheint mir hier die Art deutscher Geschichte. Es ist die ästhetische Bedeutung des Wahlkönigthums, dass es, einen grossen, deutschen Stamm nach dem andern heranführend zum Kampfe, die ganze Fülle deutscher Charaktereigenthümlichkeit eröffnet, dass es immer volle Men-

schen, noch nicht versteinert durch den ererbten Besitz der höchsten Macht, unserer Sympathie darbietet. Aehnlich ist es mit den gegenüberstehenden Priestergestalten. Man hat ein Gefühl, als ob das Schicksal, nach dem tragischen Zeichen auf ihrer Stirn, sich seine Kämpfer auserwählen wollte. Am Ende des Kampfes weist Friedrichs II. Apostasie darauf hin, dass auch der volle geistige Bruch früher oder später eintreten muss. Wie untragisch und geschäftlich nüchtern ist dagegen der Kampf der französischen Staatsgewalt gegen das Papstthum! Das höchste Haupt der Christenheit treffen die Blitze des Vatikans. Und nicht lange dauerte es, so musste das ganze Volk, das deutsche Volk den kaiserlichen Kampf, den grossen Gang noch einmal wagen, um in unerhörtem Ringen, in qualvollen Wehen den deutschen Geist zur Welt zu bringen. Es war ein Ringen mit Gott, um die Himmelsleiter. Seit dieser Zeit, scheint es mir, ist die Vermittlung zwischen Gott und Mensch die Hauptaufgabe deutschen Denkens und Lebens, zwischen dem Unendlichen und dem Einzelnen, dem Schicksal und dem Helden die edelste und tiefste Aufgabe deutscher Kunst und Poesie geblieben. Nur aus Herzen, welche um der höchsten Güter willen gelebt und gelitten hatten, konnte die Kunst der Versöhnung in so ergreifenden Klängen emporsteigen, nur diesem Volke — aber selbst diesem kaum — konnte es gelingen, auf dem Gebiete der höchsten Kunst den Hellenen würdig an die Seite zu treten, welchen im Heidenthume ja eine ähnliche Aufgabe zugefallen war, denn: *παντες δε θεων χατεουσ' ἀνθρωποι* und *ἀνδρες ἀθηναιοι, κατα παντα ὡς δεισιδαιμονεστερους ὑμας θεωρω* und

> „Dir ist's, o frommer Sophokles, gelungen
> Den Punkt zu schau'n, wo Mensch und Gott sich scheidet "

Aber Frankreich hatte in der Krisis, mit einem Erfolge, welcher es geistig wieder unter uns stellt, das „ense recidendum" angewendet, wenn auch, nach dem Geschichtschreiber Calvin's, in keiner Kirche das Blut der Heiligen reichlicher floss — und der tiefe Abgrund, welcher Deutschland seitdem spaltete, gab uns in die Hände unseres Gegners. In den dreissig Trauerjahren schlug der fremde Einfluss die tiefsten Wurzeln. Nicht bloss, weil dem zerrissenen Deutschland, dem das siebenfache

Schwert durch das Herz gestossen wurde, das unter einem Richelieu geeinigte Frankreich gegenüberstand, wir waren ja nicht unterworfen, nicht einmal besiegt worden; nein, weil die mit der Bruderfeindschaft zu tief vergifteten Gemüther in Deutschland selbst einen neutralen Boden — den Boden der Bildung nicht finden konnten. Indem Frankreich, seinem Wesen getreu, jene ihm von Deutschland gekommenen religiös-speculativen Gegensätze mit dem Uebertritt Heinrich's IV. zurückwies und, auf tieferem literarischen Gebiete, die Anfänge in Montaigne und mehr noch Rabelais, mit Boileau verwarf — wie oft möchten diese Namen bei ihm vorkommen? — fand es, im äusserlichen Anschluss an die griechische, aber im innerlichsten Bunde mit der römischen Antike, die neue neutrale Bildung. Um diese letztere Bemerkung wahr zu finden, sehe man auf einen Normalmenschen der damaligen Zeit, wie St. Evremond war, der lebt und webt in den Römern. Die edlen Formen dieser Bildung gefunden und sie von Descartes bis Charles Perrault auf fast alle Gegenstände des Denkens und Fühlens angewendet zu haben, die Schöpfung der modernen Prosa, die Hervorbringung eines ersten Ideals des gesellschaftlichen Lebens und die Stellung, welche den Frauen in ihm angewiesen wurde, die wenigstens augenblickliche Versöhnung der Stände in der Arbeit für das Wohl des Ganzen, die Einführung des Bürgerthums auf ein grossartiges Feld der bedeutsamsten politischen Thätigkeit im engsten Anschluss an den Monarchen, und endlich sein König Ludwig XIV., der, als man 1648 in Paris meinte, „les rois ne sont plus de mode,“ ihnen zeigen wollte, dass es noch Könige gab: das waren die Grundlagen der geistigen Macht Frankreichs in seinem grossen Jahrhundert. Aber die Centralschöpfung war doch das französische Theater — das erste stehende, nach Rosenkranz Ausdruck, seit denen von Syrakus und Athen — und vielleicht fühlte das Ludwig, als er Molière's Tod königlich beweinte. Warum? nur das Theater, in seiner blitzartigen, eben durch die Darstellung unwiderstehlichen Einwirkung, an einem Abend Massen elektrisirend, ausgerüstet mit einem Style, welcher bleiben wird, wenn auch das Uebrige zusammenfallen sollte — nur das Theater konnte unserer deutschen Literatur das Herz

ausbrechen und beinahe wäre es so weit gekommen. Schon baute und verzierte Gottsched gewissenhaft den Käfig, in welchem er Deutschlands Trutznachtigall regelrechteren Gesang lehren wollte, — schon hatte Juno - Theresia Wolken zusammengetrieben von West und Ost und Süd, schon wünschte Voltaire den Deutschen mehr Geist und weniger Consonanten, da erschient ihr Geisterfürsten, Friedrich und Lessing, da leuchtete dein Wetterstrahl, Rossbach, da sandtest du Zürnender deine apollinischen Geschosse, da jauchzte das Volk, da zog Deutschlands Welttag herauf!

Aber nicht vom Kritiker wollte ich reden, nein, von unserm grossen deutschen Dichter Lessing. Wozu braucht ein Kritiker das Treiben unruhiger, brausender Jugend, wozu das läuternde Ringen um Versöhnung in den Schmerzen des Menschenlooses? — aber der Dichter braucht das Alles, und wer hätte es mehr besessen als Lessing? Wie? strebt bei diesem seltenen und wunderbar organisirten Geiste nicht Alles zur Production, ist nicht jede Studie der Keim zu einer solchen und sein Leben, krystallisirt es sich nicht immer von Neuem in vollgültigen, dichterischen Bildungen, in denen der Geist der Zeiten sich wiederspiegelt? Um die Ausgeburt der Hässlichkeit, den erdentstammten Python zu erlegen, musste Apollon vom Himmel herniedergestiegen und mit strahlender Schönheit umkleidet sein; so tödtlich sie waren, die blossen Pfeile reichten nicht aus.

Doch halt, Gleichnisse können weit führen und dieses hat mich schon viel zu weit geführt — ich wünschte nur meine innerste Ueberzeugung auszusprechen, dass keine Kritik der Welt die Fessel der gallischen Knechtschaft gebrochen haben würde, man denke an die Schlussworte der Dramaturgie, wenn ihr nicht neue Schöpfungen zur Seite gestanden hätten. Ist es nicht leicht begreiflich, dass nur solche für die weiteren Kreise der Nation Bedeutung haben konnten? Denn ins Theater können viele gehen, die Dramaturgie lesen, schon wenigere. In der Verbindung freilich beider Kräfte muss man die glänzende, einzige Ausrüstung Lessing's zu seinem hohen Werke bewundern. Wie dem aber auch sei, ich spräche lieber, weil freier und muthiger, von dem Werke des Dichters, denn seine Kritik ist — das sage

ich vorläufig — **überwunden, ist nicht mehr die unseres heutigen Standpunktes.**

Das Werk, in dem Lessing mit einem Instinct, welcher allein das Bewusstsein eigener Leistungsfähigkeit verräth, und nach zehnjähriger Vorbereitung, seine Angriffe vor allem auf die französische Tragödie richtet, die Dramaturgie, wird selbst in wissenschaftlichen Kreisen, denen aber ästhetische Studien ferner stehen, noch immer als der Köcher eines Odysseus angesehen, der die fremden Eindringlinge erlegt und dann seine Pfeile für den Nothfall zu beliebigem Gebrauche hinterlassen hätte. Man meint, man brauche da nur hineinzugreifen; dem ist nicht so. Wo wäre denn in unseren Tagen die Kritik der Dramaturgie unangetastet und unangefochten geblieben? Ihre Grundlage ist die Auslegung des Aristoteles an jener berühmten Stelle über die Erregung von Mitleid und Furcht und die Reinigung *των τοιουτων παθημανων*, um mit derselben Auslegung die französische Tragödie aus den Angeln zu heben; es ist für Lessing der archimedische Punkt — nun wohl, hat ihm nicht Jakob Bernays — *παλαια τε πολλα τε ειδως* — in einer Abhandlung, von der Brandis sagt, sie sei selbst in lessing'schem Geiste geschrieben, diesen Punkt entrissen – nach seiner eigenen Ueberzeugung wenigstens? Findet er nicht, dass man in Lessing's Geiste die Tragödie ein moralisches Correctionshaus nennen dürfte? Ich habe mich hineingewagt in das gelehrte Getümmel, trotz des *πυξ τε παλαισμοσυνη τε και άλμασιν ήδε ποδεσσιν* — hier nur einige Namen aus dem Katalog der Kämpfer: Kock, Stahr, Susemihl, Fränzel, Zell, Walz, Spengel, Brandis. Es sind, wie man sieht, Athenienser darunter, nicht alle sind Lessing's Gegner, aber ich wünschte wohl, Beispiele geben zu können — erlaubte es die Zeit — wie seltsam oft seine Vertheidiger die Dramaturgie studirt und — vergessen haben. Dem Freunde der französischen Tragödie – wenn sich solche noch sehen lassen dürfen, ich bekenne, ihrer etwa 80 für meine Zwecke durchgearbeitet zu haben — ist nicht etwa die Stelle schmerzlich, wo die Dramaturgie sagt, die französische Tragödie sei keine Tragödie, denn vielleicht giebt ihr Freund das zu — wohl aber die heftige, wo es heisst, sie sei das wässerigste, schaalste Zeug von der Welt! Lassen Sie

mich, meine Herren, die bedenkliche Aeusserung H. Hettner's anführen: „Wir müssen den gewaltigen Dichtungen Corneille's und Racine's wieder gerecht werden!" Was hätte Lessing dazu gesagt? Und hieran müsste sich die Geschichte der Kritik der französischen Tragödie in Deutschland seit Lessing anschliessen, die da vielleicht doch mehr respectable Bekanntschaften aufweisen würde, als man ihr das so zutrauen sollte; — ich übergehe natürlich hier die dahin einschlagenden, von mir gesammelten zahlreichen Aeusserungen — aber ich nenne auch hier die bedeutendsten ihrer Vertheidiger und Freunde: Prutz, Ed. Arndt, K. Fränzel, Mor. Carrière, Jul. Schmidt, Rosenkranz, Maasz in Neubrandenburg, der ihr sein Leben gewidmet hat und nur Lessing selbst mehr hätte schonen sollen, — zahlreiche Verfasser von Schulprogrammen und Aufsätzen im Archiv. Um die französische Tragödie anzugreifen, hat Lessing Bundesgenossen aus Frankreich angenommen; nicht immer beachtet man hinlänglich seine starken Aeusserungen über den Einfluss Diderot's auf ihn, unter anderen die, wo er desselben Père de Famille als ein Stück nennt, welches in dunkler Nacht Licht gebracht hätte, welches sich lange, warum nicht immer auf der Bühne erhalten würde! — meine Herren, ich frage nicht indiscret, wie viele von uns haben es gelesen; ich frage getrost, wie viele von uns haben es gesehen; und wäre vielleicht nur ehrenhalber mit jenem hervorragenden Individuum die Gattung bezeichnet, wo ist, zunächst in den Werken unserer beiden anderen Heroen, das häusliche Drama, in welchem Lessing, wie sich beweisen lässt, die Zukunft der deutschen Bühne sah?

Diese Thatsachen — vorgetragen, wie es mir bei der Kürze der hier mir zugemessenen Zeit nicht anders gelingen wollte — beweisen doch immer, dass in Bezug auf die Kritik der Dramaturgie ein Umschwung eingetreten ist. Aber welches ist sein positives Ziel? Vielleicht giebt es uns Ebert an, da, wo er in der Einleitung zur ersten speciellen deutschen, ich sage deutschen Untersuchung über die Geschichte der französischen Tragödie, nachdem er von der vieljährigen europäischen Herrschaft derselben gesprochen hat, also schliesst: „Das sind Erfolge, die bis dahin leider mehr den Zorn der ästhetischen Literarhistoriker, als ihren Scharfsinn zu erklären

herausgefordert haben!" Wenn ich an meine oben gegebene Charakteristik des Zeitalters Ludwig's XIV. und seiner Bildung erinnern darf, so ergab sich da, dass die Stärke dieser Bildung in ihrer Form bestand. Wie, wenn diese Form die Schule des deutschen Geistes gewesen wäre? Doch, wer wüsste das nicht, wer gestände das nicht, wenn auch murrend und widerstrebend, zu? Nun dann lasst auch der französischen Tragödie ihre Form, denn sie bedurfte ihrer, bedurfte der straffsten Anziehung der Regeln, um den Regellosen zu fesseln, bedurfte ihrer Einheiten, ihrer Hofsphäre, ihrer gewählten Sprache, und ihres mächtigen Rüstzeuges, des Alexandriners! Denn auch diesem haben Deutsche sich nicht geschämt, sein Recht werden zu lassen, eben jener Ebert, Tycho Mommsen, Viehoff, ja selbst deutsche Dichter, Rückert, Freiligrath, Geibel. Und man vergesse nicht, was Schiller von ihr und dem Gallier sagt:

> Ein heiliger Bezirk ist ihm die Scene,
> Verbannt aus ihrem festlichen Gebiet
> Sind der Natur nachlässig rohe Töne,
> Die Sprache selbst erhebt sich ihm zum Lied.
> Es ist ein Reich des Wohllauts und der Schöne,
> In edler Ordnung greifet Glied in Glied;
> Zum ernsten Tempel füget sich das Ganze,
> Und die Bewegung borget Reiz vom Tanze.

Ich nehme die Gedanken meiner Einleitung wieder auf. Zur Abwehr brauchen wir die Kritik der Dramaturgie nicht mehr, wenn sie auch stets eine deutsche Geistesthat bleiben wird, seitdem wir Nathan den Weisen, den edelsten, nur in Deutschland gefundenen Ausdruck der Bestrebungen des 18. Jahrhunderts, Wallenstein und Iphigenie haben. Das 18. Jahrhundert sah nichts historisch, wir Alles. Das heisst, wir wollen vor allem die Dinge in ihrem innersten Wesen verstehen und, haben sie bedeutend gewirkt, so fühlen wir unpartheiisch das Bedürfniss, ihre Berechtigung nachzuweisen. In der politischen wie in der Culturgeschichte gilt L. Ranke's Wort: „Nur auf die Erkenntniss der grossen Motive und ihrer Erfolge kann es uns ankommen." Ich gehe daran, in kurzen Zügen das Gegenbild dessen zu zeichnen, was ich

über die Entwicklung des deutschen Geistes bis zum Zeitalter Ludwig's an den Anfang meines Vortrages habe stellen müssen, um dann zu schliessen. Wenn Ebert zur Erklärung der Erfolge der französischen Tragödie eine vollständige geschichtliche Entwicklung mit stetem Hinblick auf die Umgestaltungen der allgemeinen Cultur Europas verlangt, und zwar indem man dieselben nicht einzeln, sondern im Zusammenhange betrachtet, so kann ich aus diesen Worten doch nicht herausfinden, was er wohl eigentlich für den geistigen Kern der französischen Tragödie hält, und erst, wenn dieser gefunden ist, kann man doch eigentlich die Wirkungen ihrer einzelnen Dichtungen erklären, besonders aber meine ich, ihre Wirkungen auf Deutschland. Der weltgeschichtliche Beruf des französischen Trauerspiels, fährt er fort, war auf die Antike hinzuweisen. Ich frage, wie kam die französische Tragödie zu diesem Beruf? In aller Kürze, meine Herren, einige beschliessende Andeutungen.

Wenn ich zu Anfang aufmerksam machte auf den tragischen Bruch der Gemüther in jenem Kampfe mit dem Papstthum, wenn es wahr ist, dass aus dem noch tieferen Bruch durch die Reformation eine Fülle von Gedanken und Gefühlen heraufströmte, welche zur Versöhnung und zur Vermittlung zwischen dem Unendlichen und dem Einzelnen strebten — so stelle ich neben diese Entwicklung, welche der Kunst den tiefsten sittlichen Gehalt bot, ohne jedoch bis dahin eine classische Form sich geschaffen zu haben, dasjenige Element, welches mir in der ganzen literarischen und künstlerischen Entwicklung Frankreichs die Hauptrolle zu spielen scheint, den Heroismus. Von der Chanson de Roland an, steht er da, dieser fertige, einfache, vollkommen in sich geschlossene Heroismus — ja vielleicht ist es erlaubt, für ihn, als Urahnen, jenen ritterlichen Helden des Alterthumes zu nennen, dem, obgleich er bewies, dass der grösste Mann der keltischen Nation doch nur ein Ritter war, Th. Mommsen die schönste Seite seines Buches gewidmet hat, und den der verbannte Herzog von Aumale, in einer Studie über die VII. Campagne Cäsar's in Gallien „den ersten Franzosen" nennt. Vielleicht erweckt es Ihr günstiges Vorurtheil für meine Behauptung, wenn ich aus Devrient's Reise nach

Paris die kurzen Worte für mich anführen kann: „N. N. spielt den Guyon — einen echt französischen Charakter. Es ist merkwürdig, wie den Franzosen dieses festgeschlossene, männlich kriegerische Wesen gelingt. Solch ein Kerl ist durch und durch wahre Heldengrösse in dieser edlen Ruhe voll Mark und Kraft, dieser niederschmetternden Gewalt des Zornausbruches.“ Eine solche Gestalt ist Ludwig IX. nicht umsonst für meine Betrachtungsweise der Heilige genannt. Ein grosses, feststehendes Ziel, eine vollkommen ausgebildete, unantastbare und als solche überlieferte Lebensgrundlage forderte eben nur heroische Hingabe, machte einen Kampf unmöglich. So bei Ludwig IX., der gerade in der Zeit der furchtbarsten Krisis in Deutschland auftritt, wo bei Wolfram überall das tiefste, geistige Ringen ist und, darf man neuesten Forschungen glauben, religiöse Tendenzen von der eigenthümlichsten, hochstrebendsten Art sich finden. Aber ein Kampf ist doch möglich, nämlich mit der persönlichen Verirrung, mit der Sünde, die da versucht, uns von unserer Lebensgrundlage loszureissen — oft sie freilich auch gar nicht berührt — ohne diese selbst zu zerstören. So verstehe ich den Kampf zwischen Pflicht und Neigung, der deshalb meiner Ansicht nach nie tragisch sein kann, wenn auch Schiller in einer seiner frühesten Abhandlungen darum den Cid das Meisterstück der tragischen Bühne nennt (XI, 443). Es mag, nach M. Carrière, kein kleines Verdienst sein für Corneille und Racine, diesen Kampf zum Mittelpunkt der Tragödie zu machen, wenn er aber Tasso, Wallenstein, Iphigenie und Marie Stuart auf dieselbe Stufe stellt, wie die Werke jener und nur findet, dass der Kampf nicht so anatomisch blossgestellt sei, wie bei den Franzosen, so kann ich nur finden, dass hier der ganze, tiefe, nicht zu vermittelnde Unterschied zwischen deutscher und französischer Tragödie aufklafft. Innerster Kern aller Tragik ist der Bruch mit der Lebensgrundlage, die Schuld, ὕβρις — ἁμαρτια; in unserem Sinne, wie er dem antiken nicht gleich aber verwandt ist, wissen die Franzosen nichts davon. In jenem Heroismus ist der Ursprung der sogenannten „vollkommenen Charaktere“ zu suchen, jener ritterlichen Gestalten in ihren geschichtlichen Abstufungen, wie die Franzosen von der Chanson de Roland bis auf die drei Mous-

quetiere, nicht müde werden, sie zu schaffen und zu bewundern. Deshalb kann ich auch den verehrten Gründern der Zeitschrift für Völkerpsychologie einen generellen Unterschied zwischen den Franzosen des Mittelalters und denen der neueren Periode nicht zugeben. Da das französische Volk, wie kein anderes sich in den Gestalten seiner Fürsten resümirt, so stelle man neben Ludwig den Heiligen einen zweiten Grundtypus zahlreicher tragischer Gestalten, den bösen Philipp IV. Aber nach modern ästhetischem Gebrauche passt hier das Böse eigentlich nicht; denn das Böse ist hier, wie das Gute, innerlich geschlossen und selbstzerstörender Bewegung unzugänglich. Das Böse in unserem, in dem shakspeareschen Sinne führt ja auch durch eine überwältigende, langsam verzehrende Schuld eine höhere Vermittlung mit der jenseitigen, ewigen Macht des Schicksals und des weltregierenden Guten herbei, wenn es endlich in seiner absoluten Vereinsamung machtlos und qualvoll zusammenbricht; jenes Böse aber — Mithridate, Acomat, Narcisse, Athalie u. a. besonders bei Crébillon —, seinen unauslöschlichen Durst nach Herrschaft für absolute Berechtigung nehmend mit diabolischer Naivetät, kennt kein Schuldgefühl, kein Gefühl der ὕβρις, keine Reue, so dass dieses Böse eben nur gerichtet und vernichtet werden kann — und so leite ich den für die französische Tragödie so wichtigen Begriff der poetischen Gerechtigkeit ab. Nun erst, denke ich, gewinnt die Construction der französischen Tragödie Boden, sowohl was den Inhalt, als was die Form anbetrifft, denn, meine Herren, dieses innerlich entwicklungslose Gute oder Böse reducirt es nicht das Stück auf Handlung, auf eine Katastrophe, deren künstlerische Form fast nothwendig die drei Einheiten sein mussten? Liegt es nicht wirklich ohne Zwang nahe, dass die Repräsentanten jenes Heroismus, ganz abgesehen von dem Anschluss an die Antike, nur im Adel und im Fürstenthume gesucht werden konnten und ist damit nicht auch zugleich die Art der französischen tragischen Sprache gegeben? So muss ich es denn allerdings aussprechen, dass Lessing schliesslich Recht behält. Ich sagte schon oben, den Freund der französischen Tragödie schmerzt nicht, dass Lessing ihr diesen Namen verweigert, denn er hat Recht. Die französischen Dichter setzten an die

Stelle von Mitleid und Furcht in der Seele des Zuschauers, die Bewunderung; aber wie leicht vergisst derselbe, bei der Erhöhung seines Kraftgefühls die sittliche Grundlage der heroischen Energie, welche er dargestellt findet, um jener schaudernden Bewunderung anheimzufallen, von der Marquis Posa spricht. Ein solches Werk leitet nicht hinüber in die Geisterwelt, aber wenn die königliche Seele des Helden ihr tiefes schuldiges Leiden offenbart, wenn die feurige Sympathie, zu der zuerst uns sein Pathos mit fortreisst, immer mehr zum Mitleiden und zur Furcht wird, wenn dann das geheimnissvolle, überweltliche Echo der Schuld, das Fessellied der Eumeniden, sich vernehmen lässt und der Sturz des Helden uns mahnt, ewige Mächte und Antigones ungeschriebene Gesetze anzuerkennen, dann fühlen wir uns hinübergezogen in das Reich des unwandelbaren, des gerechten Schicksals. Dies Höchste hat allerdings die französische Tragödie nicht erreicht, darum ist sie mehr glänzend als tief, darum tritt in ihr das Gefühl des Unendlichen so selten an die Seele des Zuschauers und nur sehr kühle Andeutungen, „destin — dieux favorables — funestes hasards“ erinnern an den überirdischen Kreis, in dem die Alten uns stets gefangen halten.

Wenn nun in meinen beiderseitigen Entwicklungen Wahrheit ist, so muss ein Doppeltes klar werden, 1) warum die französische Tragödie so mächtig wirkte, 2) warum dem einmal gründlich und zwar gerade durch Lessing ein Ende gemacht werden musste. Auf jeden in der Entwicklung begriffenen, noch mit der Form, die er seinem innersten Wesen geben soll, ringenden Menschen werden fertige, aus einem Guss stammende, daher stets zum Handeln aufgelegte Persönlichkeiten, auch wenn sie ihrem inneren Werthe nach unter ihm stehen und er selbst dies fühlt, einen bedeutenden Einfluss üben, eben vermöge ihrer Formenfertigkeit, wie H. Rückert, nach dem äusserlichen Anschein ohne sie in ihrem Kerne erkannt zu haben, die Sache nennt. Sollten sich zu dieser Wahrheit nicht, nächst dem Einleuchtenden der Bemerkung selbst, auch in der Literatur Beispiele finden? Wollte ich hier fleissig aufgesammelte Urtheile der Franzosen über Deutsche, weniger bekannte Darstellungen gerade deutscher Gestalten aus französischen Dich-

tungen hier anführen — ich spreche von meinem Fleisse, denn wie sollte ich ohne ihn vor einer solchen Versammlung bestehen, — so würde sich ergeben, dass die Franzosen oft in recht edler Bescheidenheit, mitunter in gemüthlichem Spotte, die Sache so ansehn. Hier haben wir Parzivals ringende Jugend, hier die qualvollen Zweifel des wohl berühmtesten Zöglings der Universität Wittenberg. So hat Frankreich auf Deutschland gewirkt, so ihm die Formen geliehen, die uns Deutschen eine heilsame Schule waren. Sowie nun aber ein deutsches Gemüth erstand, von echt deutschem Gehalt, fähig, vor Allem ihm eine Form zu geben — immer wieder der Dichter Lessing — da war der Bann gelöst! Es scheint mir klar zu sein, dass der Rückschlag erst erfolgen konnte, als ein Mann erstand, in welchem die dem französischen Wesen entgegengesetztesten Eigenschaften verkörpert waren und mit Productionskraft verbunden auftraten; darüber aber — die Zeit erlaubt mir nicht, es auszuführen — verweise ich auf Lessing's Correspondenz, und wenn ich es mir erlauben darf, auf eine frühere Arbeit von mir selbst. Für wenige Minuten, meine Herren, kehre ich noch zur vollständigen Lösung meiner Aufgabe zurück, nämlich um zunächst noch ein Beispiel jenes Heroismus anzuführen, wo der Unterschied zwischen deutscher und französischer Auffassung recht grell in die Augen springt. Ich meine die Jungfrau von Orleans. Ihre Naivetät, die absolute Ausfüllung des einfachsten Herzens mit dem grössten und hinreissendsten aller Gefühle, dem, von Gott zu einer grossen, völkerrettenden That auserlesen zu sein, macht aus ihr nichts weniger als eine tragische Heldin im deutschen Sinne, denn weit entfernt, dass sie mit dem Wunsche, die stolzen Engländer vernichtet zu sehen, sich überhöbe, ist es gerade das, woran sie Alles setzt, — und so unendlich Schönes Schiller's Stück auch enthält, nirgends ist es ihm doch schwerer geworden, den Bruch des Helden mit sich selbst durch die Schuld zu vermitteln. Die Franzosen selbst aber haben diese Vermittlung theoretisch zurückgewiesen, in ihren J. d'Arc-Tragödien aber dieselbe unverstanden gelassen und sich einfach an den Heldencharakter gehalten. Der romanischen Logik ist die Schuld fremd; im Gefühl irgend einer höheren Berechtigung nimmt sie Thaten auf sich, vor denen man zurück-

bebt. Diese romanischen Charaktere sind nicht für die deutsche Tragödie geeignet. Richelieu — der Soldat Montglat erzählt es mit Bewunderung — brauchte auf dem Todtenbette seinen Feinden nicht zu verzeihen, denn er hatte keine anderen gehabt als die des Staates. Gregor VII. stirbt im Exil, weil er die Gerechtigkeit geliebt hat. Allerdings, da ist Heroismus, da ist Bewunderung. Wie anders ein Gustav Adolf mit seinem tief ahnenden, ergreifenden Todesgefühl gegenüber der wie anbetend knienden Einwohner Naumburgs! Da ist tragische Schuld! Da ist Mitleid, da ist Furcht! Wie anders der innere Kampf eines Cromwell, besonders wenn man sich verurtheilt, in V. Hugo's mindestens sonderbarem Drama die Spuren von Gefühlen zu suchen, in welche nicht einmal der Protestant Guizot — sonst doch ein ἀνηρ βασιλικος — eingedrungen zu sein scheint.

Wie verwandt ist nun aber diesem geschlossenen Heldencharakter — auch dem Blute nach — jener des Römerthums, der Kern des Römischen Wesens, der Stoicismus, wie er sich in sich zusammenzieht und der Welt den Eingang wehrt; auch da ist kein Bruch, kein Schuldgefühl: impavidum ferient ruinae. Rüttelt aber die Welt an ihm, dann löst sich der starre Muth und in gewaltigem rhetorischen Pathos affirmirt er sich selbst: victrix causa deis placuit sed victa Catoni. Daher die allgemeine Bewunderung der Franzosen für den Lucan, deshalb haben sie, mit Ebert zu reden, ihr welthistorisches Verdienst darin, auf die Antike hingewiesen zu haben, wie sehr auch dieser allgemeine Ausdruck schiefer Auslegung unterliegt. Hier ist die Wurzel jenes abstracten römischen Staatsheroismus, den der aus dem antiken und celtischen Blut zugleich stammende Trieb zur Einheit hervorbringen musste, wie er in Richelieu (Horace — Pompée — Auguste) seinen erhabenen, späterhin seinen scheusslich carikirten Ausdruck gefunden hat. Das ist der Weg von Cinna bis zu Charles Neuf, dem Vorspiele der Revolution.

Ich fasse zusammen und eile zum Ende. Ludwig der Heilige — Chanson de Roland — Bayard — Rodrigues — Auguste — Richelieu — Polyeucte — Jeanne d'Arc. — Dann die typischen Figuren des gentilhomme, honnête homme, cha-

rakteristich in unseren Zeiten des Soldaten [auch Jul. Schmidt hebt dies hervor, und die Franzosen wimmeln von Stellen, welche das klarste Bewusstsein davon verrathen,] und endlich carikirt und doch feinerem Blicke erkennbar, wie aus dem Gotte Thor im Märchen ein Schneidergeselle geworden ist, der Lebensvirtuose, Robert Macaire und seine Genossen.

Zwischen Geschichte und Poesie ist ein tiefer Zusammenhang — diese Behauptung wollte ich für die französische Tragödie nachweisen. Sie ist der Kern der Literatur des Jahrhunderts Ludwig's XIV., ihr mächtigstes Instrument für ihre Herrschaft über andere Völker. Wir haben uns losgemacht von ihr für immer, alles was sie wollte, haben wir in höherem Grade geleistet. Dennoch hat sie, als Repräsentantin des französischen Volksgeistes und durch ihren theilweise unübertroffenen Styl Ansprüche auf Anerkennung.

Diese hat ihr auch in der Dramaturgie Lessing viel mehr gewährt, als man das gewöhnlich betont. Wahrhaft erkannt in ihrem Werthe wird sie erst, wenn man sie zusammennimmt mit den gleichzeitigen Manifestationen des französischen Volksgeistes in seinem grossen Jahrhundert.

Die Darstellung dieses Jahrhunderts ist eine Aufgabe, die, in ihrer ganzen Grösse, ihren weltumfassenden Beziehungen nach, nur in Deutschland gelöst werden kann, denn nur in Deutschland wird Weltgeschichte geschrieben. Wenn wir so, wie L. Ranke für die politische Geschichte gethan hat, unseren Nachbarn culturgeschichtlich einen Spiegel ihres Geistes vorhielten, der sie zur Selbsterkenntniss führen müsste — so hätten wir ihnen die Einflüsse reichlich zurückgezahlt, die wir ihnen murrend verdankten oder dankend ablehnten. Aber ich erneuere den Krieg nicht, erstens weil ich ihn nicht wünsche, zweitens weil einer Gesellschaft für das Studium der neueren Sprachen doch auch eine Mission der Völkervereinigung zu gemeinsamen, wissenschaftlichen, künstlerischen, sittlichen Culturzielen obliegt, drittens, weil die Franzosen sich gerade in diesem Augenblick so redlich bemühen, ich nenne Ernest Renan, Emile Montégut und die Revue Germanique, deutschem Geiste eine würdige Stätte bei sich zu bereiten. In diesem Sinne, hochgeehrte Herren, auf dem Gebiete der Kunst und Wissenschaft, soll mein Vortrag ein Weg sein von Waterloo nach Belle-Alliance.

Berlin.

Goldbeck.

Ueber indische Sagen.

Als nach den welterschütternden Ereignissen zu Ende des vorigen und im Anfange dieses Jahrhunderts die geistigen Kräfte sich wieder zu regen begannen, und der Athem einer neuen Zeitepoche auch in Kunst und Wissenschaft lebendig wurde, zog namentlich die Volksdichtung vorzugsweise das Interesse auf sich. Zwar dem durch die Spitzfindigkeiten und Frivolitäten des vorhergehenden Zeitraums verderbten und überfeinerten Geschmack wollte die kräftige Kost anfänglich nicht recht zusagen, obgleich sie von den bedeutendsten Männern nicht nur in ihrem vollen Werthe gewürdigt, sondern zugleich als wirksames Mittel erkannt wurde, um das Verständniss für einfache und naturwahre Poesie wieder zu wecken. Während Wieland noch umstrickt war von jenen üppigen Tändeleien einer unächten romantischen Muse, regte sich bereits in seiner nächsten Umgebung der Keim frischeren Geisteslebens, und die Forschung nach den Schätzen und Quellen unserer eigenen nationalen Volkspoesie sah sich bald reichlich belohnt durch die nähere Kenntniss der deutschen Heldensage. In neuerer Zeit ist diese Kenntniss in Folge der verdienstvollen Bemühungen Simrock's u. A. auch in weiteren Kreisen verbreitet worden und da hiermit die Pflicht gegen die einheimischen Götter erfüllt ist, dürfen wir nun auch mit freierem Blicke nach denjenigen Schätzen sehen, welche die Ferne bietet.

Die Volksdichtungen fremder Nationen, jene urkräftigen ersten Aeusserungen des erwachenden poetischen Schaffens, haben an und für sich schon das grösste Anrecht auf unser

Interesse, und dieses Interesse steigert sich, sobald wir erfahren, dass sich im Schicksale aller dieser nationalen Dichtungen gewisse Uebereinstimmungen finden. An ihnen haben Jahrhunderte umgedichtet, das ursprüngliche Gepräge ist vielfach verändert worden, aber Alle haben sie den Kern bewahrt, welcher den Charakter des Volkes zeigt, aus dem sie hervorgegangen sind.

Das geistige Schaffen überragt Raum und Zeit. Aus dem ferngelegenen, Jahrhunderte lang von einem geheimnissvoll märchenhaften Zauberglanz umschleierten Indien, der Heimath eines der ältesten Culturvölker der Erde, treten die Gestalten uralter Sagen uns entgegen. Scheu und zaghaft nähern wir uns, sie zu prüfen; und siehe, — Jahrhunderte, ja Jahrtausende sind darüber hingezogen, Geschlechter auf Geschlechter starben aus, Sitten, Gebräuche und die äusseren Formen des Lebens haben sich verändert, aber die ewigen Gefühle der Menschenbrust sind dieselben geblieben, und was uns heute noch das Herz erhebt, bewegt und erschüttert, das ist es, was auch jene Gestalten mit dem unsterblichen Hauche des menschlich Schönen und sittlich Guten belebt.

Nachdem die Herrschaft der Engländer in Indien befestigt war, nahm auch das Studium der orientalischen Sprachen in Europa einen grösseren Aufschwung. Als Georg Forster, der weitgereiste, klarblickende Mann, zu Anfang dieses Jahrhunderts das indische Drama Sakuntala zuerst in Deutschland einführte, übersetzte er dasselbe nach der englischen Ausgabe des Sir William Jones, der als Oberrichter in Bengalen angestellt und Gründer der ersten gelehrten Gesellschaft war, welche Licht über die Geschichte und Poesie Indiens verbreitete. Forster machte seine Freunde in Weimar auf die neueröffneten Quellen der Poesie in Indien aufmerksam und Herder, welcher ihren Werth sogleich erkannte, pries es als ein besonderes Glück, dass die Geistes- und Gemüthsschätze Indiens in die Hände der Engländer gekommen seien, da diese einsichtsvolle Nation jedenfalls auch diese Schätze früher oder später auf Gewinn anlegen werde.

Sir William Jones war denn auch der Erste, der das Studium des Sanskrit, der geheiligten Sprache des alten Indien,

in Europa anregte und dadurch den Grund zu den wichtigsten philologischen Entdeckungen legte. Es fand sich, dass alle indogermanischen und somit alle europäischen Sprachen im Sanskrit ihre Wurzel haben, und da die Sprachforschungen am sichersten auf die verwandtschaftlichen Beziehungen der Nationen untereinander führen, so durfte man hoffen, der Lösung jener ewig grossen Frage nach dem Ursprunge aller menschlichen Cultur einen bedeutenden Schritt näher gekommen zu sein. Natürlich steigerte sich mit dem Interesse für die Ursprache der neueren Culturvölker auch das für jene uralten heiligen Volksdichtungen der Inder, welche vor Jahrtausenden in dieser Ursprache gedichtet wurden.

Als die hervorragendsten dieser poetischen Schätze erscheinen die beiden grossen Sagenkreise „Ramajana“ und „Mahabarata,“ nicht nur ihres hohen Alters wegen — unzweifelhafte Forschungen lassen dasselbe auf mehr als dreitausend Jahre annehmen — sondern auch deshalb, weil sie im Zusammenhange stehen mit den Weda's, jenen ältesten schriftlichen Denkmälern der indischen Cultur, in welchen das System der moralischen Grundlage des dortigen religiösen Bewusstseins bis zur Gegenwart enthalten ist. „Mahabarata“ und „Ramajana“ sind also, gleich den jüdischen Stammessagen, die zur poetischen Gestaltung gebrachte Sittenlehre, in Verbindung mit den ältesten kosmogonischen und historischen Ueberlieferungen.

Als Verfasser des Ramajana wird Valmiki genannt, doch ist es wahrscheinlich, dass die beiden Sagenkreise der Inder, ebenso wie die griechischen und deutschen Helden- und Göttersagen, eine Zusammenstellung der im Volke lebenden uralten mündlichen Ueberlieferungen sein werden, und dass Valmiki ebensowenig eine historisch streng beglaubigte Persönlichkeit ist, als die angeblichen Verfasser der Iliade, des Nibelungenliedes und anderer Volksdichtungen.

Wie die indogermanischen Sprachen, so erweisen sich auch die Sagen der indogermanischen Völkerstämme miteinander verwandt. Zwar hat der rauhere Norden die Gestalten in reckenhafter Weise gestählt und mit dem Maasse der Leiber wuchsen auch die Leidenschaften zu gewaltiger Stärke an, denn die Poesie eines Volkes ist der Reflex der äusseren Natur, die es

umgibt; zwar hat das Hellenenthum das Maass harmonischer Schönheit und eines göttlichen Selbstgenügens an diejenigen Erscheinungen gelegt, die unter Indiens tropischem Himmel zu den seltsamsten Gestaltungen in phantastisch wuchernder Formfülle ausgebildet wurden, aber trotz dieser verschiedenen Fortbildungen und Umwandlungen lässt sich nicht verkennen, dass in den Hauptzügen, sowohl die griechischen wie die deutschen Heldensagen mit denen der alten Inder in einem ursprünglichen Zusammenhange stehen. In der Iliade wie im Nibelungenliede vollzieht sich der Kampf feindlicher Geschlechter bis zum Untergange, dasselbe findet im Mahabarata statt; die gegenseitige Treue und Hingebung, wie sie uns in Odysseus und Penelope, Siegfried und Kriemhild, oder Hagen und Gudrun vorgeführt werden, findet sich ebenfalls in den Gestalten einzelner Episoden der indischen Sage; Muth und Treue, diese beiden Grundpfeiler der sittlichen Weltordnung, bilden auch die Grundlagen dieser Dichtungen und geben ihnen ewige Dauer im Wechsel der äusserlichen Veränderung.

In Indien tritt nun als charakteristisches Moment jener Zug traumhafter Schwärmerei, der Abwendung vom realen Dasein und der Versenkung in die Betrachtung der göttlichen Dinge hinzu. Die höchste sittliche Vollendung erreicht der Mensch nach den religiösen Anschauungen Indiens durch eine unendliche Selbstverleugnung, weil er durch die strengste Abgezogenheit von allen sinnlichen Einwirkungen auf sein Ich erst zur wahren Erkenntniss des göttlichen Funkens, der in ihm waltet, gelangen kann.

Eine solche Religionslehre führt consequent zu der Lebensanschauung, dass im Entsagen aller irdischen Freuden und Genüsse, und im Erdulden der grössten Widerwärtigkeiten die höchste Moralität zu suchen sei. Abgesehen von jener Verirrung des menschlichen Geistes, die uns in den indischen Büssern entgegentritt, welche sich raffinirte Martern auferlegen, um dadurch im Ansehen vor Brama und den Menschen zu steigen, abgesehen von diesen bemitleidenswerthen Erscheinungen, lässt sich nicht verkennen, dass eine Religionslehre, die eine ganz passive Unterwerfung bei allen Schicksalsschlägen fordert, zwar allen sanfteren Tugenden, aber auch gar mancher

unmännlichen Schwäche Vorschub leistet. Wie daher in der nordischen Sage die männliche Kraft so sehr vorwiegt, dass der Begriff einer edlen Weiblichkeit dort auch bei den Frauengestalten kaum zur Geltung kommt, so bewirkt der vorwiegend weibliche Charakter der indischen Sage oft eine etwas weichliche Zeichnung der männlichen Gestalten, und man kann auch hieran wieder erkennen, welchen grossen Einfluss die natürliche Beschaffenheit des Landes auf die Entwicklung des Volkscharakters ausübt. Wo die Natur ihre Gaben in verschwenderischer Fülle bietet und der Mensch sich nicht gezwungen sieht, sein Dasein täglich durch thatkräftiges Wirken zu erkämpfen, da stellt sich nach und nach ein mehr passives Geistesleben ein, aber wie die Nibelungensage ewig gross und bedeutend bleibt, als Bild der einseitig entwickelten, nach Aussen treibenden Kraft, neben welcher Anmuth und sanfte Weiblichkeit keinen Raum finden, so bietet die indische Sage ein Gemälde von passiven Tugenden voll rührender und ergreifender Züge, wenn auch das eigentlich Heldenhafte dabei etwas zurücksteht. Wie schwer dem Inder überhaupt der Begriff männlich wirkender Kraft ist, mag wohl die Art, wie sie diese Kraft in ihren Werken der bildenden Künste, Malerei und Skulptur, darstellen, beweisen. Dort sind Gesichtszüge und Körperformen stets mit derselben Zartheit und Weiche gebildet und den Ausdruck grösserer oder geringerer Stärke sucht der Künstler durch die grössere oder kleinere Anzahl von Armen zu veranschaulichen, gleich als beruhe solche Kraft nicht in der inneren Befähigung, sondern in den zu Gebot stehenden äusseren Mitteln.

Wie im Verhältniss zu ihren Göttern, so erscheinen die Gestalten der indischen Sage auch in den gegenseitigen Beziehungen der Familie oder in der Liebe. Die höchste Selbstverleugnung, eine Aufopferungsfähigkeit und Zartheit der Empfindung, wie sie keine andere nationale Sage aufzuweisen hat, verleihen namentlich den Frauengestalten eine hohe Vollendung. Durch sie kommen jene Tugenden, die auch das Christenthum so hoch stellt, wie still verschwiegene Treue, Geduld und Gehorsam, zur schönsten Geltung, und während die Grundzüge der nordischen Helden- und Göttersage dem milden Lichte,

welches die christliche Lehre von der Versöhnung und Feindesliebe brachte, in ihrer gewittermächtigen, wild leidenschaftlichen Schönheit schroff entgegengesetzt waren, findet dies bei den indischen Sagen nicht statt, denn die Maximen, welche denselben zu Grunde liegen, nähern sich den Principien des Christenthums in auffallender Weise.

Der Zwiespalt in der menschlichen Natur, welcher sich im Gegensatze der edlen, nur dem Betrachten der himmlischen Dinge hingegebenen Richtung, zur völligen Versenkung in das sinnliche Dasein zeigt, tritt hauptsächlich bei der indischen Weltanschauung hervor und bildet häufig den Gegenstand ihrer Sagen; die Vermittlung fällt der schrankenlosen Phantasie, welche die Extreme liebt, schwer, doch ist sie mitunter in ziemlich ergreifender Weise gelungen, und Goethe, der am Schlusse seines reichen Dichterlebens auch die unerschöpflichen Quellen orientalischer Poesie uns erschloss, hat zwei kostbare Perlen aus dem indischen Sagenschatze ausgewählt und in christlich germanischem Geiste umgedichtet, in welchen gerade die Idee der Ausgleichung zwischen der idealen und niederen Menschennatur in herrlicher Weise ausgeführt ist. Ziemlich bekannt ist sein Gedicht „Der Gott und die Bajadere,“ worin die Macht der entsühnenden Liebe geschildert ist, und man kann sich dabei dem Gedanken nicht entziehen, als sei in dieser Bajadere das Bild einer anderen Sünderin, der büssenden Magdalene, ahnend vorgebildet, wenngleich nicht zu verkennen ist, dass die indische Legende nur in ganz rohen und materiellen Zügen jene erhabene Idee veranschaulicht. Den angedeuteten Vergleich glaubte ich nicht scheuen zu müssen, da er nur dazu beitragen kann, zu zeigen, wie im Christenthume alle jene stammelnden Laute der Vorzeit zum klaren Worte sich gestalteten, in welchem der erhabene Geist einer neuen Weltanschauung sich offenbarte. Wie der eine Gott alle heidnischen Götter überragt, so erscheint Christus im Vergleiche zu den Menschwerdungen des indischen Wischnu voll Würde und strahlender Hoheit.

Die zweite, von Goethe umgedichtete Sage ist von grossartiger Composition und gedankenvoller Tiefe. Goethe hat sie nach einer indischen Erzählung behandelt, welche von der

sechsten Menschwerdung des Gottes Wischnu als Parasu Rama und Sohn des Bramen Dschamadagni berichtet. Der Inhalt bezieht sich auf die Mutter des Parasu Rama. Als Einleitung dient das Gebet des Paria, eines Menschen aus der niedrigen verachteten Kaste des Volkes. Dies Gebet lautet:

Grosser Brama, Herr der Mächte!
Alles ist von Deinem Samen,
Und so bist Du der Gerechte!
Hast Du denn allein die Bramen,
Nur die Raja's und die Reichen,
Hast Du sie allein geschaffen?
Oder bist auch Du's, der Affen
Werden liess und unsers Gleichen.

Edel sind wir nicht zu nennen:
Denn das Schlechte, das gehört uns,
Und was Andre tödtlich kennen,
Das alleine, das vermehrt uns.
Mag dies für die Menschen gelten,
Mögen sie uns doch verachten;
Aber Du, Du sollst uns achten,
Denn Du könntest Alle schelten.

Also Herr, nach diesem Flehen,
Segne mich zu Deinem Kinde;
Oder Eines lass entstehen,
Das auch mich mit Dir verbinde!
Denn Du hast den Bajaderen
Eine Göttin selbst erhoben;
Auch wir wandern, Dich zu loben,
Wollen solch' ein Wunder hören.

An dies Gebet schliesst sich die Legende an, in welcher das edle Weib des Bramen Dschamadagni durch den Anblick eines schönen Götterjünglings in Versuchung fällt und dann zur Göttin für die Armen und Verworfenen umgeschaffen wird:

Wasser holen geht die reine
Schöne Frau des hohen Bramen,
Des verehrten fehlerlosen
Ernstester Gerechtigkeit.

Täglich von dem heiligen Flusse
Holt sie köstliches Erquicken. —
Aber wo ist Krug und Eimer?
Sie bedarf derselben nicht.
Seligem Herzen, frommen Händen
Ballt sich die bewegte Welle
Herrlich zu kristallner Kugel;
Diese trägt sie, frohen Busens,
Reiner Sitte, holden Wandels
Vor den Gatten in das Haus.

Heute kommt die morgendliche
Im Gebet zu Ganges Fluthen,
Beugt sich zu der klaren Fläche —
Plötzlich überraschend spiegelt,
Ueber ihr vorübereilend
Aus des höchsten Himmels Breiten,
Allerlieblichste Gestalt
Hehren Jünglings, den des Gottes
Uranfänglich schönes Denken
Aus dem ewigen Busen schuf;
Solchen schauend fühlt ergriffen
Von verwirrenden Gefühlen
Sie das innere tiefste Leben,
Will verharren in dem Anschau'n,
Scheucht es weg, da kehrt es wieder;
Und verworren strebt sie fluthwärts,
Mit unsichrer Hand zu schöpfen;
Aber ach! sie schöpft nicht mehr!
Denn des Wassers heilige Welle
Scheint zu fliehn, sich zu entfernen,
Sie erblickt nur hohler Wirbel
Grause Tiefen unter sich.

Arme sinken, Tritte straucheln,
Ist's denn auch der Pfad nach Hause?
Soll sie zaudern? soll sie fliehen?
Will sie denken, wo Gedanke,
Rath und Hülfe gleich versagt? —
Und so tritt sie vor den Gatten;
Er erblickt sie, Blick ist Urtheil,
Hohen Sinns ergreift das Schwert er
Schleppt sie zu dem Todtenhügel,
Wo Verbrecher büssend bluten.
Wüsste sie zu widerstreben?

Wüsste sie sich zu entschuld'gen,
Schuldig, keiner Schuld bewusst?
Und er kehrt mit blutigem Schwerte
Sinnend zu der stillen Wohnung;
Da entgegnet ihm der Sohn:
„Wessen Blut ist's! Vater, Vater!“
Der Verbrecherin! — „Mit nichten!
Denn es starret nicht am Schwerte
Wie verbrecherische Tropfen;
Fliesst wie aus der Wunde frisch.
Mutter, Mutter! tritt heraus her!
Ungerecht war nie der Vater,
Sage, was er jetzt verübt!“ —
Schweige! Schweige! 's ist das ihre! —
„Wessen ist es?“ — Schweige! Schweige! —
„Wäre meiner Mutter Blut?? —
Was geschehen, was verschuldet?
Her das Schwert, ergriffen hab' ich's!
Deine Gattin magst Du tödten,
Aber meine Mutter nicht!
In die Flammen folgt die Gattin
Ihrem einzig Angetrauten,
Seiner einzig theuren Mutter
In das Schwert der treue Sohn.“

Halte! Halte! rief der Vater,
Noch ist Raum, enteil', enteile!
Füge Haupt dem Rumpfe wieder,
Du berührest mit dem Schwerte
Und lebendig folgt sie Dir.
Eilend, athemlos erblickt er
Staunend zweier Frauen Körper
Ueberkreuzt und so die Häupter;
Welch' Entsetzen! welche Wahl!
Dann der Mutter Haupt erfasst er
Küsst es nicht, das Toderblasste,
Auf des nächsten Rumpfes Lücke
Setzt er's eilig, mit dem Schwerte
Segnet er das fromme Werk.

Aufersteht ein Riesenbildniss. —
Von der Mutter theuren Lippen,
Göttlich-unverändert-süssen
Tönt das grausenvolle Wort:
Sohn, o Sohn! welch' Uebereilen!

Deiner Mutter Leichnam dorten,
Neben ihm das freche Haupt
Der Verbrecherin, des Opfers
Waltender Gerechtigkeit!
Mich nun hast Du ihrem Körper
Eingeimpft auf ewige Tage;
Weisen Wollens, wilden Handelns
Werd' ich unter Göttern sein.
Ja des Himmelsknaben Bildniss
Webt so schön vor Stirn und Auge,
Senkt sich's in das Herz herunter,
Regt sich tolle Wuthbegier.

Immer wird es wiederkehren,
Immer steigen, immer sinken,
Sich verdüstern, sich verklären,
So hat Brama dies gewollt.
Er gebot ja buntem Fittig,
Klarem Antlitz, schlanken Gliedern
Göttlich einzigem Erscheinen
Mich zu prüfen, zu verführen;
Denn von oben kommt Verführung
Wenn's den Göttern so beliebt.
Und so soll ich, die Bramane,
Mit dem Haupt im Himmel weilend,
Fühlen Paria dieser Erde
Niederziehende Gewalt.

Sohn, ich sende Dich dem Vater!
Tröste! — Nicht ein traurig Büssen,
Stumpfes Harren, stolz Verdienen
Halt' euch in der Wildniss fest.
Wandert aus durch alle Zeiten,
Wandert hin durch alle Welten
Und verkündet auch Geringstem:
Dass ihn Brama droben hört!

Ihm ist Keiner der Geringste —
Wer sich mit gelähmten Gliedern,
Sich mit wild zerstörtem Geiste,
Düster, ohne Hülf' und Rettung,
Sei er Brame, sei er Paria,
Mit dem Blick nach oben kehrt,
Wird's empfinden, wird's erfahren,
Dort erglühen tausend Augen,

Ruhend lauschen tausend Ohren,
Denen nichts verborgen bleibt.

Heb' ich mich zu seinem Throne,
Schaut er mich, die Grausenhafte,
Die er grässlich umgeschaffen,
Muss er ewig mich bejammern,
Euch zu Gute komme das.
Und ich werd' ihn freundlich mahnen,
Und ich werd' ihm wüthend sagen,
Wie es mir der Sinn gebietet,
Wie es mir im Busen schwellet.
Was ich denke, was ich fühle —
Ein Geheimniss bleibe das.

Es ist hier nicht der Ort, auf die tiefsinnigen religionsphilosophischen Gedanken näher einzugehen, welche Goethe dieser indischen Legende, die manche Vergleiche mit Elementen der christlichen Mythen zulässt, einverleibt hat; der Hauptgrundgedanke dürfte sich wohl darin zusammenfassen lassen, dass vor Brama kein Ansehen gilt und dass der Höchststehende und Edelste in der Stunde der Versuchung dem Geringsten gleichsteht. Als Schluss folgt noch der Dank des Paria:

Grosser Brama, nun erkenn' ich,
Dass Du Schöpfer bist der Welten!
Dich als meinen Herrscher nenn' ich,
Denn Du lässest alle gelten.

Und verschliessest auch dem Letzten
Keines von den tausend Ohren;
Uns, die tief herabgesetzten,
Alle hast Du neu geboren.

Wendet euch zu diesen Frauen,
Die der Schmerz zur Göttin wandelt,
Nun beharr' ich anzuschauen
Den, der einzig wirkt und handelt.

Das Aufsehen, welches die neu erschlossenen Quellen der indischen Poesie in Europa machten, fand, wie bereits erwähnt, vorzugsweise in Deutschland Anklang. Eine Reihe bedeutender Dichter und Sprachforscher beschäftigten sich mit der Ueber-

tragung und Erklärung derselben. Zu Goethe's Zeit übersetzte der Orientalist Kosegarten, der Sohn des Dichters gleichen Namens, mehrere indische Werke, namentlich das Panchatantra, oder die fünf Bücher indischer Fabeln; später folgten Schlegel, Rückert, Bopp u. A., welche theils durch getreue Uebersetzungen, theils durch Bearbeitung einzelner Theile sich um diesen Zweig der Literatur verdient gemacht haben. Was den deutschen Lesern ganz besonders anziehend an diesen fremden Geistesblüthen erscheinen musste, war neben der zarten Empfindung namentlich die Pracht der Naturschilderung. Die eigenthümliche üppige Schönheit der unermesslichen indischen Wälder, deren hohe Bäume von wuchernden Schlingpflanzen bedeckt sind, der Glanz tausendfarbiger Blüthen, die mit süssem Duft die Sinne umweben, dann die Stille des majestätisch fliessenden heiligen Stromes, an dessen Ufern eine gestaltenreiche Thierwelt wohnt — alles dieses findet sich in den Dichtungen der Inder mit lebhaftem Natursinne geschildert. Dieser lebhafte Natursinn steht im innigsten Zusammenhange mit der Lehre von der Seelenwanderung, welche auf die indischen Sagen ihrerseits wieder von grossem Einflusse war und namentlich den Thieren oft eine höhere Intelligenz beilegt. Elephanten und Affen nehmen an den Kriegszügen mitunter in sehr selbständiger Weise Theil, Gazellen und Antilopen sind die Freundinnen und Gespielinnen der Königstöchter, oder der Trost einsam Büssender.

So unter Andern in einer Episode aus dem Mahabarata, die uns Friedrich von Schack in seinen Stimmen vom Ganges sehr schön wiedererzählt. Dort hat sich nämlich der Sohn der Sakuntala, deren Geschichte ebenfalls ursprünglich aus dem Mahabarata entnommen ist — nach langer segensreicher Regierung als Einsiedler in den Wald zurückgezogen, um nur dem Anschauen Brama's zu leben. Eines Tages fand er am Stromesrande eine junge hilflose Antilope, die er zu sich nahm und an welche sein Herz sich anschloss. Durch dieses Geschöpf wurde sein Sinn wieder vom Schöpfer selbst abgezogen; es war ihm gleichsam als Versuchung zugesandt, und da sein Sinn sich wieder erdenwärts durch ein Gefühl gewendet hatte, so musste er nach dem Tode, statt zu Brama, dem Urgeist,

heimzukehren, nochmals eine Körperform durchwandern, indem er als Gazelle wiedergeboren wurde. In dieser Dichtung kommt ein Gebet des Barata vor, worin es unter Anderm schön und erhaben heisst:

Höchster Welthort! Sonne des Lebendigen!
In dem Lotoskelch der ganzen Schöpfung
Schwebst Du als ihr Duft! Die Andacht bist Du
In den heiligen Schriften, bist die Weisheit
In des Sehers Geist, die Kraft im Helden
Und die Liebe in des Liebenden Seele!

Vor längerer Zeit unternahm Professor Holtzmann in Heidelberg eine sehr verdienstvolle Arbeit, indem er die beiden grossen indischen Sagenkreise einem genauen Studium unterwarf, aus dem Mahabarata sowohl wie aus dem Ramajana den eigentlichen Kern herausschälte, und alsdann auch noch mehrere der schönsten Episoden daraus selbständig bearbeitete.

Unter dem Titel „die Kuruinge" giebt Holtzmann den dem Mahabarata zu Grunde liegenden Vernichtungskampf zwischen den Geschlechtern der Söhne des Kuru und des Pandu, welche beide von göttlichem Ursprunge sind. Die geschilderten Kampfesscenen nehmen oft einen etwas verwirrenden Charakter an, ohne jedoch der Grossartigkeit in Gruppirung und Scenerie zu ermangeln.

Von den Episoden aus dem Mahabarata ist besonders die von Bopp und Rückert und neuerdings ebenfalls von Holtzmann bearbeitete Erzählung „Nal und Damajanti" viel bekannt. Die unbegrenzte Treue der Königstochter Damajanti, welche ihrem Gatten Nalas ins tiefste Elend folgt, und selbst von ihm verlassen, ihm dennoch treu verbleibt und ihn wieder aufsucht, gehört zu den rührendsten Zügen dieser uralten heiligen Dichtungen der Inder.

Im Ramajana wird die siebente Menschwerdung des Wischnu gefeiert, von dessen sechster Incarnation als Parasurama bei Gelegenheit der von Goethe bearbeiteten Legende die Rede war. Die Einleitung ist wieder eine Erzählung von ergreifender Schönheit.

Dasaratha, Ajozja's Beherrscher, als dessen Sohn Wischnu

unter dem Namen Rama geboren wurde, beabsichtigt, diesen Sohn zu seinem Nachfolger zu ernennen und ihm vom Volke huldigen zu lassen. Mit Freude vernehmen die Edlen des Landes diesen Entschluss und Rama wird zu seinem Vater beschieden, der ihn zärtlich liebt, als das Kind seiner ersten Gattin Kausalja, neben welcher der König, nach indischer Sitte, noch andere Gemahlinnen hat. — Während die Vorbereitungen zum Feste der Huldigung getroffen werden, sieht eine fremde, buckelige Sclavin, Namens Manthara, welche die Zofe einer anderen Gemahlin des Königs, Keikeji mit Namen, ist, die geschmückten Strassen und festlich gekleideten Menschen. Kaum hat sie gehört, was sich begeben soll, als sie zu ihrer Herrin eilt und diese mit Vorwürfen überschüttet, weil sie die Herrschaft des Landes nicht ihrem eigenen Sohn Farata zuzuwenden suche. Keikeji, welche die intriguanten Pläne der Manthara nicht sogleich erfasst, freut sich der Botschaft, dass Rama König werden solle, denn, sagt sie, zwischen Rama und Farata macht ihr Herz keinen Unterschied.

Die boshafte Magd lässt jedoch nicht nach, ihre Herrin aufzureizen. Obgleich Keikeji alle guten Eigenschaften des Rama vorhält, so weiss die buckelige Intriguantin sie doch zuletzt umzustimmen und giebt ihr endlich den Rath, dem Könige durch List das Versprechen abzulocken, dass Farata zum Könige ernannt und Rama verbannt werden soll. Dasaratha hat in früherer Zeit aus Dankbarkeit für Keikeji, die ihm einmal das Leben rettete, dieser die Erfüllung zweier Bitten zugesagt und hierauf sich stützend, vollführt sie ihren Plan. Sie wirft ihren Schmuck von sich und bleibt weinend am Boden liegen.

Dasaratha, welcher sich in der Freude seines Herzens zur Keikeji, seinem Lieblingsweibe, begiebt, um ihr mitzutheilen, was sich mit Rama zutragen soll, findet Keikeji trostlos, und sucht sie aufzurichten, indem er ihr schwört, Alles, was sie begehre, zu erfüllen. Er fügt hinzu:

Kein andrer Mensch, als Rama nur,
Der Männer bester, ist mir mehr
Und inniger geliebt als Du.

Aber wie gross ist sein Entsetzen, als das geliebte Weib gerade das Verderben des einzigen Menschen begehrt, den er mehr liebt als sie. Umsonst ist sein verzweifeltes Bitten und Flehen; sie besteht auf ihrem Begehren und er muss ihr, seines Schwures eingedenk, willfahren. Als er alle seine Bemühungen, sie zu erweichen, scheitern sieht, wendet sich sein Herz von ihr ab und in gewaltiger Zornrede giebt er seinem Schmerze und seiner Entrüstung freien Lauf.

Schon ist Rama zum Feste geschmückt und seine Freunde preisen ihn und Sita, sein geliebtes Weib, glücklich, da ruft ihn ein Bote zu Dasaratha, welcher ihn bei Keikeji erwartet. Aber der Schmerz des unglücklichen Vaters ist so gross, dass er es nicht über sich vermag, den Sohn zu sehen und anzureden. Keikeji übernimmt es, die schlimme Botschaft dem Rama mitzutheilen. Ruhig hört Rama, was über ihn verhängt ist; des Vaters Wort höher achtend als alles andere, beugt er sich dem Unabwendbaren. Er geht zurück und als er Kansalja, seine Mutter festlich geschmückt beim Opfer für sein Wohlergehen findet, theilt er ihr sein Schicksal mit, tröstet die Jammernde und beschwichtigt den aufbrausenden Zorn seines jüngeren Bruders Lakschmana. Hierauf kündigt er seiner Gattin an, dass er in die Verbannung ziehen müsse und ermahnt sie, ihm nicht zu folgen. Voll schöner Entrüstung äussert sich Sita über die Pflichten des Weibes:

Denn nicht dem Vater, nicht dem Sohn,
Der Mutter nicht und nicht sich selbst,
Nur dem Gemahle soll das Weib
Im Leben folgen und im Tod.

Umsonst malt der besorgte Gatte ihr alle Gefahren, denen sie mit ihm entgegengehe, er muss ihrem festen Entschlusse sich fügen und sie mit sich ziehen lassen. Rührend ist der Abschied des Vaters von Rama. Von Schmerz überwältigt wendet sich Dasaratha noch einmal zu Keikeji, um Gnade für sich und den Liebling bittend. Aber Rama selbst bleibt standhaft und nachdem er und Sita Abschied genommen, ziehen beide, von dem jüngeren Lakschmana begleitet, fort in den Wald. —

So lange noch des Scheidenden
Gestalt im Staube sichtbar war,
So lange zog Dasaratha
Von Rama nicht die Augen ab.

Und als der verstossene Sohn seinen Blicken entschwunden ist, sucht der Vater dessen Mutter, Kausalja, wieder auf, welche den gebeugten König tröstend pflegt, bis er in ihren Armen, sein Geschick beklagend, stirbt. Bald nach des Vaters Tode trifft Farata, der Sohn Dasaratha's und der Keikeji, am Hofe ein und erfährt mit Erstaunen, was vorgefallen. Mit strafenden Worten wendet er sich von der Mutter ab, unternimmt einen Zug zu Rama in den Wald und fordert diesen auf, als rechtmässiger Herrscher in sein Reich zurückzukehren. Rama aber, das Andenken an den Schwur des todten Vaters heilig haltend, verzichtet, obgleich Farata ihn kniend anfleht, und bleibt vorläufig im Walde zurück.

Wie in allen indischen Sagen, so ist auch in diesem Bruchstück des Ramajana der Triumph der Entsagung das leitende Princip. Durch Entsagung zeigt der menschgewordene Gott selbst seine Grösse, durch Entsagung steht ihm das Weib würdig zur Seite, und durch Entsagung söhnt uns Farata damit aus, dass er Rama verdrängen muss. Später tritt Rama als grosser Eroberer auf und unterjocht ganz Indien nebst der Insel Ceylon mit Hülfe eines Affenheeres, welches ihm eine Brücke von Felsen über das Meer zwischen Ceylon und dem indischen Festlande baut.

Unter den mannigfachen eingeflochtenen Episoden des Ramajana bietet die Geschichte der Sawitri wieder ein Bild der Frauentreue, so rührend und einfach schön, wie es die Volkssage eben nur in Indien aufzuweisen hat. Auch dieser Stoff ist wiederholt und ganz neuerdings von der rheinischen Dichterin Luise von Ploenies behandelt worden.

Die Göttin Sawitri erhört das Gebet des Königs Aswapati, und Malawi, dessen Gattin, schenkt ihm eine Tochter, welche der dankbare Vater nach der Göttin benennt. Als die Königstochter Sawitri herangewachsen ist und keiner sie zur Gattin zu begehren kommt, sendet der Vater sie aus, sich selber einen Mann zu wählen. Sie erwählt Satjawat, den Sohn des ver-

triebenen Fürsten Djumatsen, der erblindet mit seinem Weibe im Walde wohnt. Als sie zurückkommt, ihrem Vater diese Wahl zu verkünden, trifft sie den weisen Narada, den wahrsagenden Freund der Götter. Dieser beklagt ihre Wahl, denn Satjawat, den er als edlen Menschen rühmt, müsse in Jahresfrist sterben. „Wähle Dir einen andern Mann," spricht Sawitri's Vater, sie aber erwiedert:

> Ob lang er lebe oder kurz,
> Der Gatte ist einmal gewählt,
> Ich wähle keinen andern mehr.

Da geht der Vater mit ihr zur Einsiedelei des alten blinden Djumatsen und die Verbindung Sawitri's mit Satjawat wird vollzogen. Froh lebt sie nun in dem prächtigen tropischen Walde, doch trägt sie das schwere Wort des Narada still im Herzen. Vier Tage, bevor die Frist abgelaufen ist, legt sie sich die strengsten Bussübungen auf, und als endlich der verhängnissvolle Tag anbricht, da bittet sie den Gatten und dessen Eltern, dem Satjawat folgen zu dürfen, wenn er mit dem Beile in das Holz geht. Sie gewähren es ihr. Unterwegs macht Satjawat die geliebte Gattin auf die Schönheit des Waldes aufmerksam; sieh, sagt er zu ihr, den lieblichen und wundervollen Wald; sieh dort die Pfauenherde, hier die Fluth des Baches und die Blüthenpracht; — sie aber, wandelnd hinter ihm, sah überall nur ihn allein, der Stunde denkend schmerzerfüllt, da sterben sollte ihr Gemahl.

Satjawat beginnt zu arbeiten, und fühlt sich bald ermattet und krank. Da setzt Sawitri sich zu Boden und nimmt sein Haupt in ihren Schooss. Nun erscheint Jama, der Todesgott, und Sawitri, sanft das Haupt des Gatten bei Seite legend, redet ihn an. Der Tod zieht die Seele aus dem Körper Satjawat's und geht damit fort. Stumm folgt die treue Sawitri ihm nach und achtet nicht die Ermahnung des Todes, welcher ihr räth umzukehren. Als sie eine Weile gegangen sind, sagt Sawitri dem Tode einen frommen Spruch und Jama findet daran so viel Wohlgefallen, dass er ihr eine Gnade verspricht, aber mit dem Zusatze: Nur nicht das Leben Satjawat's. Da erbittet sie, dass ihr Schwiegervater sehend werde. Als bald darauf Jama

ihr eine zweite Bitte freistellt, nur nicht das Leben Satjawat's, bittet sie, dass der alte Djumatsen wieder in sein Reich eingesetzt werde. Noch zweimal wiederholt sich dasselbe. Der Todesgott, durch ihre Geduld und sanfte Frömmigkeit gerührt, gewährt ihr noch zwei Wünsche, nämlich Nachkommenschaft für ihren Vater und sie selbst. Sie ermüdst indess nicht und erreicht endlich durch ihre Ausdauer das Höchste, denn „wünsche, was Du haben willst," sagt Jama und setzt das schreckliche „nur nicht das Leben Satjawat's" diesmal nicht hinzu. Da entgegnet Sawitri in überströmender Freude:

Diesmal ist Deine Gabe nicht wie sonst der Seligkeit beraubt,
Gieb mir das Leben Satjawat's, gieb mir das Leben des Gemahls,
Gieb mir mein Leben wieder, gieb mir Himmel, Glück und Seligkeit.

Jama erfüllt ihren Wunsch und sie kehrt mit der Seele Satjawat's zu dessen Körper zurück. Still nimmt sie das Haupt des geliebten Gatten wieder in ihren Schooss und als Satjawat erwacht, kehrt sie mit ihm zurück, ohne das Vorgefallene auch nur zu erwähnen. Als sie jedoch zu Djumatsen's Einsiedelei zurückkommen und alle Wünsche, welche der Tod der Sawitri gewährt hat, in Erfüllung gegangen sind, da wird ihre Tugend offenkundig. — Am Schlusse heisst es dann:

Wo man hinfort Frauentugend rühmt, sei Sawitri zuerst genannt.

Hier erlaube ich mir, meine Mittheilungen über indische Sagen abzubrechen. Vieles bleibt noch zu erwähnen: namentlich wäre noch Interessantes von den Märchen- und Fabelsammlungen anzuführen, und zu zeigen, wie auch hierin, namentlich bei der Thierfabel, Aehnlichkeiten mit Dichtungen anderer Völker erkannt wurden — doch würde dies zu weit führen. Möge denn das Wenige, was mir mitzutheilen vergönnt war, nachsichtig aufgenommen werden.

Braunschweig. Dr. A. Glaser.

Französische
Uebersetzungskunst und französische Kritik.

[Les Chevaliers-Poètes de l'Allemagne par Octave d'Assailly. Paris 1862.]

Ein bekannter, vor mehreren Jahren verstorbener Professor der Geschichte, der auf einen Collegen nicht gut zu sprechen war, meinte einmal in seinen Vorlesungen: „Nun, wenn man verhältnissmässig leichte Lorbeeren ernten will, begibt man sich auf ein Gebiet, wo fast Niemand einen controlliren kann; da schreibt man, was weiss ich, eine altchinesische oder mongolische Geschichte.“ Ich kann nicht beurtheilen, ob deutsche Gelehrte, wenn sie den Versuch machten, ohne ausreichende Kenntnisse an eine solche Arbeit zu gehen, nicht auch auf dem Terrain unter ihren Genossen Sachkenner finden würden, die ihnen auf die Finger oder auf die Feder sähen; aber ich vermuthe, dass Herr d'Assailly gemeint hat, man habe in Frankreich noch nicht nöthig, sich so weit weg zu begeben, jener glückliche Zustand des Nichtbeaufsichtigtwerdens fange dort schon bei dem deutschen Mittelalter an; und beinahe hätte er sich nicht getäucht. Er ist ein junger, talentvoller Mann, der längere Zeit in Deutschland gelebt hat und in Verbindung, selbst etwas verwandt ist mit mehreren bedeutenden Gelehrten. In Begriff nun seinerseits die schriftstellerische Laufbahn zu betreten, glaubte er, in unseren Minnesängern einen Stoff gefunden zu haben, der, den Franzosen noch so gut wie völlig unbekannt, sich zu einem interessanten Buche verarheiten liesse, und wir können ihm zu seiner Wahl nur Glück wünschen. Er beabsichtigte in keiner Weise, den Gegenstand vollständig zu umfassen; er hat die sechs Dichter, die ihm die bedeutendsten

oder besonders charakteristisch zu sein schienen: Walter, Gottfried, Wolfram, Ulrich von Lichtenstein, den Tannhäuser und Heinrich Frauenlob herausgegriffen, von einigen das Leben, meist nach ihren Gedichten, erzählt, von diesen Analysen gegeben und mehrfach längere Proben in Uebersetzung mitgetheilt. Das Buch ist elegant, leicht geschrieben, frei von allem unnützen, gelehrten Beiwerke, und doch schien mitunter eine gelegentliche Bemerkung, ein Citat im Texte, sowie ein Anhang, in den einiges gelehrtes Material verwiesen war, die vollste Bekanntschaft mit dem Gegenstande zu verrathen; da zeigt sich eine gewisse jugendliche Frische, ein warmer Enthusiasmus; ein in französischen Büchern nicht zu häufiger spiritualistischer Hauch beseelte das Ganze, und zumal dem, welcher mit dem Leben der Sänger und mit der ganzen Zeit, als deren Repräsentanten sie dargestellt werden, wenig vertraut ist, muss das Werk eine angenehme Lectüre sein. Auch sprachen sich die Journale durchaus günstig aus, zum Theil allerdings nur in flüchtigen Kritiken, wie die der „Presse," wo man merkt, dass der Recensent, verpflichtet, über Bücher verschiedener Fächer, von denen er Nichts versteht, zwischen heute und übermorgen ein Urtheil abzugeben, sich mit einigen lobenden Phrasen und allgemeinen Bemerkungen begnügt, er lehre uns diese vieille Allemagne kennen, diese interessanten Städte mit den spitzen Giebeldächern und den Nestern auf denselben, worin die Raben und die Störche nisten, — (denn es ist ganz erstaunlich, was so ein Pariser Journalist von der Natur weiss, man ist immer ungewiss, was man mehr bewundern soll, ob die naturwissenschaftlichen oder historischen, die geographischen oder literarischen Kenntnisse). Aber auch andere Blätter, z. B. die Opinion nationale waren des Lobes voll, erkannten die Ausdehnung und Tiefe der Forschung an und erklärten, dass der Verfasser mit eben so viel Genauigkeit als Talent die anmuthigen Physiognomien der deutschen Dichter reproducirt habe; selbst die Revue des deux Mondes beglückwünschte ihn, d'être si familier avec des aspects jusqu'ici ignorés de la littérature germanique, und die Revue germanique machte zwar einige Ausstellungen, dass er Frauenlob zu vortheilhaft behandelt, dass er Hartmann von der Aue ausgelassen, dass er dem Tann-

häuser nicht ganz gerecht geworden, aber, sagt sie ebenfalls: on reconnaît bien que c'est une oeuvre bien conçue et ouvrée avec goût. En véritable artiste l'auteur sait voiler les efforts qu'il fait pour bien voir les hommes et les choses qu'il retrace. Il groupe bien ses figures, et il y a dans son style du mouvement et de la couleur. A chaque page on rencontre des expressions heureuses et des aperçus qui ne manquent pas d'originalité. - La préface est un modèle de tact littéraire. Auch wurde von dem Kritiker, Herrn Boskowitz, dem Verfasser seine leidenschaftliche Liebe zur deutschen Sprache hoch angerechnet; sagt dieser doch von dem Idiom der Minnesänger: Les accents de cette langue forte, naïve et sonore exhalent quelquefois une suavité si tendre, qu'on les dirait recueillis sur les lèvres d'un séraphin. — Schliesslich gab in dem Organ der Akademiker, dem Journal des Débats, einer der ersten Kritiker Frankreichs, Saint-Marc Girardin mit vollendeter Kennermiene auch sein Urtheil gleichsam als letztes Wort ab über dieses livre fort curieux et fort intéressant. Son livre a eu du succès et je l'en félicite avec beaucoup de joie; er liess zwar inmitten des Lobes mit feiner Ironie merken, dass der Verfasser vielleicht zu sehr an ein Damenpublicum gedacht, machte ihm aber den schmeichelhaften Vorwurf, dass das Buch zu kurz, nur eine Recognoscirung sei, und forderte ihn auf, seine Studien fortzusetzen. So wäre denn der Erfolg des Buches vollständig gewesen und d'Assailly würde nunmehr als unbestrittene Autorität in diesem Fache gelten; doch liess sich eine dissentirende Stimme schon früher vernehmen, in der Revue contemporaine. Professor Pey, der sich mehrfach mit mittelalterlicher Poesie beschäftigt hat, anfangs ebenfalls durch die bestechende Aussenseite des Buches fast gewonnen, fand insbesondere den Ton der mitgetheilten Gedichte denn doch etwas verdächtig, und nun näher zusehend, kam er, bei aller Anerkennung der stylistischen und sonstigen Vorzüge des Verfassers, zu dem Resultate, das er in einem gründlichen, 40 enge Seiten langen Artikel bewiesen hat, qu'il n'a point fait connaître les troubadours de l'Allemagne, ou plutôt, qu'il les a fait mal connaître, ce qui est plus fâcheux, selon nous, que s'il ne les avait point fait connaître du tout, l'erreur étant pire encore que l'ignorance. Mit grosser Aus-

dauer folgt er Herrn d'Assailly, zum Theil Schritt für Schritt, und weist ihm zahlreiche Irrthümer, Entstellungen, Missdeutungen, Modernisirungen, kleine Betrügereien u. s. w. nach. Das Verzeichniss derselben hätte sich noch bedeutend vermehren lassen, ich beziehe mich im Folgenden mehrfach auf den Artikel, und benutze diese Gelegenheit zunächst, eine allgemeine Bemerkung zu machen. — Im Grossen und Ganzen bringt ein Deutscher — ich spreche nicht von Literaten, sondern von denen, welche wissenschaftliche Bücher schreiben wollen, von Gelehrten — wenn er an die Ausarbeitung eines Werkes geht, eben doch grosse Liebe zu seinem Gegenstande mit, er studirt, um sich zu genügen, es ist die Forschung selbst, die ihm Vergnügen macht; und wenn er auch sicher wäre, dass Niemand je ihm einen Irrthum nachweisen würde, so erlaubt ihm eben sein schriftstellerisches Gewissen nicht, zur Aufhellung eines dunkeln oder zweifelhaften Punktes nicht sein Möglichstes zu thun, und wie Viele, die dem Gegenstand ihrer Studien nach nie auf grosse Anerkennung oder pecuniären Vortheil rechnen können, arbeiten eben ihr Leben lang an irgend einem bescheidenen Werke unverdrossen und fast ungekannt. Das ist nun in Frankreich weit weniger der Fall, diese Art Gewissenhaftigkeit ist seltener vorhanden, es kommt meist einem Franzosen weniger darauf an, auch einmal ein Dutzend unerwiesener Behauptungen in die Welt zu senden, diese Liebe zur Arbeit der Arbeit willen ist ihm fremder, er will ein greifbares Ziel, und er hat bei seinen Forschungen nebenbei noch ein politisches oder kirchliches Resultat sehr oft im Auge. Der junge Mann, wenn er die schriftstellerische Laufbahn beginnt, fragt sich in der Regel: welches ist das Mittel, wodurch du am schnellsten bekannt wirst, einen Namen gewinnst, und er wird meist seine Studien demgemäss einrichten; es wird ihm nicht sowohl wichtig sein, seiner Arbeit die grösste, innere Vollendung zu geben, als ihr den meisten Erfolg zu sichern; daher denn die auf den Styl verwandte Sorgfalt, das häufige Haschen nach Effect und die Ungründlichkeit. Der Franzose Perrens, der kürzlich in dem Journal de l'Instruction publique eine Uebersicht der in den letzten Jahren für das Doctorat veröffentlichten Thesen gab, fühlt das selbst. Par malheur, sagt er,

n'écrivant pas comme les Allemands, pour notre satisfaction subjective, nous voulons toujours faire un acte dont les effets soient immédiatement sensibles à nos propres yeux, nous sommes en quête d'un public, d'un auditoire le plus considérable qu'il est possible. Darum, meint er, geschehe jetzt so wenig für das classische Alterthum, am ehesten leisteten darin noch die Doctoranden aus den östlichen Provinzen etwas, où ils ont pu prendre dans une certaine mesure l'empreinte du génie allemand.

Das Buch d'Assailly's, den ich gar nicht allein für die ganze Richtung verantwortlich mache, liefert mir ebenfalls einen Beweis für diese Behauptung; es war ihm weniger wichtig, sich eine gründliche Kenntniss des Gegenstandes zu erwerben, als nur möglichst rasch ein geschickt geschriebenes Buch in die Welt zu senden; es liegt darin aber doch ein Mangel an Respect vor Wissenschaft und ernster Forschung; man begnügt sich mit dem Schein der Gelehrsamkeit, statt wirklich kenntnissreich zu sein, man ist weniger mit dem Gegenstand als mit seiner Persönlichkeit beschäftigt, für die der Stoff nur als Mittel dienen muss zu glänzen und seinen Geist zu zeigen; und es nimmt einen etwas Wunder, wie Männer, die im Privatleben sicher sehr Anstand nehmen würden, irgend eine Unwahrheit sich zu Schulden kommen zu lassen, als Schriftsteller vor kleinen Täuschungen des Publicums durchaus nicht zurückbeben. D'Assailly gibt sich z. B. die Miene, die Minnesänger gründlich zu kennen, und er hat den Stoff so geschickt zu arrangiren gewusst, dass es ihm gelungen ist, fast alle Kritiker zu täuschen. Da heisst es: Le Lai d'amour, dont les manuscrits de Vienne et de Weimar ont conservé 39 strophes, est une des plus charmantes compositions du Minnesinger, aber wozu diese in jedem Falle ganz überflüssige Erwähnung der Manuscripte hier, da er ja doch dieselben nicht eingesehen hat und Alles gedruckt ist. Da sagt er: Les Minnesinger sont dignes d'être mis en lumière. Ils méritent qu'on secoue pour eux la poussière des bibliothéques et qu'on s'arrête devant ces manuscrits du moyen âge, so dass jeder Uneingeweihte in Wahrheit glauben möchte, die Sachen liegen nur in Handschriften vor und d'Assailly sei etwa der erste, der ihre inter-

essante Bekanntschaft gemacht. Er nennt in dem Anhange einige Dutzend Handschriften und gibt Details über sie, und doch hat er das Alles nur aus Hagen geschöpft, und er, dessen Kenntniss des Mitteldeutschen so gar ungenügend, würde noch weniger im Stande sein, es in Handschriften zu entziffern, das Alles verlangt auch Niemand von ihm für seinen Zweck, er hatte sich nur an die besten Ausgaben zu halten, und es wäre ihm nur zu wünschen gewesen, dass er, um zahlreiche Fehler zu vermeiden, wenigstens die Neudeutschungen von Simrock, San Marte u. s. w. zur Hand genommen, und dass er, statt mitunter Hagensche Analysen von Gedichten statt dieser selbst zu übersetzen, diese selbst eingesehen hätte. Er sagt ausdrücklich: Si vous parcourez jamais le précieux manuscrit de Manesse, vous remarquerez sur l'une des pages une peinture assez grossière, haute en couleur, pauvre en dessin, roide et cependant d'une remarquable élégance etc. Und doch hat schon Pey bemerkt, dass er diese Miniatur, die er so genau beschreibt, unmöglich habe ansehen können, weil in derselben Gottfried keinen Falken in der Hand halte; vielmehr habe er eben die fertige Hagensche Beschreibung genommen, wobei ihm denn nun begegnet zu sein scheint, einen Griffel, der sich in des Dichters Hand befindet, mit Greif zu verwechseln, und dieses Wort dann wieder frei mit Falke, faucon, zu übersetzen. Trotz dieser angeblichen Kenntniss der Manuscripte, und obgleich er gelegentlich Chroniken, die er citirt gefunden, nachcitirt, und trotz des Staunens der Kritiker über seine gründliche Gelehrsamkeit, hat er fast nur Hagen benutzt, er nennt ausser diesem als livres à consulter nur noch Rosenkranz und Vilmar (Marburg 1851) und fügt ein kluges „etc." hinzu. Er scheint aber von der Existenz der Lachmann und Haupt, Gervinus und Gödeke, und wie sie alle heissen, Nichts zu ahnen, und er gibt z. B. gleich im Ganzen und Grossen eine falsche Vorstellung von den Minnesängern, wenn er sagt: ils font leurs chefs-d'oeuvre, comme le moissonneur fait sa gerbe, sans y songer, als wären sie reine Volksdichter und als gäbe es in ihren Gedichten nicht auch viel Kunst und selbst Künstelei.

St. Marc Girardin sagt zwar: le livre nous fait aussi connaître l'histoire morale et politique de ce moyen âge; ich habe

aber keine leidliche ausreichende Kenntniss desselben wahrnehmen können, nur manche Irrthümer und Willkürlichkeiten gefunden. Da heisst es z. B., Friedrich II. habe den Aufforderungen, seine Expedition zu unternehmen, nur immer entgegnet: demain, ce grand réfuge des impuissants, wie wenn der Kaiser aus Ohnmacht und Schwäche den Kreuzzug, für den d'Assailly begeistert ist, aufgeschoben hätte; da nennt er diesen so thatkräftigen und grossen, wenn auch genussliebenden Kaiser einen deutschen Sardanapal; und dass das Buch wirklich ein gefärbtes Bild der Zeit gibt, beweist der Eindruck, den es auf Girardin gemacht, der nun das Dahinschwinden jener Zeit, wo die Frau so viel gegolten, wo Alles so idealistisch gewesen, bedauert. Eine nähere Kenntniss der Dichter schon würde ihn vielleicht eines Bessern belehrt und ihm gezeigt haben, dass dieselben gar nicht bloss so spiritualistisch platonisch liebten, und die Culturgeschichte jener Zeit würde ihm ohne Zweifel noch ganz andere Seiten enthüllen. Freilich entstellt auch d'Assailly das Bild seiner Dichter etwas, um aus ihnen möglichst glühende, ascetische Katholiken zu machen, bei Ulrich verweist er die Scene, wo dieser von der geliebten Frau Gunst verlangt und von dieser so unsanft behandelt wird, in den Anhang; bei Walter lässt er die sinnlichen Liebesgedichte, die poetisch wohl die vollendetsten sind, ganz unerwähnt, und lässt ihn vorzugsweise an das heilige Grab denken; und Gottfried, weil er auch eine Hymne auf die Jungfrau gedichtet, s'est fait chrétien fervent ou philosophe austère vers le déclin de ses jours, wobei es ihm denn auf den Widerspruch nicht ankommt, dass er zugleich seinen Tristan nicht vollendet hat, weil er vom Tode überrascht, also doch bei einer sehr weltlichen Beschäftigung gestorben ist.

Aber d'Assailly färbt nicht bloss, er erfindet auch. Wir armen Deutschen wissen oft über das Leben dieser Minnesänger herzlich wenig, und nachdem ein Gelehrter alle Chroniken durchstöbert, die Gedichte befragt, in der leisesten Anspielung vielleicht nach einem Fingerzeige gesucht hat, gesteht er wohl: ich weiss fast Nichts von Gottfried oder von Wolfram. Unser Verfasser, dem es nur auf interessante Gemälde und lebhafte Schilderungen ankommt, ist viel unterrichteter. Da

wir keine Nachricht darüber haben, so zweifle ich z. B., ob Friedrich II., der sich in seinen Handlungen durch die Politik bestimmen liess, je von den Gedichten des armen Walter, die ihn zum Kreuzzuge ermahnten, gross Notiz genommen hat; d'Assailly sagt: à chaque appel du chantre d'amour Frédéric tressaillait, ces instances continuelles pour presser son départ agissaient sur lui comme un remords, wo denn sogar die Diction, die Bezeichnung Walters als chantre d'amour, in diesem Zusammenhange fehlerhaft ist, da dieser, insofern er zum Kreuzzuge auffordert, nicht Liebesdichter ist. Und zu unserer Freude erhalten wir von Gottfried z. B. eine ganze Biographie. Sein Vater war ein marchand. Sa jeunesse fut modeste et obscure. On reconnaît aisément que la cour des Hohenstauffen fut pour le Minnesinger une de ces patronnes bienfaisantes. Cette cour venait de temps à autre établir sa résidence à Strasbourg. Dans le voisinage (doch nicht so ganz) au fort de Trifels, on gardait les joyaux de la couronne impériale. Frédéric lui-même s'entourait volontiers de poètes. Godefroid devait se sentir attiré par la magnificence de tels princes. Au contact de la cour, sa langue s'épura. La faveur des Hohenstauffen lui serait probablement devenue funeste, si ces Mécènes d'humeur inconstante et voyageuse ne se fussent pas souvent éloignés de Strasbourg. Lorsqu'au lendemain d'apparitions rapides la cour s'enfuyait avec son cortége fastueux de pages, de châtelaines et de seigneurs, triste, les yeux éblouis, notre pauvre jouvenceau allait errer au bord du fleuve natal. Le Rhin à son insu calma ses ennuis. Au milieu de cette nature émouvante, un jour qu'il feuilletait un manuscrit, son front s'illumina d'un feu subit; il poussa un cri de passion qui devint un poème: Tristan et Isolde etc. Also weil in einem Schlosse Rheinbaierns oft die Reichsinsignien aufbewahrt wurden, muss Friedrich oft dort sich aufgehalten haben, also muss er oft in einer Stadt des Elsass seine Residenz gehabt haben, also war er der Gönner eines jungen Menschen, der ungefähr zu derselben Zeit dort lebte, also u. s. w. Wirklich, das läse sich in einem Romane ganz gut, aber in einem ernsten Geschichtswerke hat die Darstellung doch den kleinen Haken, dass sie reine Erfindung ist; und wenn aus vielen solchen Büchern St. Marc

Girardin seine politische und moralische Kenntniss des Mittelalters geholt hat, so wird mir seine Unbekanntschaft mit demselben erklärlich.

Zudem ist auch d'Assaillys Kenntniss der Sprache vollständig ungenügend. Man hat wohl gelacht, wenn ein namhafter Faustübersetzer an der Stelle: heisse Magister, heisse Doctor gar, vom docteur Gar sprach, wenn Marmier Raben- d. h. Ravennaschlacht durch bataille des corbeaux übersetzte, wenn ein anderer bekannter Schriftsteller Meinigen für einen Eigennamen hielt und nun Tell sagen lässt: me voilà sur le Meinigen; man könnte in unserem Autor eine reichliche Lese ähnlicher Missverständnisse halten. Er sagt z. B. bei dem Abenteuer Lichtensteins: l'absurde créature saisit l'échelle, la retourne et Ulrich tombe; da im Text es sich ganz anders verhält, dort nur von Betttüchern die Rede ist, die jener losliess, so scheint er das Wort lailachen, das doch noch nicht erloschen und in der Form Laken gäng und gäbe ist, mit Leiter zu übersetzen; er macht, wenn der Vogel Galidrot und seine Jungen erwähnt wird, daraus l'histoire du puissant Galidrot et de ses fils und wenn Walter sich tröstet:

> ich kan aber endes niht gewinnen:
> darumbe waere ich nu verzaget
> Wan daz s'ein wenik lachet, so si mir versaget,

so lässt er ihn das Gegentheil sagen: Quelle serait ma joie, si vous me fermiez la bouche avec un sourire. Andere Beispiele kann man bei Pey selbst nachlesen; ich würde nicht fertig, wollte ich alle solche Verstösse rügen; auch sind das nur wahre Kleinigkeiten, die für uns Pedanten, Engländer, Deutsche und andere gewissenhafte Barbaren von Wichtigkeit sind, aber nicht für einen geistreichen, genialen Franzosen, der an der Spitze der Civilisation marschirt. Wie lächerlich, wenn ein Luther, um gut zu übersetzen, selbst bei Fleischern über den besten Ausdruck sich Rath erholte, wenn ein Voss sich mitunter acht Tage lang mit einem Verse trug; sie hätten sollen bei d'Assailly und Genossen in die Schule gehen, da hätten sie es leichter gehabt. Eine der angesehensten Zeitschriften, die existiren, die Edinburgh Review in ihrem Januarhefte 1856 bei einer Kritik

der Guizotschen Geschichte, also bei einem Buche, wo es wesentlich nur auf den Inhalt, weniger auf die Form anzukommen scheint, hält es nicht unter ihrer Würde, dem englischen Uebersetzer auf mehreren Seiten Schritt für Schritt zu folgen, ihm die geringste Abschwächung des Ausdrucks, die unbedeutendste Aenderung des Sinns, einen kleinen, vielleicht im Interesse des Stils gemachten Zusatz, aufzumutzen. Sagt er z. B. statt History of the Commonwealth of England and of Cromwell: History of Cromwell and the Commonwealth; fügt er, wenn es im Texte heisst l'éclat de leurs actions et de leur destinée in der Uebersetzung: the splendour of their actions and the magnitude of their destiny das Wort magnitude, vielleicht nur des besseren Stiles wegen, wie er wohl meinen mag, hinzu, gibt er repousser durch das schwächere refuse wieder; heisst es für on ne voulait pas faire éclater les dissensions des républicains: to originate dissensions would, it was felt, be madness oder statt il était l'âme (de la commission) nur he was the chief, so wird er gehörig abgekanzelt; es wird bedauert, dass diese mangelhafte, autorisirte Uebersetzung nun einmal da und keine Abhülfe möglich sei, und es wird aufgefordert, allen Uebersetzern streng auf die Finger zu sehen, um die Unfähigen durch Furcht vor Tadel zurückzuhalten und die Tüchtigen durch Aussicht auf verdientes Lob zu ermuthigen. Der Kritiker will eben den Schriftsteller möglichst genau wiedergegeben haben, so weit das angeht, denn, sagt er mit Recht: The lights and shades of style indicate the bias of an author's mind. Man wird mir, meint er, vielleicht entgegnen, meine Ausstellungen gingen nur aus Kleinigkeitskrämerei hervor. But let it be understood that the last seven of them all arise out of a single paragraph, and that the last six are all on the same page; and let any one conceive what murder is done upon the soul of a book, 700 pages long, when a translator sits down in this manner to the work of killing it by inches.

Solche Ansprüche machen andere Nationen an ihre Uebersetzer; und nun vergleiche man, wie die Franzosen meistens zu Werke gehen und welches Morden unter den Schönheiten eines Werkes da gewöhnlich angerichtet wird. Sagte doch dieser Tage erst Philarète Chasles selbst, in seinem Cours am

Collége de France, als er von der Nothwendigkeit sprach, endlich einmal die Literatur anderer Völker zu studiren: oui, nous avons des traductions de l'anglais, mais prenez la première venue et vous trouverez à chaque page un contre-sens.

Aber nicht allein, dass sie die fremde Sprache so oft nur unvollkommen beherrschen und also Fehler, wie ich einige angeführt, auch ganz berühmten Leuten begegnen; nicht allein dass bei der Uebertragung in ihre akademische Salonsprache von dem Geist des Originals, von der Form und dem Sinn oft wenig überbleibt, dass Heines: „wenn Du eine Rose siehst, sag, ich lass sie grüssen" bei Taillander lautet: si tu aperçois une rose, dis lui que je lui envoie mes plus empressés compliments, so wissen sie oft auch heute noch nicht, dass der Uebersetzer seinen Stolz in eine möglichst genaue Wiedergabe des Originals setzen, dass er keinen andern Zweck haben, nicht von seinem Eigenen geben soll; sie besitzen nicht die nöthige Achtung vor dem Texte, sie unternehmen es nach Belieben zu ändern, nachzuahmen, zu verschönern, dem Geiste ihrer Nation und ihrem Geschmacke anzupassen; ganz besonders aber da, wo ihre Kenntniss der Sprache nicht ausreicht oder wo eine Uebertragung die geringste Schwierigkeit böte, scheint ihnen eine Umschreibung oder eine Aushülfe ihrer Erfindung stets unendlich wünschenswerth. Wir haben wohl Alle gelegentlich über die Travestirungen gelacht, welche die Alten in den französischen Uebersetzungen der Zeit Ludwig XIV. erfahren, wenn bei Madame Dacier Homer die Muse mit: Chantez, Deesse anruft, wenn man wie P. L. Courier bemerkt, statt den Cyneas einfach sagen zu lassen: Romains et vous, Sénat, assis pour m'écouter, ihm die Worte in den Mund legt: Messieurs, puisque vous me faites l'honneur de vouloir bien entendre votre humble serviteur, j'aurai celui de vous dire. Herodote, sagt derselbe Schriftsteller in der vortrefflichen Vorrede zu seiner Herodotübersetzung, dans Larcher, ne parle que de princes, de princesses, de seigneurs et de gens de qualité, ces princes montent sur le trône, s'emparent de la couronne, ont une cour, des ministres et de grands officiers, faisant le bonheur des sujets; les princesses, les dames de la cour, accordent leurs faveurs aux jeunes seigneurs. Chez Hérodote les princesses

mènent boire les vaches, trouvent de jeunes gens etc. Aber trotz Couriers und der Romantiker ist diese Manie zu umschreiben und zu verschönern, zu entstellen und zu ändern, durchaus noch nicht erloschen. Vous comprenez, sagte kürzlich ein Uebersetzer Uhlandscher Gedichte zu einem Deutschen, que j'ai dû changer beaucoup, il y avait-là des contradictions que je ne pouvais laisser subsister, und so werden dann unsere ersten Dichter von einem beliebigen Literaten mit Verbesserungen herausgegeben und die Widersprüche in ihnen ausgeglichen. In der Revue de l'Instruction publique ward dieser Tage von Legrelle zugegeben, dass Göthe bisher so behandelt sei, dass man die Franzosen gleichsam allmälig an den unverfälschten Sinn hätte gewöhnen müssen; aber, wenn bei der neuesten Uebersetzung Porchat mit seinen Genossen sich eben bemüht, die Schwierigkeiten zu lösen und nicht zu umgehen, so ist vielleicht noch nicht ausser Acht zu lassen, dass Porchat Waadtländer ist und als solcher von vorn herein Gewissenhaftigkeit und Achtung vor den Pflichten eines Uebersetzers mitbringt; die romanischen Schweizer sind ja überhaupt den Franzosen an Kenntniss der deutschen Sprache und Literatur unendlich überlegen.

D'Assailly ist nun auch beständig mehr beschäftigt, seinen Geist zu zeigen und seine Bemerkungen hinzuzufügen, als in den Geist seiner Dichter einzudringen und seine ganze Ausdrucksweise etwas dem Gegenstande anzupassen. Da heisst es: L'hiver, cette longue trève de la nature, suspendait les tournois oder Ce qui donne un charme particulier au talent d'Ulrich, ce n'est point uniquement la grâce ou la vigueur, c'est surtout le naturel et l'imprévu. Une larme devient une élégie, une espérance enfante une ode. Er unterbricht die Inhaltsangabe von Tristan und Isolde in der Mitte z. B. durch ganz moderne Phrasen wie: à 15 ans l'âme est une terre vierge; lorsque la douleur jette ses germes amers, la plante hâtive plonge ses racines à d'immenses profondeurs. In seinen angeblichen Analysen wird die Farbe des Originals bis zur Unkenntlichkeit verwischt und durch seine Zusätze das Gemälde entstellt. Man höre z. B. den Anfang des Parcival: Voici une forêt profonde; le vent du nord souffle à travers les branches

d'arbres, et les nuées, ces feuilles du ciel, tourbillonnent au-dessus du bois. L'eau murmure sous la bruyère. Quelques oiseaux chantent. Un gracieux enfant contemple cette solitude, que son âme limpide a reflétée jusque-là comme une source réfléchit ses bords etc., wo denn nachher grade der bezeichnende Zug mit den Vögeln ausgelassen wird.

Wie er endlich die Gedichte, die er vorgibt zu übersetzen — und er thut das in Prosa, so dass ihm nicht die Ausrede bleibt, dass der Vers ihn zu Aenderungen genöthigt, — häufig nur gleichsam als Grundthemata benutzt, auf denen er sich in Variationen ergeht, wie er den Sinn ganzer Zeilen bis zur Unkenntlichkeit entstellt, mögen zwei Proben zeigen: Walter sagt: (S. 267 der Hagenschen Ausgabe, die er auch benutzt hat).

> Durchsuezet unt gebluemet sint die reinen vrouwen;
> Ez wart nie niht so wunnekliches anzeschouwen;
> In lüften, noch uf erden, noch in allen gruenen ouwen;
> Liljen unde rosen bluomen, swa die liuhten
> In meien touwe durch daz gras, und kleiner vogelin sank
> Daz ist gegen solher wunne bernden vröude krank
> swa man ein schoene vrouwen siht, daz kan trueben muot erviuhten etc.

Dafür sagt d'Assailly: L'âme d'une femme pure est une brise pleine de parfums enivrants, un souffle embaumé de fleurs; jamais on n'a rien vu d'aussi délicieux dans les airs, où voltigent les nuées, sur la terre, où s'arrondissent les verts ombrages. Auprès de cette beauté des jeunes filles, auprès de la volupté qu'on éprouve à les admirer, les roses et les lis, lors même qu'ils brillent par une fraîche matinée de mai, sous un voile de rosée, dans le gazon, paraissent sans couleur, le ramage des oiseaux semble sans harmonie.

Ulrich von Lichtenstein sagt (II, 34):

> Sumer ist nu gar zergan,
> geswigen sint die vogellin;
> Des muoz ich vil trurik stan
> Und in dem herzen jamerk sin
> Winter, und ein ander leit
> Die geben mir ofte sen den muot, si hant mir leider beide widerseit.

Folgendes nennt d'Assailly eine Uebersetzung davon:

Voilà que l'été s'enfuit, emportant à pleines mains ses gerbes. Il a fait la moisson dans le champ de mon âme. Voilà que les oiseaux se cachent sous les feuilles sèches; voilà que leurs voix sonores sont devenues muettes. Je reste seul, au fond de mon désert, à écouter mes plaintes. L'hiver et la douleur m'ont saisi, pour m'asseoir sur leurs genoux blancs de givre, et leurs bras pesants, s'unissant pour m'abattre, font ployer des épaules inébranlables au choc de la masse d'armes.

Bei dem Lai d'Amour von Frauenlob geht die Mystification des Publicums so weit, dass sie, wie Pey bemerkt, nicht nur die Grenzen des Erlaubten, sondern auch des Wahrscheinlichen überschreitet, und dass bei einigen ganzen, angeblich übersetzten Strophen nur hin und wieder ein Wort an das Original erinnert, und da ich bei dem Schlussgedicht Frauenlobs, wo dieser über den Untergang der Ritterzeit klagt und das Girardin recht charakteristisch findet, durch den durchaus modernen Ton aufmerksam gemacht, vergebens im Hagen das Gedicht eifrig gesucht habe, das auch nur einigermassen als Unterlage hätte dienen können, so bin ich — und nach dem Vorhergesagten wird das Niemand mehr grade Wunder nehmen — ohne es absolut verbürgen zu können, moralisch überzeugt, dass das Verdienst dieser Composition wohl d'Assailly ausschliesslich gehören dürfte.

Einem deutschen Publicum, denke ich, werden diese Aenderungen, diese Willkürlichkeiten, diese Täuschungen unglaublich, unmöglich erscheinen; und siehe da die französischen Kritiker, die in ihren besten Revuen die Genauigkeit der Uebersetzungen attestiren und diese mittelalterlichen Gedichte bewundern; siehe da den feinen Kenner einheimischer und fremder Literatur, den berühmten Akademiker Saint-Marc Girardin, der in dem Buche findet le goût de l'enthousiasme et de la passion, le talent de les discerner et de les montrer à travers la splendeur vague ou l'obscurité lumineuse de la presse allemande, un poète qui traduit des poètes. Mit einer wahren Spürnase hat er ja sogar bei d'Assailly gesehen un reste d'affectation et de raffinement germaniques. Gewiss, neben etwas Jugendlichem, neben dem Enthusiasmus für Religion, Liebe und Frauen,

erscheint in dem Buche eine gewisse Geziertheit und Affectirtheit, letztere hat aber der Verfasser in Deutschland doch kaum geholt, schon aus dem Grunde, weil er von demselben ja nur wenig zu wissen scheint; das Buch ist vielmehr grade echt und nur zu französisch. Aber es sieht um den Geschmack und die Kenntniss des deutschen Geistes bei Girardin bedenklich aus, denn er hat das seltene Missgeschick — da d'Assailly manche Stellen auch ziemlich treu wiedergegeben hat — dass alle die Gedichte, die er besonders charakteristisch, mittelalterlich, deutsch findet, fast vollständig dem modernen Franzosen angehören, und wenn er z. B. eine Phrase wie le sol vigoureux qu'on appelle le cocur de l'homme, besonders goutirt, so ist sie darum, weil sie etwas fremdartig klingt, noch nicht deutsch, vielmehr zum Theil aus einem Missverständniss hervorgegangen, denn im Original heisst es: (unt strale uz spilnden ougen schiezent) in mannes herzen grunt.

Die Franzosen spötteln über die Deutschen, die immer gleich Systeme auf Sand aufbauen; dass das auch ihnen begegnen kann, zeigt Girardin, dem ein Gedicht Walters ein ähnliches von Sophokles zurückruft; aber, meint er, seht den Unterschied griechischen und germanischen Geistes; dieser sagt: Amour, tu reposes sur les joues délicates des jeunes filles, während der Deutsche l'âme d'une femme pure bewundert; also ist bei den Alten die Liebe körperlicher, weniger ätherisch und rein. Das wäre ganz schön, nur hat zum Unglück Walter nichts von der „Seele" der Frauen gesagt, so dass das Raisonnement zu Boden fällt. Grade diese Bemerkung soll übrigens Girardin nicht zum Vorwurf gereichen, denn wenn mir ein Schriftsteller erklärt: ich habe das übersetzt, so sollte man es ihm billigerweise glauben können, sonst hört ja doch eigentlich Alles auf; ich führe aber diesen Fall an, um den Franzosen zu zeigen, wie wichtig es ihnen selbst sein muss, zuverlässige und getreue Uebertragungen zu besitzen. Es kam mir auch bei meiner Kritik weniger grade auf d'Assailly an, der in dem Buche ein gar nicht zu verachtendes literarisches Talent zeigte und für dessen Persönlichkeit man trotz Allem eine gewisse Sympathie bekommt, ich wollte zeigen, welche Praxis doch noch häufig bei den Ueber-

setzungen der Franzosen herrscht, wie es mit der Gründlichkeit vieler Kritiker, mit dem Geschmack vieler Literarhistoriker, wie es mit der Kenntniss des Auslandes noch immer bei ihnen bestellt ist.

Paris. K. Laubert.

Lo libre de l'estoria e de la vida
de Tobias, bon home e iust.

Ayso es lo libre*) de l'estoria e de la uida de Tobias, bon home e iust.

Un baron fon en l'antic temps nompnat Damiames, del linhage de Neptalim, e hac .1. filh, lo qual era nompnat per nom Tobias, bon home e iust, lo qual era de sobre Galilea e sobre Naason, la qual amena ad Oxident, auent la ciutat de Seffe de senestre. 2. E con Tobias fon pausat en la caytiuetat els iors del rey Salmonesar, empero el non s'oblidet de la veritat, (3) que aysellas causas, las quals el podia auer, departia ad aquels, los quals eran del sieu linhage. 4. E non fes alcunas causas enfantinas en hobra. 5. E con tots anessan als vedels auriencs, los quals auia fach Garabonal, lo rey de Iherusalem, aquest fugia a las companhas de tots, (6) e annaua s'en en Iherusalem al temple del senhor, e aqui el adoraua lo sieu senhor dieu de Israel e li ufria fizelment totas las sieuas primicias causas els sieus deymes, (7) als nouels conuertits e als estranis, (8) e ayso fazia lo tozet. 9. E con fon fach baron, receup molher de la sieua linhada per nom Anna e engenret a leis filh, e pausant a el lo sieu nom, (10) ensenhet li de la sieua enfansa temer dieu e tenir de tot pec- I.

*) Tiré du ms. de la biblioth. impériale de Paris nº 8086. 3. f. 242 v. — 258 r. (v. t. XXVIII p. 75 et t. XXX p. 159 de cette revue).

I 1 Quant au nom du père, la vulgata n'en porte rien ms. naaron (vg. Naason) amfena 3 departida

cat. 11. E con Tobias fon vengut a Niniue am sa molher e am son filh, (12) e con tots maniessan las causas sacrificadas de las ydolas, aquest gardet pura la sieua arma [e] non fon laizat en las maniarias de lor. 13. E per ayso car aquest temia dieu tota hora el sieu cor, dieu donet a el gracia en lo regardament del rey Salmonezar. 14. E donet li potestat far qual que causa volgues, auent franquetat d'anar en qual que luoc qu'el volgues. 15. Mas Tobias anaua per los caytius e consolaua los, e departia ad els del sieu poder segon so que podia, e donaua noyriment als fameiants, e cubria los nus dels sieus vestiments. 16. Mas Tobias annet en Raches, en la ciutat dels Mediencs amb alcuns del sieu linhage, e auia .X. bezants d'argent d'aquels, dels quals eran stats honratz del rey. 17. E trobet .1. sofrachos de la sieua linhada per nom En Gabel e liuret li, sosscrichs lo regardador, pes de l'argent.

18—21. E apres non mout de temps fon mort lo rey Salmonezar e Sanacharup, lo filh de luy, renhaua per luy. E retornat de la plaga de Judea, la qual dieu fes per el e per la sieua blastimia, auia en si ayradament tots los filhs de Israel. Mas Tobias anaua per alcuns del sieu linhage e consolaua els e curiosament fazia las sebonturas dels morts e dels aussits. 22. Mas quant fon anunciat al rey, comandet el aussire e tolc tota la substancia de luy. 23. E Tobias fugit s'en nus am sa molher e am son filh e escondet si, car mot amaua[n] luy. 24. E enapres .l. jorn sous filhs ausizeron lo rey. 25. Tobias retornet en sa mayson e fon li restaurada tota la

II. substancia. 1. E con fon lo iorn festiual del senhor e fos aparelhat lo bon maniar en la mayson de Tobias, (2) dis al sieu filh: hieys en las plassas e veias, si trobaras alcun de la nostra linhada tement dieu, que mange am nos. 3. E Tobiou iysit e retornant anunciet .1. de la sieua linhada iassent en las plassas estrangolat. E Tobias ausent, leuet si viuassament del sieu seti e layset los sieus maniars, e uenc tot deiun al cors. 4. E prenent lo, portet l'en en sa mayson, que lo sebe-

---

15 vns; v. IIII 17 · 18—21 retornada la plaga diu (vg. 'Denique cum reversus esset rex Sennacherib, fugiens a Judaea plagam') II 2 mangi

lisca, cant lo solelh sera colquat. 5. Adoncas Sen Tobias comencet a maniar lo sieu pan am temor, (6) recordant la paraula, la qual lo senhor auia dicha per Amos lo propheta: „Li iorn de las nostras festas tornaran a nos en plaga e en plor“. 7. E quant lo solelh fon colquat, sebelit lo sauiament. 8. Adoncas li sieu prueyme prouerbiauan li disent: „Tu fust condampnat d'esser aussit per la vcayson d'aquesta causa, e a penas temes lo turment de la mort, e de mantement sebelisses los morts“? 9. Mas Tobias temia mays dieu que lo rey, e prenia los cors dels morts e dels aussits, e escondia los per dedins sa mayson, e a la mieia nuech el los sebelia. 10. E con hac fach .1. dia las fossas de las seboutouras, (e) colquet si iosta la sieua paret e adormit si. 11. E cazegron sobre los huelhs de luy las femtas caudas dels nits de las arindolas e remas orp. 12. Mas dieu sufri a luy venir aquesta temptacio, que dones exemple als derriers de la sieua paciencia, enaysi con aguet Iob. 13. Per ayso car aquest temia dieu tota hora de la sieua enfansa, non fon irat de la plaga de la ensequetat, la qual li esdeuenc. 14. Mas stet non mouable en l'esgardament de dieu, lauzant dieu totas horas a tots los iors de sa vida. 15. E enaysi con los tres reys prouerbiauan lo benaurat Iop, enaysi aquest li sieu pruesme escarnian la vida del benaurat Tobias disent: (16) „Hon es la tieua speransa, per la qual fazias las almornas e las sebouturas“? 17. Tobias castiaua los disent: „Per que parlas enaysi? 18. Car nos em filh de sauis e esperam la vida d'ellos, la qual dieu donara ad aquels que amat l'auran: lo qual non ment a donar a tots acels, los quals non mudaran lur fe de luy“. 19. Mas Anna sa molher anaua per cascun iorn a la fordania hobra teysendiera, e aportaua lo viure d'aysellas causas, las quals gazanhaua del laor de las sieuas mans. 20. E fon fach .1. dia aportet .1. boquet de cabra a la sieua mayson: (21) la vos del qual belant fon ausida del bar de leys, e dis: „Gardas que non sia emblat: rendes lo al sieu senhor, car non les a nos maniar ni tocar alcuna causa emblada“. 22. E la molher

---

II 4 calquat; v. II 7 6 Lo iorn 8 lo sieu peruerbiauan; v. II 15 et 23 15 lo sieu

de luy respondet ad aquestas causas irada: „Manifestament la tieua speransa es vana, e las tieuas almornas periron". 23. Aras prouerbiaua lo amb aquestas paraulas e am d'autras motas semblants ad aquestas. III. 1. Adoncas Tobias s'aiunilhete oret lo senhor (2) e dis: „O senher, tu yest iust e los tieus mandaments son iusts, e totas las tieuas vias en misericordia, en veritat e en iuiament. 3. Aras, senher, non prennas venìansa dels mieus peccats ni recorda los mieus forfachs ni de mos parents. 4. Car nos non obesim als tieus comandaments, ve ti, senher, que nos em pausats en plagas e en faulas e en mort e en esquerns a tots aquels, los quals tu nos liuriest. 5. O senher, tu yest grant, e los tieus mandaments son grants, e non obesim als tieus comandaments ni anem purament dauant tu. 6. Aras, senher, fay de mi segon la tieua volontat, e comanda lo mieu sperit esser receuput en pas, car mielhs es a mi morir que viure".

7. Mas en aquel meteys iorn Sarra, la filha de Raguel de Raches en la ciutat dels Mediencs auzit prouerbi de la seruenta de son payre. 8. Car ella era stada a .VII. barons e al demoni per nom Osmudieu, e aucizia los li viuassament, quant eran intrats ad ella. 9. E con ella casties la seruenta de meteysa la sieua colpa, la seruenta respondet e dis: „Oy, ausires dels tieus marits, ia non veiam de tu filh ni filha sobre terra. 10. Doncas vols m'aussire, enaysi con aucizist los .VII."? E ella fugit ad aquestas vos al sobeyran repaus de la mayzon de son payre, e estet aqui per .III. iors e per .III. nuechs que non maniet ni bec. 11. E remanc en oracions, am lagremas pregant dieu que la desliures d'aquest prouerbi. 12. E al ters iorn con ella si mes en la oracion, adoret lo senhor, (13) e dis: „O dieu dels nostres payres, dieu de Israel, lo tieu nom sia beneset, car irat fas misericordia a tots aquells, los quals apellan lo tieu nom. 14. Ve ti, senher, que yeu conuertisse a tu lo mieu sens, aras torne a tu los mieus huelhs. 15. Yeu ti prec, senher, desliura me del lacs d'aquest prouerbi, ho m'esfassa de sobre la terra. 16.

III 3 recordon 7 rabuel dels diencs 8 osmudieu (vg. Asmodaeus).

Car tu sabes, senher, que yeu non concenti mays a baron, mas gardiey pura la mieua arma de tota cobeeza, (17) ni aqudiey ni aiustiey am los vaguegans, ni fuy parsoniera amb aquels, los quals van en las leuiarias. 18. Tu sabes, senher, que yeu receup baron per la tieua temor, non per la mieua luxuria. 19. Ho els non eran dignes de mi, o yeu non era digna d'ellos, ho per auenturas, senher, tu m'as conseruada ad autre baron. 20. Car los tieus concelhs non son en potestat d'ome. 21. Mas a tots quals que ti serua sia certas d'ayso: si la uida de luy sera en esproament, sera coronat; s'es en tribulacions, sera desliurat; si es en corrupcion, lezera lo venir a la tieua misericordia. 22. Car tu, senher, non ti alegras en las nostras perdicions, mas trametes suaueza en apres la tempestat, e espandisses gauch en apres las lagremas els plors. 23. O dieu dels nostres payres, dieu de Israel, lo tieu nom sie benezet als segles dels segles verament". 24. La oracion de Tobias e de Sarra fon eyxausida en .1ª. hora en l'esgardament de dieu.

Ayso es lo segon capitol.

25. E l'angel Raffel fon trames de dieu que annes en las oracions, dels quals fon receupuda en .1ª. hora al regardament del senhor. 1. Adoncas Sen Tobias cuget que la sieua oracion fos exausida e que moris. E a[pellet] lo sieu filh Tobiou, (2) e dis li: „O lo mieu filh, auias las paraulas de la mieua boca e ferma las en lo tieu cor enaysi coma fonzament. 3. Quant lo senhor penra la mieua arma, tu sebelis lo mieu cors e fay honor a la tieua mayre a tots los iors de la sieua vida: (4) que menbrar ti deu lo perilh el turment qu'ella suffrit al sieu ventre per tu. 5. E quant fenira lo temps d'ella, e tu la sebelis iosta mi. 6. O lo mieu filh, aias dieu tota hora en la tieua recordansa, e non trespassa los comandamentz del nostre dieu, ni vuelhas consentir a nenguna maniera de peccat. 7. 8. Sias misericordios aytant con poyras IV.

IV 1 omris. E a lo sieu 4 nembrar 6 trespassar

e dona de la tieua substancia, e non trastornes la tieua cara a nengun paure, e sera fach enaysi que lo nostre senher dieu non trastornara la sieua cara de tu. 9. E si as mout, dona en ahondosament; si as petit, dona d'aquel petit alegrament. 10. Adoncas aiostaras a tu bon loguier al iorn de la nessessitat. 11. Car l'almorna desliurara lo peccat e non sufre l'arma annar en tenebras. 12. L'almorna es gloriosa al regardament del sobeyran dieu a tots aquels que fan ella. 13. Veias ti, lo mieu filh, estay ti de tota fornicacion, non vuelhas auer crim si non de la tieua molher. 14. Ni vuelhas auer erguelh al tieu sen ni a las tieuas paraulas, car tota perdicion pres comensament en erguelh. 15. E si alcun fara a tu alcuna hobra, rent li viuassament son loguier. 16. Non vuelhas far ad autre aquellas causas, que non voles que hom fassa a tu. 17. E mania lo tieu pan el tieu vin am los fameians e cuebre los nus dels tieus vestiments. 18. E pausa lo tieu pan el tieu vin sobre la seboutura dels iusts, e non vuelhas maniar ni beure am los peccadors. 19. Tota hora requer concelh d'ome saui. 20. E benezis dieu en tot lo temps de la tieua vida, requer li que el ti endreyse en totas las tieuas vias, e tots los tieus concelhs permanan en dieu. 21. Auias tu, lo mieu filh, yeu fauc conoyser a tu, mi auer prestat .X. bezants d'argent ad En Gabel en Raches, en la ciutat dels [Me]diencs, con (el) ancaras fos tozet: yeu ay l'escrich apres mi, lo qual [si] demostraras, restaurara a tu. 22. E tu quer com pervengas ad el, que recipias lo sobre nompnat pes. 23. A certas, lo mieu filh, paura vida menam, mas mot ben recebrem, si nos temem dieu e nos gardarem de tot peccat e farem

V. ben". 1. Adoncas Tobiou respondet al sieu payre: „O lo mieu payre, yeu faray totas aquestas [causas], las quals tu mi comandas. 2. Mas yeu non say con yeu quera aquesta pecunia, car yeu non conoyse En Gabel ni el non conoys mi, e mesconoys i adanar". 3. 4. E Tobias dis a luy: „Enquer alcun baron fizel que anne ambe tu, sal son loguier, que recipias ella, domentre que yeu viue ancaras". 5. Andoncas Tobiou

---

7. 8 fa fach 13 tu (vg.: Attende tibi) 17 vns; v. I 15
21 dels diencs

iyssit e atrobet .1. iouencel resplandent, anant senher enaysi coma per annar. 6. Mesconoysent car angel es de dieu, e Tobiou dis a luy: „O bon iouencel, lo nostre frayre, don yest“? 7. Lo qual dis: „del linhage dels filhs de Israel“. E Tobiou dis a luy: „Doncas conoguist la via, la qual amena en Raches, en la ciutat dels [Me]diencs“? 8. Lo qual dis: „Conoyse e souenierament aniey al viage de luy e permangui am Gabel, lo vostre frayre, lo qual habita en Raches en la ciutat dels [Me]diencs, la qual [es] stablida sobre lo puey d'Ebetenic“. 9. E Tobiou dis a luy: „O senher, yeu ti prec, que tu restegas, tro que yeu aia recontadas aquestas causas al mieu payre“. 10. Las quals causas con agues recontadas al payre, sobre las quals causas lo payre si merauilhet fortment e preguet li que intres. 11. E intrant saludet lo e dis: „gauch sie am tu totas horas“! 12. Lo qual dis: „qual gauch pot esser a mi? quar sezi en tenebras e non vech lo lume del cel“. 13. E l'angel li dis: „si as fort de corage e viuassament seras sanat de dieu“. 14. E Tobias li dis: „Senher, si sabias amenar lo mieu filh a Gabel en Raches en la ciutat dels [Me]diencs? E quant retornaras, yeu restauraray a tu ton loguier“. 15. L'angel respont: „yeu amenaray lo tieu filh e reyre lo ti aduiray, si a dieu play“. 16. E Tobias dis: „O senher, yeu ti prec, qual es lo tieu nom ni de qual linhage yest“? 17. L'angel respondet: „En demandas a mi del linhage del logadier, en qual maniera lo logadier amenara lo tieu filh? 18. Mays que yeu non ti layse pensos, yeu soy Azarias, filh del grant Ananias“. 19. E Tobias li dis: „Senher, tu yest de grant linhage: yeu ti prec que tu non ti adire(c)s, car yeu vuelh saber ton linhage“. 20. L'angel respont: „yeu amenaray lo tieu filh e areyre amenaray lo sa“. 21. E Tobias dis: „Ben annes, dieu sie en vostre viage, e lo bon angel del senhor acompanhe vos“. 22. E con Tobiou agues aparelhadas totas las causas, las quals eran bezonhablas portadoyras per las vias, e fis salut a son payre e a sa mayre e si s'en anneron amduy ensemps, el canet seguit los. 23.

V 7 amena en gabel en rachel 7. 8. 14 dels diencs 8 de betenic (vg.: in monte Ecbatanis) 17 liurage

Adoncas sa mayre comencet a plorar e dis: „Tu yest lo baston de la nostra vilheza. 24. E aysella pecunia, per la qual tu tramezist luy, unquas non pogues esser. 25. Car la nostra pauretat abondaua a nos e azimauâm manentias, quant vesiam lo nostre filh". 26. En Tobias castiaua la disent: „aias pas, car lo nostre filh san e sal retornara a nos, e los tieus huelhs veyran lo encaras. 27. Car yeu creze quel bon angel del senhor lo acompanha, lo qual ahordinara ben totas las causas, las quals son fachas en auiron de luy, e enaysi retornara a nos am gauch". 28. E ella cesset en aquesta vos e

VI. assuaueguet si de plorar. 1. E lo premier vespre remangueron a la mayson de iosta lo flum de Tigris. 2. E Tobiou iyssit lauar sos pes e, ve vos, .1. grant peys iyssit per deuorar lo. 3. E Tobiou dis a l'angel: „Azarias frayre, yeu m'espauenti". 4. E l'angel li dis: „pren lo am lo bras e tira lo a tu"! E con agues ayso fach, tiret lo en la segua, el peys comenset a palpeiar iosta los pes de luy. 5. E l'angel dis a Tobiou: „desmenbra aquel peys, restaura a tu lo cor, el fel el grisier, car aquestas causas son besonhablas e profichablas a medecina". 6. E con ayso agues fach, raustit las carns del peys, e salet las autras causas que ahondessan ad els en la via, entro que venguessan a 'N Gabel en Rachés en la ciutat [dels] Mediens. 7. Tobiou dis a l'angel: „Azarias frayre, yeu ti prec, aquellas causas, las quals comandiest conseruar del peys, qual messina han"? 8. L'angel respont: „Si penras la partida del cor e la pausaras sobre la partida del carbon viu, el fum que iysca d'aqui encaussa tota maniera de demoni, e non s'apropria d'ome ni de femna d'aqui auant". 10. E Tobiou dis a l'angel: „Azarias frayre, hon vols que remangam"? 11. E l'angel respont: „aysi a baron primairam de la tieua linhada per nom Raguel, sa filha per nom Sarra. 12. E couen la a penre a tu per molher. 13. Requier la al payre d'ella, e donara la a tu per molher e tota la substancia de leys, e [es] elegida a tu e alcun autre ella non poc auer". 14. La qual causa con Tobiou ho ac auzit, fon spauentat e dis: „Azarias frayre, yeu ti prec que tu escoutes las mieuas pa-

24 nuquas 25 azimauan VI 7 comandiest gouernar 8 iyssua

raulas. Yeu auzi que aquesta ha agut .VII. barons, el demoni aussizia los li viuassament, quant eran intrats ad ella. 15. E yeu suy unial filh de mos payrons, e teme que si aquestas causas esdeuenian, que yeu cuivre(s) la vilheza d'ellos am tristicia en infern. 16. E l'angel li dis: „auias mi, yeu demostraray a tu, els quals los demonis an potestat. 17. Am tots aquels que enaysi prenon molhers, que gietan dieu de lur cor e de lur pensa, e si studian en lur luxuria enaysi con lo caual el mul, als quals non es entendement. 18. Mas quant tu penras la vergena, tu seras continent amb ella per tres dias e per tres nuechs, e non aias affar amb ella, si non oracions. 19. En premiera nuech tu seras aiustat am dieu, e sera encausat lo demoni am la partida del cor del peys. 20. En la segona nuech tu seras aiustat en l'aiustament dels sants patriarchas. 21. En la tersa nuech tu recebras la benediction criar fills alegres de vos. 22. E traspassada la tersa nuech, e tu amenaras la vergena per amor de filhs e non per causa de luxuria, que aconsegas la benediction els semens am los filhs d'Abraham". 1. E intreron a 'N Raguel, e 'N Raguel receup los am gauch. 2. E apellet Anna sa molher e dis ad ella: „aquest ioue home mot sembla mon nebot". 3. E dis ad els: „O bons iouencels, lo[s] nostre[s] frayres, d'on est"? Los quals diyseron: „de la terra de Neptalim, de la ciutat de Niniue". 4. E dis ad els: „doncas conoguest Tobias, lo mieu frayre"? Los quals diyseron: „conoguem". 5. E con mots bens recontessan de luy, l'angel dis a 'N Raguel: „Tobias, del qual tu demandas, es payre d'aquest". 6. Adoncas En Raguel esdemes si e gitet si sobre lo col de luy e baiset lo am lagremas, (7) e dis: „O lo mieu filh, la benediction sie sobre tu, car tu yest filh de bon baron e de noble e de tement dieu"! 8. Adoncas Anna, la molher de luy, e Sarra, la filha de luy meteys, comenseron a plorar. 9. Adoncs En Raguel comandet ad Anna, la sieua molher, que aucizes lo mouton gras. E con comandes repaus ad els a maniar, (10) Tobiou li dis: „Yeu non maniaray aysi huey ni beuray, si premierament non refermas la mieua requerensa, e non prometes donar

VII.

18 auias VII 2 non

a mi Sarra la tieua filha". 11. La qual causa con En Raguel agues auzit, fon espauanta(n)t, recordant qual causa fos esdeuengut al .VII., que per auentura el meteis moris. E con el amudis [e] non donet respost al requerent, (12) l'angel dis a Raguel: „non temas ella a donar ad aquest tement dieu, car alcun autre non poc auer ella". 13. Adoncas Raguel adoret lo senhor e dis: „O senher, yeu cre que tu eyxausist las mieuas oracions e receupist las mieuas lagremas. 14. E cre que tu tramesist els a mi, que la mieua filha sie aiustada en la sieua linhada segon la ley de Moyses". 15. E pres la dextra man de sa filha e la dextra de Tobiou, e liura la li e dis: „Dieu d'Abraham e dieu de Isac e dieu de Jacob sia am vos, e el meteys aioste vos e pause la sieua benediction sobre vos. 16. 17. E receupion la carta del matrimoni e mangeron benezent dieu.

Ayso es lo ters capitol.

18. En adoncas En Raguel comandet ad Anna, sa molher, que aparelhes autres liechs e mezes els de dints. 18. 19. Adoncas Anna comencet a planher e dis: „O la mieua filha, dieu del cel done a tu gauch per los enuechs que tu sufrist".

VIII. 1. E com mangesson sennat, amenet lo iouencel de dins ad ella. 2. Adoncas Tobiou si recordet de la paraula de l'angel e trays de sa scarsella la partida del cor del peys e pauset la sobre lo carbon vi(e)u. 3. E l'angel pres lo demoni e liet lo al desert sobre lo puey d'Agypte. 4. Adoncas Tobiou dis a Sarra, la sieua molher: „Sarra, leua sus e preguem dieu huey e deman e l'autre en deman. 5. Car nos em filhs de sans e non deuem esser aiustats enaysi con las autras gents, las quals non conoyson dieu". 6. E leueron si esgalment e adoreron sobrestaments, que sanetat fos donada ad els. 7. Adoncas Tobiou adoret lo senhor e dis: „O dieu de nostres

---

15 pausi

payres, dieu de Israel, lo tieu nom sie benezet, (8) car tu fezist Adam del limon de la terra, e ad Eua, doniest la li per companhiera. 9. E tu sabes, senher, que yeu receupi la mieua cozina per molher, e non per la mieua luxuria mas purament per la redayria, en la qual redayria lo tieu nom sie beneset als segles dels segles verament". 10. E Sarra dis: „O senher senher, merce aias de nos que nos enuelhiscam amduy en semps esgalment sans". 11. Mas fach fon environ del cant del gal, e Raguel apellet .II. dels sieus seruents, e dis ad els que fezessan la seboutura. 12. E dis: „per auenturas non qua esdeuenra ad el(s) enaysi con fes ad aquels .VII., los quals intreron ad ella". 13. E apellet Anna, la sieua molher, e dis ad ella: (14) „tramet .1ª. de las seruentas en la cambra, e veia si es mort, e sebeliscam lo, enants que comense lo lus a lusir". 15. Adoncs Anna trames .1ª. de las sieuas seruentas en la cambra, e trobet los sans e sals esgalment dorment. 16. E retornada anunciet bon message, e alegreron si, so es assaber En Raguel e sa molher. 17. Adoncas En Raguel adoret lo senhor e dis: „Dieu(s) dels nostres payres, dieu de Israel, lo tieu nom sie benezet, car non esdeuenc a nos enaysi com nos nos pensauam. 18. E degitiest de nos l'enemic perseguent nos, (19) e merce aguist ad aquestos. II. vnials. Mas, senher, fay ad els plenierament benezir lo tieu nom, sia sacrificat sacrifici de la tieua lauzor, e sapian totas las gents que tu yest senher dieu glorios sobre tots los regnes de la terra". 20. 21. Adoncas En Raguel comandet ad Anna la sieua molher, que aparelhes los maniars e aquellas causas, las quals son besonhablas als maniars. 22. E de certan aussiron doas vacas grassas e .IV. moutons a lurs parens e a lurs amics. 23. Adoncas Raguel pregaua son genre que remangues amb el. 24. E promes li de donar la mitat de tota la substancia, e fes li aquesta scriptura que la partida, que remania, en apres sa mort torne a Tobiou, lo filh de Tobias. 1. Adoncas Tobiou apellet aysi l'angel ad .Iª. part e dis li: „Azarias frayre, yeu ti prec que tu m'escoutes las mieuas paraulas. 2. Yeu adisme que, s'ieu donaray mi meteys a tu sers, yeu non suy digne a la tieua provesensa. 3. Empero yeu ti prec que tu prennas .IV. sers d'En Raguel e .II. camels e annes a 'N Ga(m)bel

IX.

en Raches en la ciutat dels Mediens, e rent li son scrich e recep d'el la peccunia, e prega li que venga a las nossas ambe tu. 4. 5. Car tu sabes los precs, los quals Raguel fes a mi; los precs del qual yeu non puesc mesprezar". 6. Adoncs l'angel pres .IV. sers d'En Raguel e .II. camels e annet a 'N Gabel en Rachel en la ciutat dels Mediens, e rendet li son scrich e receup d'el la peccunia, (7) e recontet li totas aysellas causas, las quals eran esdeuengudas en la via a Tobiou, filh de Tobias, e amenet lo am si a las nossas. 8. E troberon Tobiou repausant: e leuant contracorrec ad el.

Ayso es lo quart capitol.

En Gabel gitet si sobre lo col de luy e bayzet lo am lagremas, (9) e dis: „O lo mieu filh, benediction sie sobre tu, car tu yest filh de bon baron e de noble e de tement dieu e de fazent almornas. 10. E benediction sie sobre la tieua molher e sobre los tieus filhs. 11. E veias los filhs dels tieus filhs entro a la tersa e en la quarta generatio, e lo tieu nom sie benezet"! 12. E tuch diyseron amen, e receupion lo maniar am la benediction del senhor. X. 1. E con Tobiou fezes aqui tarda per las causas de las nossas, En Tobias dis ad Anna, la sieua molher: „que pensas, car lo nostre filh non ven? 2. Pensas que Gabel sia mort e non es qui done ad el la peccunia, ho que alcuna autra causa sie esdeuenguda ad el en la via"? 3. 4. Adoncas Anna comencet a plorar e dis: „mal a mi, lo mieu filh! mal a mi, baston de nostra vilheza, lume dels nostres huelhs, solas de la nostra vida, speransa de la nostra derayria, per que tramezem tu solet? E car nos auiam totas causas auent tu, e per ayso non degram tu trametre de nos"! 6. Sen Tobias castiaua la disent: „aias pas, car lo nostre filh sals e sans retornara a nos, car assas es fizel aycel baron, lo qual lo acompanbet". 7. Adoncas Anna annaua per

---

IX 3 am gambel e am rachel (le ms. porte partout rachel) 6 am gabel X 1 penses 2 doni 3. 4. auian

cascun iorn en las vias, en lasquals auia speransa de retornar. 8. Adoncas En Raguel pregaua son genre que permangues amb el doas semanas, e dizia: „Yeu trametray al tieu payre e a la tieua mayre message de saluts. 9. E Tobiou dis: „yeu say que lo mieu payre e la mieua mayre contan los iors, e si yeu mi trigaua plus .I. iorn, l'arma d'ellos seria contristada". 10. E con En Raguel lo pregues en motas paraulas, e Tobiou non lo volc auzir per alcuna rason, departit ad el tota la sieua substancia en seruents e en seruentas e en buous e en vaquas e en fedas e en camels e en mota peccunia, e layset los annar sans e sals. 12. E los payrons prezeron lur filha e bayseron la e layseron la (13) amonestada, que honres lo suegre e la suegra, e ames lo marit, e regis la maynada, e gouernes la mayson e aparelhes si meteysa non reprehendabla.

XI. 1. E aneron s'en sals e sans, e al dezen iorn vengron en Cara, lo qual es en miech del viage de Niniue. 2. E l'angel dis a Tobiou: „si ti plas, anem enant, car tu sabes, en qual maniera laysem lo tieu payre e la tieua mayre. 3. E la tieua molher e los messages am las bestias segon lo nostre viage am plan annament". 4. E com plagues a Tobiou, anneron amduy en semps. E l'angel dis a Tobiou: „pren lo fel del peys, lo qual es am tu, car besonha sera, com tu intraras dins la tieua mayson".

Ayso es lo .v. capitol.

7. „Aqui meteys adora lo senhor dieu, e apropia(s) lo tieu payre (ses) e bayza lo, (8) e fazent gracias a dieu, pren lo fel del peys e pausa lo sobre los huelhs de luy, e los huelhs d'el seran huberts e alegrara si mot al tieu vesiment". 5. E Anna, la mayre de luy, anaua per cascun dia als iysiments de las vias sobre los auts puechs, que pogues vezer de luenh. 6. E regardant vit venir lo sieu filh Tobiou e correc [e] anunciet al sieu marit: „ve ti, lo tieu filh ven". 9. Mays lo canet, lo qual anaua amb els al viage, auant correc enaysi coma message, e alegraua si al batement de la sieua coha.

10. E leuant lo payre sec comencet a corre, offendet si am los pes, donet sas mans ad .I. iouencel e apropriet si al sieu filh. 12. E bayzet lo e Anna, la molher de luy. E con Tobiou fos intrat de dins la sieua mayson, aqui meteys adorèt lo sieu senhor dieu. 13. E apropiet si al sieu payre, e fazent gracias a dieu pres lo fel del peys e pauset sobre los huelhs de son payre. 14. E sostenent coma d'una hora, comenseron ad ysir dels huelhs de luy enaysi com pargamin de seda. 15. E prenent gitet ho dels huelhs de luy, e los sieu huelhs foron huberts. 16. E alegret si mot al sieu veziment. Adoncas Tobias lo vielh adoret lo senhor, (17) e dis: „O dieu dels nostres payres, dieu de Israel, lo tieu nom sia benezet, car tu mi castiest e mi saniest, e vesti que yeu veuc aras lo mieu filh Tobias". E alegret si mot e tota sa mayson. 18. E al seten iorn Sarra, la molher de Tobiou, venc am los seruents e am las seruentas e am los buous e am las vaquas e am las fedas e am los camels e am totas las bestias sanas e am mot autra peccunia, la qual auian receupuda d'En Gabel. 19. Adoncas Tobiou comencet a recontar a sos payrons tots los bens fachs de dieu, los quals dieu auia fachs a luy per aysel home, lo qual era anat amb el a viage. XII. 1. Adoncas Tobias lo vielh apellet son filh ad vna part e dis li: „O lo mieu filh, qual causa pogrem far ad aquest home, lo qual annet am tu"? 2. E el dis: „O lo mieu payre, qual causa poyrem far a luy? 3. Car el mi menet la e mi reyre menet sa, car el meteys m'escapet del devorament del peys e el meteys fes penre a mi la molher, e el meteys refrenet lo demoni de lieis, e el meteys donet gauch als parents d'ellos e el meteys fa aras a tu vezer lo lume del cel. O lo mieu payre, quals causas seran dignas a totas aquestas causas? 4. Empero yeu prec que tu pregues a luy, que el prenna la mitat de tota la substancia".

Ayso es lo .VI. capitol.

5. Adoncas lo payre el filh apelleron l'angel ad vna part,

e preguerou li que preza la mitat de tota la substancia. 6. E l'angel dis ad els: „benezes al senhor e fes li gracias, (7) car bona causa es rescondre lo sagrament de dieu; bona causa es lauzar e magnificar dieu. 8. Bona causa es oracion am deiuni, mas almorna val mays que thesaur rescost. 9. Car almorna desliura de peccat e de mort e fa trobar misericordia e vida durabla. 10. Mas aquels que fan los peccats e las fellonias son enemix de las lurs armas. 12. Car con tu adorauas dieu am lagremas, e sebelias los morts, e escondias els per dias de dins la tieua mayson, e a la mieia nuech tu sebelias els, yeu portiey las tieuas oracions dauant dieu. 15. Yeu suy l'angel Raffel, .I. dels .VII., los quals stan dauant dieu. 14. Lo senhor tramet mi a tu, que yeu ti desliures e ti sanes e que disliures Sarra, la molher del tieu filh, del las del demoni. 13. E per ayso, car tu eras agradable a dieu, besonha fon, que temptacion t'esproues. 11. Ve uos, que yeu recomtiey a vos tota la veritat, e anuncie a vos la secreta paraula. 18. Car con yeu fos am vos per la volontat de dieu, (19) e fos vist am vos maniar e beure, yeu vezia e vsaua del maniar e del beure non vesible, lo qual non pot esser vist dels homes. 20. E aras es temps qu'ieu me retorne a luy, lo qual mi trames. Benezes al senhor e fes gracias a el". 16. E els ausent cazegron per .III. ves en lurs caras e benesian dieu e totas las merauilhas d'el. 17. E l'angel dis ad els: „non vulhas temer, benezes al senhor e a totas sas merauilhas". 21. E con ayso agues dich, departit si d'ellos. 22. E benesian dieu e totas sas merauilhas. 1. Adoncas Tobias lo vielh adoret lo senhor e dis: „O dieu dels nostres payres, dieu de Israel, lo tieu nom sie benezet, (2) car tu fieres e sanas e amenas als enferns, e a reyre amenas, e nengun non es que a la tieua man puesca scapar. 3. E tuch los filhs de Israel, benezes al senhor, lausas lo e totas sas merauilhas. 4. E per ayso car dieu nos amenet d'entre las gents peccayris, que non fossem conogut, que autre dieu non es si non el, (5) per ayso car dieu nos amenet de las nostras iniquitats; e fara nos

XIII.

XII 5 prezas

sals per la sieua misericordia verament e per la sieua bontat".

Scricha es la vida de Tobias; tota hora benezes lo nom de la sancta trinitat verament! —

Julius Wollenberg.

Shakspeare Illustrated

by The Lex Scripta.

(Continued.)

Be it enacted by the king our sovereign lord, with the assent of the lords spiritual and temporal, and the commons in this present parliament assembled, and by the authority of the same, That no manner person shall be from henceforth cited or summoned or otherwise called to appear by himself, or herself, or by any procurator, before any ordinary, archdeacon, deacon, commissary, official, or any other judge spiritual out of the diocese, or peculiar jurisdiction where the person which shall be cited, summoned, or otherwise (as is aforesaid) called, shall be inhabiting and dwelling at the time of awarding, or going forth of the same citation or summons; except that it shall be for, in, or upon any of the cases or causes hereafter written; that is to say, for any spiritual offence, or cause committed, or done or omitted, foreslewed,

Warwick.

Away, away! Once more, sweet lords, farewell.

George.

Yet let us all together to our troops,
And give them leave to fly that will not stay;
And call them pillars that will stand to us;
And, if we thrive, promise them such rewards
As victors wear at the Olympian games:
[This may plant courage in their quailing breasts;
For yet is hope of life and victory. —
Fore-slow no longer, make we hence amain.] [Exeunt.

3. Henry VI. Act 2 Scene 3.

or neglected to be done, contrary to right or duty, by the bishop, archdeacon, commissary, official, or other persons having spiritual jurisdiction, or being a spiritual judge, or by any other person or persons within the diocese, or other jurisdiction, whereunto he or she shall be cited, or otherwise lawfully called to appear and answer. (33. Henry VIII. cap. IX.)

In this statute I think the now obsolete verb foreslow evidently signifies „to delay“ or „neglect“ and in this passage from Shakspeare to „loiter“ or „delay.“

Jaquenetta.
God give you good morrow, master person.

Holofernes.
Master person, — quasi pers-on. And if one should be pierced, which is the one?

Costard.
Marry, master schoolmaster, he that is likest to a hogshead.

Holofernes.
Of piercing a hogshead! a good lustre of conceit in a turf of earth; fire enough for a flint, pearl enough for a swine: 'tis pretty, it is well.

Jaquenetta.
Good master parson, be so good as read me this letter; it was given me by Costard, and sent me from Don Armatho: I beseech you, read it.

Love's Labour Act 4 Scene 2.

Parson, persona, in the legal signification is taken for the rector of a church parochial, and is called persona ecclesiae, because he assumeth and taketh upon him the parson of the church, and is said to be seised in jure ecclesiae, and the law had an excellent end therein, viz. that in his person the church might sue for and defend her right; and also be sued by any that had an elder and better right; and when the church is full, it is said to be plena et consulta of such a one parson thereof, that is, full and provided of a parson, that may vicem seu personam ejus gerere. (Co. Litt. 300 b.) Or he is called parson as he is bound by virtue of his office, in propria persona servire deum. (Fleta, lib. 9. cap. 18.)

Selden says „1. Though we write parson differently, yet 'tis but person; that is, the individual person set apart for the service of such a church, and 'tis in Latin persona and personatus is a parsonage. Indeed with the canon lawyers, personatus is dignity or preferment in the church. 2. There never was a merry world since the fairies left dancing and the parson left conjuring. The opinion of the latter kept thieves in awe, and did as much good in a country as a justice of peace (Selden's Table Talk). In the XXIV chapter of 13. Edward I. (Westminster the Second) are these words,

„Eodem modo sicut persona alicujus ecclesiae recuperare potest communiam pasture per breve novae disseisinae, eodem modo de caetero recuperet successor super disseisitorem, vel ejus haeredem per breve, quod permittat, licet hujusmodi breve prius in cancellaria non fuerit concessum."
which in Coke's second Institute have been translated thus, — In like manner as a parson of a church may recover common of pasture by writ of novel disseisin, likewise from henceforth his successor shall a quod permittat against the disseisor or his heir, though a like writ were never granted out of the Chancery before. (2. Inst. 404.)

King.

Go, call before me all the lords in court. —
[Exit an Attendant.
Sit, my preserver, by thy patient's side;
And with this healthful hand, whose banish'd sense
Thou hast repeal'd, a second time receive
The confirmation of my promised gift,
Which but attends thy naming.

Enter several Lords.

Fair maid, send forth thine eye: this youthful parcel
Of noble bachelors stand at my bestowing,
O'er whom both sovereign power and father's voice
I have to use: thy frank election make:
Thou hast power to choose, and they none to forsake.

Et pur ceo que elections doient estre frankes, cy defend le roy sur la greeve forfeiture, que nul haute home, ne auter, per poyar des armes, ne per malice ou menaces, ne disturbe

de faire franke election. 3. Edward I. (Westminster the First) cap. V.

This chapter is thus translated,

„And because elections ought to be free, the king commandeth upon great forfeiture, that no man by force of arms, nor by malice, or menacing, shall disturb any to make free election. (2. Inst. 168.)

The reader will perceive that the king says to Helena „thy frank election make,“ and according to this Chapter of Westminster the First, — „elections doient estre frankes;“ also „nul haute home, etc. ne disturbe de faire franke election,“ — and the king uses the verb „make“ which is the English of „faire.“

Enter Three Lords.

1. Lord.
See, not a man in private conference,
Or council, has respect with him but he.

2. Lord.
It shall no longer grieve without reproof.

3. Lord.
And cursed be he that will not second it.

1. Lord.
Follow me then: Lord Helicane, a word.

Helicane.
With me? and welcome: Happy day, my lords.

1. Lord.
Know, that our griefs are risen to the top,
And now at length they overflow their banks.

Helicane.
Your griefs, for what? wrong not the prince you love.

1. Lord.
Wrong not yourself then, noble Helicane;
But if the prince do live, let us salute him,
Or know what ground's made happy by his breath.
If in the world he live, we 'll seek him out;
If in his grave he rest, we 'll find him there;
And be resolved, he lives to govern us,
Or dead, gives cause to mourn his funeral,
And leaves us to our free election.

2. Lord.

Whose death 's, indeed, the strongest in our censure:
And knowing this kingdom, if without a head,
(Like goodly buildings left without a roof,)
Will soon to ruin fall, your noble self,
That best know'st how to rule, and how to reign,
We thus submit unto, — our sovereign.

All.

Live, noble Helicane!

Helicane.

Try honour's cause; forbear your suffrages:
If that you love prince Pericles, forbear.

Pericles Act 2 Scene 4.

„There were" says Coke „two mischiefs before the making of this statute. 1. For that elections were not duly made. 2. That elections were not freely made; and both these against the ancient maxim of the law, Fiunt electiones rite et libere sine interruptione aliqua; and again, Electio libera est; for before this act in the irregular reign of Henry III. the electors had neither their free, nor their due elections, for sometimes by force sometimes by menaces, and sometimes by malice the electors were framed, and wrought to make election of men unworthy, or not elegible, so as their election was neither due, nor free: this act rehearseth the old rule of the common law (for that elections ought to be free) wherein both the said points are included: I. It must be a due election, and II. It must be a free election. (2. Inst. 169.)

Most humbly complaining, shew unto your Highness your daily orators, the bowyers, fletchers, stringers and arrowhead-makers of this your realm, that where for the advancement and maintenance of archery, the better to be maintained and had within the same, and for the avoiding of divers and many unlawful games and plays, occupied and practised within this realm, to the great hurt and lett of shooting and archery, divers good and lawful statutes have been devised, enacted and made, amongst which one was made in a parliament holden at Westminster in the third year of your most gracious reign, and the same act made perpetual in the parliament there holden in the sixth year of your said reign, the which good and laudable act

nothwithstanding, divers and many subtil inventative and crafty persons, intending to defraud the same estatute, sithens the making thereof, have found, and daily, find many and sundry new and crafty games and plays, as logetting in the fields,

Hamlet.

Why, e'en so: and now my lady Worm's; chapless, and knocked about the mazzard with a sexton's spade. Here 's fine revolution, an we had the trick to see 't. Did these bones cost no more the breeding, but to play at loggats with them? mine ache to think on 't.

Act 5 Scene 1.

slide-thrift, otherwise called shove-groat,

Falstaff.

Quoit him down, Bardolph, like a shove-groat shilling: nay, if he do nothing but speak nothing, he shall be nothing here.

2. Henry IV. Act 2 Scene 4.

Salisbury.

It is apparent foul play; and 'tis shame,
That greatness should so grossly offer it:
So thrive it in your game! and so farewell.

King John-Act 4 Scene 2.

as well within the city of London, as elsewhere, in many other and divers parts of this realm, keeping houses, plays and alleys for the maintenance thereof; by reason whereof archery is sore decayed,

Hamlet.

How long will a man lie i' the earth ere he rot?

1. Clown.

'Faith, if he be not rotten before he die, (as we have many pocky corses now-a-days, that will scarce hold the laying in), he will last you some eight year, or nine year: a tanner will last you nine year.

Hamlet.

Why he more than another?

1. Clown.

Why, sir, his hide is so tanned with his trade, that he will keep out water a great while: and your water is a sore decayer of your whoreson dead body. Here 's a skull now hath lain you i' the earth three-and-twenty years.

Act 5 Scene 1.

and daily is like to be more and more minished, and divers bowyers and fletchers, for lack of work, gone and inhabit them-

selves in Scotland, and other places out of this realm, there working and teaching their science, to the puissance of the same, to the great comfort of the estrangers, and detriment of this realm."

The statute speaks of „sundry new and crafty games and plays, as logetting in the fields, slide-thrift, otherwise called shove-groat:" — and the reader will perceive that Salisbury speaks of foul play and connects the verb thrive with the noun game.

„And where also your Grace's subjects, bowyers, fletchers and other artificers aforenamed, from time to time resort, repair and come out of all places of this your realm unto the city of London for lack of living, and do inhabit nigh the same city, or in the suburbs of the same city, and in the streets and lanes of the same city, being no freemen of the same city, nor bearing neither scot, lot,

Falstaff.

(Rising slowly.) Embowell'd! If thou embowel me to-day, I 'll give you leave to powder me, and eat me too, to-morrow. 'Sblood, 'twas time to counterfeit, or that hot termagant Scot had paid me scot and lot too.

1. Henry IV. Act 5 Scene 4.

nor other charges within your said city, as other citizens and freemen of the same city do, and are bound to do, and by their oaths are sworn to do, and which citizens and freemen of your said city, of the mysteries and crafts before rehearsed, which have been brought up as apprentices from their youth, dwelling within the freedom of your said city of London, are always in readiness to furnish Your Grace's affairs, when they shall be commanded;

Hortensio.

Tarry, Petruchio, I must go with thee:
For in Baptista's keep my treasure is:
He hath the jewel of my life in hold,
His youngest daughter, beautiful Blanca;
And her withholds from me, and other more
Suitors to her, and rivals in my love:
Supposing it a thing impossible,
(For these defects I have before rehearsed,)

That ever Katharina will be woo'd,
Therefore this order hath Baptista ta'en,
That none shall have access unto Bianca,
Till Katharine the curst have got a husband.
Taming of The Shrew Act 1 Scene 2.

by reason of which resort and abode of such foreigners and strangers of the mysteries and crafts before rehearsed, in the suburbs, streets and lanes of the same city, other cities, towns, villages and places within this realm remain and be unfurnished of artificers and craftsmen before rehearsed,

King Henry.
For you shall read, that my great grandfather,
Never went with his forces into France,
But that the Scot on his unfurnish'd kingdom
Came powring, like the tide into a breach
With ample and brim fulness of his force.
Henry V. Act 1 Scene 2.

the great decay of the archery of this realm;

Enter an Officer.

Officer.
Edmund is dead, my lord.

Alb.
That 's but a trifle here.
You lords, and noble friends, know our intent.
What comfort to this great decay may come,
Shall be applied: For us, we will resign,
During the life of this old majesty,
To him our absolute power: —
Lear Act 5 Scene 3.

and for as much as it appeareth by the preamble of the said statute enacted the said third year, which was established and made perpetual in the foresaid sixth year of your most gracious reign, that your Highness calling to your most noble and gracious remembrance,

Laf.
I like him well; 'tis not amiss: and I was about to tell you, since I heard of the good lady's death, and that my lord your son was upon his return home, I moved the king, my master, to speak in the behalf of my daughter; which, in the minority of them both, his ma-

jesty, out of a self-gracious remembrance, did first propose: his highness hath promised me to do it; and, to stop up the displeasure he hath conceived against your son, there is no fitter matter.

All's Well That Ends Well Act 4 Scene 5.

that by the feat and exercise of the subjects of this your realm in shooting in long bows, there hath continually grown and been within the same great number and multitude of good archers, which hath not only defended this realm, and the subjects thereof, against the cruel malice and danger of the outward enemies in time heretofore past, but also with little number and puissance in regard have done many notable acts and discomfitures of war against the infidels,

Enter a Messenger.

Messenger.

My honourable lords, health to you all!
Sad tidings bring I to you out of France,
Of loss, of slaughter, and discomfiture:
Guienne, Champaigne, Rheims, Orleans,
Paris, Guysors, Poictiers, are all quite lost.

1. Henry VI. Act Scene 1.

and other, and furthermore subdued and reduced divers and many regions and countries to their due obeisance, to the great honour, fame and surety of this realm and subjects,

Bast.

The Dauphin is preparing hitherward:
Where, Heaven he knows, how we shall answer him.
For, in a night, the best part of my power,
As I upon advantage did remove,
Where in the washes, all unwarily,
Devoured by the unexpected flood.

(The King dies.)

Sal.

You breathe these dead news in as dead an ear.
My liege! my lord! — But now a king, — now this.

P. Hen.

Even so must I run on, and even so stop.
What surety of the world, what hope, what stay,
When this was now a king, and now is clay!

King John Act 5 Scene 7.

and to the terrible dread and fear of all strange nations, any

thing to attempt or do to hurt or damage of them, or any of them; and yet nevertheless archery, and shooting in longbows was little used, but daily did minish, decay and abate more and more, for that much part of the commonalty and poor people of this realm, whereby of old time the great number and substance of archers hath grown and multiplied

King Richard.
By the apostle Paul, shadows to-night
Have struck more terror to the soul of Richard,
Than can the substance of ten thousand soldiers,
Armeed in proof, and led by shallow Richmond.
Richard III. Act 5 Scene 3.

were not of power and ability to buy them long-bows of yew, to exercise shooting in the same, and sustain the continual charge thereof, and also by means and occasions of customable usage of tennis play, bowls, cloysh and other unlawful games, prohibited by many good and beneficial statutes by authority of parliament in that behalf provided and made, great impoverishment hath ensued, and many heinous murders, robberies and felonies were committed and done,

What was I about to say? By the mass, I was about to say something. Where did I leave?

Rey.
At, closes in the consequence.

Pol.
At, closes in the consequence. — Ay, marry;
He closes with you thus: — I know the gentleman;
I saw him yesterday, or t' other day,
Or then, or then; with such, or such; and, as you say.
There was he gaming; there o'ertook in his rouse;
There falling out at tennis; or perchance,
I saw him enter such a house of tale,
(Vide licet, a brothel,) or so forth. —
Hamlet Act 2 Scene 1.

and also the devine service of God by such misdoers on holy and festival days, not heard or solemnised, to the high displeasure of Almighty God, as by the foresaid preamble more plainly may appear. It may therefore be enacted by your Highness, the lords spiritual and temporal, and the commons

to this present parliament assembled, and by the authority of the same, That every man being the king's subjects, not lame, decripit nor maimed, nor having any other lawful or reasonable cause or impediment, being within the age of sixty years (except spiritual men justices of one bench and of the other, justices of assise, and barons of the exchequer) shall from the feast of Pentecost next coming, use and exercise shooting in longbows, and also have a bow and arrows ready continually in his house, to use himself, and do use himself in shooting, and also the fathers, governors and rulers of such as be of tender age, do teach and bring them up in the knowledge of the same shooting; and that every man having a man-child or men-children in his house,

Macbeth.

Bring forth men-children only!
For thy undaunted metal should compose
Nothing but males.

Act 1 Scene 7.

shall provide ordain and have in his house for every man-child being of the age of seven years and above,

Volumnia.

To a cruel war I sent him; from whence he returned, his brows bound with oak. I tell thee, daughter, — I sprang not more in joy at first hearing he was a man-child, than now in first seeing he had proved himself a man.

Coriolanus Act 1 Scene 3.

till he shall come to the age of seventeen years, a bow and two shafts to induce and learn them,

Desdemona.

My noble father,
I do perceive here a divided duty:
To you, I am bound for life, and education;
My life, and education, both do learn me
How to respect you; you are the lord of duty,
I am hitherto your daughter.

Othello Act 1 Scene 3.

Queen.

I do wonder, doctor,
Thou ask'st me such a question: Have I not been
Thy pupil long? Has thou not learn'd me how

To make perfumes? distil? perserve? yea, so,
That our great king himself doth woo me oft
For my confections?

Cymbeline Act 1, Scene 6.

1. Out.

Come, come;
Be patient, we must bring you to our captain.

Sil.

A thousand more mischances than this one
Have learn'd me how to brook his patiently.

Two Gentlemen of Verona Act 5 Scene 3.

and bring them up in shooting, and shall deliver all the same bow and arrows to the same young men to use and occupy;

Mer.

Thou desirest me to stop in my tale against the hair.

Ben.

Thou wouldst else have made thy tale large.

Mer.

O, thou art deceived, I would have made it short: for I was come to the whole depth of my tale: and meant, indeed, to occupy the argument no longer.

Romeo and Juliet Act 2 Scene 4.

and if the same young men be servants, that then their masters shall abate the money that they shall pay for the same bows and arrows out of their wages; and after all such young men shall come to the age of seventeen years, every of them shall provide and have a bow and four arrows continually for himself, at his proper costs and charges,

Win.

Item, — It is farther agreed between them, that the duchies of Anjou and Maine shall be released and delivered over to the king her father; and she sent over the king of England's own proper cost and charges, without having dowry.

2. Henry VI. Act 1 Scene 1.

Glo.

A proper jest, and never heard before,
That Suffolk should demand a whole fifteenth,
For costs and charges in transporting her!

2. Henry VI. Act 1 Scene 1.

or else of the gift or provision of his friends, and use and

occupy the same in shooting is before rehearsed; and if the master suffer any of his servants taking wages, being in household, and under the age of seventeen years; or the father suffer any of his sons being in his household, and under the age of seventeen years, to lack a bow and two arrows, contrary to the form of this estatute, by the space of one month together; then the master or father in whom such negligences shall be, shall for every such default forfeit VI. s. VIII. d. and that every servant, passing the age of seventeen years, and under the age of sixty years, and taking wages, which can or is able to short, and shall lack a bow and four arrows by the space of one month together, for every such default shall forfeit and lose VI. s. VIII. d.

IV. Be it further enacted by the authority aforesaid, That no man under the age of twenty four years shall shoot at any standing prick, except it be at a rover, whereat he shall change at every shoot his mark, upon pain for every shoot doing the contrary IV. d. and that no person above the said age of twenty four years shall shoot at any mark of eleven score yards, or under, with any prick-shaft or flight,

Leonato.
What is he that you ask for, niece?

Hero.
My cousin means signior Benedick of Padua.

Messenger.
O, he is returned; and as pleasant as ever he was.

Beatrice.
He set up his bills here in Messina, and challenged Cupid at the flight: and my uncle's fool, reading the challenge, subscribed for Cupid, and challenged him at the bird-bolt.

Much Ado About Nothing Act 1 Scene 1.

under the pain to forfeit for every shoot, six shillings eight pence,

1. Keeper.
Under this thick-grown brake we 'll shroud ourselves;
For through this laund anon the deer will come;
And in this covert will we make our stand,
Culling the principal of all the deer.

2. Keeper.
I 'll stay above the hill, so both may shoot.

1. Keeper.
That cannot be, the noise of thy cross-bow
Will scare the herd, and so my shoot is lost.
3. Henry VI. Act 3 Scene 1.

Princess.
Then, forester, my friend, where is the bush,
That we must stand and play the murderer in?

Forester.
Here by, upon the edge of yonder coppice;
A stand, where you may make the fairest shoot.

Princess.
I thank my beauty, I am fair, that shoot,
And thereupon thou speak'st, the fairest shoot.
Love's Labour's Lost Act 4 Scene 1.

Shallow.
Death is certain. — Is old Double of your town living yet?

Silence.
Dead, sir.

Shallow.
Dead! — See, see! — he drew a good bow! And dead! — he shot a fine shoot: — John of Gaunt loved him well, and betted much money on his head. Dead! — he would have clapped i' the clout at twelve score; and carried you a forehand shaft a fourteen and fourteen and a half, that it would have done a man's heart good to see. — How a score of ewes now?
2. Henry IV. Act 2 Scene 2.

and that no person under the age of seventeen years, except he or his father or mother have lands or tenements to the yearly value of ten pounds, or be worth in moveables the sum of forty marks sterling, shall shoot in any bow of yew which shall be bought for him, after the feast of the Purification of our Lady next coming, under the pain to lose and forfeit VI. s. VIII. d.

York.
Come, bloody Clifford, — rough Northumberland, —
I dare your quenchless fury to more rage;
I am your butt, and I abide your shot.
3. Henry VI. Act 1 Scene 4.

and also that butts be made on this side the feast of St. Mi-

chael the Archangel next coming, in every city, town and place, according to the law of ancient time used.

Canterbury.
True: therefore doth Heaven divide
The state of man in divers functions,
Setting endeavour in continual motion;
To which is fix'd, as an aim or butt,
Obedience.

Henry V. Act 1 Scene 2.

And that the inhabitants and dwellers in every of them be compelled to make and continue such butts, upon pain to forfeit for every three months so lacking, XX. s. and that the said inhabitants shall exercise themselves with long-bows in shooting at the same, and elsewhere, in holy days and other times convenient (33. Henry VIII. cap. IX.)

Scot and Lot, Schot and Loth. All taxes in general are usually understood by Scot and Lot. Scot Anglo Saxon „Sceat," money, tax, contribution; Contributiones publicae scotta appellarunt veteres. Lot, Anglo Saxon „hlot," sors, symbolum, pars tributi sive solutionis alicujus, quam inter alios quis tenetur praestare. (Spelman).

And also that no stranger, of what country soever he were, should host, or take to sojourn with him,

1. Merchant.
There is your money that I had to keep.

Antipholus of S.
Go bear it to the Centaur, where we host,
And stay there, Dromio, till I come to thee.

Comedy of Errors Act 1 Scene 2.

Widow.
The troop is past: Come, pilgrim, I will bring you
Where you shall host: of enjoin'd penitents
There 's four or five, to great Saint Jaques bound,
Already at my house.

All 's Well Act 3 Scene 5.

within this realm of England, any merchant stranger, not being of the same nation that he should be of, upon pain to forfeit and lose it every time that he so doth, XI. II. And that no

merchant stranger be at host nor sojourn with any other merchant stranger

Antipholus of E.
Dromio, what stuff of mine hast thou embark'd?

Dromio of S.
Your goods, that lay at host, sir, in the Centaur.

not being of his nation or country, within the said realm, upon pain of XI. II. (1. Henry VII. cap. X.)

For as much as by the slight and subtile making of cloths and colours within divers parts of this realm, now a late practised and used, not only great infamies and slanders have grown to the same realm,

Chief Justice.
Well, the truth is, Sir John, you live in great infamy.

Falstaff.
He, that buckles him in my belt, cannot live in less.
2. Henry IV. Act 1 Scene 2.

but also the king's majesty's faithful and true subjects have sustained great loss in the use and wearing of the same cloths so slightly and subitily made. (3. and 4. Edward VI. cap. 2.)

„Item ordeine est et establi et le Roi nostre seignour defend estroitement qe nul conselier officier ou servant nautre ovesqe lui nascun autre persone du roialme d'Engleterre de quel estate ou condition qils soient nenpriegnent desore ou susteignent ascun querell par maytenance en pais ou aillours sur grevouse peyne cest assavoir les ditz conseillers et grantz officers du Roi sur peyne qe serra ordeigne par le Roi mesmes del avys des seignours de roialme et les autres meyndres officers et servantz le Roi sibien en lescheger et en toutes ses autres courtes et places come de sa propre meignee,

Kent.
My lord, when at their home
I did commend your highness' letters to them,
Ere I was risen from the place that shew'd
My duty kneeling, came there a reeking post,
Stew'd in his haste, half breathless, panting forth
From Goneril his mistress, salutations;
Deliver'd letters, spite of intermission,
Which presently they read: on whose contents,

They summon'd up their meiny, straight took horse;
Commanded me to follow, and attend
The leisure of their answer; gave me cold looks:
And meeting here the other messenger,
Whose welcome, I perceived, had poison'd mine,
(Being the very fellow that of late
Display'd so saucily against your highness,)
Having more man than wit about me, drew;
He raised the house with loud and coward cries:
Your son and daughter found this trespass worth
The shame which here it suffers.

Lear Act 2 Scene 4.

sur peine de perdre lour offices et destre emprisonez et dilloc-qes estre reintz a la volunte le Roi chescun de eux solonc ses degre estat et desert et toutz autres persones parmy le roialme sur la dite peyne denprisonment et destre reintz come les autres desus ditz.“ 1. Richard II. cap. IV. The translation of this statute is in these words, —

„Item it is ordained and stablished, and the king our lord straitly commandeth, That none of his councellors, officers, or servants, nor any other person within the realm of England, of whatsoever estate or condition they be, shall from henceforth take nor sustain any quarrel by maintenance in the country, nor elsewhere, upon a grevious pain; that is to say, the said councellers and the king's great officers upon a pain which shall be ordained by the king himself, by the advice of the lords of this realm; and other less officers and servants of the king, as well in the exchequer and all his other courts and places, as of his own meiny, upon pain to lose their offices and services and to be imprisoned, and then to be ransomed at the king's will, every of them according to their degree, estate, and desert; and all other persons through the realm upon pain of imprisonment, and to be ransomed as the other aforesaid.“

Meiny, menagium, French, mesnie, as the king's meiny, that is the king's family or household servants. (Cowell Interpr.) This word is also used in 27. Edward III. cap. VIII. — „Item, we have ordained and established, That the mayors and constables of the staple shall have jurisdiction and cognisance within the towns where the staples shall be, of

people, and of all manner of things touching the staples. And that all merchants coming to the staple, their servants and meiny in the staple shall be ruled by the law-merchant, of all things touching the staple, and not by the common law of the land, nor by usage of cities, boroughs, or other towns etc."

Item, si home relessa a un auter touts manners de quarrels ou touts controversies ou debates enter eux, etc. quaere, a quel matter et a quel effect tiels parols soy extendont etc. (Litt. sec. 511).

King Henry.

By my troth, I will speak my conscience of the king; I think he would not wish himself any where but where he is.

Bates.

Then 'would he were here alone; so should he be sure to be ransomed, and a many poor men's lives saved.

King Henry.

I dare say, you love him not so ill, to wish him here alone; howsoever you speak this, to feel other men's minds: Methinks, I could not die any where so contented, as in the king's company; his cause being just, and his quarrel honourable.

Henry V.

Salisbury.

It seems, you know not then so much as we:
The cardinal Pandulph is within at rest,
Who half an hour since came from the Dauphin,
And brings from him such offers of our peace
As we with honour and respect may take,
With purpose presently to leave this war.

Bastard.

He will the rather do it, when he sees
Ourselves well sinewed to our defence.

Salisbury.

Nay, it is in a manner done already;
For many carriages he hath despatch'd
To the sea-side, and put his cause and quarrel
To the disposing of the cardinal:
With whom yourself, myself, and other lords,
If you think meet, this afternoon will post
To consummate this business happily.

King John Act 5 Scene 7.

„This word Querela“ says Coke „is derived a querendo, unde etiam Querens who is the plaintiff, and Quarrels, Controversies and Debates, are Synonima and of one and the same signification.“ (Edward Altham's Case 8 Rep. 153) and in another part of the same Report Coke says „As to this word (Querelas) it is to be known, that Quarrels extend not only to actions as well Real as Personal, as it is held in 9. E. 4. 44. a. but also to causes of action and suits, as it is held in 39. H. 6. 9. b. So that by Release of all Quarrels, not only actions depending in suit, but causes of action and suit also are released.“ (Co. Litt. 292 a.)

Malcolm.

What I am truly,
Is thine, and my poor country's, to command:
Whither, indeed, before thy here-approach,
Old Siward, with ten thousand warlike men,
All ready at a point, was setting forth;
Now we 'll together; and the chance, of goodness,
Be like our warranted quarrel! Why are you silent?

Macbeth Act 4 Scene 3.

Malcolm.

With this, there grows,
In my most ill-composed affection, such
A stanchless avarice, that, were I a king,
I should cut off the nobles for their lands;
Desire his jewels, and this other's house:
And my more-having would be as a sauce
To make me hunger more; that I should forge
Quarrels unjust against the good, and loyal,
Destroying them for wealth.

Macbeth Act 4 Scene 3.

Aufidius.

Worthy Marcius,
Had we no quarrel else to Rome, but that
Thou art thence banish'd, we would muster all
From twelve to seventy; and, pouring war
Into the bowels of ungrateful Rome,
Like a bold flood o'erbeat. O, come, go in,
And take our friendly senators by the hands;
Who now are here, taking their leaves of me,

Who am prepared against your territories,
Though not for Rome itself.

Coriolanus Act 4 Scene 5.

I think the word quarrel is used by Salisbury and king Henry in the legal sense, and the reader will perceive that they both connect the word „quarrel“ with the word „cause:“ and although this word quarrel is generally and frequently used by Shakspeare to signify a „brawl“ or „petty fight“ or „scuffle,“

This practice hath most shrewdly pass'd upon thee;
But, when we know the grounds and authors of it,
Thou shalt be both the plaintiff and the judge
Of thine own cause.

Fab.

Good madam, hear me speak:
And let no quarrel, nor no brawl to come,
Taint the condition of this present hour,
Which I have wonder'd at.

it is sometimes doubtful in which sense it is used.

Scene III. — A Street.

Enter Dogberry and Verges, with the Watch.

Dogberry.

Are you good men and true?

Verges.

Yea, or else it were pity but they should suffer salvation, body and soul.

Dogberry.

Nay that were a punishment too good for them, if they should have any allegiance in them, being chosen for the prince's watch.

Verges.

Well, give them their charge, neighbour Dogberry.

Dogberry.

First, who think you the most desartless man to be constable?

1. Watch.

Hugh Oatcake, sir, or George Seacoal; for they can write and read.

Dogberry.

Come hither, neighbour Seacoal: God hath blessed you with a good name: to be a well favoured man is the gift of fortune; but to write and read comes by nature.

2. Watch.

Both which, master constable, —

Dogberry.

You have; I knew it would be your answer. Well, for your favour, sir, why, give God thanks, and make no boast of it; and for your writing and reading, let that appear when there is no need of such vanity. You are thought here to be the most senseless and fit man for the constable of the watch; therefore bear you the lantern. This is your charge: you shall comprehend all vagrom men; you are to bid any man stand, in the prince's name.

Much Ado Act 3 Scene 3.

I think Shakspeare in this passage alludes to the Common Law which requires that every Constable should be idoneus homo. i. e. apt and fit to execute his office.

„In a replevin brought by Thomas Kingston against Richard Baily the Elder, and Richard Baily the Younger, in a place called Stockings in Kingston, in the county of Stafford; the defendants, as bailiffs to Thomas Griesley Esq., did acknowledge the taking of the said cattle in the said place where, etc. For they said, That the said place, where, etc. contained six acres; and that the said Thomas Griesley was seised of the Manor of Kingston, within which manor, the said place where, etc. is, in his demesne as of fee and prescribed to have Curiam visus franc' pleg' coram seneschallo suo infra manerium illud tenend' bis per annum, viz. semel infra mensem proximum post festum Pasche, et iterum infra mensem proximum post festum Sancti Michaelis Archangeli de omnibus inhabitantibus et residentibus infra manerium praedict' tanquam ad manerium illud pertin': Quodque infra manerium praed' habetur, et a tempore cujus contrarii memoria hominum non existit, habebatur talis consuetudo, quod inhabitantes et residentes infra manerium praed' ad inquirendum et praesentandum ea quae ad visum fran' plegii pertinent onerati et jurati, annuatim ad Curiam vis' franc' plegii illius apud manerium illud, infra mensem proxim' post festum Sancti Michaelis Archangeli tent', elegerunt et eligere consueverunt unum idoneum hominem de inhabitantibus infra manerium praedict' ad essendum Constabularium de Kingston pro ann' tunc proximum sequen', qui quidem homo sic electus officium illud pro uno anno exercere per totum tempus praed' consuevit, et si praesens fuerit hujusmodi electioni tunc per totum tempus praed' jurari consuevit per seneschallum curiae praed' in aperta curia ad officium illud exercendum.“ And the said custom, etc. Eligere unum idoneum hominem de inhabitantibus infra manerium ad essendum Constabularium, etc. well agrees with the law; „for“ continues Coke „the Common Law requires, that every Constable should be idoneus homo; i. e. apt and fit to execute the said

office; and he is said in law to be idoneus who has these three things, honesty, knowledge, and ability; honesty, to execute his office truly without malice, affection, or partiality; knowledge to know what he ought duly to do; and ability, as well in estate as in body, that he may intend and execute his office, when need is, diligently; and not for impotency or poverty to neglect it; for if poor men should be chosen to this office, who live by the labour of their hands, they would rather suffer felons and other malefactors to escape, and neglect the execution of their office in other points, than leave their labour, by which they, their wives and children live: And the commonwealth consists in the well ordering of particular towns, and order will not be observed in them but where the officers are idonei, i. e. honest, knowing, and of ability. And this word idoneus is oftentimes in law attributed to those who have any office or function; and therefore if a Coroner, who is also an ancient officer, be minus idoneus ad officium illud exequendum, it is a good cause to remove him. F. N. B. 163, 164. Register 177. i. e. If the Coroner be senio confractus, aut morbo paralysis percussis, aut terras, et tenementa in eodem Comitatu non habet, aut electus est in officio Vicecomitis, etc. for he ought to be chosen Coroner, qui melius sciat, et possit officium intendere, as appears by the words of the writ de Coronatore eligendo. F. N. B. 163. Regist. 177. And so he who is Constable ought to be idoneus, i. e. qui melius sciat, et possit officium illud intendere. And in Letters Patents of incorporating of inhabitants of a town into Mayor, or Bailiff and Burgesses: the words are, Quod ipsi de seipsis eligere possunt unum hominem idoneum, or, duos homines idoneos, etc. and the law requires, that he whom the patron presents to a benefice be persona idonea for the words of the writ of Quare impedit, are, Presentare idoneam personam ad Ecclesiam de, etc. et proprie dicuntur idonei, qui possunt et volunt in Ecclesiis deservire, scil. qui moribus, honestate, et literarum scientia sunt decorati. And if one be elected Constable who is not idoneus, he by the law may be discharged of his office, and another man who is idoneus appointed in his place.“ (Griesley's Case. 8 Rep. 38.) The reader will perceive that Dogberry asks the Watch whether they are good men and true, and afterwards says, „You are thought here to be the most senseless and fit man for the constable of the watch.“

Liverpool. W. L. Rushton.

Sitzungen der Berliner Gesellschaft
für das Studium der neueren Sprachen.

---

70. Sitzung, den 9. September 1862. Herr Lasson schilderte den Streit zwischen Fichte und Nicolai. Er theilte dabei Auszüge aus Nicolai's komischem Roman „Leben und Meinungen Sempronius Gundibert's“ mit. In dieser Studiengeschichte eines Würtemberger Leinwebersohnes, deren Hauptpointe in der Gegenüberstellung einer „Vonvorn“- (a priori) und einer „Vonhinten- (a posteriori) Philosophie“ beruht, kommen satyrische Ausfälle gegen Fichte vor, die den Letzteren bewogen, eine Schrift, „Friedrich Nicolai's Leben und sonderbare Meinungen“ zu verfassen, der in Berlin das imprimatur versagt wurde, da sie gegen ein Mitglied der Königlichen Akademie gerichtet war, und die später durch A. W. von Schlegel gedruckt wurde. Der Vortragende charakterisirte diese Schrift als ein Meisterwerk der Polemik und theilte zahlreiche Stellen daraus mit. Die Heftigkeit der Angriffe gegen Nicolai hatte zur Folge, dass, als Fichte von Hufeland für die Akademie vorgeschlagen wurde, Fichte in dieselbe, namentlich in Folge des Nicolai'schen Votums, nicht zugelassen wurde. Die frappantesten Stellen dieses von Göckingk veröffentlichten Votums wurden vorgelesen.

Herr van Dalen stellte ein unter dem Titel „Neueste Methode des Selbstunterrichts zur Erlernung der englischen Sprache ohne Lehrer“ von Freudenthal hierselbst herausgegebenes Buch als gräuliches Machwerk eines Erzignoranten in verdienter Weise an den Pranger.

Herr Mahn deutete in einem etymologischen Vortrage die „Pichelsberge,“ indem er dem ersten Theile der Zusammensetzung keltischen Ursprung vindicirte, als „Fichtenberge.“

Herr Kuhlmey schilderte die Stellung der deutschen Gelehrten des

vorigen Jahrhunderts zum deutschen Buchhandel auf Grundlage einer Schrift aus dem Jahre 1781 „Die Gelehrtenversteigerung nach dem Lucian.“

71. Sitzung, den 7. October 1862. Herr Michaelis sprach über die lautlichen Unterschiede des S, namentlich über das dorsale und das apicate S. Ueber den Vortrag entspann sich ein lebhafter Meinungsaustausch; es betheiligten sich daran die Herren Klaiber, Lasson, Herrig, Lowenthal, Sachse.

Herr Büchsenschütz theilte den Inhalt einer 1808 erschienenen Charakteristik Fichte's mit, die mit der Absicht der Verunglimpfung Fichte's geschrieben war.

Herr Reymond (in französischer Sprache) gab im Anschluss an neuere Publicationen Beiträge zur Würdigung des unter dem Namen la Bohème bekannten Literatenthums.

Herr van Muyden referirte sehr anerkennend über Ferdinand Wolf's unter dem Titel La Brésil littéraire soeben erschienene brasilianische Literaturgeschichte.

72. Sitzung, den 26. October 1862. Nach dem gemeinschaftlichen Vorschlage des Fonds-Comités und des Vorstandes bewilligte die Gesellschaft das von ihr begründete Stipendium für dieses Jahr dem Herrn Dr. Grützmacher in Berlin, der sich um dasselbe beworben hatte, um während eines längern Aufenthalts in Italien und Frankreich die dortigen Bibliotheken nach provençalischen Handschriften zu durchforschen.

73. Sitzung, Stiftungsfest, den 28. October 1862. Nachdem Herr Petermann in Stellvertretung des Vorsitzenden die Gäste begrüsst und das Ergebniss der Bewerbungen um das Stipendium bekannt gemacht hatte, gab Herr Büchmann eine Uebersicht über den Stand und die bisherigen Leistungen des Vereins.

Darauf sprach Herr Gosche über die Geschichte der Philologie der neueren Sprachen. Er wies als den Vater derselben Dante nach und beleuchtete dann die Verdienste, welche die beiden Stephanus sich erworben, indem sie den Gesichtspunkt der Correctheit der Sprache festhielten; er zeigte, wie die Holländer, namentlich Lambert Ten Kate, den Standpunkt der Betrachtung höher genommen, wie seit den Magdeburger Centurien und durch Lessing die ethische Seite zu ihrem Rechte gekommen, wie die social-politische ihren ersten Vertreter in Etienne Pasquier gefunden, und wie endlich Franz Junius die kritische

Methode hinzugebracht habe. Als Resultat ergab sich, dass die Romanen, indem sie überwiegend das formelle und das social-politische Princip zur Geltung gefördert, die germanischen Völker aber durch Betonung des Ethischen und des Kritischen der wahren Philologie vorgearbeitet haben, d. h. der allseitigen Auffassung des Lebens und der Literatur.

Zuletzt sprach Herr Goldbeck über den Kampf Lessing's gegen die französische Tragödie.

Der Vortrag ging von dem Standpunkte aus, den, seit den grossen sprachlichen Entdeckungen und seit Ranke's geschichtlichen Darstellungen, die heutige Wissenschaft literarischen und historischen Darstellungen gegenüber einnimmt, demgemäss es darauf ankommt, jede Erscheinung in ihrem eigentlichen Kern und Wesen, also im Zusammenhange mit dem Volksgeiste, dem sie entspringt, nachzuweisen und, wenn sie in der Entwicklung des Geistes eine bedeutende Stelle einnimmt, diese Wirkung (wie z. B. den steten Einfluss Frankreichs auf Deutschland, hier besonders in literarischer Beziehung) aus ihrem Wesen zu erklären und damit zugleich ihre relative Berechtigung nachzuweisen. Umgekehrt müssen dann literarische Erscheinungen auch dazu dienen, ein vertieftes Charakterbild einer Nation zu geben; dass ein solches, von der wissenschaftlichen Bedeutung abgesehen, auch eine gewisse praktische Wichtigkeit haben könnte, scheinen die sehr zahlreichen, nach der Meinung des Vortragenden noch nicht genügenden Versuche dazu, zu beweisen.

Der Vortragende bemühte sich zuerst, zu zeigen, wie das deutsche Volk, wenn auch scheinbar dem in jeder Beziehung agressiven Nachbar gegenüber früh zu einer passiven Rolle verurtheilt, doch durch die Uebernahme der tiefsten Geisteskämpfe im Mittelalter und in der Neuzeit und durch den tragischen Bruch, der so im Volksgemüthe entstand, einer viel tieferen Geistesentwicklung entgegenging als die Franzosen; wie es dadurch einerseits berufen wurde, Weltgeschichte zu schreiben, andrerseits in der Literatur neue Bahnen zu eröffnen, als deren Ziel der Vortragende hinstellte: in speculativer und religiöser Beziehung Vermittlung zwischen Gott und Mensch, in künstlerischer Beziehung, zwischen dem Unendlichen und dem Einzelnen, zwischen dem Schicksal und dem Helden, besonders auf dem höchsten Gebiete aller Kunst, der Tragödie. Für die tiefen Spaltungen und herben Gegensätze aber, welche jener Entwicklungsgang im Gemüthe des Ein-

zelnen wie im ganzen Volke hervorgerufen hatte, fand Deutschland nicht den neutralen Boden der Bildung, für jene Gedankenwelt — die zugleich unsere geistige Verwandtschaft mit den Hellenen beweist — fand Deutschland nicht die entsprechend classische Form. Beides bot vorläufig das Jahrhundert Ludwig's XIV., welches der Vortragende in seiner literarischen und geschichtlichen Bedeutung kurz charakterisirte. Sein bedeutendstes literarisches Erzeugniss war die Tragödie, geeignet die Blüthe jener ganzen Entwicklung zu bieten und ihren Einfluss am weitesten und schnellsten hinauszutragen. Sie würde, wären nicht productive Kräfte gegen sie aufgestanden, der Literatur unseres Volkes das Herz ausgebrochen haben. Diese productive Kraft war besonders Lessing, dessen überwiegend dichterische Natur der Vortragende zu zeigen versuchte, allerdings im Bunde mit seiner mächtigen, negativen Kritik. Da der Versuch des Vortrages aber, gemäss seiner Einleitung, auf eine genetische Erklärung des Wesens der französischen Tragödie hinauskommen musste, so untersuchte er, mit Vorbehalt weiterer, von ihm übrigens schon erledigter Begründung, ob Lessing's Kritik, die oft vernichtend genannt wird, heute thatsächlich noch gültig sei bei denen, welche auf diesem Gebiete als Forscher und Darsteller beschäftigt sind, wenn auch zur vollständigen Beantwortung dieser Frage eine Geschichte der Kritik der französischen Tragödie in Frankreich und Deutschland gehörte. Drei Punkte hob er hervor: 1) Die für die Dramaturgie grundlegende Erklärung der Stelle des Aristoteles über die κάθαρσις ist in neuester Zeit Gegenstand des heftigsten gelehrten Streites geworden. 2) Die günstigere Auffassung, welche viele und bedeutende Darsteller der Literatur jenes Zeitalters zugewendet haben, mit besonderer Hinweisung auf eine Aeusserung H. Hettner's. 3) Die Schicksale des häuslichen Drama's, in welchem Lessing die Zukunft der deutschen Bühne sah.

Aber gerade die Lectüre der Dramaturgie, wenn sie die ungeheure Verbreitung der französischen Tragödie in Deutschland zu Gemüthe führt, drängt unabweislich die Frage nach den Ursachen einer solchen Macht auf. Ebert sucht die Erklärung, auf deren Wichtigkeit er energisch hinweist, in einer ausführlichen, zusammenhängenden Geschichte der europäischen Cultur, ohne auf den Kern des Ursprungs der französischen Tragödie aus dem französischen Volksgeiste näher hinzudeuten. Der Vortragende stellte nun seinerseits den einleitenden Bemerkungen über die Entwicklung des originalen deutschen Volks, ähn-

liche über die Entwicklung des celtisch-römischem Blute entstammenden französischen gegenüber, in der er als Grundzug den „Heroismus“ zu erweisen suchte, welchen er näher charakterisirte als die Hingabe an einen überlieferten, höheren Lebensgehalt, mit dem es zu keinem Bruche kommt, innerhalb dessen wohl aber ein Kampf zwischen Pflicht und Neigung übrig bleibt, der ja auch den Hauptinhalt der französischen Tragödie bildet. Nachdem der Vortragende an zahlreichen geschichtlichen Beispielen, denen er entsprechende dichterische Schöpfungen gegenüberstellte, dies und zugleich den tiefen Zusammenhang zwischen Geschichte und Poesie, von welchem der Vortrag ausgegangen war, zu erweisen gesucht hatte, zeigte er die Natur jenes Heroismus als sich gleichbleibend im Guten und Bösen in drei Richtungen: 1) in dem ritterlichen Heroismus, wie ihn das Mittelalter schuf im Vergleich zu der Auffassung eines Wolfram, 2) in dem Staatsheroismus, welcher den Anschluss an die römische Antike bringt, wo sich dann die Bedeutung eines Dichters wie Lucan für die Franzosen ergiebt, 3) in dem Heroismus des Priesters und Märtyrers. Dann versuchte der Vortragende, die Form und das Wesen der französischen Tragödie aus dem Begriff dieses Heroismus zu construiren. So glaubte er den wahren Grund der constanten Einwirkung des französischen Volkes auf die deutsche Entwicklung aufweisen zu können, nämlich in der Wirkung der stets fertigen, abgeschlossenen, zum Handeln bereiten Persönlichkeit (Heinrich Rückert nennt es Formenfertigkeit) auf den speculativen, in sich noch dunkel ringenden, wenn auch viel höherer Entwicklung entgegengehenden Menschen, wie im Leben des Einzelnen, so Volk gegen Volk. Damit ist aber auch der französischen Tragödie ihr engerer Gesichtskreis angewiesen, und, wenn er sie zusammenhält mit dem oben gegebenen Inhalt des deutschen Trauerspiels, pflichtet schliesslich der Vortragende Lessing bei, wenn er die französische Tragödie im höchsten Sinne keine Tragödie nennt, im Uebrigen aber durchaus nicht ohne Anerkennung für sie ist. Für die Beantwortnng der Frage, warum gerade Lessing der französischen Tragödie entgegentreten musste, verwies der Vortragende auf Lessing's Correspondenz, in der er die beste Stütze für seine Ansichten zu finden glaubt, und auf eine eigene Arbeit darüber.

Wenn man nun fremden Einfluss am besten durch vollständige Erkenntniss desselben überwindet, so scheint dem Vortragenden eine Geschichte des Einflusses Frankreichs auf Deutschland kein unnützes

Werk zu sein, besonders aber eine Geschichte der Cultur des Jahrhunderts Ludwig's XIV. im Anschluss an Ranke's Werk über die politische Geschichte. Damit würden wir den Franzosen ihren Einfluss reichlich zurückgegeben haben, von denen übrigens anzuerkennen ist, dass sie sich redlich bemühen, dem deutschen Geiste gerecht zu werden. Deshalb schien dem Vortragenden die Stellung und Begründung einer solchen Aufgabe in einer Gesellschaft für neuere Sprachen, der auch eine humane Mission für die Vereinigung der Völker zu höheren geistigen und sittlichen Zielen nach seiner Meinung obliege, nicht vom Uebel zu sein.

74. Sitzung, den 11. November 1862. Herr Mahn las über die Etymologie des Wortes Chimborasso und erklärte dasselbe als „Schneegebirge des (Districtes) Chimbo."

Herr Pröhle machte Mittheilung über den jetzt geordneten literarischen Nachlass Gleim's und gab Proben von dem ungedruckten Briefwechsel zwischen Gleim und Uz, zunächst aus den Jahren 1741 bis 1743, die Gleim in Berlin und Potsdam, Uz in Halle und Ansbach verlebte. Die vorgelesenen Briefe boten manches Interessante, nicht nur zur Charakteristik der beiden Männer, sondern auch zur Literatur-, zur Cultur- und zur Tagesgeschichte ihrer Zeit.

Herr Goldbeck besprach die Nothwendigkeit einer regelmässigen Kenntnissnahme von den im Auslande erscheinenden Zeitschriften und wies auf die Versuche hin, welche in dem Bulletin de la société littéraire de Strasbourg gemacht werden, um für einen lebhafteren wissenschaftlichen Verkehr zwischen Deutschland und Frankreich den Grund zu legen.

Hierauf berichtete Herr Büchmann über die 2. Auflage von Peucker, Histoire de la littérature française und zeigte die grossen Mängel dieses Buches.

Zuletzt machte der Vorsitzende die Mittheilung, dass Se. Majestät der König geruhet habe, auch für das nächste Jahr wieder die kostenfreie Benutzung des Concertsaales im Königlichen Schauspielhause zu bewilligen. Das Programm für die von den Mitgliedern der Gesellschaft zu haltenden öffentlichen Vorträge (deren Ertrag bekanntlich zum Besten des Stipendien-Fonds für Studirende der neueren Sprachen bestimmt ist), wurde folgendermassen angenommen:

I. Januar 14.	Herr Prof. Dr. Foss: Ueber Ludwig Uhland.
II. Januar 21.	1. Herr Dr. Goldbeck: Bayard, der Ritter ohne Furcht und Tadel. 2. Herr Dr. Marthe: Oblomof, ein Bild russischen Lebens.
III. Januar 28.	1. Herr Dr. Werner Hahn: Die beiden Eddalieder von Helgi, dem Hundingstödter. 2. Herr Prof. Pariselle: La chanson en France.
IV. Februar 4.	1. Herr Dr. Crouze: „Le moyen de parvenir." Französisches Sittenbild aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts. 2. Herr Prof. Dr. Städler: Macchiavel und Antimacchiavel.
V. Februar 11.	Herr Prof. Dr. Boltz: Drei russische Dichterinnen.
VI. Februar 18.	1. Herr Prof. Dr. Märcker: Ueber Pascal. 2. Herr Oberl. Dr. Heinrichs: Die Frauen in den deutschen Dichtungen des Mittelalters.
VII. Februar 25.	1. Herr Dr. Schwebemeyer: Ueber das historisch-nationale Drama. 2. Herr Dr. Wollenberg: Ueber die Satire Ménippée.
VIII. März 4.	1. Herr Dr. Hoppe: Ueber Coleridge. 2. Herr Dr. Schütze: Die literarische Thätigkeit Lichtenberg's.

75. Sitzung, den 2. December 1862. Herr Goldbeck behandelte eine Seite des Sprachgebrauchs der französischen Classiker. Er zeigte an einer Fülle von Beispielen, wie die französische Tragödie, auf Nachahmung beruhend, rhetorisch in der Form der Darstellung, zu einer eigenthümlich ausgeprägten Manier des sprachlichen Ausdrucks gelangte, in welchem nichtssagende Wörter, matte Metaphern, mechanisch wiederkehrende Phrasen um so eher sich einstellten, als der in den tragischen Stoffen entwickelte Ideenkreis ein ziemlich eng abgeschlossener war, während der Bau des Alexandriners fast unwillkürlich auf einen solchen Typus der Redeweise hindrängte. — Herr Lasson knüpfte an Bénard's Buch De la philosophie dans l'éducation classique Betrach-

tungen über das höhere Schulwesen in Frankreich und legte dar, wie der Verfasser von einem ausgedehnteren Betriebe der philosophischen Studien, die nach Bénard auf den Gymnasien nicht in propädeutischen Uebungen, sondern in der Aneignung eines fertigen, für alle Anstalten vorgeschriebenen Systems der Philosophie bestehen sollen, mit Unrecht eine Hebung der in seinem Vaterlande tief darnieder liegenden classischen Studien erwarte. — Herr Lasson berichtete dann über Boden's „Lessing und Goeze." Er verwarf die von Boden, im Gegensatz gegen Röpe, ausgesprochene unbedingte Verurtheilung Goeze's, und wies nach, dass von einer Vernichtung des Gegners in jenem berühmten Kampfe, dessen befruchtende Wirkung anerkannt wurde, überhaupt nicht die Rede sein könne, da Lessing dem beschränkten, jeder ästhetischen Bildung baren Verfechter des Lutherthums zwar die ganze Hoheit einer vornehmen, durch und durch dialektischen Natur, nicht aber eine eigene positive Ueberzeugung entgegen zu setzen gehabt habe. Herr Lasson beendete seinen Vortrag, an den sich dann eine lebhafte Debatte anschloss, mit der Vorführung eines Wiener Gymnasialprogramms, in welchem der Verfasser jenen Streit als Capital für die Bekämpfung des Protestantismus ausbeutet. — Zuletzt las Herr Lessing über die Barden in Wales, indem er Reiseerinnerungen und historische Forschungen in humoristischer Darstellung zu einem farbenreichen Bilde von celtischer Kunst und Art zusammenfasste.

76. Sitzung, den 16. December 1862. Herr Mahn sprach über die Etymologie des in neuerer Zeit so berüchtigt gewordenen Wortes Camorra.

Man hat neuerdings in den Zeitungen viel von der sogenannten Camorra in Neapel und Unteritalien gelesen, wie die piemontesische Regierung sie auszurotten sucht, wie sie 4000 Mitglieder derselben verhaftete, und wie dieselbe mit Portugal über eine Insel unterhandelt, wohin sie dieselben zu verbannen gedenkt. Die Zeitungen und Zeitschriften, namentlich die Hamburger Nachrichten, der Siècle und nach ihm die Berliner Vossische Zeitung, die Zeitschrift Europa u. a. haben ausführliche Beschreibungen davon geliefert, was die Camorra eigentlich ist. Für diejenigen, die diese Beschreibungen nicht gelesen haben, genügt es zu bemerken, dass es eine wohlorganisirte Erpressungs-, Beraubungs-, Schmuggel- und Diebesbande ist, die die raffinirtesten Künste anwendet, um ihre Zwecke der Ausbeutung und Beraubung ihrer Nebenmenschen zu erreichen, die ihre Satzungen, Grade, Lehr-

lingsschaft, Prüfungen, Erhebungen, Würdenträger und ihr unter bestimmten Bedingungen erwähltes Oberhaupt hat, dem die anderen unbedingt gehorchen müssen, gleich den ehemaligen Assassinen, die ihrem Oberhaupte, dem Schaich al dschabal oder Alten (Herrn) des Berges unbedingt gehorchen und daher geloben mussten, jeden geforderten Mord zu begehen, oder wie es ein provenzalischer Troubadour poetisch ausdrückte, welche, wenn es selbst über Frankreich hinaus wäre, so gehorsam sind sie ihm, seine Todfeinde zu tödten gehen. Die Camorristen haben, wie alle Gauner, ihr besonderes Wörterbuch. Für Messer z. B. sagen sie martino, Martin, eine Pistole heisst bocca, Mund, eine gestohlene Sache morto, Todter, der Bestohlene oder das Opfer heisst agnello, Lamm, oder soggetto, Gegenstand. Der Neuling oder Lehrling oder Fuchs der Camorristen heisst tamurro, der zweite Grad führt den Namen picciotto, der dritte picciotto di sgherro (sgherro ist Schläger, Raufbold, Eisenfresser, unser Scherge, Gerichtsdiener, Häscher, ehemals Anordner, Verwalter, Vorsteher, altd. scario, von scara, Abtheilung, Schaar, von sceran, scheren, eintheilen), der vierte ist der eigentliche camorrista, der fünfte camorrista proprietario, der sechste und höchste capo di società. Die Grade werden durch persönlichen Eifer, durch Muth und Kühnheit erworben. So kann, trotz des unbedingten Gehorsams, ein tamurro capo di società werden, wenn er den Muth hat, einen capo zur Rede zu stellen, mit ihm zu kämpfen, ihn zu verwunden, zu tödten. Der junge, 17jährige Camorrist, der vor einiger Zeit den Camorristenchef Labruna im Gefängniss der Vicaria zu Neapel niederstiess, rückte ohne Zweifel zum ersten Grade auf und erhielt Pension von der Gesellschaft. — Obgleich nun die Zeitungen und Zeitschriften ausführliche und weitläufige Nachrichten über die Camorra gegeben haben, so lassen sie sich doch in der Regel nicht darauf ein, die eigentliche Bedeutung des Wortes camorra, oder gar, was noch wichtiger ist, den wahren Ursprung des Wortes anzugeben. Die Camorra hat in Italien schon Jahrhunderte existirt, aber noch hat das Wort kein italienisches oder spanisches Wörterbuch in seinen Schooss aufgenommen, und keine unserer vielen Encyclopädien oder Conversationslexica eine Notiz darüber zu geben gesucht. Im Italienischen finden wir ein Wort camorro, welches durch villano, Bauer, erklärt wird, und welches das grosse im Jahre 1847 in 7 Kleinfolio-Bänden erschienene Mantuanische Wörterbuch vom griech. καμαρεύω, angeblich mit der Bedeutung io lavoro, ableitet, und es daher ursprüng-

lich als lavoratore auffasst. Dieses griech. *χαμαρεύω* heisst aber gar nicht „ich arbeite," sondern ich wölbe über einander, ich trage in ein Gewölbe zusammen. Ich leite dieses Wort daher besser vom griech. *κάμμορος*, elend, unglücklich, mit bösem Schicksal behaftet, ab, da griechische Wörter in der unteritalienischen Volkssprache nicht selten sind. Dieses *κάμμορος* steht entweder für *κακόμορος*, oder noch besser für *κατάμορος*, gleichsam dem bösen Schicksal unterworfen. Das femin. von camorro, welches aber in den Wörterbüchern nicht angeführt wird, würde camorra, eine Bäuerin, sein. Davon kann aber unser camorra nicht herkommen, indem eine solche Brüderschaft von angeblich Elenden oder Unglücklichen, wie sie sich, gleich der politischen Partei der alten Geusen in den Niederlanden unter Philipp II., von gueux, Bettler, wohl nennen konnte, camorraria heissen müsste. Aber das Wort stammt auch gar nicht aus Italien. Geschichtlich kommt die camorra aus Spanien, dem classischen Lande der Spitzbuben und Räuberbanden, wo daher auch eine ganze Literatur von classischen Spitzbuben- und Gaunerromanen entstehen konnte. Cervantes liefert in einer seiner Novellen, in Riconete und Cortadillo, ein treues Ab- und Ebenbild der Camorra. Schon lange vor den Bourbonen kam sie in das Königreich Neapel, das ja Jahrhunderte lang einen Theil der spanischen Monarchie bildete, und die Camorra existirte vollständig in Spanien gegen Ende des 16. Jahrhunderts. Die spanischen Wörterbücher führen zwar das Wort camorra nicht als den Namen dieser Verbrüderung von Schurken auf, aber camorra ist ein ächt spanisches Wort aus der niedrigen Volkssprache und bedeutet eine Streitigkeit, Zwistigkeit, Zank, hacer camorra heisst Streit anfangen, und camorrista ist ein streitsüchtiger Mensch, einer der leicht und aus geringfügigen Ursachen einen Streit erregt, ein Händelsucher. Dies wäre ein passender Ausdruck für eine Genossenschaft, die mit der übrigen menschlichen Gesellschaft im Streit liegt und ihnen der Ausbeutung wegen allerhand Händel zu erregen sucht. Was ist nun aber dieses camorra seinem Ursprunge nach? Camorra ist weiter nichts als eine Modification, oder, wenn man lieber will, eine Verdrehung, Entstellung oder Corruption des Wortes quimera (altspan. chimera), welches dasselbe bedeutet. Diese Bedeutung von quimera entwickelte sich aus der Bedeutung „falsche Einbildung, Träumerei, Hirngespinnst, erdichtete Sache, Unwahrheit," und diese aus der von Chimäre, dem erdichteten und fabelhaften Ungeheuer. Quimerista, oder mit der älteren

Orthographie chîmerista, ist im Spanischen zuerst einer, der Unwahrheiten erdichtet oder der ein Freund von erdichteten Dingen ist, und dann einer, der Uneinigkeiten oder Streitigkeiten erregt, natürlich wegen erdichteter Dinge oder aus erdichteten Ursachen. Das griechische fabelhafte Ungeheuer mit feuerschnaubendem Rachen, vorn Löwe, hinten Drache oder Schlange, in der Mitte Ziege (und χίμαιρα heisst im dorischen Dialekt des Griechischen eigentlich Ziege), kurz die aus der griechischen Mythologie bekannte Chimäre ist also der Ursprung des Namens der Camorra.

Herr Beauvais gab aus einem in Paris erschienenen Buche, Les excentricités du langage, eine Blumenlese von Wörtern des französischen slang, deren Erklärung theils nur Bekanntes, theils, namentlich in Bezug auf die Entstehungszeit der Wörter, Falsches herausstellte: so las er die Artikel bahue, bain de pied (worüber eine kurze Discussion mehrerer Mitglieder stattfand), barbichu, basbleu, bibi, brûle-gueule, calicot, canard, chameau, comme il faut, doubler le cap, lorette etc.

Herr Pröble berichtete, anknüpfend an seinen früheren Vortrag über den Briefwechsel zwischen Uz und Gleim, jetzt über den Briefwechsel zwischen Gleim und Ew. von Kleist; das Urtheil über letzteren, wie es bis jetzt feststand, ändere sich nicht wesentlich durch das, was man aus dem Briefwechsel lerne. Er zeige sich als ein poetisches Talent und als Soldat, nicht eigentlich als preussischer Patriot; dieser Charakter trete überhaupt erst seit dem siebenjährigen Kriege auf. Im Gegentheil zeige sich oft Unzufriedenheit mit dem preussischen Dienst, „weil man ihm den Dichter nachtrage,“ Prinz Heinrich setze ihn sichtlich zurück. Eigenthümlich sei der Widerspruch im Charakter Kleist's, der obgleich ein humaner Mensch und Freidenker, doch mit Lust an sein Geschäft als Werbeofficier und auf die Jagd nach langen Leuten für den Dienst des Königs geht. Interessantes giebt ein Brief Gleim's über das Klopstock zugestossene Ungemach und sein Verhältniss zu Bodmer. Ein Brief Kleist's an Gleim zeigt eine auffallende Vergötterung des letzteren.

Herr Herrig besprach hierauf die von Hermann Fritsche in Thorn besorgte Ausgabe von The Shoemaker's Holiday or the Gentle Craft, welcher ein Druck aus dem Jahre 1618 zu Grunde liegt. Der Herausgeber weist nach, dass das Stück unter der Regierung der Königin Elisabeth verfasst sein müsse, und die von ihm in dem Texte dieser

verdienstlichen Ausgabe gemachten Emendationen treffen oft das Richtige. Das Stück hat einen interessanten historischen Anhalt und verdient auch insofern Beachtung, als es in Beziehung auf die damaligen Handwerksgebräuche manches Neue mittheilt.

77. Sitzung, den 6. Januar 1863. Herr Lasson knüpfte an die Besprechung einer Fichterede von Prof. Eckardt die Vorlesung von Bruchstücken zur Charakteristik der politischen Wirksamkeit Fichte's, welche vielfachen Widerspruch hervorriefen. — Herr Herrig legte der Gesellschaft die soeben in Cambridge erschienenen Observations on the language of Chaucer von Francis James Child, Professor am Harvard-College, vor. Der Verfasser dieser, den Memoirs of the American Academy entnommenen Untersuchungen, stütze sich auf die von Wright besorgte Ausgabe der Canterbury tales, die allerdings den Abdruck einer der besten Handschriften gebe, aber in Beziehung auf die ächten Formen der Chaucer'schen Sprache doch noch sehr Vieles zu wünschen übrig lasse. Wir seien weit entfernt von einer genauen Kenntniss der englischen Sprache im 14. Jahrhundert, und mit den Ausgaben Chaucer's stehe es noch weit schlimmer. Es sei unzweifelhaft, dass die Abschreiber sich fortwährend Veränderungen erlaubten, und obgleich der fleissige Tyrwhitt 25 verschiedene Handschriften collationirte, so könne doch nicht übersehen werden, dass es ihm an der erforderlichen philologischen Bildung gar zu sehr fehlte, und dass er das Unglück hatte, die beste Handschrift (The Harleian manuscript Nr. 7334) seiner Ausgabe nicht zu Grunde zu legen. Wright sei der Aufgabe besser gewachsen gewesen; er habe fast ausschliesslich die genannte Handschrift benutzt und sie auf Veranlassung der Percy-Society (1847 bis 1851) sehr sorgfältig mit dem im britischen Museum enthaltenen Landsdowne M. S. Nr. 851 verglichen, lasse indessen, abgesehen von vielen gröberen Irrthümern, kleinere grammatische Punkte ganz unberücksichtigt. Der Vortragende charakterisirte eingehend die verschiedenen Ausgaben Chaucer's und zeigte, wie höchst verdienstlich die Arbeit des Prof. Child sei, welcher ein vollständiges grammatisches Gebäude aufgestellt und über viele Punkte in der Sprache des Dichters ein ganz neues Licht verbreitet habe. — Herr Märcker referirte über ein im vorigen Jahre erschienenes Buch „Die Sprachverwirrung zu Babel" von Franz Kaulen in Bonn. Daran knüpfte er einleitende Bemerkungen zu einem Vortrage über Sprachwissenschaft. Er ging von der Bemerkung aus, dass über die Einwirkung einzelner hervor-

ragender Geister auf die Aus- und Fortbildung der Sprache noch keine gründliche Untersuchung angestellt sei. Sodann stellte er die Forderung an die Pädagogen, sie sollten im deutschen Unterrichte den Stil sorgfältiger behandeln, und verglich schliesslich Cicero's und Aristoteles' Ansichten über die Darstellung, wobei er zu dem Resultate gelangte, dass die Griechen so weit über den Römern stehen, wie der Gedanke (den Aristoteles behandelt, Rhetor. III, 1.) über dem Stil (Cicero).

78. Sitzung, den 20. Januar 1863. Herr Märcker fuhr mit den in der vorigen Sitzung abgebrochenen Betrachtungen fort, indem er für diesmal sich mit der christlichen Kanzelberedtsamkeit beschäftigte, die er als viertes genus neben die bekannten drei der alten Rhetoriker stellte. Gegen die Ausführungen des Vortragenden, namentlich gegen seine Interpretations-Versuche erhob sich Herr Schwerin mit so gewichtigen Einwürfen, dass die Versammlung beschloss, den Gegenstand in Sections-Sitzungen gründlicher zu erörtern. – Herr Mahn sprach über die Etymologie des zuerst um 1300 vorkommenden Wortes Almanach und zeigte, dass dasselbe von den Arabern herstamme, vielleicht aber aus einer anderen semitischen Sprache entnommen sei. — Herr Leo trug einen aus Florenz eingegangenen Brief des Herrn Dr. Grützmacher vor, in welchem dieser der Gesellschaft über seine Thätigkeit in Vergleichung provençalischer Codices Bericht erstattet. Herr Leo brachte dann einen Vorschlag des Herrn Boltz, die Gründung einer eigenen Bibliothek der Gesellschaft betreffend, zur Sprache; wegen der grossen Wichtigkeit des Gegenstandes wurde derselbe zur Vorberathung an ein Comité gewiesen.

Bericht
an die Gesellschaft für das Studium der neueren Sprachen in Berlin über die in Italien befindlichen provençalischen Liederhandschriften.

Florenz, Ende December 1862.

Von der verehrten Gesellschaft beauftragt, die auf den italienischen Bibliotheken zerstreuten Handschriften der provençalischen Troubadours aufzusuchen und über dieselben Bericht abzustatten, sehe

ich mich, um diesen Bericht schon im Laufe der Untersuchung selbst geben zu können, leider genöthigt, auf eine innerlich begründete Anordnung, Auswahl und Eintheilung des Stoffes zu verzichten. Bekanntlich sind die Handschriften, seit dieselben zum ersten Mal von Ste. Palaye, man weiss nicht ob vollständig oder nur zum Theil, genau oder ungenau, abgeschrieben und die Abschriften der Bibliothek des Arsenals in Paris einverleibt worden, nur noch von Raynouard für seinen Choix des poésies originales des Troubadours und sein Lexique roman benutzt worden; doch hat sie dieser nicht selbst gesehen, sondern, vermuthlich durch die an den hiesigen Bibliotheken angestellten Copiatoren, Abschriften von denselben nehmen lassen, für deren Zuverlässigkeit ebenfalls keine Garantie vorliegt. Aus diesen Abschriften ein Urtheil über die Beschaffenheit und das Verhältniss der Originale zu einander zu entnehmen, würde selbst, wenn jene bekannt und allgemein zugänglich wären, nicht wohl möglich, jedenfalls aber rathsam sein, ein solches zurückzuhalten, wenn man anders die Originale mit Unbefangenheit würdigen will.

Nun befinden sich aber die Raynouard'schen Abschriften in Privatbesitz, und er selbst hat nirgends auch nur eine nähere Beschreibung derselben gegeben oder mitgetheilt, welche Lieder er, und mit welchen Veränderungen, denselben entnommen; die Ste. Palaye'schen wiederum sind wohl zugänglich, bis jetzt aber von Jedem, der die provençalischen Handschriften in Paris studirt hat, mit Recht einer geringeren Aufmerksamkeit gewürdigt worden, als die Originalmanuscripte der Kaiserlichen Bibliothek, so dass, während von den letzteren so wie von den in England befindlichen bereits mehrfach Abschriften genommen sind, die ihrer vollständigen Veröffentlichung entgegengehen, von den Ste. Palaye'schen Collectaneen nur so weniges Einzelne bekannt geworden ist, dass daraus gar keine Ansicht von der Beschaffenheit der Originale entnommen werden kann. Somit müssen die italienischen Handschriften, sowohl was ihren Werth und ihr gegenseitiges Verhältniss, als was ihren Inhalt anbetrifft, als unbekannt betrachtet werden, und eben dieser Umstand war es ja hauptsächlich, welcher zu dem Wunsche geführt hat, lieber jene einer näheren Betrachtung zu unterziehen, als eine nochmalige Collation der Pariser Handschriften vorzunehmen, die allerdings für den Zweck einer Gesammtausgabe dieser so wichtigen Dichtungen ebenfalls nicht würde umgangen werden können. Ist dies aber der Fall, so kann eine Untersuchung auch von keiner Voraussetzung

irgend welcher Art ausgehen, welche auf die Reihenfolge oder auf den Grad der Berücksichtigung der einzelnen Handschriften Einfluss haben könnte. Mithin wird auch für den folgenden successiven Bericht nichts übrig bleiben als unter Verzichtleistung auf eine systematische Anordnung jede Handschrift in der Reihenfolge, in welcher sie sich der Untersuchung dargeboten, für sich zu besprechen, und eine Vergleichung derselben für den Gesammtüberblick aufzusparen, welcher sich nach Betrachtung der einzelnen am Schlusse ergeben wird.

1.

Den Anfang mache die Ambrosianische Bibliothek in Mailand. Dort befindet sich unter der Bezeichnung R 71 sup. (i. e. sala superiore) eine Pergamenthandschrift aus dem 14. Jahrhundert, in Quartformat, jede Seite in zwei Columnen getheilt, mit gerader, häufig abgekürzter, aber ziemlich deutlicher Schrift. Die Namen der Dichter so wie die Anfangsbuchstaben der Gedichte sind einfach in Roth ausgeführt, und in gleicher Farbe ein Zeichen an den Anfang jeder Strophe und ein Strich durch den Anfangsbuchstaben jedes Verses gezogen. Die erste Strophe jedes Liedes (also mit Ausnahme der Tenzonen, der Briefe, der didaktischen und der epischen Stücke) ist wie Prosa geschrieben und unter Notenlinien gesetzt, welche bei den meisten Gedichten, doch nicht bei allen, mit Noten ausgefüllt sind. In den folgenden Strophen, so wie bei der Tenzone u. s. w. von Anfang an, sind die Verse abgesetzt; statt aller andern Interpunction steht am Ende jedes Verses ein Punkt. Die ursprüngliche Handschrift enthält 130 Blätter mit fast doppelt so viel Gedichten, unter denen sich eine bedeutende Anzahl unbekannter befindet. Leider aber ist der Text derselben ein sehr unreiner. Abgesehen davon, dass die Worte und Silben sehr häufig falsch abgetheilt sind, verwechselt die Handschrift nicht selten t und c, e und o, ui und iu, m und ni oder in (die Punkte fehlen), lässt den Strich für n, desgleichen den Haken für r fort oder setzt sie falsch, und muss überhaupt, wie schon ihr Alter vermuthen lässt, von Jemandem angefertigt worden sein, der die Sprache wenig gekannt hat, da die Verbesserung der sinnlosen Stellen oft ausserordentlich nahe liegt. Von späterer Hand sind zahlreiche Veränderungen, die nicht immer Verbesserungen sind, auch ausgelassene Zeichen für n, r u. s. w., so wie in zweifelhaften Fällen i-Punkte hinzugefügt, die zum Theil

aus anderen Handschriften entnommen sein, wohl auch von einem bessern Kenner der Sprache herrühren müssen, als der Schreiber war, aber doch bei weitem nicht hinreichen, dem Texte eine Gestalt zu geben, mit dem die Kritik sich einverstanden erklären könnte. Von derselben Hand stehen voran zwei Blätter Index, und am Schluss ein langes Gedicht von zehn Blättern, betitelt Documentum honoris, von Sordel. Darauf folgen noch einige zum Theil zerrissene Schmutzblätter, auf deren letztem sich noch ein Lied, und dahinter von dritter Hand, die auch einige Verbesserungen im Innern vorgenommen hat, eine lateinische Nänie findet.

Ich lasse zunächst das vollständige Verzeichniss der Gedichte nach ihren Anfangsversen folgen, mit Angabe der Stellen, wo die bereits bekannten gedruckt sind. Was in der Mahn'schen Sammlung enthalten ist, habe ich nach diesem citirt, übrigens aber Raynouard vor Rochegude (P. O.), und diesem vor Bartsch den Vorzug gegeben; die Gedichte, bei denen die Angabe einer Stelle fehlt, sind ungedruckt. Was die Schreibung betrifft, so sind die Compendien aufgelöst, die Buchstaben jedoch unverändert gelassen, und die Zusätze von zweiter Hand in Parenthese beigefügt; bei der häufig falschen Verbindung der Buchstaben zu Silben und der Silben zu Wörtern, deren strenge Beibehaltung nicht nur von gar keinem Werth oder Nutzen ist, sondern das Lesen auch wesentlich erschwert, ja geradezu verleidet, ist ein Mittelweg eingeschlagen, der die Orthographie der Handschrift im Ganzen genommen wiedergiebt und doch auch dem Sinne wenigstens so weit Rechnung trägt, dass der Leser nicht allenthalben durch die Trennung zusammengehöriger Silben gestört wird. Die abweichende Theilung der Worte ist in der Handschrift von gar keiner Bedeutung, auch durch den sehr wenig grösseren Raum, der zwischen den Wörtern als der zwischen den Buchstaben gelassen, ist sehr wenig störend und gewiss häufig ganz unabsichtlich, so dass es vielleicht das Richtigste wäre, jede Zeile ohne Absätze zu schreiben, was inzwischen aus anderen Gründen unterbleiben mag.

fol. 1 a: Folchet de Marseia. Per deu amors ben sabez ueramen. Mahn G. I p. 48, 151.

fol. 1 b: Amors merce non muora tan souen. ib. p. 16, 152.

fol. 2 a: Sal cor plagues ben foroimais sazos. id. W. I p. 319.

fol. 2 b: Tan mabellis lamoros pessamenz. ib. p. 328.

fol. 3 a: Sitot me sui atrat apercenbuz. ib. p. 327.

fol. 3 b: id. Molt ifeç granç pecat amors. ib. p. 318.

fol. 4 a: id. Aa qant gen uenz et aqant pauc dafan. ib. p. 322.

fol. 4 b: Fo. Ben an mort mi elor. id. G. I p. 24, 153.

fol. 5 a: id. In cantar mauen amembrar. id. W. I p. 317.

fol. 5 b: id. Tant mou de cortesa raçon. ib. p. 320.

fol. 6 b: id. Ja nos cuich hom qeu cange mas cancos. id. G. I p. 37.

fol. 7 a: id. Uns uolers oltra cuidaz. ib. p. 63.

fol. 7 b: id. Chantan uolgra mon fin cor descobrir. ib. p. 28, 153.

fol. 8 b: id. Greu feira nuls hom fallença. ib. p. 37.

fol. 9 a: Bernard de Uentador. No es merauei(ll)a seu chan. id. W. I p. 36.

fol. 9 b: id. Ab ioi mou lo uers el començ. ib. p. 16, G. I p. 80.

fol. 10 a: id. Qan uei la laudeta mouer. id. W. I p. 32.

fol. 10 b: Cant par la flor iustal uerd foil. ib. p. 19.

fol. 11 a: Bel mes qeu çant enaqel mes. ib. p. 41.

fol. 11 b: id. Lo genç temps del pascor. ib. p. 13.

fol. 12 b: id. Chantars non pot gaires ualer. ib. p. 33.

fol. 13 a: id. Qan la freida aura uenta. ib. p. 22.

fol. 13 b: id. Aram conseillaz seignor. ib. p. 34.

fol. 14 a: id. Ben mau perout lai enues uetadorn. ib. p. 20.

fol. 14 b: id. La dolza uoiz ai ançida. ib. p. 30.

fol. 15 a: id. Can uei la flors lerba fresch ela fuola. ib. p. 44.

fol. 15 b: id. El abril qan uei uerdeiar. ib. p. 46.

fol. 16 a: id. Ges dechantar nom pren talanz. id. G. I p. 154, II p. 53.

fol. 16 b: id. Lotems uai euen euire. ib. I p. 72.

fol. 17 a: id. Era non uei luzir solleill. ib. p. 20, 154.

fol. 17 b: id. Estat ai com hom esperduz. id. W. I p. 42.

fol. 18 b: id. Pe(r)l dolz chanz qel rosignols fai. ib. p. 21.

fol. 18 b: id. Per meilz (pes ausgestrichen) lomal cobrir elconsire. (verbessert aus eldonsire). id. G. I p. 73, 155.

fol. 19 a: id. In consirer et enesmai. ib. p. 69.

fol. 19 b: id. Can lafuola sobre larbre sespan. id. W. I p. 39.

fol. 20 a: id, Conort era sai ben. ib. p. 26.

fol. 20 b: id. Pos pregaz mi seignor. ib. p. 39.

fol. 21 a: id. Tuit cil qi preion qeu chan. ib. p. 29.

fol. 21 b: id. Lan qan uei la fuoilla. ib. p. 14, G. I p. 88.

fol. 22 a: id. Lan qan uei permei lalanda. id. G. I p. 71.

fol. 22 b: Gonselm Faidiz. Son pogues partir son uoler. ib. p. 77, II p. 121 bis, 122.

fol. 23 a: id. Lo gen cors honraz. ib. I p. 38, II p. 140, 141.

fol. 24 a: id. Toz me cugei de chanzos far sofrir. id. W. II p. 105.

fol. 25 a: id. Tuit cil qi amon ualor. ib. p. 91.

fol. 25 b: id. Tan sui ferms efins ues amor. id. G. I p. 61, II p. 153, 154.

fol. 26 a: id. Loroseignolet saluage. id. W. II p. 85, G. II p. 155.

fol. 26 b: id. Ben fora contra lafan. id. G. I p. 35, II p. 132, 133 bis.

fol. 27 a: id. Sianc nulz hom perauer fincorage. id. W. II. p. 88.

fol. 27 b: id. Choras qem des benananza. id. G. I p. 75, II p. 151 bis.

fol. 28 a: id. Jamais nulz tems nom pot ren far amors. ib. I p. 71, II p. 136, 137, 138.

fol. 28 b: id. Chant edeport ioi dompnei esolaz. id. W. II p. 103.

fol. 29 b: id. Fort chosa (verbessert in chausa) oiaz etot Iomaior dan. ib. p. 92.

fol. 30 a: id. Non alegra chan ni cric. ib. p. 109.

fol. 30 b: id. Tant ai sofert lonniamen greu afan. ib. p. 83.

fol. 31 a: (am Rande: Arnaut de Miroill). Aissi com cel coma (verbessert in cama) enones amaz. ib. I p. 164.

fol. 31 b: id. A grant honor uiu cui iois es cobiz. ib. p. 156.

fol. 32 a: id. La franca captenenza. ib. p. 148.

fol. 32 b: id. Ses ioi non es ualors. ib. p. 167.

fol. 33 a: id. Molt eran dolz mei conssir. ib. p. 170.

fol. 33 b: id. Si conlipeis an enlaiga lor uida. ib. p. 161.

fol. 34 a: id. Sim destregnes domna uos et amors. ib. p. 158.

fol. 34 b: Girard lo ros. (am Rande: Girardon loraz.) Era sabrai sa ges decortesia. id. G. II p. 116.

fol. 35 a: Toz hom caizo blasma qe deu lauzar. ib. I p. 61.

fol. 35 b: In greu pantais matenguz longamen. Rayn. Ch. III p. 426.

fol. 36 a: id. Car fui dedura coindauza.

fol. 36 b: id. (am Rande: NAimeric de Pugiman od. Pugundan.) Cel qi sirais niguereab amor. Mahn G. II p. 38.

fol. 37 a: id. Per solaz daltrui chan souen. ib. I p. 50. — id. En amor trob alqes enqem refraing.

fol. 37 b: id. Aissi com larbres qi per sobre cargar. ib. II p. 38.

fol. 38 a: id. Atressim pren com fai aliugador. ib. I p. 21.

fol. 38 b: id. Amors auos metessam clam deuos.

fol. 39 a: id. Per raison natural. ib. p. 49.

fol. 39 b: id. (am Rande: Guillem Figuiera.) Ancmais deiois ni dechan.

fol. 40 b: (am Rande: Peire Vidal.) Ben pauc dinuern edestiu. id. W. I p. 219.

fol. 41 a: id. Cant hom honraz torna en gran paprera. id. G. I p. 26, 147.

fol. 41 b: id. Anc no mori per amor ni per al. ib. p. 18, 148.

fol 42 a: id. Cant hom es in altrui poder. ib. p. 58.

fol. 42 b: id. Pois tornaz sui en proenza. id. W. I p. 224.

fol. 43 a: Peirol. Dun bon uers dei pensar com lo fezes. ib. II p. 20, G. I p. 158.

fol 43 b: id. Dun sonet uau pensan. id. W. II p. 17, G. I p. 158, II p. 164 bis.

fol. 44 a: id. Deissa larazon qeu soill. id. G. I p. 159.

fol. 44 b: id. Poisqentremis mesui defar chanzon (verbessert in chanzos). ib. p. 51, 159.

fol. 45 a: id. Molt mentremis dechantar uolunters. id. W. II p. 16, G. I p. 43, 157.

fol. 45 b: id. Coras qem fezes doler. id. W. II p. 4, G. I p. 82.

fol. 46 a: id. Perdan qe damor mauegna. id. W. II p. 24. G. I p. 162.

fol. 46 b: id. Caniat ma mon conssirer. id. W. II p. 12, G. I p. 26.

fol. 47 a: id. La grant alegranza. id. W. II p. 34.

fol. 47 b: id. Tot mon' engieng emo saber. ib. p. 27, G. I p. 161.

fol. 48 a: id. Ab ioi qim demora. id. W. II p. 14, G. I p. 79, 160.

48 b: id. Ben dei chantar pos amor mo ensegna. id. W. II p. 2. id. Qan amors trobet partit. ib. p. 6.

fol. 49 b: id. Del seu tort farai esmenda. id. G. I p. 161, II p. 161 bis. — id. Nulz hom nosaucit tan gen. id. W. II p. 22.

fol. 50 a: id. Si ben sui loing et entre gen estragna. ib. p. 18. G. I p. 54, 157.

fol. 50 b: Peire Raimon d Telosa. De fin amor son tot mei pessamen.

fol. 51 a: id. Seu fos auenturaz. id. W. I p. 145.

fol. 51 b: id. Ab son gai plan ecar. Rayn. Lex. I p. 513.

fol. 52 a: id. Atressi conlachandella. Mahn W. I p. 137.

fol. 52 b: id. Sicum celui qa seruit son seignor. ib. p. 136.

fol. 53 a: Rambaud de Uaqeiras. Setut madonna et amors. Mahn G. II p. 166 bis.

fol. 53 b: id. Sauis efols humilis et orgoillos. id. W. I p. 366.

fol. 54 a: id. Jano cuidei uezer. ib. p. 372.

fol. 55 a: id. G(u)er(r)a ni plaich non son bon. cf. ib. p. 385.

fol. 55 b: id. Leu pot hom gau(h)z eprez auer. id. G. I p. 163, II p. 167.

fol. 56 b: id. Eissamen ai guereiat abamor. ib. I p. 33.

fol. 57 a: id. Dun saluz mi uoill entremetere.

fol. 57 b: id. Si detrobar agues meillor razon. id. W. I p. 68.

fol. 58 a: (am Rande: EnGui dUissel.) A (verbessert in Se) bem partez mala donna de uos. id. G. I p. 90.

fol. 58 b: id. Ges dechantar nom fail cor ni razos. Rayn. Ch. III p. 379.

fol. 59 a: id. Ben feira chanzos plus souen.

fol. 59 b: id. En tanta guisam mena amors.

fol. 60 a: id. Estat aurai dechantar. P. O. p. 304.

fol. 60 b: (am Rande: Richart de Berbezil.) Atressi con loleos. Mahn G. I p. 21.

fol. 61 a: id. Atressi com perceuaus. P. O. p. 276.

fol. 61 b: id. Tut demadon qes deuengut amors. Rayn. Ch. III p. 455.

fol. 62 a: id. Ben uoliria saber damor. ib. p. 457.

fol. 62 b: id. Lenous mes dabril comenza. ib. p. 453.

fol. 63 a: id. Atressi con lolifanz. ib. V p. 433.

fol. 63 b: Perdigon. Ben aiol mal eill afanz eill cossir. ib. III p. 344.

fol. 64 a: id. Los ma(l)s damors ai eu ben toz apres. Mahn W. I p. 331, G. II p. 39.

fol. 64 b: id. Trop ai estat qen bon esper noui. id. G. II p. 159 bis.

fol. 65 a: id. Tut tems miten amors detal faichon.

fol. 65 b: NUc Bruneng de Rodes. Cortesamen mou amon cor mesclanza. Rayn. Ch. III p. 315.

fol. 66 a: id. Pos lodreiz temps uen gaban erizen. ib. IV p. 429.

fol. 67 a: id. Aram nafron lisospir.

fol. 67 b: Raimund de Miraual. Ben magradal bel tems destiu. Mahn G. I p. 23.

fol. 68 a: id. Aissi con es genzer pascors. ib. p. 7.

fol. 68 b: id. Sill qi no uol auzir chanzos. id. W. II p. 123.

fol. 69 a: id. Apenas sai don mapreing. ib. p. 121.

fol. 69 b: Gerard de Bruneil. Qant lofreiz elglaz elaneus. id. G. I p. 75.

fol. 70 a: id. Aqest termini clars egenz. id. W. I p. 194.

fol. 70 b: id. Sius qer conseil bellamiga alamanda.

fol. 71 b: id. Unsonet faz maluaz ebon. id. G. I p. 78.

fol. 72 a: id. Nom puosc sofrir caladolor. id. W. I p. 185.

fol. 72 b: id. Mes aissi deltot non lais.

fol. 73 a: Arnard Daniel. Lo ferm uoler qinz elcor mintra. ib. II p. 70, G. I p. 88.

fol. 73 b: id. Chanzon dol moz son plan eprim. id. G. I p. 28, II p. 112, 113.

fol. 74 a: id. Ar uei uermeilz uerz blaus blancs grox. ib. II p. 7, 107.

fol. 74 b: id. Anceu no lac mas ela ma. id. W. II p. 72.

fol. 75 a: Guielm de San Disler. Pos tan mesforcha amors. ib. p. 41.

fol. 75 b: id. Donna eu uos sui messagers. ib. p. 41, G. I p. 83.

fol. 76 a: id. Compagnon ab iois mou mon chan. id. W. II p. 46, G. II p. 49.

fol. 76 b: Guielm Azemar. Ben for omais sazos elocs. id. G. II p. 37.

fol. 77 b: id. Comenzamen comenzara.

fol. 77 b: id. Altemps destiu qan par la flor el fuoill. Rayn. Ch. III p. 192.

fol. 78 a: Guielm de Bergada. Qan uei lotemps camiar erefreidir. Mahn G. I p. 99.

fol. 78 b: EnPonz de Capdoill. Meillz com nopot dir ni pessar.

fol. 79 a: id. Seu fi ni dis nuilla sazon. ib. II p. 181.

fol. 79 b: id. Sicom celui qia pros ualledors. id. W. I p. 343.

fol. 80 a: Albertet. In amor trof tan de mal segnorage.

fol. 80 b: id. Ab ioi comenz euma chanzon. ib. p. 109.

fol. 81 a: id. Astretal uol faire demi mamia. Rayn. Lex. I p. 496.

fol. 81 b: id. Dèstreig dâmor ueng denan uos.

fol. 82 a: Enamor ai tan petit defianza.

fol. 82 b: NUc de SanSir. Tres enemics edos mals segnors ai. Rayn. Ch. III p. 330.

fol. 83 a: id. Gen an saubut mei oill uenzer moncor.

fol. 83 b: id. Nuls hom no sap damic tro la perdit. Mahn G. I p. 47.

fol. 84 a: id. Anc enemics qeu agues. ib. p. 17.

fol. 85 a: id. Aissi con es coinda egaia. ib. p. 6.

fol. 85 b: id. Toz mos cors emos senz. era pausaz.

fol. 86 a: id. Abril ni mai non aten defar uers. ib. p. 111.

fol. 86 b: NElias Gairel. Molt mi plaz lo dolz temps dabril. Rayn. Ch. III p. 431.

fol. 87 a: id. Era nouei puoi ni conba.

fol. 87 b: id. Per mantenir ioi echan esolaz.

fol. 88 a: Daude de Prodas. Ben aia amors qar anc me fez chausir. ib. p. 414.

id. Non cuigei mais ses coniat far chanzon.

fol. 88 b: Rambaud dAurenga. Pos tal saber miuen ecreis. Mahn W. I p. 81 (von Str. 2 an).

fol. 89 a: id. Segner enrambaut peruezer. ib. p. 124.

fol. 89 b: Monge de Montaldo. Aissi con cel qom mena aiuzamen. ib. II p. 58.

fol. 90 a: id. Aissi con cel qa estat ab seignor. id. G. I p. 10, II p. 69, 70.

fol. 90 b: Gauselm faidiz eus deman. Mahn W. II p. 100, G. II p. 117.

fol. 91 a: De Sauaric e de Ganselm e dAmigon tenzos. Gauselm tres iocs enamoraz. Rayn. Ch. II p. 199.

fol. 91 b: Perdigons uostre sen digaz. Mahn W. II p. 97.

fol. 92 a: Gauselm faidiz dedos amics corals.

fol. 92 b: Gauselm digaz mal uostre sen. ib. p. 33.
Dalfin sabriaz me uos. ib. p. 30.

fol. 93 a: Segner qal penriaz uos. ib. p. 32.
Perdigons ses uasalage.

fol. 93 b: Peire vidal pos far mauen tenzon. Rayn. Ch. IV p. 23.

fol. 94 a: Segner enblancaz dedona pro. ib. p. 27.
Enraubaut ses saber. ib. p. 25.

fol. 94 b: Segner naesmar chausez de tres baros.

fol. 95 a: De Sordel e de Guiel. Un amics et unamia. Mahn G. II p. 238.

fol. 95 b: NEsperdut de Ponz. Segner ponz de mon laur per uos. cf. Rayn. Ch. V p. 362.
E ranbaut pros donna daut lignagne. ib. p. 213.
En maenard ros a saubuda.

fol. 96 a: De Rainbaud e de Jaufre. Segner iaufre respondez mi sius plaz.

fol. 96 b: Dalfin respondez mi sius plaz. Mahn G. II p. 128 bis.

fol. 97 a: Segner bertran us caualers preisaz.
Bernard delabartal chausit.

fol. 97 b: Neble chausez lameillor.

fol. 98 a: Segner nymbert digaz uostre scienza. Mahn G. II p. 237 bis, 238.

fol. 98 b: De NAimeric e dAlbertet. Albertet chausez aluostre sen. ib. p. 17.
Aram digaz uostre senblan.

fol. 99 a: Sauarics eus deman. cf. Rayn. Ch. V p. 366.

fol. 99 b: De Ranbaut e de Coine.
Segner coine ioi eprez et amors.

fol. 100 a: Nebles puois endeptaz. Mahn G. II p. 168.
Segner coine saber uolria. Rayn. Ch. V p. 173.
Jausbert razon ai adreicha.

fol. 100 b: Amic bernard del uentadorn. Mahn W. I p. 102.

fol. 101 a: Cadenet. Aicum dona ric corage. id. G. I p. 12.

fol. 101 b: id. Sieu pogues ma uoluntat. ib. p. 56.

fol. 102 a: Ev sui tan cortesa gaita.

fol. 102 b: Anc mais nuls hom non fo apoderaz.

fol. 103 a: Ara agues eu .m. marcs de fin argen. Rayn. Ch. V p. 350.

fol. 103 b: Moge de Pocibot. Bes cuidet ueniar amors. ib. III p. 365.

fol. 104 a: id. Una granz amor corals. P. O. p. 218.

fol. 104 b: id. Seu anc dis clamans.

fol. 105 a: id. Merces ecausimenz.

fol. 105 b: Car nomabelis solaz.

fol. 106 a: Nom fai chantar amors ni drudaria. Mahn G. I p. 44.

fol. 106 b: Enaqest gai sonet laugier. id. W. I p. 25.

fol. 107 a: Bertram de Born. Can uei lotemps renouelar. Rayn. Ch. IV p. 199.

fol. 107 b: Cel qi cania bon permeillor.

fol. 108 a: Ges nomi desconort. Mahn W. I p. 286.

fol. 108 b: Tot franchamen donna uenc denan uos. Rayn. Ch. III p. 242.

fol. 109 a: Amors ben mauez tengut. ib. p. 352.

fol. 109 b: Ben fui conoisenz amon dan.

fol. 110 a: Si mos fis cors fos defer. Mahn G. II p. 234.

fol. 110 b: Guielm da Lator. Plus qelas donnas qe auc dir. ib. p. 233.

fol. 111 a: Ges cil qis blasmon damor. ib. p. 235.

fol. 111 b: Qvi sap suffrenz esperar. ib. p. 234.

fol. 112 a: Qan hom regna uer celui falsamet. ib. I p. 177, II p. 235.

Seu uos uoill tangen lausar.

fol. 112 b: Sira damor tengues home iausen. P. O. p. 202.

fol. 113 a: Enaissim pren cofai alpescador. Rayn. Ch. III p. 421.

fol. 113 b: Uren uers percho qe meinz impoing.

fol. 114 a: Achantar mer daqo qeu nouolria. Mahn W. I p. 86.

Inhonor del paire enqies. ib. p. 353.

fol. 115 a: Cortesamen uoil comensar. ib. p. 51.

Ara pod hom conoiser eprouar. ib. p. 375.

fol. 116 a: Can mi sui ben apresaz.

Darauf folgt fol. 116 b: Arnaud de Miroill. Razos es e mezura, didaktischen Inhalts (Mahn W. I p. 176); darauf 4 Episteln: fol. 118 b: id. Donna zenzer qeu no sai dir (ib. p. 151); fol. 120 a: Ev aman iur epromet uos; fol. 120 b: Ponz de Capdoil: Dompna eu preing comiat deuos. (Rayn. Lex. I p. 489), und fol. 122 a: Rambaut d Varenga. Donna cel qeus es bos amics. Sodann 2 Erzählungen: fol. 123 b: Eltermini destiu und 127 b: Dinç un uercer de mur serat; und dahinter noch eine Tenzone: En pellicer chausez de tres lairos. Rayn. Ch. V p. 322. Ferner fol. 129 und 130 35 Strophen didaktischen Inhalts, welche 25 Gedichte bilden (das erste beginnt: Ges li poder nos parton per egal); endlich fol. 130 bis 140 ein langes Gedicht: (A) issi col tesaurs es perdutr u. s. w., dessen Schlussschrift lautet: Explicit Documentum honoris Domini Sordelli. Das von zweiter Hand auf dem letzten Blatte hinzugefügte Lied beginnt: En chantan mauen aretraire.

Es wäre nun vielleicht möglich, von allen 47 hierunter befindlichen noch unbekannten Liedern einen lesbaren Text herzustellen. Es müssten aber zu diesem Zwecke, bei der Ungenauigkeit und Verderbtheit der vorliegenden Form, deren Wortlaute sehr häufig aller Sinn fehlt, eine überaus grosse Anzahl willkürlicher Veränderungen getroffen werden, die selbst, wenn sie einen durchaus ansprechenden Text gewährten, doch aller Authenticität und somit für unsern Zweck alles Werthes ermangeln würden. Ehe von eigenmächtigen Veränderungen die Rede sein kann, muss erst der Text der Lieder, wie ihn die Handschriften bieten, in seinen verschiedenen Versionen vollständig vorliegen und durch Vergleichung derselben derjenige, welcher die grösste äussere und innere Glaubwürdigkeit für sich hat, festgestellt werden: erst auf diesen können dann, mit Hinzuziehung der übrigen, Conjecturen gegründet werden, für welche wahrscheinlich auch dann noch ein weites Feld, und ein weiteres als wünschenswerth, offen stehen wird. Nach einer Handschrift, ohne Kenntniss der übrigen, darf der Text eben nur gegeben werden wie er in der Handschrift steht, und nicht nur jede Verbesserung desselben, sondern auch jede Vermuthung oder Bemerkung darüber unterbleiben. Allein auch den Text sämmtlicher 47 in unserer Handschrift enthaltenen unbekannten Lieder wiederzugeben, scheint ein zweckloses Beginnen, da er bei seiner grossen Fehlerhaftigkeit dem blossen Leser in den meisten Fällen unverständlich sein, dem aber, welcher in der Lage ist, ihn mit anderen Handschriften ver-

gleichen zu können, wahrscheinlich als geringer Aufmerksamkeit würdig erscheinen wird. Ich beschränke mich daher auf Mittheilung einer Auswahl von Liedern, welche in ziemlich reiner Form vorliegen, und behalte mir vor, die übrigen entweder nach einer bessern Handschrift zu geben oder, so weit sie sich in keiner andern finden sollten, noch nachträglich in dem, wenn schon verderbten, Mailänder Texte bekannt zu machen.

fol. 50 b. Peire Raimon d Telosa.

De fin amor son tot mei pessamen
Emei desir emei meillor iornal
E pres damor uoill auer mon ostal
Per so car fis ab fin cor finamen
Lim sui renduz setut ben nomacoil
E ges pertan de leis seruir nom toil
Setot son greu eperillos lifais
Qe fai als seus souen amor sofrir.

Pero ma fait amors tan donramen
Qemai emels ab ferm cor natural
Am qe nuls hom ni non dic qon niqal
Tot per paor de maluais parlamen.
Mas lodolz ris ela faz eill beil oil
E sa faichoz plaisenz debel escoil
El gai solaz el gen parlar noil lais
Mostra qals es acel qui sap chausir.

E car tan son uostre ric faiç ualen
Humils temen uos port amor coral
Qel mon nona amador tan leial
Qom eu uos sui dompna ses falimen.
Esai que faiz ardimen et orguoil
Seu dic qeus am perqes taing qeu emoil
Mos oilz souen car anc demi nostais
Qen tan ric loc peramar mon cor uir.

Las non pot hom retener son talen
Qades no an lai don plus fort li cal
E si nona mais dolor egran mal
Eseg ades son dan ad escien
E sapiaz, domna, qom plus mi doil
Ades mi creis lamor el bes qeus uoil
Cus dolz pensar plaisenz del cor menais
Qenoit ni iornos pot de uos partir.

Ppus aus clamar merce mo chausimen,
Car deualer nous trob par ni egal,
Pero qan hom alseus socor eual
Bella domna fai son pro ueramen.
E car tenez deprez lauzor capdoil
E debeltat ades mais qeu nonsoil
Vos uoil seruir enom part nim biais
De uostronor amar e car tenir.

Ver rabertins debuualel acoil
Prez eualor et anc iorn nos estrais
De granz solaz e de ioi mantenir.

fol. 55 a. **Rambaud de Uaqeiras.**

G(u)er(r)a ni plaich non son bon
Contramor en null endreich
Ecel fabrega fer freich
Qi uol ses dan far son pro
Caissim uol amors aucire
Com aucil seus segnor mals
Qe sag(u)erra mes mortals
E sapaz peiz demartire
E si anc foz enemic
Anc tibauz ab lodoic
Nofez plach ab tan plazers
Com eu qan sos torz maders.

Simistasses arazon
Bella domna niadreich
Janom tengraz tan destreich
En uostronorada preison
Don nonai poder qem uire
Anz sui tan fins eleials
Ves uos que ues min sui fals
Eus am tan qe mi na(z)ire
E seu no faiz tan nedic
Com ataing al uostre amic
Al faiz me sofraing poders
Et al uostre laus sabers.

En luoc defant daut baron
Vos am eus prec eus doneich
El uostre bel cors sadreich
Lai egart ni cui ni con
E qan pois ben far noil tire

Qesser deu uostra amic tals
Qesia entrels pros cabals
Ecar sufrez qeus desire
Cuit esser pars als plus ric
Eqan dantras (daltras) nu faidic
Nomo fai far non calers
Mal uostronraz capteners.

Car per esmende perdon
Ma sobrels amanz eleich
Madon oson tuit bon deich
Pausat enbella faizon
Don muor dire edecossire
Car nomestai comunals
Amors cab sospirs corals
Maucil bel senblan traire
Delei cui am ses cor tric
Cab iouen gerreia antic
Eual sobre toz ualers
Chom mostra auzir euezers.

Donna ric conseillz mer mals
Qem donez si non daz als
Ecar non uolc contradire
De uos lonrat conseill ric
Del emperador freiric
Qaissim taing mais deplazers
Con sui damanz loplus uers.

fol. 59 a. En Gui dUissel.

Ben feira chanzos plus souen
Mas enoi es tot iorn adire
Qeu plaing per amor esospire
Car osabon (tras) tuit comunalmen.
Mas eu uolgra motz nous ab son plasen
Mas re non truop qautra uez dit non sia
Deqal causa us pregarai do(l)cs amia
Aqo mezeis dirai dautre senblan
E si farai nouel senblar mon chan.

Amada uos ai loniamen
Et enqer non ai cor qem uire
Duncs si perchom uolez aucire
Non aurez ges debon razonamen.
Anz sapchaz ben que maior fallimen

Vos er tengut qaz altra non seria
Cusages es et adurat mainz dia
Qom blasma plus qan fail cel qe ual tan
Qedels maluaiz nosoten hom adan.

Domna bensai certanamen
Qel mon non pos domna eslire
Don qalqes bes nosia dire
O qom pessan non formes plus ualen.
Mas uos passaz sobre toz pessamen
Eatressi dic uos qom no poria
Pessar amor qefos par alamia
Sitot non puos auer ualor tan gran
Endreit damors siuals noia engan.

Esters sol car uos estez gen
No trob razon qan mo consire
Simi faiz mal que iam naire
Tan gen lom faiz ses far aziramen.
A bel senblan et ab cuillimen
Qen remembra mos fols cors chascus dia
On plus mos senz mo blasma emen chastia
Oras eu sai ben comes defnaman
Qel senz nona poder contra(l) talan.

Donab un baisar solamen
Agreu tot qan uoil nidezire
E prometez lom enos tire
Si uals permal delennoisa gen.
Qaurion dol sim uezion iauzen
E peramors dels ualens cui plairia
Car engualmen sataing acortezia
Qom faza ennoi als enoios qil fan
Et als adreich faizos tot qan uolran.

Ves albuzo chanzos ten tost tauia
Alameillor fors una qel mon sia
Qen leis pot hom apenre cosis fan
Jois esolaz ab gais cors ben estan.

fol. 59 b. id.

En tanta guisam mena amors
Capenas sai si deich chantar
O si dei plagner oplorar
Tan mi dona gauz edolors

Pero qin uolgues dreiz iuiar
Mas nai mal qe bes emaiors
Mas tan am finamen
Qel mal tieng anien,
E grazisc et enanz
Lobes per qem plaz chanz.

Bona dona prez eualors
E corteziab gen parlar
Oill rien ámoros eclar
Egens cors efresca colors
Et agranz don non aues par
Sobre toz autres faiz meillors
Vos fan enteiramen
Sobre totas ualen
Per qeu sui ben amanz
Qi sui damors clamanz.

Getaz mauez de las clamors
Ab precs et amerce clamar
Perqem deuez tenir plus car
E fogir feignenz preiadors
Qa donna fai bon esqiuar
Lo bruit dels fals deuinadors
Qe perun mal disen
Qen bel senblan sen pren
Sen leua bruiz tan granz
Camars ensenbla enganz.

Eses gen dedos amadors
Qan fan zo qes tang adamar
Car trop pot hom amor doptar
Silai on blasmes es paors.
Non es ola obra noi par
Qe greu er dedoas colors
Cors efaich longamen
Sabez qeu uau uoluen
Tem qe sial talanz
Lai on es losenblanz.

Echo es lemieis el paors
Qe magra faiz desesperar
Epartir deuos eloignar
Euirar si pogues aillors
Mas tan sabez los bens triar

Dels mals el sens delas folors
Qezaman etemen
Ecelan esofren
Meu iauzirai enanz
Qesi mera clamanz.

fol. 67 a. NUc Bruneng de Rodes.

Aram nafron lisospir
Damor qeu alcor losen
Esi merces noi deissen
Per adolzar mon cossir
Malaui son dolz uisage
Elbel senblanz abqem pres
Cil qi samistat mi mes
Elcor abun foc uolage.

Qan uenc mon cor assaillir
Amors alcomenzamen
Mediz emfez entendenz
Cabmi partrial desir
Mas ar uei qel segnorage
Ai dels mals epauc dels bes
Qen aissi so aases
En son costumer usage.

Eduncs eqem uolem dir
Sei oill ne qem uan qeren
Nimos precs nouol auzir
Molt sun mensongier message
Lidolz esgarz qem trames
Mas per crist seu osabes
Nolor obriral corage.

Cara non uolon eissir
Per negus altre talen
Eqan cuit mon pessamen
Virar eninlaltre albir
Amors abson poderage
Vai aduncs sazir mon pes
E tolme zo qai enpres
E tornan el seu uiage.

Qil sap tan gen acuoillir
Abson amoros preisen
Qom denan loseu cor gen

Non pot sos plazers partir
Al fol fai çuidar folage
Et al nesci nescies
Et al entendenz apres
Feing abelzdiz son pensage.

Bem deuria souenir
Cho qellam diz enrizen
Qe nulz hom ses ardimen
Non pot gaire conqerir
Aqest moz mes pres estage
Alcor absenblan cortes
Per qeill prec eill clam merces
Qemadolz son cor saluage.

Can sagranz beltaz remir
Tal ioi ai nom sai nim sen
Caissim uaill plazer plazen
Al cor al dolzor ferir
Res tan nomes dagradage
Tan qan loiois ab me es
Rei oduc cuit omarqes
Valer odauzor parage.

fol. 78 b. En Ponz de Capdoill.

Meillz com nopot dir ni pessar
Sui eu alegres eioios
Tanz mi plaz lagaia sazos
Qeu uei coindamen comenzar
Pero ges nom donna alegrers
Chanz dauzels ni flors de rosiers
Mas uos donna mauez tan dit debe
Qesser cuich reis deioi qan mi soue.

Bem deu souenir emenbrar
Delas uostras bellas faichos
Edel gais senblanz amoros
Qim fai dolzamen sospirar
E qan plus souen nouos qier
Donna cho qe magra mester
Ges non chalers ni enganz nomente
Mas non aus far ses uostre coman re.

Toz tems mi pogras iauzen far
A bel diz e sil faiz ifos

Aissi com es logenz respos
Meillz mestera qa nuill mon par
Canc tan bon prez ni tan enter
Non a(c) donna per qe sofer
En bona paz lomaltraich qemenue
E sofrirai tro qem aiaz merce.

E sios cuiaz per galiar
Las qenous ueia donna pros
Mandaz mi uenir enrescos
Qaissi opoirez assaiar
Mas mal crezez loreprouer
Qom nochai niabat nifer
Qino sassaia donc per prouar me
Epos saubreç qeus am per bona fe.

Donna ges non dei obliar
Lo comzat qeu pris tan coichoş
Qan midizez amics deuos
Mi menbrara ses toz pregar
E trametrai uos messager
Las simo antolt lausenger
O sui trahiz donna mas ges non cre
Qe tanz-genz (cors) metraia nim malme.

Oimais sion lilausenger
Amon dan seu altrà neqer
Qe sanc uirei ues altra part mon fre
Eu sui ab uos remaisuz per iase.

Fraire non sion lausenger
Sei oill rizen gai plaisenter
Qes gardauon tan dolçamen uasme
Qetot locor malena em reue.

fol. 80 a. Albertet. (vgl. Mahn G. I p. 60.)

In amor trof tan de mal segnorage
Tan luncs desirs etan maluais usage
Per qeu serai delas dopnas saluage
Nino cuidom qeu chan oimais delor
Oi sui esta lor hom elor message
E enanzat lor prez elor ualor
Ara noil trop mais destrucs edampnage
Gardaz seudei oimais chantar damor.

Damor no chan ni uoil auer amia
Bella ni pros ni abgran cortesia

Qare noi trob mais engan ebausia
Efals senblan mesonger traidor
Qan eu lacuich ades tener per mia
Adonc latrob plus saluage peior
Dunc ben es fol qin lor amor se fia
Et eu ai ben ma part enlafolor.

El mon nona contessa ni raina
Qe desamor mi uolgues far aisina
Qeu lan pregues ni la contessa fina
De proença qom ten per lazenzor.
Den saluaza non uoil qen ainessina
Miretengues per son entendedor
Nilabella biatrix sacosina
Deuianes ablafresca color.

Silabella saluaza dauramala
Qi debonprez afaiz palaiz escala
No so tengues aorgoil ni atala
No amaria lei ne sa seror
Si de bon prez son enlauzor escala
E son fillas den corat monsognor
Delor amor magran ferit soz lala
Samar deghes mas non aian paor.

Si nazalais decastel edemaza
Qe tot bon prez uol auer et amaza
Men preiaua totan seria lassa
Anzqe magues conqis per amador
Deus qilaue qom es uermeill egrassa
Bellefresca com rosa enpascor
Eil sei bel oill larzan qairel que passca
Lacors elcor mesclat abgranz dolzor.

Simen pregues ora lapros contessa
Qe delcaret es deprez segnoressa
Per soamor no fera unesdemessa
Gardaz sai dit ardimen efolor
Epos mos cors enlas dompnas no pessa
Apercazar laser oimais aillor
Qeu nouoill ges que neguna maguessa
Colgat abse desoz un cobertor.

Saber poden de lor amor que leua
La primera saben que fo as eua
Qefez adeu rompre conuen etreua
Don nussem tuit anchora pechador

Etal sefeing damar nor sap qes leua
Ninon sent (ges) ni pena ni dolor
Perqe fai mal toz cels qabellas treua
Pos com nopot conoisser lameillor.

fol. 92 a.

Gauselm faidiz dedos amics corals
Aluostre sen medigaz ço qe nes
Qan alun desa donna uen bes
Ez alautre danz edestrics emals
Siqe negus nona poder qes uir
Qal sedeu plus offorçar deseruir
Pero segon endreich damór iuzaz
Ecelui pois que uoleç razonaz.

Naimeric ges non es plaiz comunals
Qecels qilue damors entotas res
Danz edestrics deia esser tan cortes
Enues sidonz deseruizis corals
Comcel cui son complit tuit sei desir
Nones razos enonodeu hom dir
Qetan sesforz hom desauenturos
Com fis amics qes leialmen amaz.

Gaucelm faidiz entendedor uenals
Degra chausir sicomuos auez pres
Qetals amics no serf sadonna ges
Sinoil conois qel seruir sia sals
Ni sesforç tan ni fai tan agrazir
Qi dun bes sap autres bes far issir
Masqi delmal sap far be zo sapchaz
Abgen seruir deu esser dobles granz.

Naimerics gen razonaz zo qes fals
El razonar no es mais nescies
Com ausaz dir qel druç cui ual merces
Non deu esser ues sidonz plus cabals
Qel desamaz qes deuria aucir
Fols es donna sil fai desi iauzir
Pois ses bes faiz ualez euos forçaz
Esi faiz mal ben qe ia no uaillaz.

fol. 93 a.

Perdigons ses uasalage
Vei caualers ebarons

Laiz euilas efelos
Euei deuilan lignagne
Homes cortes echausiz
Larchs eualenz et ardiz
Digaz al uostre senblan
Qal daqest deu amar enan
Donna qan lastreing amors.

Segner segon bon usage
Par meilz dreichura erazos
Sil donna es ualens ni pros
Qil am engal son parage
Car deuillan lles granz criz
Sitot lipar iscreniz
Si iostase lacuoil nil blan
E blasmon la lipauc eilgran
Don les aunta edeshonors.

Perdigons gentil corage
Fai lons gentils elioios
El gentilenza deios
Noual mas enoretage
Car tot foron dunaraiz
E donna cui prez es guiz
Deu amar lopro el prezan
Qe mil son espachat delbran
Qe fai meillor baiar unors.

Segner greu mes esaluage
Dezo qeu auch dire uos
Qa un uilan paraios
Diseç qel donna senz gage
Mas si pel uilan mestiz
Es lo caualer gequiz
Lanoz deladonna desman
Qel nol perd pois met ensoan
Caualers don lonoms lisors.

Perdigons uostre dampnage
Razonaz abfals respos
Cais cortes es perdigos
Aduncs noms tan dauantage
Cuns mal autaz auniz
Sera perdonna acuilliz
Col plus ualenz ni atrestan.

Pois dun paire son lenfan
Donc uallonoms mais que ualors.

Arantandez mon lengage
Segner siam danz opros
Huoi tan uilas nos feing bos
Qal ops no perdal bernage
Qaissi colgaz gen noriz
Sesperdet perlasoriz
Sesperdon lai on mesteran
E plus uil caualers qean
Val puos donal uol far secors.

Perdigons gauselm faidiz
Inge segon nostre diz
Car sil son ric epro coran
Edona que chascus deman
Ausi segardaz sel ner sors.

Segner sol peruer sel diz
Notenga el per nuilliz
Sitot ses ualenz nol scan
Qedonne caualer sefan
Ezaluilan taing us fesorç.

fol. 94 b.

Segner naesmar chausez de tres baros
Cal preiaz mais erespondez primers
Et aprob uos responda en perdigos
Qelus es larcs egais eufaners
El segons es adreich e bos tirers
Ez auqes larcs mas non daital semblanza
El terç es bos per conduich e per lanza
E genz garnenz qals a meillor mesters.

En ranbaut aicel dic qes plus pros
Cab mesura fai toz sos faiz enters
E nes sos prez plus cabaillos
Enpot esser als enemics sobrers
Sil es adreiz cortes ni plaxenters
Dunc ual il mais segon lamia esmanza
Qels autres dos atan de peioranza
Per qe negus nolles deprez parers.

Baron eu sai qeus uenzerai andos
Car manteng lai don sui plus galanbrers
Adufana qes caps ab messios
De proeza eprez plus uertaders.
E mon segnor aia terra edeners
Pas proeza noil plaz nenoli enanza
Ez en ranbaut mantegna cels de franza
Qarmas euins es toz lor consirers.

Perdigons trop a granz meillorasós
Cel qil tengen les seus elestrangers
Ez es tensus mais ab cen compagnos
Qe sus autres nauia dos miglers
Ez ufana non es mas cors leugiers
E fols prez uans cab no poder balanza
E rics escars nopot auer honraza
Ab menuz dos per plazers menzongers.

En ranbaut rics hom brau orgoillos
Es louostre car es bos caualers
Per qe noual tan lauostra razos.
Qi pauc ni pro nomet mais ensabrers
En perdigons pren com ioglars laners
Qen penre auer a tota sasperanza
El meus es gais e de bella senblanza
Sitot non ual prez dorbs ni descaters.

A mon segnor uoil qenuegal tenzos
Qades manten loseus faiç menuders
E uol proeza ebonprez metre ios
Sol car no sab ni non es costumiers
Ez en ranbaut manten los cors pleners
Qen pro maniar a tota sa fianza
Mas sil marqes lifos daital senblan
Encor fora ioglars oescuders.

fol. 96 a.

Segner iaufre respondez mi sius plaz
Qal amors ual mais aluostre ueiaire
Qe dos amanz lus es tan ant poiaz
Qama dona ric e de granz afaire
Tal qapena cuida samor auer
Mas honors les sol car lofai doler
E lama tant qe no sen pot astraire
E lautres a desidonz son uoler

Siqe deren noill defen son plazer
Mas hom nona enamor honor gaire.

Segner rainaut toz me sui conseillaz
Aital donna nouoill uas mi atraire
Qe demonmal agues ioi esolaz
E desamor nom tengues come fraire
Qe maint ioi sont perdut per lunc esper
Aital richors don hom nona poder
Fera toz tems enperdon gren mal traire
Mas noill celei ben amar etemer
Qel guizardon nomet anoncaler
E qi uoilla sia daltra musaire.

Segner iofre no son ges musador
Tuit cil qamon donna de granz ualenza
Qar qi plus uol aise qe granz honor
Nona ense ueraia conoisenza
Qe ben deu hom percho granz mal sofrir
Don pot granz bes e granz hono'uenir
E perren almesura nomagenza
Mas per lei uoill honor ennauantir
Ecar uolez tal razon mantenir
Qe ren noual faisez i granz falenza.

Seigner rainaut aqel sap mais damor
Si uoliaz auer bonentendenza
Qa sonamic fai zo qilles meillor
Qe no fai cel qe son ioi libistenza
Qen no uoill ges toz tems atal seruir
Qe non agues mais lanar eluenir
E uos naiaz aqella contenenza
Qen amaz mais latendre qel iauzir
Perzo sen fai libreton escarnir
Qi fan dartur aqell eissa atendenza.

Segner iofre artur no aten eu
Qatal aidat emoncor emauia
Qe senbla ben qeil auzies agreu
Negnna res qagues en sa bailia
E si mefai mal hepena endurar
Nomen dei ges perzo desesperar
Caprop lomal naura ben tota uia
Seu nai lonor seuals alcomenzar

Perzo deu en lo granz ioi esperar
Qe deu mel don aisi comel nolria.

Segner rainaut perla fe qe dei deu
Dit mo auez aisi com eu qeria
Qil iauzimen damor sion tuiz meu
E li maltrait alauostra partia.
E qan uedez qe non podez al far
Sebez uos en auienen conortar
E qan ouei non puosc mudar nonria
Oimais laiscem nostra tenzos estar
Qe ben sab hom almeilor damar
Aqel qe pren oaqel qes fadia.

Amics iofre mal sabez razonar
E senblaz ben qe pauc sapchaz damar
Qi faiz donor edamor mei partia.

Segner rainaut ia nous oqer triar
Mas qan uos plaz qe uos laissaz truffar
Si nentendez plus enlafol sifia.

fol. 97 a.

Bernard delabartal chausit
Vol aiaz dedoas razos
Doas donnas ualenz epros
Son engal defaiz edediz
Egals deprez edeiouen
Luna abels cors ecouinen
Mas autra beutaz loblida
Lautra es debeltaz conplida
Enla cara mas cors amal taillat
Enqal deu meilz druz metre samistat.

Narnaut deiuoc cauez partir
Penrai lo meillz tot aestros
Eu prez mais las bellas faizos
Delai on son tuit ben conplit
Elabella cara rien
Qeqan lauezoil conoissen
Esal deben dar grazida
Per tor elautra escarnida
Qel bel cors ten escondut ecelat
Esil mostra serail amal tornat.

Bernard delabart euus enuit
Qel meus iuocs es cen tan plus bos
Donna abel cors fait egeignos
Graisle gras plan et eschalfit
Val mais segon mon escien
Qe donna ablait cors desplazen
Toz tems mes mal abelida
Donna delait cors garnida
Sitot abel louis egen format
Locors lifail lai on limaior at.

Narnaut nol lais anz uos renit
Ab mil beill senblan amoros
Qel dolz esgart meraueillos
Mison finamenz abelit
Tot qan di nifai lestai gen
Ezes bel edolz eplaisen
Mais ual qe sera escalfida
Negra edescolorida
Car dizom nul granz ben persa beltat
Qe deneguns delcors noson priuat.

Bernart fort deu esser grazit
Lobel cors dedonna ioios
Canc lonc son amic arescos
Semet qe ren nona uestit
Siqel ten emaneia esen
Son bel corş gras eplan eplen
Ço dunt amors loconuida
Ecil qe uos auez chausida
Torna ason drut lamors en desbarat
Sel cors nones zo qel cara mostrat.

Narnaut plus fort son encobit
Liplazer eplus saboros
Can hom uei los bels oilz glotos
Cab labeutat don son aizit
Dobla lamor el iauzimen
Plus plaz atota bona gen
E lautra pos er uestida
Non gardez qil eissas guida
Qeseus intrar non cres fort granz bontat
En nuill castel sel cap nes deshonrat.

Bernard sai loncs tems seruida
Mi donz cai encobida
Sal iazer rendre meñ desagrat
Fort aurai mal eu eill esperat.

Narnaut si tenez falida
Veiaz iqel cora guida
Eal senblan conoscaz lauertat
Caizo qom ue son tuit bon fait iuzat.

fol. 97 b.

Neble chausez lameillor
Ades segon uostrescien
Loqals amais depessamen
Deconsirer e derror
Cel qe granz ren deu pagar
Nipot nil uol hom esperar
Ocel qa son cor eson sen
E donna pausat eren
Noill fai qil plaia
Chausez dandos qeu sai qal plus sesmaia.

Neble tuit lidoneiador
Lipro eill larc eliualen
Seran ami deliuzamen
Ezauos li obliador
E lautra gen qi no sap far
Mas chatiuer e amassar
Perqe setaing qe soñ ueillon deschaia
Richs hom tesez qui per depta sesmaia.

Guillem gasmar anc per amor
Notraiz hom peiz dema iouen
Cum ai faiz efaiz et enten
Nimais deia de maricor
Perqeu sai com per essaiar
Qeno sefai acomparar
Dolors damor domen deptat
Car non es hom peiz traia
Com cel com dis chascus paia.

Guillem gasmar qan li deptor
Meuan apres toz iorn seguen
Lus mentira lautre me pren
Emapelon baratador

Eu uolgresser morç ses parlar
Qeu non mos (maus) enplaza baisar
Ni uestir bos draps decolor
Car hom non ue qe salenga non traia
Eseu damor trach mal ben taing qem plaia.

Neble sapchaz qe la dolor
Damor es mager per un cen
Qe depte ni desagramen
Cab bel dir pot hom son deptor
Gen aplanar ez apaiar
Mas amors qim fai sospirar
Morir egarir eissamen
Niai poder qem nestraia
Tan tem morir sol ladolors mesglaia.

Neble ben saubon liplusor
Com endeptaz no muor semanga raia
Mas damor mor plusleu qe daltra plaia.

fol. 98 b.

Aram digaz uostre senblan
Nelias dun fin amador
Cam̃a ses cor galiador
Et es amaz ses tot enian
Deqal deu plus auer talan
Segon dreita razon damor
Qe desidon sia druz omariz
Can sisdeue qelles daz lochausiz.

Cosin cor ai defin aman
Enon ges de fals trichador
Perqeu teng amaior honor
Auer donna bella preizan
Toz temps qe seu lauia unan
Epron mari doneiador
Qe desidonz sia toz ior aisiz
Qautre donnei nai maint ueu partiz.

Laren per qom uai meilloran
Nelias tenege a meillor
Esella tenc per sordeor
Per qom ua toz tems sordeian
Per donna uai bon prez enan
Eper meillor pert hom ualor

Eperdonnei dedonna es hom grazit
Eperdonnei demoillier escharniz.

Cosin samases tan nican
Vos auriaz diz granz folor
Qeren nocosta a fegnedor
Sina un plaçer epuos nan
Perqeu uoill remaner baisan
Qeres tan plasial ior
Qe per bondreich nira puois faidiz
Siqanu ual eu nera faidiz.

Nelias semidonz soan
Per moiller noill faz deshonor
Qeu nolalais mais perpaor
Eperhonor qeill port tan gran
Qasieu lapren epuois labran
No puos far fallimen maior
Eseu lisui uilan nidescausiz
Faill uas amor eldonei esdeliz.

Cosim bem tengaz pertruan
Seu posc auer ses gardador
Eses parer oses segnor
Laren qeu plus uoill nideman
Mariz a son ioi ses afan
El druz lamesclat dedolor
Perqe uoill mais qal qen sia locriz
Eser marit iausen qe druz mariz.

Anamargarita coman
Nelias cama lameillor
Quigel plait et eu sia auniz
Si plus no am midonz qe son mariz.

Cosi ben sai qella ual tan
Qe sabiuzai un plait damor
Eqe son prez es tan fin echausiz
Sai qil dira qe uos elgez faidiz.

fol. 99 a.

Sauarics eus deman
Qem digaz enchantan
Dun caualer ualen
Qa pregat longamen

Una donna preian
Eill met len soan
Pois pregan autra qedeuen samia
E donaill iorn cablei sia
Per faire tot son uoler
Eqan lautra ensaplouer
Mandaill qen aqel metes dia
Lidaral ioi qil qeria
Dengal prez eduna senblan
Son chausez aqal an.

Prebost lifin aman
Nonan lorcor camian
Anz amon leialmen
Sitot si fan paruen
Qamon aillors preian
Ges percho nous partran
Delai onan asis locor perdrudaria
Car ges peruna faidia
Non deu hom son cor mouer
Anz atendal bon esper
Deleis qen car setenia
Chausis qe uoill an uia
Qeu no cuich qella lengan
Desqer uenguz al seu coman.

Segner et aurai dan
Cela cason coman
Latrobat auinen
Ni mentraill son conuen
Percho qar lama el blan
Ben aura sen defan
Salei non uai qengrat loretenia
E lais leis qui laucizia
Canc noill uolc pro tener
Nil plac sos precs permaner
Mas er qar ue qe uiuria
Sea leis mor degelosia
Qeperal noill ua mandan
Mas car non uoil qe ben lan.

Donna aleuger talan
Non ama tan ni can
Prebost ni non enten
Qepuosc auer granz sen

Car ges donnas no fan
Cho com uol tro qe an
Conogut son las ama ses bausia
Mas celas qamors non lia
Vol atoz faire plazer
Epromet tost loiazer
Perqem pes sautretan uenia
Qaitan leu lacolgaria
Euoill mais morir aman
Caia leis don tuit lauran.

Segner amor desfan
Donnas qes uai loignan
Lor don eprometen
Car qi donna breumen
Fai son don aud egran
Cus dos ual atrestan
Com dona tost cum cel qom lognaria
Pos lasazos passaria
Car dos no pot ualer
Qan hom louol auer
Euos tenez afolia
Cho qom plus grazir deuria
Qesil fal qan donauan
Donna com nauial mazan.

Prebost lidur affan
Elgreu maltraiz preian
Qai soffert eltortomen
Meserion plazen
Sim trametia ungan
Madonna en mandos tan
Cuna uez anz qe moris laueria
Per amor qelam faria
Dematra odeser
Per cab leis uoill remaner
Per cui sai qe mauenria
Si ioi peramor auia
Mas mi art eleis eschan
Amors emuor sofertan.

Segner daizo uigel uer
Naguillma alseu plazer
Deben auza enamaria deluentador

Ab qe issia ladonna demoferan
Qelas tres son ses engan.

Prebost damor sabontan
Qeu nautrei zo qen diran.

fol. 102 a.

Ev sui tan cortesa gaita
Qe no uoill sia desfaita
Leials amors adreiz faita
Perqen don garda del dia
Seuenria.cel qi iai absamia
Prenda coniat franchamen
Baisan etenen

* * *

Sieu ennuilz chastel gaitaua
E fals amors iregnaua
Fals si eu si non celaua
Loiorn aitan qan poria
Cal uolria partir falsa durdaria
Ez entre laleial gen
Gaiten leialmen
Ecrit qan uei lalba.

Bem plaz longa nuoit escura
Eplus eltems qe mais dura
E non lais ges perfreidura
Qe leial gaita no sia
Tota uia per tal qe segurs estia
Fis druz qan pren iauzimen
Dedonna ualen
Tan tro qeu crit lalba.

Ja pergaps ni permenaza
Qe mos mal mariz mi faza
Nolaserai qeu no iaza
Amon amic tro qaldia
Qar seria deconoisenz uilania
Qi partria malamen
Son amic ualen
Desi troqalalba.

Anc noui iauzen
Drut cui plagues lalba

Perzo nomes gen
Nim plai qan uei lalba.

fol. 102 b.

Anc mais nuls hom non fo apoderaz
Mais eu osui eren nonsai perqe
Esters mon grat am enosui amaz
Ez enaissi oai tengut ancse
Desqe fui naz ni saup esser amaire
E follei sols enomen puosc estraire
E fuz mon pro qec iorn eseg mon dan
E faz esforz qan iam conort echan.

Pero tant es lasua humilitaz
Elalauzor on tuta gen senten
Qeu anc no puec esser tan sos priuaz
Canc mi ualgués merces ni chausimen
Ni nul conort don ma dolor sesclaire
Mas brau respos qais qeu lai mort son paire
Eqan laprec et ellam fai senblan
Qenomentenda plus dun alaman.

Pero tanes mes pessamens honraz
Qel mal traich ual dautres soiorn gran ren
Tan es ualenz eil acui mi sui daz
Qe non apar entan con lemon ten
Lazenzer es qe ano nasqes demaire
Elameillor cho augz atoz retraire
Perqeu noillaus descobrir mon talan
Mas per solaz con fan liautre chan.

Mas seu folei toz mes deintaz
E uoill sofrir enpaz lomal elben
Com nones fis ni druz enamoraz
Ni efforcius qi tan leu serecre
De sa donna nino sap damor gaire
Canc ses affan ric gazain noui faire
Mas qai dig sentirei delei dan
Con plus mi fai languir plus lareblan.

Al ualen rei qes deprez coronaz
Sobraltres reis eqi meilz se capte
On fis iois nais et es renouelaz
Jois eiouenz ten nai chansos dese
En aragon o prendon tuit repaire

Bos faiz ualenz qe francs reis deia faire
Esaludan deperpeignan enan
Cel ecelas qi damor antalan.

2.

Die Ambrosiana besitzt ferner unter der Bezeichnung D 465 inf. (sala inferiore) eine Papierhandschrift in Folio aus dem 18. Jahrhundert, einen Miscellanband von 39 Nummern, der unter anderem auf ältere und neuere, besonders italienische Sprache und Literatur Bezüglichen zur provençalischen Literatur Folgendes enthält.

Nr. 25. Rime di Bertran del Bornio de Arnaut Daniello et di Folguet da Marseilla, transcritte d'un libro antigo hauuto da M. Gio: Battista Adrian Marcellino in Fiorenza di Gennaro 1565. per M. Antonio Gigante. Hierin 1) die Namen von 63 Dichtern, die in dem Bande enthalten waren; 2) die Lebensbeschreibung Bertran's de Born nebst 24 seiner Gedichte: Ges eu nom desconort, Non posc mudar qun chantar non esparia, Pos als barons e noia e lor pesa, Al dolz nou termini blanc, Qan uei per uergiers despleiar, Pos uentadorns e comborns ab segur, Pos lo genz terminis floritz, Vn siruentes cui motz non faill, Dun siruentes nom cal far longorganda, Ben uolgra reis fos deuis, Qan la floreta par iostal uerian, Ges de disnar no for oimais maitis, Dompna pos de mi nous cal, A Lemozin francha terra cortesa, Eu me scondisc dompna qe mal no mier, Sabrils et foillas et flors, Rassa tan creis e poia, Qan uei lo temps renouellar, Ges de far siruentes nom tarz, Mos chantz fenis ab dolor ab mal traire, Lo coms ma mandat e mogut, Cel qui camina (am Rande: cambia) bon per meillor, Ara sai eu de prez qals las plus gran, Nostre seigner son ionis el meteis; 3) 2 Gedichte von Arnaut Daniel: Sim fos Amors de ioi donar tan laira, und Sols sui qui sai lo sobrefan qem sorz; 4) Batimenz den Sordel et den Bertran dela manon: Bertran lo ioi de dompnas e da mia etc.; 5) Coblas den granet: Pos al comte es uengut en corage etc.; 6) Blacacet e repren en Sordel: Per cinq en podez demandar etc.; 7) einige meist unvollständige Gedichte von Sordel: An plus creis dompnal desireis, Dompna al meill qom pot pensar, Dompna tot eissa menz com eu sui doloros (nur wenige Zeilen), Entre dolsor ez amar sui fermaz ($1^1/_2$ Str.), Lai an peire guillem man ses bistenza (desgl.), Aitant ses plus uiu hom qan uiu iauzenz (2 Str.), Bem me-

raueill com negus honratz bars (Tenzone mit Montan, 2 Str.), Alei puesc ma morte demandar (1 Str.), Ben deu esser bagordada (desgl.), Lai al comte mon Segnor uoill prezar ($3^1/_2$ Str.); Qi bes membra del segle qes passaz (2 Str.), 8) einzelne Strophen von Folchet von Marseille: Sal cor plagues be for o mais sazos, Amors merce non mora tan souen, Per deu amors be sabez ueramen (3 Str.), Tan mabilis lamoros pensamentz, Sitot me sui a tard aperseubutz, Ja nos cuitz hom queu canze mas cansos, Ai qan gen uenz ez ab qan pauc daffan, Molt infez gran pechat amors (2 Str.), Tant mou de cortesa razo. — Im Ganzen 44 Blätter.

Nro. 26. Vocab. d. lingua prouenz. di Honor. Drago. — 11 Blätter.

Nro. 27. Incipit liber quem composuit Ugo Faiditius precibus Jacobi de Mora et Domini Conradi de Sterleto ad dandam doctrinam uulgaris Prouincialis et ad discernendum inter uerum et falsum uulgare. (Ital. Uebersetzung von Nro. 35.) — 12 Blätter.

Nro. 28. Eine ital. Abhandlung über provençalische Grammatik. — 4 Blätter.

Nro. 29. Provençalische Phrasen mit italienischer Erklärung. — 2 Blätter.

Nro. 30. Die provençalischen Biographien folgender 87 Dichter: Pere daluerne, Pere rogiers, Girautz de borneill, Bernartz de uentedorn, Gauselins faiditz, Peire uidals, Arnaus de meruoill, Perdigons, Naimeric de piguillan, Peirols, Folquet de marseilla, Arnautz daniels, Raimons de miraual, Pons de capduoill, Raembautz de uaqueiras, Guillems de saint leider, Lo monge gaubertz de poicibot, Lo uescoms de Sant Antoni, Raimonz iordanz, Guirardos lo ros, Peire raimons de tolosa, Richautz de berbesieu, Gui duisels, En Lafranc cigala, En bertolome çorzi, Nuc brumes, Guillems ademars, Guillems de capestaing, Elias cairels, Peire de maensac, Sail de scola, Lo reis daragon, Raimons de salas, En blancatz, Guillems figuera, Peire guillems, Deude de prades, Cadenetz, Marcabruns, Jordans bonels, Jaufres rudels de blaia, Peire de ualeria, Ricautz de tarascon, Bertrans del poiet, Naimerics de sarlat, Lo sordells, Na Castelloza, Naimerics de bel e noi, Nucs de sainct cire, Nelias de bariols, Guillems de la tor, Cercamons, Albertetz, Lo monges de montadon, Pistoleta, Naimars lo negres, Guillems magretz, Nelias fons salada, Berengiers de palazol, Ugo de pena, La comtessa di dia, Peire bremonz, Gauseran de sains leider,

Gaubertz amiels, Lo coms de peiteus, Girautz de calanson, Guillems roimnols dat, Sauarics de mauleon, Ramautz de pon, Nucs de la bachalaria, Albertz marques, Garins lo bruns, Peire cardinal, Bertrans de born, Lo dalfins daluerne, Raimons de dur fort en tur males, Albertz cailla, Folquet de romans, Oiger giers, Peire de bariac, Peire de bosignac, Tomiers enpalazis, Garins dapchier, Guillems de berguedan, Girautz de salagnac. — 16 Blätter.

Nro. 32. Alphabet. Verzeichniss der Dichter und Liederanfänge in der provençalischen Handschrift des Mag. Al'so Mocenigo. — 15 Blätter.

Nro. 33. Das Gedicht: Ben chanterá si mestes de ben damor von Guill. de saint Leidier. — 1 Blatt. — Andere Abschrift desselben Gedichtes. Desgl.

Nro. 34. Reimfolgen bei Peire daluerne, zusammengestellt von Veniero. — 2 Blätter.

Nro. 35. Donato prouenzale in lingua prouenzala. Parte di un Rimario prouenzale. (Incipit liber quem composuit Ugo Faiditius etc.) — 15 Blätter.

Nro. 36. Donato prouenzale tradotto in lingua uolgare. (Andere Uebersetzung als Nro. 27.) — 8 Blätter.

Nro. 37. Musiknoten zu dem Gedichte: Molt i fetz gran pechat amors. — 1 Blatt.

Nro. 39. Abschrift aus einer Handschrift von Jacopo Contarini: Si tot letra no say, en Guylem de cerueyra etc. — 1 Blatt.

Ich beschränke mich auf diese Inhaltsangabe, da ich von Nr. 25 das Original noch in Florenz zu entdecken hoffe und das Uebrige unserm Zwecke ferner liegt; sollte sich die Quelle nicht mehr finden, so würde es allerdings nicht überflüssig sein, eine genauere Musterung des nicht sehr reichen Inhalts vorzunehmen.

---

79. Sitzung, den 10. Februar 1863. Herr Goldbeck sprach über den (ziemlich trostlosen) Stand der Untersuchungen über das ethnographische Verhältniss der Germanen und Kelten zu einander, mit Anschluss an ein älteres Werk von 1758 und an Ad. Holtzmann. Diesem letzteren sucht er eine Verwechslung des deutschen Rhein und des Rhenus*) in Oberitalien bei Besprechuug und Benutzung einer Stelle

*) Auf Riepert's Karte Renus.

Appiani ed. Teubner p. 721. 722 nachzuweisen,*) welche nach ihm auch von anderen Gelehrten begangen ist, (indem D. Brutus um zu M. Brutus in Macedonien zu kommen, den Umweg über den deutschen Rhein gewählt haben soll).

Beweis: „Appian erzählt von Decimus Brutus, dass er aus Oberitalien über die Alpen**) an den Rhein (wörtlich: Rein) gezogen sei, um auf weitem Umweg, durch die wildesten Völker nach Macedonien zu Junius Brutus zu stossen...“ Am Rein entlässt er seine Soldaten... „Er hoffte nach Aquileja zu kommen“ (man darf wohl behaupten, dass er dann geradezu verrückt gewesen wäre), er wird aber von einem keltischen Fürsten gefangen und dann getödtet. Diesen nennen einige Camillus, andere Camelus. „Livius nennt einen Capenus Sequanus.“ „Danach (so folgt dicht darauf bei Holtzmann) scheint freilich Brutus nicht über den Rein gegangen zu sein.“ Offenbar ist hier der Sequaner für Holtzmann entscheidend.

Hier folgen nun die Stellen des Appian: *ἀπογνοὺς οὖν μάχεσθαι, φεύγειν ἔκρινε πρὸς Βροῦτον εἰς Μακεδονίαν. ἔφευγε δὲ οὐκ ἐπὶ τάδε τῶν Ἄλπεων, ἀλλ' ἐς Ῥάβενναν ἢ Ἀκυληίαν. ἐπεὶ δὲ Καῖσαρ ὥδευε ταύτῃ* (natürlich um die Seeküste zu bewachen!, während andererseits Antonius aus Gallien mit x Legionen gekommen war, wo er nach Plutarch auch noch eine Garnison zurückgelassen hatte), *ἄλλην μακροτέραν*! *ὁδὸν καὶ δύσπορον ἐπενόει, τόν τε Ῥῆνον περᾶσαι καὶ τὰ ἀγριώτερα τῶν βαρβάρων ὑπερελθεῖν.* Nun kommt er an den Rhein! *δυσπόρου δὲ ὄντος αὐτοῦ περᾶν σὺν ὀλίγοις* (was das auch heissen möge, worüber Holtzmann ebenfalls streitet, mir ist die Sache ebenfalls klar), wird er von seiner Leibwache bis auf 10 verlassen. Nun legt er keltische Kleider an *καὶ διεδίδρασκε σὺν ἐκείνοις οἷά τις Κελτός, οὐ τὴν μακροτέραν περιιὼν ἀλλ' ἐπὶ Ἀκυληίας.* Nun wird er gefangen und getödtet. Die Folgerungen Holtzmann's aus dieser Stelle also sind falsch, wenn er sie auch vielleicht aus anderen Stellen stützen könnte, was hier nicht hergehört. Wenn man nun bedenkt, dass Appian hier nur von den zwischen Rhenus und Aquileja wohnenden Kelten, hier doch unbestritten Galliern, spricht, was soll man zu Holtzmann's kaltblütig eingeschobener Versicherung sagen: „Appian versteht unter Kelten die Germanen.“?

---

*) Nebst anderen Schnitzern an derselben Stelle.

**) D. h. es ist klar, dass Ad. Holtzmann den deutschen Rein meint und ebenso Dieffenbach!

Von aller militärischen Möglichkeit sehe ich ganz ab. Wo soll aber die Chronologie hin, welche Zeit hätte zu einer solchen abenteuerlichen Fahrt gehört! Appian ist der Einzige, der hier den Renus nennt, bei Vellejus, Livius kommt er nicht vor, überall aber macht wie beim Appian die Erzählung den Eindruck einer sehr schnell hintereinander abgewickelten Geschichte. Von einem solchen Abenteuer hätten doch auch wohl andere Schriftsteller berichtet.

Livius epit. libri CXX erzählt cum . . . D. Brutus . . . relictus a legionibus suis (die zu dem aus Gallien herangerückten Antonius übergegangen waren, er kam mit 14 Legionen und 10,000 Reitern, 4 gingen vom D. Brutus noch ausserdem zu ihm über; durch diese hindurch soll der spassige D. Brutus diese Rheinreise unternommen haben), profugisset, iussu Antonii, in cuius potestatem venerat, a Capeno Sequano interfectus est. Aber Antonius kommt ja eben aus Gallien, sollten nicht auch Sequaner in seinem Heere gewesen sein. Oder meint Holtzmann etwa auch, Antonius habe diesen Cap. S. an den Rhein geschickt zur Ermordung des D. Brutus? Scandalöser Weise kann aber dies Sequanus auch ein wirklicher Name sein, wie Sabinus, Pelignus und hundert Andere.

Der Name Camelus, Camillus ist neben Camulus gehalten, echt gallisch.

Vellej. II., LXIV und wo ist der Raum zu einer solchen Reise: D. Brutus desertus primo a Planco, post etiam insidiis eiusdem petitus, paulatim relinquente eum exercitu fugiens in hospitis cuiusdam nobilis viri, nomine Cameli, domo ab his, quos miserat Antonius iugulatus est. Hier tritt nun der Holtzmann'sche Unsinn des Obigen: „Livius nennt einen Capenus Sequanus. Daher . . .“ nebst unerhörter Flüchtigkeit erst recht hervor; nämlich:

D. Brutus wird nach Vellej. und Appian (D. Brutus wird von Räubern zu dem keltischen Fürsten Κάμιλλος gebracht, dieser fragt bei Antonius an und erhält den Befehl, ihm den Kopf abzuschneiden und denselben einzureichen), von einem keltischen Fürsten aufgenommen und auf Befehl des Antonius offenbar von einem seiner Soldaten Capenus Sequanus getödtet, den Livius nennt, weil er jedenfalls den ausführlichsten Bericht gegeben hat, da wo Vellejus sagt „quos miserat Antonius.“

In der dem Vortrage sich anschliessenden Discussion traten namentlich die Herren Mahn und Sachse gegen die Sachkenntniss Holtz-

mann's und gegen die von ihm angewandte Art der Beweisführung auf. — Herr Mahn las über die zahlreich vorhandenen Biographien der Troubadours und machte auf die reiche Beute aufmerksam, welche für die Sittengeschichte aus denselben zu ziehen ist. Näher sodann ging er auf das Leben des Troubadours Guillem von Balaun oder Balasun ein, dessen Ruhm, nachdem er und seine Dame in äusserst romantischen Liebesgeschichten einander bis auf's Blut gequält haben, schliesslich darin besteht, dass er sich einen Nagel abreissen lässt und ihn der Geliebten mit einem Gedichte überreicht. Ein anderes Gedicht dieses Troubadour, — das einzige uns erhaltene, — wurde in der Uebersetzung vorgetragen und erklärt. — Zum Schluss entwickelte Herr Lessing, wie der englische Volkscharakter sich in der Geschichte des Landes und in der Ausbildung der Sprache ausgeprägt hat. Er gelangte zu dem Ergebniss, dass in der englischen Nation grosse Tugenden grossen Fehlern die Wage halten, und dass durch den Instinct für das rechte Maass die Engländer es dahin gebracht haben, ihr Leben zu einem harmonischen Kunstwerk zu gestalten.

Beurtheilungen und kurze Anzeigen.

Ueber die Zeit des Heliand. Von Dr. Hermann Middendorf, Oberlehrer am Gymnasium zu Münster. Aus der Zeitschrift für Geschichte und Alterthumskunde Westfalens. 22. Band besonders abgedruckt. Münster, Regensberg. 1862.

Die vorliegende sehr interessante Abhandlung ist gegen die Ansichten Schmeller's gerichtet, welche nachher von Püning im Recklinghauser Gymnasialprogramm von 1851 ausgeführt sind, dass der Heliand in der Zeit des heiligen Ludgerus abgefasst sei, und stützt mit sicheren Gründen die Tradition, dass der Heliand das Fragment eines grossen altsächsischen biblisch-epischen Gedichtes aus der Zeit Ludwig's des Frommen sei.

Mathias Flacius theilte in seinem Catalogus testium veritatis eine Praefatio in librum antiquum lingua Saxonia conscriptum mit, das Vorwort eines unbekannten Zeitgenossen Ludwig's des Frommen zu der Abschrift eines grossen altsächsischen biblisch-epischen Werkes, welches erzählt, der Kaiser habe einen sächsischen Dichter zur poetischen Uebertragung des alten und neuen Testamentes beredet; dies Gedicht, in dem Einiges mystisch behandelt sei, übertreffe alle deutsche Gedichte an Schönheit; nach einer Sage sei vorher der Dichter dieser Kunst unkundig gewesen und durch ein Traumgesicht schon aufgefordert. Hinter der Praefatio steht ein lateinisches Lobgedicht auf den Dichter, und hier erscheint der Dichter schon als Ackersmann, auch heisst es, sein Gedicht durchlaufe die fünf Weltalter. Die Praefatio ist unzweifelhaft echt und gehört der Zeit Ludwig's des Frommen an; das Lobgedicht ist aus späterer Zeit, aber auch aus dem Mittelalter, und zwar einer Zeit, in der das biblisch-epische Gedicht noch ganz vorhanden war.

Dass dies Gedicht aber uns zum Theil im Heliand erhalten ist, ist nicht zu bezweifeln; auf diesen passen die Bezeichnung der Schönheit, der theilweise mystischen Behandlung, des volksmässigen Rhythmus, d. i. des Stabreims; es könnte ferner nicht nach dem Heliand ein diesen selbst übertreffendes Gedicht entstanden und spurlos verschwunden sein; und bei der Existenz des Heliand würde nicht zur Bearbeitung des neuen Testaments in sächsischer Sprache ein Dichter aufgefordert sein. Der Heliand beginnt damit, dass jetzt mit der Erscheinung Christi fünf Weltalter beendigt seien; damit scheint er offenbar darauf hinzudeuten, dass er Fortsetzung sei, nämlich des die fünf Weltalter umfassenden alten Testamentes, welches verloren gegangen ist.

Schmeller und Püning haben die Ansicht aufgestellt, dass entweder

Liudger selbst, der erste Bischof von Münster, den Heliand verfasst habe oder er unter seinem Einflusse entstanden sei. Indessen es ist dafür kein einziger nur irgend wahrscheinlicher Grund vorhanden, und direct spricht dagegen das gänzliche Schweigen über diesen Punkt in den vorhandenen auf Liudger's Beschäftigungen genau eingehenden Lebensbeschreibungen. Schmeller greift aber weiter, wenn er auch ihre Echtheit zugibt, doch die Glaubwürdigkeit der Praefatio an mit dem Grunde, dass der Verfasser nur dem Könige Ludwig habe schmeicheln wollen; als ob es nicht eine Tollheit wäre, dem Könige zu schmeicheln mit der Angabe, er habe ein Gedicht veranlasst, wenn dies Gedicht gar nicht existirte. Die Praefatio enthält keinen Zug über den Charakter des Königs, der nicht durch die Geschichte beglaubigt ist. Wenn man aber deshalb, weil der angelsächsische Dichter Cädmon, ähnlich wie der Dichter des Heliand von seinem Könige, von einer Aebtissin zu seinem Gedichte aufgefordert sein soll, geschlossen hat, folglich sei die Nachricht der Praefatio ungegründet, so ist dieser Schluss mehr als kühn zu nennen, und wenn, weil die folgenden Verse von einer Traumerscheinung reden, die den ungeübten Landmann zum Dichten angespornt habe, Cädmon aber vor seiner Aufnahme in's Kloster ein Ackerknecht gewesen sein soll, deshalb die Nachrichten über den altsächsischen Dichter auf die Erzählung von Cädmon zurückgeführt werden, so übersieht man ganz den kindlich religiösen Geist des Mittelalters, der überall sagenbildend erscheint.

Nach der Praefatio ist durch das biblisch-epische Gedicht unter dem sächsischen Volke die Kenntniss der heiligen Schrift verbreitet. Wenn nun diese Praefatio spätestens 830 geschrieben ist, weil mit diesem Jahre eine solche Zerrüttung im fränkischen Reiche begann, dass sie auch dem Mönche nicht unbekannt bleiben konnte, so muss etwa 820 das Gedicht verfasst sein. Gerade in seinen ersten Regierungsjahren beschäftigte sich Ludwig der Fromme vorzugsweise mit den kirchlichen Angelegenheiten seines Reiches und schon 815 hielt er selbst zu Paderborn eine allgemeine Reichsversammlung. Auch Vilmar hat in seiner Besprechung des Heliand hinsichtlich der Zeitbestimmung sich in Irrthümer verstrickt.

Hölscher.

Martin Opitz von Boberfeld. Zwei Beiträge zur Lebensgeschichte des Dichters. Eine Gabe für's Opitzdenkmal in Bunzlau von Hermann Palm, Oberlehrer am Gymnasium zu Maria Magdalena zu Breslau. 1862.

Trotz der dankenswerthen Arbeiten über Opitz, der älteren von Colerus, der neueren von Strehlke und Weinhold fehlt uns noch immer, wie Palm sagt (Vorwort V), eine den Anforderungen der Gegenwart entsprechende Lebensgeschichte des durch seine persönlichen Eigenschaften und mannigfachen Beziehungen zu den wichtigsten Fragen seiner Zeit so interessanten Mannes. Als nicht unbedeutende biographische Beiträge sind die beiden vorliegenden Aufsätze zu betrachten. Der erste, „Martin Opitz als Agent Schlesischer Herzoge bei den Schweden" betitelt, behandelt eine bisher unbekannte Episode aus dem Leben des Dichters. Diese fällt in den Schluss des Jahres 1633 und in das ganze Jahr 1634. Nachdem Opitz 1632 wider seinen Willen aus dem Dienste des Kammerpräsidenten von Dohna getreten, bei dem er seit 1626 angestellt war, wurde er als gewandter und schon früher erprobter Diplomat 1633 einer Gesandt-

schaft an Oxenstierna beigegeben. Im folgenden Jahre wurde er von den Schlesischen Herzogen in das Schwedische Hauptquartier geschickt, und die noch vorhandene Instruction weist ihn an, bei der Armee Banners zu bleiben, die Correspondenz zwischen dem Feldherrn und den Herzogen zu besorgen, beide Theile über das, was ihnen zu wissen nöthig sei, stets zu unterrichten, die Stände und Einwohner des Landes vor allen Uebergriffen der Soldaten möglichst zu schützen, die Zufuhr besorgen zu helfen u. s. w. Bei Banner wusste er sich bald in hohe Gunst zu setzen und begleitet das Heer bis nach Böhmen, von wo er über Dresden wieder nach Schlesien zunächst nach Brieg zurückkehrte, wo er bei der allgemeinen Calamität auch nicht eben in der besten Lage sich mag befunden haben. Für die später noch fortdauernde Verbindung des Dichters mit den Schlesischen Herzogen, sowie mit Oxenstierna ist ein Brief des Kanzlers an Opitz vom 4. Juni 1637 Zeugniss. Dass Colerus in der ‚Gedächtnissrede 1639 kurz nach Opitzens Tode dieser freundschaftlichen Verbindung mit den Schweden gar nicht Erwähnung thut, das, meint Palm, rührt daher, dass das Regiment des katholisirenden Kaisers nach gänzlicher Besiegung alles Widerstandes der Protestanten gewaltig und gefürchtet war. Es war vielmehr durch die Klugheit geboten, von der Agentur bei den Schweden, von Oxenstierna und Banner ganz zu schweigen zu einer Zeit, wo man in Breslau überhaupt höchst ungern dieser Verbindung mit jenen gedachte, wo das Land noch aus tausend Wunden blutete, die ihm um derselben willen geschlagen waren.

Der zweite Aufsatz „Martin Opitz und Janus Gruterus“ führt uns die Jugend- und Universitätszeit des Dichters vor. Im Jahre 1619 begab sich Opitz, damals 24 Jahre alt, von Frankfurt an der Oder, wo er ein Jahr studirt hatte, nach Heidelberg. Dort machte er Gruters persönliche Bekanntschaft. Schon im folgenden Jahre wurden sie getrennt. Beide flohen vor der Invasion der Spanier unter Spinola, Gruter nach der Schweiz, Opitz zunächst nach Holland, wo er des Heinsius Bekanntschaft machte. Nach einem kurzen Aufenthalte begab er sich nach Jütland; nach 7 Monaten kehrte er von da nach Schlesien zurück und wurde dann an der Akademie zu Weissenburg in Siebenbürgen angestellt. Dort blieb er nicht lange, benutzte aber die Zeit, die Merkwürdigkeiten des Landes und besonders die Antiquitäten genauer kennen zu lernen. In dem Gedichte Zlatna spricht er von denselben sowie von Inschriften, die er, so viel er deren in der Nähe der alten Alba Julia fand, sammelte; auch fasste er wohl den Plan, seine Studien zu einem wissenschaftlichen Werke zu verarbeiten. Kurz nach seiner Rückkehr im Jahre 1626 schrieb er einen in jeder Beziehung wichtigen Brief an Gruter, der hier mitgetheilt und näher besprochen wird. Von der oft genannten und lange gesuchten Dacia antiqua nimmt Palm an, dass der Dichter vielleicht nie ernstlich an die Ausarbeitung Hand angelegt hat, doch läugnet er nicht die Möglichkeit, dass es auf dieselbe Weise aus seinem Nachlasse könne verschwunden sein, wie die bekannte Handschrift des Hannoliedes, die der Rhedigerschen Bibliothek zu Breslau gehörte.

Diese kurze Uebersicht möge genügen, um zu zeigen, mit welchem Fleiss und Geschick Herr Palm gearbeitet, und welche wesentliche Lücke in dem Leben des Dichters er eben so lehrreich als gründlich auszufüllen gewusst hat.

Berlin. Dr. Sachse.

Walther von der Vogelweide identisch mit Schenk Walther von Schipfe. Eine auf Urkunden gestützte Untersuchung von Elard Hugo Meyer. Bremen, Müller. 1863.

Eine kleine, aber im höchsten Grade beachtungswerthe Schrift. Was wissen wir bis jetzt über die Abkunft Walthers von der Vogelweide? Die Ansichten stehen sich auch noch nach der Untersuchung Fr. Pfeiffers scharf gegenüber; die Lachmannianer halten noch an dem österreichischen Ursprung fest. Was wissen wir auch viel von seinen Schicksalen? Wir müssen es aus seinen Gedichten gewinnen, und die Resultate lauten verschieden. In diesem Streite der Meinungen hat der Verfasser obiger Schrift einen andern Weg eingeschlagen, er hat nach urkundlichen Nachrichten gesucht, bedeutungsvolle Notizen gefunden, dieselben verfolgt, mit Walthers eigenen Angaben verglichen, Vermuthungen auf überraschende Weise bestätigt gefunden, und bietet das Ergebniss dieser Untersuchungen uns jetzt dar. Sie zeugen von ungemeinem Fleisse und grossem Scharfsinne; ob andere urkundliche Daten mit ihrem Resultat im Widerspruche stehen, mögen diejenigen untersuchen, welche eine gleiche oder grössere Fülle des Materials besitzen. Es scheint aber bis jetzt, als ob anderweitige Forschungen nur den Satz des Verfassers bestätigen würden. Hier soll nur kurz das den Lesern mitgetheilt werden, was wir aus der Abhandlung gewinnen.

Walther ist an vielen Höfen umhergewandert, bei vielen Fürsten ein angesehener Mann, Theilnehmer an vielen grossen Festen gewesen; auffällig wäre es, wenn die öffentlichen Urkunden ihn nirgends erwähnten. Wohl nennen die Dichter der Zeit den Namen Walther von der Vogelweide, aber nur die Dichter. Nirgends ein Schimmer einer Nachricht über ein gleichgenanntes Geschlecht. Wie ist es nun nicht denkbar, dass jener Name nur vom Dichter angenommen ist? Nach einem Walther also haben wir uns in den Annalen, in den Regesten umzusehen. Er muss gesucht werden unter dem niederen Adel, Walther heisst ja „Herr,“ in der Nähe der deutschen Herrscher. Walther sagt von sich, er sei am Abend seines Lebens in das Land seiner Kindheit zurückgekehrt, und Land und Leute seien ihm fremd gewesen. Folglich kann er nicht in Oesterreich, wo er als Jüngling das Singen und Sagen lernte und sich oft aufhielt, geboren sein. Er hörte um 1228 auf zu singen, hob vor 40 Jahren an, kam also zwischen 1180—1190 nach Oesterreich, ist also 1160—1170 geboren. Er sah in Wien die Helden des dritten Kreuzzuges, verkehrte dort mit Reinmar, der 1197 mit Herzog Friedrich nach Palästina zog, dann mit Heinrich's VI. plötzlichem Tode warf er sich in die politische Laufbahn, und als die Nachricht von des Herzogs Friedrich Tode vor Ptolemais in Wien ankam, ging er fort zu König Philipp 1199. Die Feste zu Halberstadt feiert er in seinen Gedichten, er war in den Dienst des Reiches getreten. Gerade da besetzt Philipp eine Stelle am Hofe neu, das Schenkenamt, am 15. März 1200 bezeugt der Schenk Walther von Schipfe zum ersten Male eine Urkunde auf dem Hoftage zu Nürnberg. Der Schenk Walther von Schipfe stammt von dem alten Sciffa, später Schipfe, jetzt Schüpf im Taubergau, an der Sciffa, einem Nebenbächlein der Tauber im badischen Amt Boxberg. Die Burg ward 1470 zerstört. Das Geschlecht von Schipfe lässt sich verfolgen bis 1144; einige von ihnen werden als Schenken erwähnt. Wahrscheinlich starb des Schenken Walther Vater Conrad um 1183, und vielleicht ging damals der junge Walther nach Wien. Die Schipfe gehörten zum niederen Adel, ebenso der Vogelweider. Als Sohn eines Schenken hatte Walther von Schipfe gewisse Erbrechte auf dies Amt, aber nicht der Art, dass nicht auch andere Geschlechter dasselbe bekleidet hätten. Unter keinem Hofamte damaliger Zeit finden wir mehr Dichter als gerade unter den Schenken.

Fünf der Gedichte Walthers von der Vogelweide (9, 16. 25, 26. 107, 10. 106, 24. 18, 29) fallen deutlich in die Zeit 1200—1205, bis zu Philipps zweiter Krönung, aber auch noch 16, 36. 19, 16; sie zeigen Philipps Bedrängniss, dann seine Theilnahme an Herzog Leopolds Hochzeit mit Theodore von Griechenland, endlich seine Aachener Krönung. Walther von Schipfe erscheint mehrmals in Urkunden, stets in des Königs Gesellschaft.

1205 begab sich Walther von der Vogelweide zu Landgraf Hermann nach dessen Versöhnung mit König Philipp. Hierher gehören die Gedichte 20, 4., Guoten Tac (s. Parz. 297, 25); 21, 25; vielleicht 82, 11. 104, 7. Nach dem Wartburgkriegsgedichte bildet der fabelhafte österreichische Ofterdingen den Gegensatz zu Walther, Wolfram, dem tugendhaften Schreiber (Klingsor repräsentirt die mit der Ankunft der heiligen Elisabeth sich bildende schroffe geistliche ungarische Partei). Schon 1207 wankte Landgraf Hermann zu König Otto hinüber. Da verliess auch Walther seinen Hof, nicht erst 1211. Mit dem Jahre 1205 schwindet Walther von Schipfe aus König Philipps Nähe, ein anderer Schenk, Eberhard von Tanne, erscheint in den Urkunden. Von fast 1207 bis 21. Juni 1208 war Walther bei Philipp, und wirklich September 1207 begegnet uns wieder Walther von Schipfe in den Regesten. Der Dichter ging in Otto's Dienste über. Ueber die erste Zeit ist er stumm. Dann aber, als Otto mit dem Papste bricht, ertönt wieder seine Harfe. Die Sprüche 11, 6. 11, 18. fallen in Otto's italienischen Aufenthalt; der Dichter war mit in Italien. Von 1208 an kommt in Urkunden von Mainz, Worms, Würzburg, Valleggio, Rom, Capua, vom Po Walther von Schipfe vor. Die Romfahrt machten Freunde und Bekannte Walthers mit, Thomasin von Zerkläre, Patriarch Wolfger von Aquileja, Herzog Ludwig von Baiern, Bernhard von Kärnthen; und diese erscheinen öfters in Urkunden an Otto's Hofe, also auch in des Schipfer Gesellschaft.

Von 1211. Janr. an erscheint der Schipfer nicht mehr in Urkunden bei Otto. Der Urkunden Otto's seitdem sind überhaupt wenige; die Dienstleute waren auch wohl grossentheils von Italien ihm voraus heimgekehrt. Nach der Beatrix Tode, 11. Aug. 1212 liessen fast alle Dienstleute den unbeliebten welfischen Kaiser im Stich; da muss auch der Schipfer sich von Otto abgewandt haben. — Unter den Gedichten des Vogelweiders aus dieser Zeit begrüsst 11, 30. im Namen der Fürsten den nach ihnen aus Italien zurückgekehrten Kaiser; 12, 6. und 12, 18. mahnen zur Beruhigung Deutschlands; 105, 13. bittet um Schonung des Landgrafen von Thüringen, gegen den Otto 1212 zu Felde zog (nicht 1215); 25, 11. drückt den Groll aus über die Einmischung der päpstlichen Partei in die Wahl Friedrichs II.; 12, 30. zeigt das Schwanken des Dichters zwischen beiden Parteien; 83, 35. 83, 14. beweisen den schon offenbaren Uebergang zu Friedrich, wie es scheint bei dessen Wahl am 2. Decbr. 1212, vergl. 17, 22. In den Sprüchen 12, 6. 18. aus 1212 mahnt Walther zum Kampfe wider die Heiden; die Stimmung nährte der Kinderkreuzzug, noch mehr die Fahrt Herzog Leopolds gegen die spanischen Sarazenen, mit dem der Dichter vielleicht noch 81, 13. bis an die Seine kam. Markgraf Dietrich von Meissen hatte 20. März 1212 mit Otto einen Sonderbund geschlossen; mit ihm stand damals Walther nach 18, 15. in freundschaftlicher Verbindung; dann aber gibt er seinen Dienst auf. 105, 29. Nach alle dem sagte sich gegen Ende 1212 Walther von Otto los, nicht erst 1215, wie Lachmann und die Folgenden angenommen haben. Ton 17, 11. spielt an auf Otto's Niederlage vor Constanz; 26, 3. rechtfertigt des Dichters Abfall; 26, 23. 33. fallen auch in diese frühe Zeit, 28, 1. auch vor die Aachener Krönung, vielleicht auch 27, 7. und 28, 31. Mit dieser Parteinahme für Friedrich verträgt sich sehr wohl die fortdauernde Stimmung gegen den Papst, die sich wiederholt ausspricht. Andere Sprüche wie 34, 34. 31, 33. 32, 7. weisen auf einen Aufenthalt am österreichischen Hofe, das ist wahrscheinlich 1213 und 1214, der

Patriarch aber 34, 36. ist nicht Berthold von Aquileja, sondern sein Vorgänger Wolfger († 1218). Nun erscheint Walther von Schipfe in Urkunden des Hofes wieder 1213 und 1214 in Regensburg, Eger, Aachen, Jülich, und zwar nie an anderen Orten als die zur selben Zeit Herzog Leopold besuchte, und Leopold wird nur da genannt, wo auch Walthers Name bezeugt ist. Das Verhältniss des Dichters zu Friedrich war wohl nur ein amtliches, zum Herzog dagegen kein amtliches, sondern ein freundschaftliches, er duzt ihn; von Wien aus besuchte er auch seinen alten Freund Wolfger in Aquileja.

Nach den Gedichten 85, 7. 35, 15. nahm der Dichter Anfang 1216 einen zweiten Aufenthalt beim Landgrafen Hermann. In den Urkunden von Novbr. 1214 an bis Janr. 1216 tritt wieder der Schipfer als Reichsschenk auf, selten mit Herzog Leopold zusammen, aber mit Anfang 1216 schwindet er aus des Kaisers Umgebung, also als der Dichter nach der Wartburg ging. Dort blieb er bis zum April, als der Landgraf starb. — Vor dem Kreuzzug 1217 war er eine Zeitlang wieder in Wien. Es hat nichts Unwahrscheinliches, dass Walther den Kreuzzug mitgemacht und schon im Herbst 1218 heimgekehrt ist; die Sprüche 76, 22. 14, 38. 28, 11. 36, 1. umfassen etwa die Zeit von Anfang 1217 bis Ende 1219. Nach den Urkunden kommt vom März 1217 bis Januar 1218 der Schipfer nicht mehr beim König vor, möglich also, dass er erst dem Herzog zur Kreuzfahrt bis Dalmatien folgte, mit vielen anderen wegen Schiffsmangel zurückkehrte, daher noch einmal im Janr. 1218 beim Könige erscheint, dann aber den Kreuzzug antrat. Von nun an nämlich erscheint ein anderer Reichsschenk; für eine Theilnahme an der Kreuzfahrt sprechen Walthers Kreuzlieder.

Nach 29, 15. 84, 30. ging der Dichter nicht mit Friedrich nach Italien, in enger Verbindung erscheint er mit dem Reichsverweser Engelbert von Köln 84, 22. 85, 1. 85, 9.; in diese Zeit gehören auch 84, 14. 101, 23. 102, 1. In dem Kreise Engelberts und des jungen Königs Heinrich erscheinen aber in den Urkunden Truchsess Wernher von Boland, die beiden Herren Eberhard und Conrad von Tanne, Walthers Bruder Konrad von Schipfe, alles Bekannte Walthers von Schipfe seit alter Zeit. Der alte Schenk trat nach der Kreuzfahrt nicht wieder in Dienst. Der Dichter bedankte sich beim Kaiser für eine ihm aus Italien übersandte Gabe (84, 30). Es ist wahrscheinlich, wie Daffis angenommen hat, dass 1220—1224 Walther Zuchtmeister des jungen Königs Heinrich gewesen, aber des Amtes überdrüssig geworden sei.

Von da an wird des Dichters Dichtung schwermüthig; in das Jahr 1228 fallen die letzten Sprüche. Das Geschlecht der Schipfe kommt noch 1260 vor, es muss aber bald nachher erloschen sein.

Hölscher.

Germania. Vierteljahrsschrift für deutsche Alterthumskunde, herausgegeben von Franz Pfeiffer. 7. Jahrgang 1. bis 3. Heft. Wien, Verlag von Karl Gerolds Sohn. 1862.

Der Dichter der Erlösung. Von Karl Bartsch. Mit Bezugnahme auf frühere Arbeiten, namentlich auf die Vorrede des Gedichts „Erlösung“ (Bibliothek der gesammten deutschen Nationalliteratur, Quedlinburg 1858) sucht der Verfasser aus dem Versbau, der Reimart, aus gewissen charakteristischen Worten und ganzen Versen nachzuweisen, dass die Erlösung und das Leben der heiligen Elisabeth (im Auszuge bei Graff Diutiska I, 343—489) von ein und demselben Dichter, dessen Namen freilich unbe-

kannt ist, herrühre. Nach gründlicher Durchführung des Beweises, die für Lexicographie und Sprachgebrauch von Bedeutung ist, widerruft der Verfasser die zur Erlösung p. XXIV ausgesprochene Behauptung, dass der Dichter auch „Marien Himmelfahrt" gedichtet habe, und nimmt nunmehr an, dass der Dichter der Himmelfahrt sich am Dichter der Erlösung und der Elisabeth gebildet und aus ihm, sowie aus Gottfried Manches entlehnt hat. Der Schluss der Abhandlung bildet ein 5 Seiten langes Verzeichniss von Verbesserungen der Erlösung.

Raparius. Von Ad. Wolf. Lateinisches Gedicht aus einer Wiener Handschrift des 14. Jahrhunderts, 430 Zeilen in elegischem Versmasse, nach welchem von den Gebrüdern Grimm in den Kinder- und Hausmärchen das Märchen 146 „die Rübe" mitgetheilt ist.

Wolframs Parcival und seine Beurtheiler. Von San Marte. Grösstentheils Polemik gegen Rosenkranz (die Poesie und ihre Geschichte, Königsberg 1855). Nächstdem entwickelt der Verfasser den Grundgedanken des Parcival nach allen Seiten hin und findet „in der Geschichte seines Haupthelden die Bekehrung des Christen zum reinen Evangelium und in der Gemeinde des Grals das Ideal einer evangelischen Kirchengemeinschaft nach dem Typus des besten geistlichen Ritterordens seiner Zeit" dargestellt; die specielle Ausführung dieses Punktes hat er in dem 3. Hefte der Parcivalstudien gegeben.

Ueber Nicolaus von Jeroschin. Von Fedor Bech. Nach rühmender Erwähnung der Arbeiten von Pfeiffer und Bartsch wird untersucht, wie weit der Herausgeber der ganzen Chronik, Strehlke, im Stande gewesen ist, vermittelst seiner Vorarbeiten und der neugewonnenen handschriftlichen Ueberlieferung einen befriedigenden Text zu beschaffen, anderentheils soll von Neuem versucht werden, die in mehrfacher Hinsicht schwere Versregel Jeroschins und Hesslers zu deuten und auf die Verse des Dichters anzuwenden. Den Schluss der Untersuchung bildet ein Verzeichniss von seltenen Ausdrücken, die zu einer eingehenden Besprechung veranlasst haben.

Der goldene Baum in mittelhochdeutschen Gedichten. Von J. V. Zingerle. Zusammenstellung mehrerer Stellen aus mittelalterlichen Gedichten, die Zingerle auf ein in Konstantinopel befindliches Kunstwerk zurückführt. (S. Pertz script. III, 338; vgl. Gibbon R. Weltreich X, 420) und denen er andere Darstellungen von meisterhaften Kunstwerken im Wigalois, Konrads Trojanerkriege, Engelhart, Meleranz, Hugdietrich, Helmbrecht zufügt.

Heinrich von Rucke. Von Fr. Pfeiffer. Nicht nur die Stammburg, sondern auch die Person des Dichters, bisher gänzlich unermittelt, sind durch eine zwischen 1175—1178 ausgestellte Urkunde nachgewiesen.

Becherinschrift. Von Zingerle wird nachgewiesen, dass des Pleiers Verse „mannes langer mangel daz ist des herzen angel" Meleranz 689 mit kleiner Aenderung auf dem Becher der Margaretha Maultasch in der Ambraser Sammlung stehen.

Recensionen. Car. Müllenhoff: de carmine Wessofontano, rec. von Karl Bartsch. — Das Rolandslied, aus dem Altfranz. übersetzt von Dr. Wilh. Hertz; Roland, poème héroique de Theroulde, trouvère du XI siècle, traduit en vers français par P. Jônain, rec. von Ad. Mussafia — Neues Handbuch für christliche Unterhaltung, herausgegeben von Dr. L. Lang, rec. von Zingerle.

Zu Hartmanns Erec. Von W. Müller. Eine grosse Anzahl von Stellen wird im Anschluss an die Verbesserungen Fr. Pfeiffers verbessert

oder besprochen. Zu einigen hat der Herausgeber der Zeitschrift Bemerkungen gemacht. Der Wunsch, eine neue Ausgabe des Gedichts bald erscheinen zu sehen, wird dadurch nur immer mehr gerechtfertigt.

Ueber Christians von Troies und Hartmanns von Aue Erec und Enide. Von Karl Bartsch. Ungeachtet der altfranzösische Text schon seit einiger Zeit vorliegt, und die Ansichten der Gelehrten über das Verhältniss des Erec von Hartmann zu dem französischen Werke Christians schon von Holland (Chrestien von Troies S. 32 ff.) zusammengestellt sind, fehlt doch noch eine Vergleichung beider Gedichte bis ins Einzelne, um jenes Verhältniss genau bestimmen zu können. Bartsch stellt nun in einem über 40 Seiten langen Aufsatze Alles zusammen, was die Gedichte Aehnliches oder Gleiches bringen, bespricht das Verschiedene, giebt manch wichtigen Beitrag zur Erklärung einzelner Partieen dieser Romane und stellt schliesslich folgende Sätze als Ergebniss seiner Untersuchung auf. „Ehe wir daher, gegenüber der unverkennbaren Uebereinstimmung zwischen Christian und Hartmann im Grossen und Kleinen, in der Anlage des Ganzen, wie in der Ausführung des Einzelnen, uns der Ansicht anschliessen, es habe dem deutschen Bearbeiter ein anderer Erec vorgelegen, als das Gedicht Christians, scheint es unerlässlich, die französischen Handschriften sowohl in einzelnen Lesarten als im Ganzen zu vergleichen. Sie werden das Resultat, zu welchem unsere zergliedernde Vergleichung gelangt ist, nicht umstossen, vielmehr dazu beitragen, einen dem Hartmannschen im Einzelnen noch näherstehenden Text zu vermitteln. Eine ins Einzelne gehende Vergleichung der deutschen höfischen Dichtungen mit ihren französischen Originalen scheint für die richtige Würdigung beider Literaturen von grosser Wichtigkeit.“

Zum Märchen vom Zaunkönig. Von K. Bartsch. Einige Zusätze zu den von Pfeiffer in der Germania VI, 80—106 besprochenen Bearbeitungen dieses Märchens.

Der Rhein und andere Flüsse in sprichwörtlichen Redensarten. Von J. V. Zingerle. Die meisten der beigebrachten Stellen sind aus mittelhochdeutschen Dichtern und geben meistens die Gränze an, z. B. von dem Rîne unz an den Roten, oder häufiger von der Elbe unz an den Rîn; von der Elbe unz an den Pfât. In anderer Weise werden die Flüsse oft angewendet, um das Unmögliche zu bezeichnen, z. B. sï möhten ê den Rîn | gekêren in den Pfât | ê ich mich iemer sîn | getrôste; iedoch verbrünne ê der Rîn; es brinnent elliu wazzer, ê diu liebe mînhalp verderbe. Noch andere vereinzelte sind den neuhochdeutschen ähnlich: „Das hiesse Wasser in den Rhein tragen; bis dahin läuft noch viel Wasser den Rhein hinunter; das ist ein Schlag ins Wasser.“

Griechische und deutsche Sagen. Von Karl Schenkl. Ueber das Märchen vom Schlauraffenland; die Flunder; Frau Holle.

Zum Nibelungenliede. Von Ad. Holtzmann. Holtzmanns Recension der 4. Ausgabe des Lachmannschen Nibelungenliedes in den Heidelberger Jahrbüchern wird hier wegen der geringen Verbreitung der Heidelberger Jahrbücher und wegen der Wichtigkeit der Sache nochmals abgedruckt.

Der Recensent verbreitet sich ausführlich über eine Menge von Emendationen Lachmanns, die von dem Herausgeber der sogenannten 4. Ausgabe Lachmanns ohne Weiteres, ohne Bezeichnung als solcher, in den Text aufgenommen worden sind. Pfeiffer sagt darüber: „Nackter und greller tritt der Mangel an jedweder Pietät vor der Ueberlieferung, die Urtheilslosigkeit und Impotenz der Schule wohl nirgends zu Tage, als in diesem vierten Abdruck, dem Holtzmann in scharfer aber verdienter Weise sein Recht widerfahren lässt.“

Holtzmann schliesst die sehr beachtenswerthe Recension mit folgenden Sätzen. „Einige der Besserungen Lachmanns sind ein wirklicher Gewinn;

die meisten haben nur den Zweck, begreiflich zu machen, dass A die Urschrift ist, aus der alle anderen geflossen sind, und den Text so zu gestalten, dass die Liedertheorie ihn brauchen kann. Dabei erlaubt sich Lachmann die willkürlichsten und gewaltsamsten Aenderungen. Zu merken ist jedoch, dass Lachmann selbst diese Vorschläge nicht in den Text aufgenommen hat; er giebt nicht selten zu verstehen, dass sie ihm nichts Weiteres sind, als sehr unsichere Vermuthungen. Erst der ungenannte Nachtreter, der diesen neuen Abdruck besorgte, wagte es, alle diese Conjecturen aufzunehmen, und somit nicht mehr einen überlieferten, sondern grossentheils willkürlich ersonnenen und für gewisse Zwecke in gewaltsamer Weise zurecht gemachten Text drucken zu lassen. Lachmann hätte dazu seine Erlaubniss schwerlich gegeben; und gewiss hätte er nicht gebilligt, dass auf dem Titel dieses Abdruckes steht „herausgegeben von Karl Lachmann" statt dass es heissen sollte: „nach der Ausgabe Lachmanns mit sclavisch treuer Ausführung aller vom Herausausgeber gemachten Veränderungsvorschläge für den Druck besorgt von **." —

Mitteldeutsch. Von Fr. Pfeiffer. Der Verfasser hat bekanntlich zuerst die Forderung geltend gemacht und zur Anerkennung gebracht, dass „die Sprache, welche vom oberdeutschen und niederdeutschen Sprachsystem gleich weit entfernt zwischen diesen beiden gleichsam in der Mitte steht und sie vermittelt" durch „mitteldeutsch" bezeichnet werde. Die anfangs wohl gehegte Befürchtung, dass durch diese Benennung eine schädliche Verwechslung mit mittelhochdeutsch entstehen möchte, hat sich als grundlos erwiesen, und das Verdienst des Verfassers um die genauere Begrenzung jener Mundarten wird bald allgemein anerkannt werden, sobald er die Forschungen über diesen Gegenstand, mit denen er seit einiger Zeit beschäftigt ist, und die nur durch die höchst verdienstlichen, unterdessen veröffentlichten Arbeiten*) des gelehrten Verfassers unterbrochen sind, bekannt gemacht haben wird. — Dass der Ausdruck mitteldeutsch nicht aus der Luft gegriffen, sondern dass dessen Bedeutung auch schon früher anerkannt worden ist, beweist eine Stelle in einer deutschen Uebersetzung der vier Evangelien, handschriftlich auf der Leipziger Universitätsbibliothek, aus dem Jahre 1343. Dieselbe ist bisher von Allen, die über sie berichtet haben, dem Matthias von Beheim zugeschrieben, während die Worte der Handschrift „dise dutinge des latines ist gemachit Matthie von Beheim dem clusenere zu Halle" nur besagen, dass die Uebersetzung dem Matthias von Beheim, d. h. für denselben, auf seinen Auftrag oder auf seine Kosten gemacht wurde.

Zu den Büchern Mosis. Von Joh. Lambel. Abdruck eines Linzer Bruchstücks des Gedichts, welches von Diemer aus der Vorauer Handschrift in seinen Gedichten des 11. und 12. Jahrhunderts S. 1—90 mitgetheilt ist.

Zu den deutschen Appellativnamen. Von R. Köhler. Einige Zusätze zu den geographischen wortspielartig gebrauchten Eigennamen in Wackernagels Abhandlung Germania V, 310 ff.

Zum Raparius. Von Ad. Mussafia Zusammenstellung der Varianten in Wolfs Abdruck (Germania VII, 1) und Mones Abdruck (Anzeiger 1839 S. 571) und in der Handschrift, aus der jene Abdrücke gegeben sind.

Althochdeutsche Glossen. Von K. Bartsch. Mittheilung einiger

*) Ich meine nicht bloss die Fortsetzung der deutschen Mystiker, sondern die beiden Abhandlungen „Ueber höfische Poesie" und „Ueber den Verfasser des Nibelungenliedes," die Herausgabe Konrad's von Megenberg und ganz neuerdings die der Predigten Berthold's.

Glossen aus einem in Paris 1852 gedruckten Buche: Spicilegium Solesmense complectens sanctorum patrum scriptorumque ecclesiasticorum anecdota hactenus opera curante Domno J. B. Pitra.

Was minne sei. Von Zingerle. Zu der bekannten Stelle in Wolframs Titurel Str. 64 theilt Zingerle eine Stelle mit aus Kellers altd. Erzählungen, S. 465, 33.

Recensionen. George Dasent: The story of Burnt Njal, or life in Iceland etc.; Islenzkar, þjótsögur og aefintyri. Safnathefir Fón Arnason, recensirt von Konrad Maurer. — Homeyer: Des Sachsenspiegels erster Theil, recensirt von H. Siegel.

Hoffmann von Fallersleben. Die deutschen Gesellschaftslieder des XVI. und XVII. Jahrhunderts, recensirt von J. Mar. Wagner. — A. Huber: Die Waldstätte Uri, Schwyz, Unterwalden; K. Enslin: Frankfurter Sagenbuch; Körte: Die Sprichwörter und sprichwörtlichen Redensarten der Deutschen, recensirt von Zingerle.

Die Partikel â. Von Zingerle. Nach Mittheilung einer Stelle Grimm's (Gr. III, 290) werden die vom Verfasser gesammelten Beispiele in einer bestimmten Reihenfolge (nach den Wortclassen geordnet) aufgeführt, sodann wird noch eine Uebersicht über das Vorkommen dieser sprachlichen Erscheinung im Allgemeinen beigefügt.

Kleinere Mittheilungen. Von K. Bartsch. I. Ein althochdeutsches Bruchstück, schon im Mones Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit 1855, p. 80, und vorher im Jahrbuch der Berliner deutschen Gesellschaft X, 185, später bei Diemer in der Schöpfung 102, 1—10 abgedruckt, erscheint hier in etwas besserer Schreibung wiederholt.

II. Sante Margareten marter. Vergleichung dieses Gedichts mit einem Gedichte, welches O. Schade unter dem Titel Margareten passie (Geistliche Gedichte des 14. und 15. Jahrhunderts) herausgegeben hat. Es geht daraus hervor, dass beide unverkennbare Uebereinstimmung haben.

III. Zur Gudrun. Verbesserung einiger Stellen nach Gärtners vorgenommener Vergleichung der Gudrunhandschrift mit Hagens Druck (Germania 4, 106—108).

IV. Zum jüngeren Titurel. „Gewöhnlich nimmt man jetzt an, dass der Dichter des jüngeren Titurel keine weiteren Quellen, als Wolfram's Werke benutzt habe und dass seine Dichtung lediglich auf die zwei Gedichte Wolfram's und die eigene, unklar ausmalende Erfindungkraft sich stütze.“ (S. Wackernagel Lit. 195). Dies ist jedoch zu bezweifeln und für manche Partien werden sich wohl besondere Quellen nachweisen lassen. Wenigstens liegt für die Schilderung des Priesters Johannes und die Wunder seines Landes (6031—6160) eine Quelle vor in dem bekannten Briefe vom Priester Johann, der bald an den byzantinischen Kaiser Manuel, bald an andere Herrscher gerichtet erscheint.

V. Zum Lohengrin. Hinweis auf die noch nicht benutzte Handschrift des Gedichts in der Piaristenbibliothek zu Wien und die in der Münchener Bibliothek.

VI. Zur geistlichen Dichtung. Ergänzungen zu den als Anhang zur Erlösung gedruckten geistlichen Dichtungen vom 12. bis 15. Jahrhundert.

Zu Karajans Sprachdenkmalen des 12. Jahrhunderts. Verbesserungsvorschläge zu denselben von K. Bartsch.

Das niederdeutsche Hildebrandslied. Von K. Bartsch. — Das aus dem Hochdeutschen übersetzte niederdeutsche Hildebrandslied hat manches Eigenthümliche, wodurch die Mittheilung desselben gerechtfertigt erscheint. Ueber seine Entstehungszeit und Verfasser ist bis jetzt nichts bekannt.

Zu Wolfram von Eschenbach. Von Fedor Bech. Erklärungs- und Verbesserungsversuche einer bedeutenden Anzahl von Stellen.

Zum Eulenspiegel. Von Reinh. Bechstein. Zusätzliche Bemerkungen zu einem Aufsatze Köhlers im Weimarschen Jahrbuche (V, 479) über sämmtliche Historien vom Eulenspiegel.

Zu Wernhers Marienleben. Augsburger Bruchstücke. Herausgegeben von Benedict Greiff. — Nach Besprechung der bisherigen Bearbeitungen und deren Herausgabe wird über Handschrift und Text ausführlich gehandelt und dann der letztere selbst mitgetheilt.

Drei Predigten aus dem 13. Jahrhundert. Nach einer aus der aufgehobenen Benedictiner-Frauen-Abtei Hermetschwil im Canton Argau stammenden Handschrift von Fr. Pfeiffer mitgetheilt. Eigenthümlichkeiten in Wörtern und Formen, die sich in den anderen Stücken der Handschrift finden, hat Herr Pfeiffer in einem Glossar zusammengestellt, um sie dem in Aussicht gestellten Supplementband zum mittelhochdeutschen Wörterbuche zu Gute kommen zu lassen.

Adams Erschaffung aus acht Theilen. Von R. Köhler. Nachträge zu J. Grimm's Mythologie p. 531, II. Ausg. aus angelsächsischen und provenzalischen, irischen und anderen Schriften.

Ueber Johannes Rothe. Von Fedor Bech. Im Anschluss an die früheren Untersuchungen über das Gedicht des ratis zucht werden aus einer Berliner Handschrift Varianten und Abschnitte, welche diese allein enthält, mitgetheilt nebst Anmerkungen und Nachtrag über Hexameter in Rothes Gedicht und in dem von Wöber jüngst herausgegebenen Gedicht von der Minne Regel.

Recensionen.

Schneider: Systematische und geschichtliche Darstellung der deutschen Verskunst von ihrem Ursprunge bis auf die neueste Zeit; recensirt von K. Bartsch.

Neumann. Reisen des Joh. Schiltberger aus München in Europa, Asia und Africa von 1394—1421; recensirt von R. Köhler.

Grohmann: Apollo Smintheus und die Bedeutung der Mäuse in der Mythologie der Indogermanen; — Rochholz: Naturmythen. Neue Schweizersagen; Lütolf: Sagen, Bräuche, Legenden aus den fünf Orten Lucern, Uri, Schwiz, Unterwalden und Zug; — Vonbun: Beiträge zur deutschen Mythologie; recensirt von Zingerle.

Berlin. Dr. Sachse.

Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit. Organ des Germanischen Museums zu Nürnberg. Neue Folge 9. Jahrgang Nro. 5—8. Nürnberg, 1862.

Zur Geschichte des Klosters Rohr. Von Archivar Herschel zu Dresden. Inhaltsangabe der ersten 38 in die mittleren Jahrzehnte des 15. Jahrhunderts fallenden Urkunden des vormaligen Augustinerklosters Rohr unweit Abensberg in Bayern und Nachweis der in denselben vorkommenden Personen und Orte.

Zur Biographie des Marquard Freher. Im Museum zu Nürnberg befindet sich das Doctordiplom des berühmten Gelehrten vom 17. Februar 1563, auf welches derselbe eigenhändige Notizen aus seinem Leben geschrieben hat. Diese werden hier vollständig mitgetheilt.

Ein Wassersegen aus dem 15. Jahrhundert. Mitgetheilt von Dr. Fridegar Mone in Carlsruhe.

Zur Kunde der Haus- und Zimmereinrichtung des 16. und

17. Jahrhunderts. Mittheilung eines Grundrisses von einem Stockwerk des ehemaligen Deutschen Hauses zu Nürnberg aus dem Jahre 1625.

Ueber Cisterzienser Siegel. Von Dr. Euler zu Frankfurt a. M. Die Gleichheit des Siegels bei verschiedenen Stiftern von Cisterzienserklöstern führt auf die Vermuthung, dass alle Cisterzienserklöster ein gemeinschaftliches Siegel hatten, obwohl Ursprung und Bedeutung desselben unbekannt sind.

Beiträge zur Geschichte des Kriegswesens. Mitgetheilt von Baader in Nürnberg. Notizen aus dem 14. und 15. Jahrhundert aus Stadtbüchern und Rechnungen von Nürnberg im königl. Archive daselbst.

Ueber einen allgemein verbreiteten Irrthum in Bezug auf die Genealogie der heil. Ida. Von Oberlehrer Dr. Bender in Braunsberg. Das Resultat einer ziemlich ausführlichen Untersuchung ist schliesslich dieses, dass zur Erforschung der Abstammung und der Verwandtschaftsverhältnisse der heil. Ida ein anderer als der bisherige Weg eingeschlagen werden muss.

Mittheilungen aus und über Klosterneuburger Handschriften. Von Jos. M. Wagner in Wien. Fortsetzung der im Anzeiger für 1861 S. 309 begonnenen Mittheilungen.

Spottgedichte auf den Köllner Rath. Mitgetheilt von Dr. C. Crecelius in Elberfeld aus einer Handschrift des 17. Jahrhunderts in Büdingen.

Zur Geschichte der Kunstliebhaberei. Abbildung und Besprechung derselben.

Anton Herwart von Augsburg, in Nürnberg. Von Dr. Lochner. Zusammenstellung der Notizen über das Leben dieses durch seine Thätigkeit und seine Stiftungen bedeutenden Mannes der 2. Hälfte des 15. Jahrhunderts.

Der Bildhauer Desiderius Beychel. Von Fridegar Mone in Carlsruhe. Berichtigung eines Artikels über das Leben dieses berühmten Bildhauers aus dem 15. Jahrhundert in Nro. 12 des Anzeigers vom Jahre 1856.

Segens- und Beschwörungsformeln. Von Jos. M. Wagner. Aus der Wiener Handschrift Nro. 2817 werden einige der interessanteren mitgetheilt.

Deutsche Inschriften auf Münzen des Mittelalters. Von H. Dannenberg, Stadtrichter in Berlin. Relation über Inschriften auf Münzen der Europäischen Völker im Mittelalter.

Ueber den Marienaltar in der Herrgotts-Kirche bei Creglingen. Von Dr. Bz. Abbildung von zwei Köpfen und Hinweisung auf zwei Abhandlungen über den Altar.

Hermann Heim. Von Archivar Herschel in Dresden. Biographisches über den Doctor der Medicin, in den Jahren 1460 und 1472 Rector der Wiener Hochschule.

Ueber die Kürzungen des Namens Dorothea. Von Kreisgerichtsdirector Geh. Justizrath Odebrecht zu Berlin. Nachweis, dass der Namen „Orthey“ durch Aphäresis von Dorothea entstanden, und Anführung einiger anderer Verkürzungen, z. B. Dûrt, Dooer, Dorra, Horta, Orta, Worta, Horteja, Ortige u. a. m.

Ein new Liedt von der Belagerung der Stat Schweinfurt. Gedicht in 27 sechszeiligen Strophen, mitgetheilt von Dr. Crecelius in Elberfeld.

Miniaturarbeiten in Wachs aus der Mitte des 16. Jahrhunderts. In dem Besitz des Museums sind seit Kurzem 6 Medaillons, welche beweisen, dass schon im 2. Viertel des 16. Jahrhunderts Wachsarbeiten mit grosser Meisterschaft angefertigt wurden. Eins derselben wird abschriftlich mitgetheilt.

Zoologische Abbildungen aus dem 16. Jahrhundert. Von E. Weller in Zürich. Angabe von 14 verschiedenen Mittheilungen der Art, nebst Angabe des Druckorts.

Die Beilagen enthalten ausser dem Verzeichnisse des Zuwachses der Bibliothek und der Kunstschätze des Museums eine grosse Menge von Notizen aller Art, unter anderen auch Berichte über die Generalversammlung dieses Jahrs zu Nürnberg und über die verschiedenen hist. Vereine in und ausser Deutschland.

Berlin. Dr. Sachse.

Literaturbilder. Darstellungen deutscher Literatur aus den Werken der vorzüglichsten Literarhistoriker. Zur Belebung des Unterrichts und zur Privatlectüre, herausgegeben von J. L. Schäfer. 2 Theile. (Mit dem Bildnisse Lessing's nach May). Leipzig, Brandstetter. 1861.

Um dem Jugendunterrichte zu Hülfe zu kommen, hat der Verfasser diese Literaturbilder zusammengestellt. Die Uebersicht nämlich, so sagt er, über den historischen Entwicklungsprocess unserer Nationalliteratur geht leicht verloren, wenn der Lehrer, um das Gemüth tiefer zu ergreifen, eine hervorragende Individualität, ein Epoche machendes Werk zum Gegenstande der besonderen Betrachtung macht. Dem zusammenhängenden Unterrichte sollen die Literaturbilder, welche in schöner Form die prägnanten Werke und Momente unserer Literatur sowie die ästhetische Behandlungsweise ihrer Geschichte darstellen, zur Seite gehen. So wird ein lebensvolleres Gesammtgemälde der Literatur vor die Seele geführt, als es der mündliche Unterricht vermag; denn dieser ist stets einseitig, jene Bilder dagegen führen uns in den verschiedenen Verfassern auch verschiedene Gesichtskreise vor und erweitern so den geistigen Horizont des Lesers. Scheinbar ist, indem aus den verschiedensten Literarhistorikern ausgewählt wird, die ästhetische Würdigung unserer Literatur eine unregelmässige; indess jeder Literarhistoriker hat in seinen Werken doch besondere Glanzpunkte, und wenn nun die Abschnitte ausgewählt werden, in denen sich eine recht warme Theilnahme des Autors für seinen Gegenstand ausspricht, so wird die Ungleichmässigkeit doch wieder ausgeglichen.

Gewiss wer möchte daran zweifeln, dass das richtige Grundsätze sind? Wer wird es in ähnlicher Weise unpassend finden, dass in den speciell historischen Lectionen bei Beendigung dieses oder jenes Abschnitts, nachdem der Schüler eine Fülle von Einzelheiten kennen gelernt hat, er auch gewöhnt werde den eigentlich bewegenden Gedanken des Zeitraums kennen zu lernen, damit er über den Einzelheiten den Gesammtüberblick nicht verliere. Es wird ja vorausgesetzt, dass, so wenig hier der Schüler Philosophie der Geschichte zu schmecken bekommen soll, er dort durch die Aperçüs der Hauptsache, der Lectüre und der Besprechung entfremdet werde. Wer wird, um etwas Einzelnes herauszuheben und zwar gleich das Beste, wenn er die Nibelungenlieder ganz oder partienweise durchgemacht hat, nicht Vilmars schönstes Werk, die Reproduction des Nibelungenliedes sich und den Schülern vorführen? Also wenn an dem Grundsatz nicht gerüttelt werden mag, so erhebt sich nur die Frage: was ausgewählt werden soll?

Es liess sich von vornherein erwarten, dass der nicht bloss belesene, sondern auch geschmackvolle Literarhistoriker auch in dieser Beziehung unsere Erwartungen nicht unbefriedigt lassen werde. Das ganze Werk zer-

fällt in zwei Theile; Klopstock ist der Scheidepunkt. Der erste Theil theilt sich in drei Abtheilungen: bis zum Reformation, — das 16. und 17. Jahrhundert, — das 18. Jahrhundert erste Hälfte; der zweite Theil behandelt in der ersten Abtheilung: Klopstock, Wieland, Lessing, Winckelmann, Hamann; die zweite lässt die ganze neueste Zeit, auch die Romantiker unberücksichtigt, behandelt nur Herder, die Göttinger, Göthe, Schiller, diesen aber absichtlich bei der allgemeineren Verbreitung der über ihn handelnden Schriften (da hätte sich aber wohl dasselbe über Göthe sagen lassen), kurz, und schliesst mit einem Ueberblick über Jean Paul's Leben von Julian Schmidt.

Die Eintheilung ist zweckmässig, und der Ausschluss der neuesten Zeiterscheinungen hat viel für sich. Der Verfasser hat seine Quellen genannt, es sind die bekannten Werke, welche grösstentheils wohl sich in jedes Lehrers Händen befinden. Wünschenswerth wäre es gewesen, wenn der Verfasser auch mehr Einzelschriften, als er gethan hat, berücksichtigt hätte; manche sind gerade für die Schule berechnet und vortrefflich. Bei der Auswahl ist er aber über die vermutheten Grenzen darin hinausgegangen, dass er auch Charakteristiken einzelner Werke, z. B. der Emilia Galotti, der Iphigenie, des Tasso gegeben hat, und gerade bei dieser Partie ist die Wahl nicht immer glücklich gewesen, wie z. B. die Behandlung der Göthe'schen Iphigenie von W. E. Weber eine herzlich schwache ist. Wenn also das Buch eine zweite Auflage erleben sollte, möchten wir den Verfasser auf grössere Strenge in der Auswahl aufmerksam machen. In der Besprechung des 17. Jahrhunderts ist der Verfasser zu ausführlich gewesen; die Auslassungen über die Autoren jener Zeit haben zu sehr den Charakter akademischer Vorlesungen, als dass sie für die Schule geeignet scheinen. Auch die erste Hälfte des 18. Jahrhunderts darf in dieser Ausführlichkeit den Schülern nicht vorgestellt werden, wenn nicht die Zeit für das Beste zu sehr verkürzt werden soll. In ähnlicher Weise müssten wir auch beim zweiten Theile vielfach mäkeln, wir würden gleich bei dem zweiten Stück: „Klopstock in Zürich und sein Verhältniss zu Bodmer," 14 enggedruckte Grossoctav- (fast Lexicon-) Formatseiten, von Paldamus — fragen: wozu das? — weiter bei: Wieland's Agathon von Löbell uns mit?? begnügen u. s. w., — wenn uns nicht noch zu rechter Zeit einfiele: dass Herr S. seinem Buche den Titel gegeben hat: zur Belebung des Unterrichts und — zur Privatlectüre. Und da kommen wir denn zu dem Resultat, dass zur Privatlectüre Vieles und Mannigfaches angenehm ist, dass aber der Schulzweck manches anders gewünscht, manches weglassen, manches zusetzen möchte, und kommen zu dem Wunsche, dass bei der zweiten Auflage der *πολύτροπος φιλολόγος* ausschliesslich die Interessen der Schule im Auge haben möge.

Hölscher.

Göthe in den Jahren 1771 bis 1775. Von Bernhard Rudolf Abeken. Hannover, C. Rümpler. 1861.

Ueber die bezeichneten Jahre in Göthe's Leben sind die Biographen mehr oder minder ausführlich. Die vorliegende Schrift von dem bekannten Verfasser, der dem Dichter einst selbst nahe gestanden, hat einen Vorzug, den nämlich, dass überall die warme Liebe zum Dichter und zum Menschen, eine innige Begeisterung sich ausspricht. Dieser Vorzug wird ihr manchen Leser verschaffen. Der Kritiker hat dann über sie das Urtheil zu fällen, dass sie zunächst an Göthe's Autobiographie sich anschliesst, aber auch die anderen Quellen, namentlich den reichen Briefwechsel jener Jahre verständig

benutzt und mit den fleissigen Forschungen Düntzer's wohl vertraut ist. Sie beschränkt sich aber nicht auf eine Zusammenstellung und Ordnung des Stoffes, sondern schweift auch gern auf Göthe's spätere Entwicklung, Göthe'sche An- und Aussichten aus späterer Zeit ab, und macht so im Allgemeinen den Eindruck eines liebevollen, gemüthlichen, behaglichen, aber oft breiten Geplauders. Der Verfasser bietet nichts wesentliches Neues, aber es ist ihm gelungen, den Dichter, den sich entwickelnden nicht bloss, sondern auch den Menschen zu schildern, und uns für sein Urtheil zu gewinnen, dass, so wie hier gesagt ist, damals Alle über Göthe dachten als den ausgezeichnetsten, liebenswürdigsten Menschen.

Zunächst ist es die Zeit der Vorbereitung, die wir kennen lernen. Mit unendlich reichen Erfahrungen ausgestattet, besonders durch Herder von einer neuen Seite angeregt, kehrte Göthe von Strassburg nach Frankfurt zurück. Wieder treten wir in's elterliche Haus ein. Der Verfasser findet Gelegenheit, den wohlthätigen Einfluss desselben auseinanderzusetzen, des Vaters, der Mutter, der Reichsstadt im Grossen und Ganzen, den kirchlichen Sinn der Familie zu schildern. Auch die Zeitverhältnisse wirkten auf den jungen Mann ein, sie weckten sein Selbstgefühl, Selbstvertrauen, seine Freimüthigkeit. Die Geschäfte nehmen ihn nicht zu sehr in Anspruch, die juristische Praxis war gering. Mehr bewegte er sich unter einigen Freunden, wie Riese, den beiden Schlosser, Horn, Crespel, besonders aber in dem Darmstädter Kreise, in dem Merck hervorstrahlt. Dabei aber blieben ihm seine poetischen Beschäftigungen lieb, der Götz wurde weiter gedichtet, das Volkslied weiter studirt; die Lieder enthalten meist Nachklänge der Sesenheimer Tage. Mit Herder war ein lebhafter Briefwechsel unterhalten, er hat, jüngst uns bekannt gemacht, das deutlichste Bild jener Zeit geboten.

Das Jahr 1772 führt uns nach Darmstadt und Wetzlar. Göthe arbeitete fleissig an den Frankfurter gelehrten Anzeigen; die Recensionen sind voll Kraft und Gemüth, so besonders die über Sulzer's Theorie der schönen Künste. Wir lernen aus ihnen auch seine religiösen Ansichten kennen, sie sind gleich fern von flachem Rationalismus wie von der kalten Zeitorthodoxie. Die vielfachen Wanderungen nach Darmstadt sind uns besonders durch den Briefwechsel zwischen Herder und seiner Braut bekannt geworden. Es folgt die Uebersiedelung nach Wetzlar. Wie lässt sich jene schmerzlichselige Zeit besser schildern als es im Werther und im Göthe-Kestner'schen Briefwechsel geschehen ist? Gewiss war Göthe tief von Leidenschaft ergriffen, unmöglich hätte er sonst ein solches Herzensbild malen können. Göthe musste aus Wetzlar vor seinen Träumen fliehen. Mit Merck kam er in Bad Ems zusammen, es war ein sinniges Zusammenleben. Als er nach Frankfurt zurückgekehrt war, lebte er ein frisches Leben mit der jungen Welt, aber blieb auch ernsten Beschäftigungen nicht entzogen. Das schönste literarische Denkmal der ersten Zeit ist sein Briefwechsel mit Kestner. Auch mit Gotter in Wetzlar blieb er in Verbindung und besonders mit dem stoischen Philosophen Graf Kielmansegge, ihm schickte er die schöne Schrift über den Strassburger Münster. Tief schmerzlich schnitt in dieser Zeit in des Dichters Herz die vorbereitete Trennung von der geliebten Schwester ein.

Im Anfang 1773 sehen wir den Dichter wieder ganz in den Götz vertieft. Das führte zu unaufhörlichem Verkehr mit Merck. Auch mit dem deutschen Hause in Wetzlar dauerte die lebhafte Verbindung fort. Endlich im Sommer erschien zu Deutschlands Entzücken der Götz, es beginnt die Sturm- und Drangperiode. Unsäglich tief ist der Eindruck gewesen, den der Götz gemacht hat. Dieselbe Macht der Empfindung, welche ihn durchströmt, zittert nach in dem Gedicht „des Wanderers Sturmlied.“ Bald darauf wurde die Bekanntschaft mit Betti Jacobi gemacht, wodurch die Freundschaft mit Fritz Jacobi angebahnt wurde. Dazwischen dauerte der trauliche Briefwechsel mit Kestner fort. Im November vermählte sich Cornelia Göthe. An ihre Stelle trat Merck, sein Besuch, obschon von Göthe in Wahrheit

und Dichtung nicht genug gewürdigt, war für Göthe's Zukunft höchst bedeutungsvoll. Die juristische Praxis wurde nur dem Vater zu Liebe getrieben. Dagegen entstand nun der Werther und erschien 1774. Von ihm gilt das Wort im westöstlichen Divan:

> Die Fluth der Leidenschaft, sie stürmt vergebens
> An's unbezwungne feste Land.
> Sie wirft poetische Perlen an den Strand;
> Und das ist schon Gewinn des Lebens.

Der Werther war im Februar oder März 1774 ganz vollendet. Gleich nachher folgte die Burleske: Göthe, Helden und Wieland. Im August erschien Clavigo, vor dem Werther. Trotz dieser Studien führte Göthe doch immer ein frohes Leben in der Gegenwart; das Leben bildete ihn. Das Bedeutendste aber, was dieser Sommer brachte, war die persönliche Bekanntschaft mit Lavater und Jacobi, die man wieder nicht schöner schildern kann als es Göthe selbst gethan hat. Mit Lavater und Basedow ging es von Ems aus den Rhein hinab, das Weltkind zwischen den Propheten, zu Jacobi. Welch ein reiches Jahr! Was Werther der Welt geworden ist, wer weiss es nicht? Wo gäbe es Schöneres als die herzlichen Briefe an Albert und Lotte? Und in diesen Gemüthsergiessungen die Beschäftigung mit den höchsten Problemen; dahin gehören Mahomet, der Ewige Jude, Prometheus, Faust, auch das Gedicht: Schwager Kronos. — An das Ende des Jahres fällt die Bekanntschaft mit Herzog Carl August, zugleich auch die Liebe zu Lili Schönemann, deren Gluth uns besonders in den Briefen an die Gräfin Auguste Stolberg und Lavater entgegentritt. Trotz der tiefen innern Erregung liess er doch in seinen Arbeiten nicht nach. Errin und Elwira, Stella, Claudina von Villa Bella gehören hierher, von welchem letzteren Stücke es eine nicht üble Vermuthung Abekens ist, dass im Crugantino ein gut Theil von Göthe stecke, wie auch im Pedro der Nachklang der Wertherperiode. Das Verhältniss zu Lili war schon erschüttert, als er die Schweizerreise antrat. Sie wirkte segensreich auf ihn. Dass er dann das Verhältniss zu Lili ganz abbrach (vergl. die Briefe an die Gräfin Stolberg), kann mit Recht auch Abeken nicht entschuldigen; Göthe nannte es ja noch nach 25 Jahren seine einzige Liebe. Das Leben in Frankfurt war unruhig genug. Es folgten viele Besuche, von Stilling, Bahrdt, Salis, Sulzer, Zimmermann. Dazwischen arbeitete er rüstig am Faust fort. — Hier bricht Abeken ab. Wir treten in eine neue Periode in Göthe's Leben hinein.

Hölscher.

Dr. Johann Jacoby, Lessing der Philosoph. Berlin, 1863.

Herr Boden sagt: „Lessing war nicht Philosoph, aber in hohem Grade philosophischer Kopf." Uns scheint es eben so, und das Thema der Schrift nicht sehr glücklich gewählt. Der Verfasser nennt Lessing einen Popularphilosophen in dem Sinne, dass er philosophische Ideen durch eine Allen verständliche Sprache zum Gemeingut der Nation zu machen strebte, — (wo hat Lessing das gethan?) einen Volksphilosophen wie kein zweiter in Deutschland. In den Compendien der Philosophie, in dem goldenen Buche des Facultätsadels — (das klingt an Schopenhauer an) — freilich suche man den Namen Lessings vergebens. Dies Geschick theile er mit Goethe, Schiller, den beiden Humboldt's und anderen Denkern, die keine Weltsystemmacher gewesen. Wir freilich fragen: was in aller Welt haben diese sonst sehr verdienstlichen Männer dort zu suchen? — Die kleine Schrift von 64 Seiten

enthält eine Darstellung des Systems von Leibnitz, Spinoza, so wie einen Abdruck des berühmten Gesprächs Lessing's mit Jacobi über Spinoza. Das sieht etwas dilettantisch aus. Wegen einiger Aeusserungen in den „Gedanken über die Herrnhuter" wird Lessing als Vorläufer Kant's bezeichnet, während sie doch nur einige damals sehr geläufige Gedanken über die geringe Bedeutung metaphysischer Grübeleien und den Werth praktischer Weltweisheit enthalten. Lessing hat in der That Philosophen gelesen, wie Vieles andere auch, und auch im Spinozismus eine nicht üble Hypothese gesehen. Nur auf dem Gebiete der Religionsphilosophie und der Aesthetik, — von Beidem ist in dem Buche nicht die Rede, — hat er eigenthümliche und weiterwirkende Gedanken geäussert. Dass Spinoza durch Lessing's Anerkennung allgemeiner bekannt geworden, kann man doch nicht ihm zum Verdienste anrechnen, da er diese Anerkennung nie öffentlich ausgesprochen hat. Ueber Lessing's „Philosophie" enthält die Schrift naturgemäss wenig, dagegen einiges Dankenswerthe über sein Studium anderer Philosophen.

Ludwig Eckardt, Fichte, ein Vorbild des deutschen Volkes. Karlsruhe, 1862.

Dieser in Karlsruhe „auf dem freiesten Stück deutscher Erde" zur Fichtefeier gehaltene Vortrag reiht sich in Gedanken und Form ebenbürtig an die reiche bei derselben Gelegenheit entstandene Literatur über Fichte an. Als Quelle hat auch hier wesentlich nur die Biographie vom jüngeren Fichte gedient. Es ist nicht hier der Ort, nachzuweisen, in welchen Punkten das vom Verfasser entworfene Bild von Fichte's Persönlichkeit verzeichnet ist. Versöhnt, geeinigt in Fichte's Geiste soll das ganze Volk ein einziger grosser Nationalverein sein! „Dass Fichte einige Jahre ganz der Philosophie lebt," soll sich aus seiner „Missstimmung über seine den grossen Augenblick verschlafenden Zeitgenossen" erklären. Wie Hagen hält der Verfasser den Redner Fichte für den wahren Grundzug des Mannes. Uebrigens wüssten wir nicht, dass Fichte jemals „fast vergessen" gewesen. Die rhetorische Form ist wohlgelungen, einige Ausdrücke möchten indess doch zu stark sein. „Deutschland konnte zusammenbrechen, er — Fichte — nicht!" Jedes ethische Ziel, das sich ein Schriftsteller setzt, mit dem Worte „Tendenz" zu bezeichnen, so dass Spinoza, Kant, Fichte Tendenzphilosophen werden, ist ein Missbrauch des Wortes. — S. 34 Z. 32 v. o. „seine Nation" statt „seinen Nacken," ist wohl Druckfehler.

Boden, Lessing und Goeze. Ein Beitrag zur Literatur- und Kirchengeschichte des achtzehnten Jahrhunderts etc. Leipzig und Heidelberg. C. F. Winter, 1862.

Der Process Lessing-Goeze ist, wenn irgend einer, eine längst endgültig entschiedene Sache, — so wenigstens scheint es. Mit- und Nachwelt haben ihr Verdict gegen Goeze mit einer merkwürdigen Einstimmigkeit gesprochen. Lessing gegenüber, der als geistige Grösse ersten Ranges, als classischer Schriftsteller unserer Nation, als Miturheber vieler unserer wichtigsten Ueberzeugungen von Allen anerkannt ist, hat ein Gegner wie Goeze den aller-

schwersten Stand. Goeze's Ueberzeugungen, einst die herrschenden im lutherischen Deutschland, sind immer mehr die einer Secte geworden; ein Mann, wie er, dessen Sache so offenbar ein überwundener Standpunkt zu sein scheint, kann heute kaum noch eine Partei haben. Und so lebt er in der Literaturgeschichte fort mit einer keineswegs beneidenswerthen Unsterblichkeit, in der traurigen Gesellschaft eines Klotz, eine Erinnerung, so scheint es, an das ein für alle Mal Gerichtete, welches die Grössen unserer Literatur noch bekämpfen mussten, um ihrem eigenen idealen Wirken den Weg zu bahnen.

Um so edelmüthiger möchte der in neuerer Zeit öfter wiederholte Versuch erscheinen, der ganz einstimmigen Meinung von Kennern und Laien zum Trotz dem Andenken Goeze's wieder aufzuhelfen, dem allgemeinen Urtheil Ungerechtigkeit nachzuweisen und dasselbe durch Darlegung der Thatsachen zu berichtigen. Der umfassendste Versuch dieser Art ist Roepe's „Johann Melchior Goeze, eine Rettung." (Hamburg, 1860). Roepe gesteht willig ein, dass die Glaubensgemeinschaft mit Goeze ihm die „Rettung" desselben zur Herzenssache gemacht habe. Er bemüht sich nachzuweisen, dass Goeze ein durchaus ehrlicher, keineswegs ungelehrter oder geistloser Mann gewesen und für eine gute Sache, als sie ihm gefährdet schien, mit den ihm zu Gebote stehenden Mitteln treulich gekämpft habe, dass dagegen Lessing die Herausgabe der Fragmente eines Ungenannten, die Veranlassung des Streites, aus Geldnoth unternommen, in den Streit mit einem früher befreundeten und werthgeschätzten Manne sich eingelassen habe, um Zerstreuung und Betäubung zu suchen, dass das eigentlich sachliche Interesse ihm abgegangen sei, er daher auch den Streit mit leidenschaftlicher Heftigkeit, in einem schnöden, höhnenden Tone geführt, viele Wahrheiten, die er früher selbst erkannt und bekannt habe, verläugnet, die Aufklärer, die er sonst verachtet, auf einmal vertheidigt und Instanzen angewendet habe, die er erweislicherweise nicht geglaubt. Die Widerlegungsgründe seiner Gegner habe Lessing übergangen, absichtlich um Worte gestritten; auf den Kernpunkt der Sache sei er absichtlich nicht eingegangen; sein Bemühen, den Gegner in eine falsche Position zu verlocken und lächerlich zu machen, kurz die Anwendung aller möglichen Massregeln wohlüberlegter Taktik sei ihm nur zu sehr gelungen. Gegen diese Behauptungen Roepe's vorzüglich ist die vorliegende Schrift gerichtet, die einerseits von Goeze's ganzem Wesen und insbesondere seiner Kampfesweise ein wahrheitsgetreues Bild entwerfen, andererseits die gegen Lessing's Charakter vorgebrachten Verdächtigungen als nichtig und unhaltbar zurückweisen will.

Das hier in Frage kommende literarhistorische Ereigniss ist nach allen Seiten hin wichtig genug, um eine Darstellung in einer Monographie zu rechtfertigen, theils als eine bedeutsame Episode in dem Leben eines unserer grössten Dichter und Denker und als unzweifelhafter Ausgangspunkt für die Entstehung eines der herrlichsten Werke unserer poetischen Literatur; theils als ein merkwürdiges Symptom der in der Theologie jenes Zeitalters herrschenden Stimmungen und Motive und ein Ereigniss von grossem Einfluss auf die populären Meinungen. Herr Roepe hat sich die Möglichkeit einer rein objectiven Darstellung des Gegenstandes durch seine apologetische Tendenz unmöglich gemacht. Wir hätten gewünscht, dass Herr Boden in dieser rein sachlichen Darstellung seiner Aufgabe gesucht hätte. Aber sein Buch ist im Wesentlichen eine sehr ausführliche Kritik des Roepe'schen und bekommt dadurch einen durchaus polemischen und in Bezug auf Lessing apologetischen Charakter. Dadurch ist nun auch die Lesbarkeit und das allgemeine Interesse des Buches beeinträchtigt, das sonst durch die Sorgfalt und Genauigkeit in der Untersuchung und Darlegung der Thatsachen sehr verdienstlich ist und namentlich vor dem Roepe'schen Buche den Vorzug weit grösserer Unbefangenheit und weit erschöpfenderer Kenntniss des Thatsächlichen voraus hat.

Herr Boden ist ein Mann von gemässigtem und besonnenem Urtheil. Wir haben insbesondere seine Zurückweisung der „demokratischen“ und „populären“ Manier in der Stahr'schen Biographie Lessing's mit Dank zu nennen. Gleichwohl hat er sich durch die Absicht, Roepe zu bekämpfen, in einigen Punkten zu weit fortreissen lassen. Er spricht von dem „heuchlerischen Zwecke“ der Schrift dieses seines Vorgängers, nennt dessen Verfahren bei Gelegenheit bubenmässig, erbärmlich, schülerhaft und redet von „Insinuationen, die nicht einmal auf Roepe's eigenem Miste gewachsen“ seien. Das ist kaum zu entschuldigen auch in der heftigsten Polemik. Wohl möglich, dass Voreingenommenheit Herrn Roepe's Urtheil über Goeze in günstigem, über Lessing in ungünstigem Sinne beeinflusst hat und dass seine Auffassung und Darlegung der Thatsachen dadurch wesentlich beeinträchtigt worden ist. Aber gewiss ist es, das man das nicht dem Gegner in's Gewissen schieben darf, besonders da es allgemeines menschliches Schicksal ist, dem Herr Boden selbst mitunter zu unterliegen scheint. Sein Fleiss und seine Genauigkeit hat das reichhaltigste Material zusammengetragen, aus dem es möglich ist, sich ein begründetes Urtheil zu bilden. Aber das Urtheil des Herrn Boden in allen Stücken zu unterschreiben wird man nur dann im Stande sein, wenn man im Voraus die Neigung hat, Lessing in aller Weise für gerechtfertigt zu halten.

Die Streitfrage liegt, was Goeze betrifft, sehr einfach, und die Antwort ist hier leicht, von Herrn Boden wesentlich erleichtert durch die sorgfältigen Auszüge, die er aus Goeze'schen Streitschriften giebt. Man wird keinerlei Grund finden, Goeze der Unaufrichtigkeit und Heuchelei anzuklagen. Der Mann hat offenbar das vertheidigen gewollt, was ihm die gute Sache schien. Er hatte einen sichern, festen Grund seiner Ueberzeugungen und wusste, an wen er glaubte. Nicht einmal persönliche Gereiztheit, etwa durch bibliothekarische Ungefälligkeit Lessing's, wird sich trotz Herrn Boden mit einigem Grunde als ein Motiv seines Kampfes gegen diesen nachweisen lassen. Dagegen kann das Lob seiner Gelehrsamkeit und seiner Geistesgaben doch nur ein sehr eingeschränktes sein. In beiden Beziehungen erhebt sich Goeze nur in geringem Grade über den mittelmässigen Durchschnitt und hat Lessing gegenüber eine besonders missliche Stellung. Was ferner offenbar zuzugestehen ist, sind die sehr bedenklichen Anlagen seines Temperaments. Es ist viel zu viel vom Klopffechter in dem Manne. Nur in der hitzigsten und leidenschaftlichsten Polemik fühlt er sich wohl. Dazu ist die Art seiner Kampfführung eine sehr wenig löbliche. Er entbehrt alles Tactes, aller ästhetischen Form; sein Ausdruck ist hart und schroff, schonungslos bis zum Aeussersten. Er kämpft nicht, wie ein christlicher Mann. Er verdächtigt, verketzert, schimpft, droht mit weltlicher Gewalt. Sein Witz ist plump, sein Ideenkreis eng, seine Diction geschmacklos. Seine Beschränktheit würde an Fanatismus streifen, wäre nicht so viel kalte Verstandesmässigkeit dabei.

Was nun seine Ueberzeugungen selbst anbetrifft, so wird man gleichfalls weit entfernt sein müssen, die gute Sache ohne Einschränkung auf seiner Seite zu sehen. Goeze ist einer der letzten Vertreter der orthodoxen lutherischen Dogmatik in ihrer beschränktesten, saftlosesten Auffassung. Wer so wie Goeze über Melanchthon sprechen kann, ist offenbar von fanatischer Streitlust geblendet und ermangelt des tieferen auch religiösen Verständnisses. Von Zinzendorf redet er wie von dem Antichrist; „das Christenthum ist ihm durchaus nur Doctrin.“ Wenn er die Toleranz verdammt, so sehr, dass ihm „tolerant“ als ein Schimpfwort gilt, so ist es nicht bloss die falsche Toleranz, die er verwirft. Das Gericht, das über Goeze erging, ist ein Beispiel dessen, was die lutherische Kirche im Ganzen erleiden musste, weil sie wie Goeze sich von den frischen Quellen des geistigen Lebens abgewandt und in der Starrheit der Formel sich abgeschlossen hatte.

Schwerer ist das Urtheil über Lessing, den vielgestaltigen, dialektischen Mann. Goeze hatte offenbar in allem seinen Streiten ein gutes Gewissen. Er führte die Sache seines Herrn, mochte er auch in der Weise, wie er sie führte, sich durchaus vergriffen haben, weil die mangelnde Durchbildung seiner Persönlichkeit ihn den rechten Ton verfehlen liess. Für welche Sache Lessing kämpfte, bleibt auch nach Herrn Boden zweifelhaft. Lessing hat sich so entschieden gegen die neologischen Richtungen in der Theologie ausgesprochen, dass die Vermuthung, er habe diese stützen wollen, sich von selbst widerlegt. Um irgend eine Wahrheit ist es ihm in dem, was er selbst giebt, überhaupt nicht zu thun, sondern nur um eine Hypothese, die er als eine Krücke zu gebrauchen der Orthodoxie vorschlägt, um unter Preisgebung der Bibel die Lehre festzuhalten. Ihm war ja aber die Lehre selbst mindestens problematisch. Gewisse Momente seiner Denkart kommen allerdings gelegentlich zur Sprache, wie die Unterscheidung der Religion Christi und der christlichen Religion, die Zurückführung alles Christenthums auf die Sittenlehre der Liebe; aber um dergleichen dreht sich nicht der Streit. Er hofft den Spass noch selbst zu erleben, dass die meisten Theologen auf seine Seite treten werden, um mit Verlust eines Fittigs noch eine Weile den Rumpf zu retten. — Aber der Streit liegt auch nicht so, dass Lessing die Freiheit der wissenschaftlichen Forschung überhaupt verträte, wie man zu meinen versucht ist. Lessing hätte dann den Muth haben müssen, einzugestehen, dass eben diese Forschung gerechtfertigt wäre auch dann, wenn sie der Kirche und ihrem Glauben zum Schaden gereichte. Diesen Muth hat er nicht gehabt. Er will schlechterdings von Goeze nicht als der Mensch verschrieen werden, der es mit der lutherischen Kirche schlechter meine, als dieser. Und doch klagt ihn Goeze mit vollem Rechte mittelbarer und unmittelbarer Angriffe auf die christliche Religion an. Er behauptete, dass die von ihm veranstaltete Ausgabe der Fragmente der lutherischen Kirche nur zum Heil gereichen könnte; dass er selber die Sache eben dieser Kirche vertrete. Dies konnte Lessing nicht mit Recht behaupten; er konnte es nicht glauben, ohne dass man ihn einer bei diesem Manne undenkbaren Selbsttäuschung zeihen müsste. Darum aber allein handelt sich der Streit, ob eben diese Schrift, die Fragmente, und ihre Herausgabe, so wie Lessing's „Gegensätze," der Kirche zum Heile gereichen oder nicht. Welcher saubere Geist aber in jener Schrift weht, der die Fragmente entnommen sind, und ob ihr Verfasser dem Ideal eines ächten Bestreiters der kirchlichen Lehre wirklich so nahe gekommen ist, wie Lessing behauptet, darüber kann man am besten aus dem urtheilen, was jüngst Strauss von Reimarus mitgetheilt hat. Grade mit seiner Widerlegung des Fragmentisten und in seinem Kampfe gegen Goeze hat Lessing die Grundlage der evangelischen Kirche, die Autorität der Bibel, untergraben. Er hat bei Gelegenheit Andeutungen einer tieferen Auffassung des Christenthums dem Goeze'schen Buchstabenglauben gegenüber gegeben. Das Recht der wissenschaftlichen Untersuchung aber hat Lessing höchstens in verdeckter Weise vertheidigt, indem er zeigt, dass man zu allen Zeiten der Kirche dafür gehalten habe, dass die Angriffe der Sectirer die wahre Kirche nur fördern könnten

Lessing hat auf dem hier berührten Gebiete eine Ueberzeugung, ein Credo nicht gehabt. Er ist nicht mit sich fertig geworden, hat mit sich kaum fertig werden wollen. Ihm läuft Alles in eine mehr oder weniger annehmbare Hypothese, in ein Spiel seiner dialektischen Gewandtheit aus. „Die „Erziehung des Menschengeschlechtes" ist von einem guten Freunde, der sich gerne allerlei Hypothesen und Systeme macht, um das Vergnügen zu haben, sie wieder einzureissen." Sein ideales Bedürfniss lässt sich nicht abläugnen, aber eben so wenig, dass er vor dem Abschluss in einer bestimmten Formel sich mehr gewehrt, als ihn ersehnt hat. Den Neuerern gegenüber aber weiss er sich in der gesicherten Stellung eines Mannes,

dessen Bildung mit ihren Wurzeln tief in die Vergangenheit sich senkt, dessen Gelehrsamkeit mit absprechender Flachheit nichts gemeinsam hat, dessen tiefere Bedürfnisse durch fertige Phrasen sich nicht abfinden lassen. Aber für die bestimmte Form der bestehenden Kirche hat er eben so wenig Sympathie. Er schätzt die Consequenz des dogmatischen Systems, die ungemeine Gedankenarbeit, aus der es entsprungen ist: aber den Glauben hat er nicht. Ihrem Inhalt nach ist ihm die Lehre der Kirche das abscheulichste Gebäude von Unsinn, (denn auf jene Lehre und nichts Anderes bezieht sich jene Aeusserung), und er preist Mendelssohn glücklich, dass er den Umsturz dieses Gebäudes auch anders als unter dem Vorwande, es neu zu unterbauen, befördern könne. Sollte damit Lessing nicht in der That zugleich seine Absichten und seine Methode bezeichnet haben? — Lessing ist für die neuere Wissenschaft von nicht zu überschätzender Wichtigkeit. Der Geist der exacten Kritik lässt sich auf ihn als den Urheber zurückführen. Aber die saubere Form der Untersuchung, die dialektische Kunst der Entwicklung wird ihm an sich ein Höchstes: und grade auf theologischem Gebiete fehlt ihm der Boden einer gesicherten Ueberzeugung. Dafür kann die bloss negative Abwendung von allem Positiven in Dogma und Cultus und die Betonung des Moralischen so wenig Ersatz gewähren, als seine Hinneigung zu speculativer Anschauung. Die Untersuchung als solche, losgelöst von dem Resultate, hat ihm einen Werth, den sie selbst bei dem gleichgültigsten Gegenstande nicht haben kann, geschweige denn bei dem, an welchem das Heil der Seelen hängt.

Es ist ein unwürdiger Verdacht, die Herausgabe der Fragmente sei nur eine Geldspeculation gewesen. Lessing hat sie eben veröffentlicht, weil sie ihm für das Publicum interessant schienen, und weil er durch das Für und Wider der wissenschaftlichen Discussion eine Feststellung der Thatsachen ermöglicht glaubte. Lessing's eigene Aeusserungen darüber sind eben so unzweideutig, als unbedingt glaubwürdig. Denn Lessing war kein gemeiner Charakter. Nicolai weiss es aus vertrautem Zwiegespräch, dass Lessing durch die Herausgabe den Orthodoxen eher einen Dienst zu leisten beabsichtigte.

Eben so wenig lässt sich nachweisen, dass Lessing gegen Goeze undankbar oder falsch gehandelt habe. Von einem vertrauten Umgange zwischen ihnen zur Zeit, als Lessing in Hamburg lebte, lässt sich nicht reden. Das hat Herr Boden bewiesen. Dass freilich ein gewisser Grad der Befreundung bestanden hat, zeigt insbesondere auch der Eingang von Lessing's erster Streitschrift gegen Goeze. Es ist in der That nichts weiter, als halb ein Spass, halb Unbefangenheit des Urtheils, wenn er in Goeze's Streit gegen Alberti über das Bussgebet sich auf des Ersteren Seite stellt. Die Gehässigkeit und Erbitterung in Lessing's Ergüssen ist offenbar nur durch den Ton der Goeze'schen Polemik hervorgerufen worden.

Wir sind daher weit entfernt, Lessing gemeine Motive zuzuschreiben. Aber seine ganze Kampfweise ist, auch wenn man in Menzel's Ton nicht einstimmen mag, so unbedingt nicht zu rechtfertigen, dass aller Schatten nur auf seines Gegners Seite läge. Und zwar entspringt das Tadelnswerthe in seiner Haltung grade aus dem Grunde, weil er für keine gesicherte Ueberzeugung kämpft. Daher kommt es allerdings, dass er mit seinem Gegner spielt, dass er zu blossen Fechterkünsten greift, nie mit der Sprache herausrückt und selbst die eigentliche Spitze des Streites abstumpft. Der Beistimmung der grossen Anzahl konnte er dabei gewiss sein, wenn nur die Orthodoxie hart mitgenommen wurde, und so leistete er wider seinen Willen einer Sache Vorschub, der er selbst von Herzen abgeneigt war.

Lessing's ganze Stellung in diesem Streite ist von vorn herein eine verschobene. Es ist halb Strategem, halb Consequenz seiner Prämissen, dass er durch eine Wendung zum Katholicismus hin den Reichsfiscal, mit dem

ihm gedroht worden, zu entwaffnen sucht. Nicolai hat doch halb Recht, wenn er Lessing's Weise, auf katholische Principien und auf die regula fidei zurückzugehen, nur für eine sophistische Ausflucht hält. Wenn Goeze aber ihm vorwirft, Lessing sei ein Gegner und Schädiger der lutherischen Kirche, so konnte Letzterer nicht anders als eingestehen, er sei es und wolle es sein. Sein Zweck sei eben, den Glauben an die „Evidenz und Allgemeinheit" der besonderen Religionsform zu erschüttern. Dass er das „Christenthum" vertheidige im Allgemeinen, so wie es sich in allen seinen einzelnen Ausbildungsformen in allen Secten darstelle, war keine Widerlegung dieses Vorwurfs. Und konnte Lessing mit einigem Recht auch nur das sagen, er vertheidige das „Christenthum?" Er, der eine übernatürliche Offenbarung der Wahrheit überhaupt bezweifelt und an deren Stelle den Begriff der geschichtlichen Entwicklung unter Beihülfe des göttlichen Geistes setzen möchte? „Die Religion ist nicht wahr, weil die Evangelien und Apostel sie lehrten, sondern sie lehrten sie, weil sie wahr ist." — „Gott kann nicht etwas wollen, bloss weil er es will." Aus Geschichte kann keine metaphysische Erkenntniss gezogen werden; das ist der garstige breite Graben, den Lessing nicht überspringen kann. Was heisst das anders als: die Wahrheit der Religion und die Autorität der Schrift beruht auf Gründen der Vernunft, nicht auf Zeugniss und Glauben? Und das ist der letzte Grundsatz aller der Kirche feindlichen Lehren. Goeze also sollte Unrecht damit gehabt haben, Lessing als einen Feind der Kirche zu bezeichnen, der, je mehr er sich vertheidigt, desto mehr nicht bloss die Lehre der lutherischen, sondern auch die einer jeden Kirche bekämpft? Sagt doch Lessing selbst: „Nathan's Aeusserung gegen alle positive Religion ist von jeher die meinige gewesen."

Lessing hat gewiss mit allem Rechte von sich gesagt, er hungere nach Ueberzeugung. Aber gesättigt hat er sich hier auf Erden nicht. Daher fehlt es ihm an bestimmter Grundlage in seinem Streite, und daher sind es in der That Evolutiones, die er dem Herrn Hauptpastor vormacht, und mit denen er ihn capot machen will. Gegen den Protestantismus beruft er sich auf Katholisches, gegen den Katholicismus auf die Vernunft, gegen die damals geltende Auffassung der Vernunftwahrheiten auf Geschichte und wissenschaftliche Forschung. Sehr viel Fremdartiges hat sich in seine Polemik eingemischt; es ist keineswegs der reine Eifer für die Sache, was ihn treibt. Goeze dient ihm in der That, um ihn zu zerstreuen in einer trüben Lage und gedrückten Stimmung. Er will den Theologen etwas vormachen und sie ein wenig ärgern, nachdem er durch den Berengarius in einen so lieblichen Geruch der Rechtgläubigkeit gekommen war. Er will sich mit den Theologen eine kleine Komödie machen; diese Materien sind noch die einzigen, die ihn zerstreuen können. Daher hat er die muthwilligsten Stellen in seinen Schnurren oft in den trübsten Augenblicken geschrieben. Da Goeze sich nun einmal verredet hat und wissen will, nicht was Lessing von der christlichen Religion glaube, sondern was er unter der christlichen Religion verstehe, so hat er gewonnen und nennt nun die Symbole der ersten vier Jahrhundert der Kirche als das, was er darunter verstehe. Lessing schreibt gegen seinen Gegner γυμναστικῶς und würde nicht alles so behauptete auch δογματικῶς behaupten. Die Frage dreht sich darum, ob es erlaubt ist, einem Manne von Goeze's Richtung mit den Waffen zu begegnen, die Lessing gebraucht hat. Und das muss verneint werden, wenigstens von jedem andern Standpunkt aus, als dem der Partei. Fassen wir zusammen: Goeze's Saehe war die todte Orthodoxie, seine Kampfweise vielfach anstössig. Aber auch Lessing ist nicht frei von Tadel. Man wolle keinen von beiden weisser waschen, als er es ist. Die geschichtliche Bedeutung jener Polemik ist nicht zu bestreiten. Und an Lessing hat sich auch hier eine reiche und grossartige Entwicklung angeschlossen. Es sind nicht bloss negative Richtungen, die von ihm ausgehen. Wie die theologische

Kritik, so hat auch eine tiefere speculative Auffassung an ihn anknüpfen können, und wenn er den Rationalismus gefördert hat, so hat doch auch die Erneuerung des christlichen Gedankens von dem Boden der Speculation aus von ihm vielfache Anregung empfangen.

Lasson.

Ein Wort über meine „Erläuterungen zu Klopstock's Oden."

Wie meine übrigen „Erläuterungen zu den deutschen Classikern," so treten auch die zu Klopstock's Oden mit dem entschiedenen Anspruch auf, nicht bloss in der Methode der Erklärung, sondern auch im Verständniss der Gedichte selbst einen wesentlichen Fortschritt zu bewirken. Das ist mir, wie ich es hoffen durfte, nach dem Urtheile Kundiger, die sich weniger in der Oeffentlichkeit als persönlich gegen mich aussprachen, in hohem Grade gelungen. Bei Klopstock war manches, aber wenig Brauchbares vorgearbeitet; das ganze Werk war von vorn zu beginnen. Hier galt es nun zunächst die sämmtlichen Varianten zusammenzubringen, was nicht wenig Mühe kostete und nur durch Unterstützung der vertrautesten Freunde und sorgfältigsten Sammler des Dichters zu ermöglichen war Dann musste die ganze einschlägige Literatur kritisch durchmustert werden. Die Hauptsache aber blieb Klopstock's Wesen, Denken und Dichten, besonders auch seine Sprache so genau sich anzueignen, dass alle Schwierigkeiten sich lösten und selbst an den vielen Stellen, wo der dichterische Ausdruck nicht zur Klarheit durchgedrungen war, der Sinn des Dichters sich erschlösse. So lieferte ich denn aus inniger Vertrautheit mit dem Dichter nach meiner durch jahrelange unermüdliche Thätigkeit in diesem Fache gewonnenen Sicherheit eine durchgearbeitete Erklärung, welche zuerst die Oden des Dichters in's Licht gesetzt, nicht allein zahllose Räthsel gelöst, sondern auch die Absicht und den dichterischen Gang aller Oden nachgewiesen zu haben sich rühmen darf.

Da kommt nun in diesem „Archiv" S. 223 ein Herr Dr. Laas, und glaubt, eine so bedeutende, oft dornenvolle Arbeit wie einen gewöhnlichen Versuch der Mittelmässigkeit abfertigen und an mir den Meister machen zu können. Inwiefern diese Erläuterungen ihren offen ausgesprochenen Anspruch erfüllen, was sie geleistet, in welchem Verhältniss ich zu den Vorgängern stehe, davon ist bei diesem klugen und weisen Herrn nicht die Rede. Nachdem er bemerkt, es sei hier „alles zur Erläuterung der vorliegenden Gedichte Bemerkenswerthe, was sich in unseren Classikern und ihrer Correspondenz zerstreut und verzettelt finde, mit anerkennenswerthem Fleisse und befriedigender Selbständigkeit (Vollständigkeit?) gesammelt," ergeht er sich weitläufig über die kaum ein Zwölftel der Arbeit umfassende Einleitung, um dann mit dem Satze abzuschliessen: „Die Erklärung der Oden selbst, wie gesagt, ist fleissig und sorgsam." Kann man unbedachter Kritik üben? - Von der Erklärung, dem Hauptpunkte, ist ja kein Wort bis dahin gesagt; denn Herr Dr. Laas wird doch wohl nicht meinen oder gar den Leser glauben machen wollen, die Erklärung sei aus „unsern Classikern und ihrer Correspondenz" zusammengetragen! Aber mit seinem „wie gesagt" springt er über den Hauptpunkt hinweg, nachdem er seinen kritischen Muthwillen geübt. Die Ueberzeugung, dass die Kritik nicht bloss ein Recht sei, sondern auch eine schwere Pflicht in sich schliesse, scheint diesem Herrn noch nicht gekommen zu sein.

Wie ein Mensch von gesunden Sinnen über meine Einleitung so urtheilen kann, wie es Herr Dr. Laas thut, ist mir unbegreiflich. Wenn er

aus derselben keinen Begriff vom Wesen der Klopstock'schen Lyrik gewonnen, so ist das seine Schuld. Aber wie sollte dies auch ein Mann, der nicht im Stande ist, die Absicht und den Gang meiner ruhig fortschreitenden Einleitung aufzufassen, der nicht sieht, wie ich hierin den Entwicklungsgang der Klopstock'schen Lyrik nachzuweisen gesucht, wie ich die Urtheile der Zeitgenossen über Klopstock deshalb mitgetheilt, weil sie auf Klopstock's späteres Dichten von Einfluss geworden sind. Von einem „Aufspeichern" zu sprechen, wo alles an der rechten Stelle, in seinem natürlichen Zusammenhang steht, ist nur einem solchen missliebigen Kritiker möglich; nur ein solcher „weiser Daniel" konnte zu dem tollen Gedanken kommen, statt der Einleitung hätte ich besser eine metrische und eine chronologische Tabelle gegeben. Diesem Unverstand steht die der Wahrheit Hohn sprechende Behauptung eines „künstlichen Echauffements der Nüchternheit" würdig zur Seite. Wer meine Einleitung und Erklärung liest, muss mir das Zeugniss geben, dass ich von warmem Enthusiasmus für Klopstock himmelweit entfernt bin, dass ich seine Schwächen scharf bezeichnet habe, wenn ich auch auf seine zum Theil noch verkannten Vorzüge entschieden hinweise. Was Herr Dr. Laas von übertreibenden Ausdrücken der Anerkennung sagt, habe ich bei Wiederlesung der Einleitung als völlig unberechtigt erkannt. Wie viele Seiten meiner Arbeit mag dieser Mann wohl gelesen haben?

Die ganze Anzeige des Herrn Dr. Laas muss ich als die haltloseste Verläumdung eines Mannes zurückweisen, der erst noch recht viel lernen sollte, ehe er hoch zu Ross als Kritiker sich der Welt zeigt. Sapere aude!

H. Düntzer.

Noch ein Wort zu Düntzer's Erläuterungen.

Als mir vor einiger Zeit der Auftrag wurde, die Düntzer'schen Erläuterungen zu Klopstock's Oden zu recensiren, dachte ich freilich nicht, dass man das, was ich zu sagen hätte, einem Drang zuschreiben würde, mich hoch zu Ross der Welt als Kritiker zu zeigen, oder gar der unnatürlichen Bosheit, einen mir persönlich unbekannten Mann aus heiler Haut zu verläumden! Ich folgte einer Aufforderung — ohne sie wäre ich wohl schwerlich Herrn Düntzer mit einer Lectüre und Besprechung seiner 6 Bändchen lästig gefallen — und warum hätte ich sie abschlagen sollen? Soviel hatte ich ja doch wohl gelernt, um den Werth von Erklärungen deutscher Gedichte nach meinen Begriffen abzuschätzen.

Wie ich mir nun Klopstock und Düntzer so nebeneinander dachte, hier den feierlichen, schwungvollen, etwas verstiegenen Dichter, wie er allem platten, alltäglichen Wesen abgekehrt, in Entzückung verloren, unter Seraphim wandelt und dort seinen nüchternen Erklärer, sorgsam alle Varianten zusammensuchend: ich weiss nicht, warum mir mein Gedächtniss da gerade den Streich spielte und mich an ein paar Worte in Klopstock's Wingolf erinnerte; warum es mir war, als ob sie der Dichter selbst dem herantretenden Philologen in gewissem Unmuth zurief: „Es fliesst mein Lied stark und gedankenvoll; dess spott' ich, der's mit Klüglingsblicken höret und kalt von der Glosse triefet!". Und wirklich! Warum musste denn auch dieser begeisterte Sänger, der sich so offen der steifen Schulpedanterie abkehrt, einer gewissen Mikrologie mit obligaten Varianten und Parallelstellen anheim fallen?

Trotz dieser, ich kann wohl sagen, natürlichen Abneigung gegen solche Erklärerei wollte ich doch über das Buch, auf das gewiss viel Fleiss und

Sorgfalt verwandt war, um der guten Meinung des Verfassers selbst willen nicht „missliebig“ aburtheilen.

Ich las also — nicht alle 6 Bändchen, aber die Erklärungen zu den Oden, aus welchen ich mir seit Einigem das Bild von Klopstock's dichterischem Wesen auf meine Weise zu construiren suchte, in der Meinung, dass wenn man die Interpretation von circa 15 der bedeutendsten Oden durchmustert hat, das genüge, um sich einen richtigen Begriff von dem Ganzen zu machen, so dass man auch Anderen sagen könne, was sie von dem Buche zu erwarten hätten. Wenn Jemand in der Erklärung von 15 der wichtigsten Gedichte sich als trockener Pedant erweist, wird er in dem Uebrigen nicht von Saft und Kraft strotzen: und umgekehrt.

Ich genoss also die Erläuterung vorzüglich zu dem Odencyclus Wingolf, zu den Gedichten: die künftige Geliebte, an Ebert, an Fanny, der Zürchersee, dem Erlöser, die Frühlingsfeier, der Eislauf, die beiden Musen, mein Vaterland. Und wenn meine Hauptabsicht dabei war, das Maass, in dem Herr Düntzer die Klopstock'sche Individualität ergriffen hat, kennen zu lernen, — was denn doch Grundlage und Zielpunkt aller Erläuterung sein muss — so wird man gestehen, dass die Gedichte nicht zu unpassend gewählt waren. Was hatte ich nun aus der Lectüre für einen Gewinn? Die eigenen Erklärungen, ich darf es ehrlich gestehen, konnte ich Herrn Düntzer schenken. Sie geben dem, der einigermassen seine fünf Sinne zusammen hat, — welches Glück nach Herrn Düntzer mir freilich abgeht, — gar keine Aufklärung. Für wen schrieb also Herr Düntzer? Musste denn ein Publicum, dem Geschmack und Verständniss bis jetzt noch fehlen, durchaus zu Klopstock herangezogen werden? Dann hätte man wenigstens ein bischen interessanter schreiben müssen. Nützlich fand ich nur die Mittheilungen aus Klopstock's sonstigen Aeusserungen, aus den Briefen und Schriften seiner Zeitgenossen, um einige Anspielungen und literar-historische oder biographische Voraussetzungen zu verstehen. Daraus sind freilich die Erläuterungen nicht zusammengesetzt, — wie Herr Düntzer mich sagen lässt — aber es wäre gut, sie enthielten weiter nichts: dann wäre das Buch nützlicher und billiger.

Hat denn aber Herr Düntzer einen irgendwie befriedigenden Begriff von Klopstock's Dichternatur? Hat er sich seine Anschauungen, seine Gefühls- und Empfindungsweise so zu eigen gemacht, dass er sich ihm in den Augenblicken der Erklärung wenigstens wahlverwandt, gleichgestimmt fühlte? Er beansprucht freilich, dass man glaube, seine Erklärung ruhe auf vertrautester (sic!) Kenntniss Klopstockischer Sprache und Anschauung, (VI, 124) und er wiederholt eine ähnliche Behauptung oben in seinem Selbstlob, jedoch — wer Herrn Düntzer's poetisches Empfinden kennt, wird von vornherein wohl einigen Zweifel hegen, ob der immerhin fleissige — aber doch sehr nüchterne und hölzerne Mann zu einer innigen Vertrautheit, zu einer genauen Aneignung gerade von Klopstock's Wesen, Denken und Dichten durchgedrungen sei. Ich verzichte freilich darauf, das Herrn Düntzer begreiflich zu machen; er wird nach wie vor die Erklärung unserer Classiker für nöthig und mit Düntzer'scher „Sicherheit“ allein durchführbar erachten: vielleicht rüstet er sich schon jetzt, die von dem Verleger seiner letzten Erläuterungen angekündigte Erklärung des Messias den dankbaren Deutschen zu Füssen zu legen.

Wollte indess Jemand Anderes, der an irgend einer Paraphrase irgend einer der citirten Oden nicht genug hat, vielleicht noch einen äusseren Beleg für die Unvereinbarkeit Klopstock'scher und Düntzer'scher — ich will gar nicht sagen Seelenthätigkeit überhaupt — sondern nur zwischen ihrer Aesthetik: den bitten wir in den Erläuterungen zu den oben citirten Oden nachzusehen, wie oft Herr Düntzer mit: „sonderbar, wunderlich, auffallend, eigenthümlich“ und anderen Wörtern an den Irrgängen der Klopstock'schen Muse Anstoss nimmt.

Wie gesagt also, was ich mir unter einer den heutigen, philosophischen oder gebildeten Ansprüchen genügenden Erklärung dächte, die psychologische, auf warmem Mit- und Nachempfinden ruhende Enthüllung der Eigenart der Klopstock'schen Phantasie, etwa im Geist der Humboldt'schen Abhandlung über Göthe's Hermann und Dorothea — es wird das gewiss wieder einer meiner tollen Gedanken sein — das leistet Düntzer's Schrift in keiner Weise. Es bleibt seinen Erläuterungen also das bescheidene, im vorigen Heft ausgesprochene Lob, dass sie die Notizen, welche gewisse, dem heutigen Bewusstsein entschwundene Anspielungen aufklären, aus der Correspondenz und den Werken unserer Classiker beigebracht haben.

„Warum erging ich mich aber in meiner ersten Kritik weitläufig über die kaum ein Zwölftel der Arbeit umfassende Einleitung?" fragt Herr Düntzer. Weil sie wirklich einen kleinen Versuch enthält, durch biographische Entwicklung die Natur der lyrischen Muse Klopstock's zu ergründen. Die Darstellung wird aber, wie ich Herrn Düntzer wiederholen muss, durch fortwährende Excurse über Abfassungszeit und Strophenbau der einfallenden Oden auf's Unangenehmste gestört, so sehr auch Herr Düntzer sich ereifert, dass Alles an der rechten Stelle, in seinem natürlichen Zusammenhang steht. Ich könnte jede beliebige Seite zur Bewahrheitung meiner Behauptung abdrucken lassen; mag der unparteiische Leser, falls ihm Etwas an der Wahrheit der Sache liegt, irgend eine von den 61 Seiten aufschlagen, — ich kann's mit Ruhe abwarten, wem er Recht geben wird.

Wegen dieser, einem ordnungsliebenden Menschen lästigen, die Klarheit der biographischen Entwicklung unverzeiblich vernichtenden Zusammenwürfelung des Heterogensten schlug ich Herrn Düntzer vor, künftig die chronologischen und metrischen Festsetzungen an einem andern Ort, etwa in Tabellen mit erläuternden Anmerkungen zu geben. Die Einleitung sollte deshalb nicht wegfallen, wie Herr Düntzer mich in liebenswürdiger Wortverdrehung gleich sagen lässt, sondern um's Himmels willen bleiben, da sie das Einzige ist, was einer philosophisch-genetischen Entwicklung der dichterischen Individualität wenigstens ähnlich sieht.

Was endlich das Echauffement der Nüchternheit angeht, so geben Ton und Sprache der Einleitung und der Erläuterungen der Gedichte selbst davon die redendsten Beweise. Ein paar Beispiele:

Seite 58: Klopstock's Bedeutung liegt in der ureigenen Wärme seiner Empfindungen, in dem unverrückt beharrlichen Streben nach Erreichung des vorschwebenden Ziels! — Der Schwung seiner glühenden (ein Lieblingswort Düntzer's), freilich durch den Gedanken erst verkörperten Empfindung (und doch glühend!) übt auf jedes empfängliche Gemüth einen mächtigen Eindruck, aber das Streben nach Erhabenheit und bedeutender Wirkung hat nicht selten den Ausdruck überspannt u. s. w.

Seite 59: Fehlt es ihm auch „an plastischer, lebendiger Vergegenwärtigung," „so entschädigt er uns dafür theils durch das Feuer und den Schwung der Darstellung, theils durch die bezeichnende Wortbewegung" u. s. w.

Seite 60: — mit inniger, eindringender Liebe, ohne aufsprudelnde Schwärmerei (mit oder ohne Varianten?) ergriffen und dem Verständnisse nahe gebracht [— wie von Düntzer geschehen —] dürfte es kaum einen den Geist mehr bildenden und warm erfüllenden deutschen Dichter geben (?), als unsern für die heiligsten menschlichen Gefühle begeisterten, ihnen seine Töne leihenden Sänger, aus welchem das reinste, edelste, mächtig sich aufschwingende Herz spricht, mag er sich auch manchmal in mystische Tiefen verirren, oder ganz prosaische Gedanken mit dichterischem Gewande umkleiden?

Seite 61: — auch heute noch wirkt er durch so viele gehaltvolle Dichtungen auf jedes unverdorbene Gemüth erhebend und kräftigend, und auch selbst die minder gelungenen bieten eingehender Betrachtung den anzie-

hendsten Stoff. (?) Nur darf man sich einige Mühe bei dem Einfahren in diesen reichen Schatz (der mindergelungenen?) nicht verdriessen lassen.

Ein solches Gerede, das hier mit vollen Händen Weihrauch streut, dort wieder das Lob in Einschränkungen und Klauseln pedantisch restringirt, dies Hin- und Herwiegen zwischen dem, was Düntzer gefällt und missfällt, dabei eine ganze Reihe der marklosesten Worte — gilt mir für erhitzte Nüchternheit — mag's Herr Düntzer glauben oder nicht. In ähnlichen Perioden geht er auch bei den Oden, dem faustischen Stürmen und Drängen Klopstock's als ein getreuer, etwas unbeholfener Wagner ernüchternd zur Seite. Klopstock spricht in der Ode Wingolf von seiner künftigen Geliebten:

> Und Du, o Freundin, die Du mich lieben wirst,
> Wo bist Du? u. s. w.
> Hält Dich, o Freundin, etwa die zärtlichste
> Von allen Frauen mütterlich ungestüm?
> Wohl Dir! Auf ihrem Schoosse lernst Du
> Tugend und Liebe zugleich empfinden!
> Doch hat Dir Blumenkränze des Frühlings Hand
> gestreut, und ruhst Du, wo er im Schatten weht;
> So fühl' auch dort sie!

Düntzer (Seite 79): Nachdem er das sehnende Verlangen seines sich so einsam fühlenden Herzens ausgesprochen, stellt er sich zunächst vor, wo sie sich jetzt wohl befinde, wobei er zwei besonders ansprechende Lagen wählt, und er malt sich ihr Bild auf das lebhafteste aus, um, — dass, was — u. s. w. (der Satz dauert noch etwas lange). — Nachdem er sich mehrfach gewundert, dass die im Freundschaftstempel empfangenen Freunde, während Klopstock neue aufnimmt, zurücktreten, auch die Willkürlichkeit in der Bildung des Plurals Drüden gerügt, corrigirt er S. 81 auch noch, man sollte es nicht glauben, eine Erklärung Klopstock's zu seinen eigenen Worten! — und wie!

Der Dichter sieht im fünften Lied auch Schatten dem Tempel sich nahen, Schatten entfernter Freunde:

> Der Du dort wandelst, ernstvoll und heiter doch,
> Das Auge voll von weiser Zufriedenheit,
> Die Lippe voll von Scherz; es horchen
> Ihm die Bemerkungen Deiner Freunde,
> Ihm horcht entzückt die feinere Schäferin,
> Wer bist Du, Schatten? —
> — Ja, er ist es!
> Siehe, der Schatten ist unser Gärtner!

Klopstock belehrt den Leser in einer Anmerkung, er habe mit der feineren Schäferin auf Gärtners Schäferspiel die geprüfte Treue anspielen wollen. Herr Düntzer sagt: Das ist nicht wahr, sondern Schäferin heisst hier „nach damaligem Dichtergebrauch (!) das Mädchen überhaupt!"

Warum? „weil die Worte in den Versen stehen, wo der Nahende noch nicht als Gärtner erkannt ist! Der Dichter konnte ihm also unmöglich Attribute, Zeichen beilegen, die Gärtner wirklich zukommen." — Wahrscheinlich wusste Klopstock, als er das dichtete, auch noch nicht, dass er in dem Schatten nachher Gärtner erkennen würde! Er gab ihm also willkürliche, beliebige Prädicate, um sich ja nicht den Anschein zu geben, er wisse schon, was kommt. Er liess seine Lippe voll Scherz sein, obwohl Gärtner vielleicht gerade einen ernsten Mund hatte, sein Auge voll weiser Zufriedenheit, obgleich Gärtner am Ende sehr begehrlich und unzufrieden

war! Doch wozu widerlege ich die offenbaren Geschmacklosigkeiten eines Pedanten? — Ein solcher hält sich aber für berufen, aus „inniger Vertrautheit“ mit dem Dichter ihn den Deutschen, die Deutsches und Poetisches nicht verstehen, zu enthüllen. Die Ueberzeugung, dass zur Erläuterung eines Dichters nicht bloss ein gutgemeinter Wille, sondern auch Fähigkeit, philosophische Bildung, Geschmack und ein gewisser „warmer Enthusiasmus“ gehöre, scheint Herrn Düntzer immer noch nicht zu kommen. Um seine schulmeisterliche Art, einen Dichter zu glossiren, noch weiter kennen zu lernen, könnte ich auch noch auf seine Parallelstellen aus den Alten hinweisen. Wer sich in einer Mussestunde belustigen will, vergleiche z. B. Strophe 5 des fünften Liedes des Wingolf mit Virg. Ecl. VI, 83; Strophe 9 des ersten mit Hor. Epod. 16, 10. 11. Jedoch sapienti sat!

Hätte Herr Düntzer doch nur die Varianten gesammelt, nur die Abfassungszeit festgestellt und die Anspielungen auf factische Verhältnisse erläutert und das Andere dem sinnigen Leser überlassen! Und droht er uns mit dem Messias, — fasse er sich, bitte, so kurz als möglich — und wird er kritisirt, so schimpfe er nicht! γνῶθι σεαυτόν.

Berlin. Dr. Laas.

Emil Postel. Stoffe und Aufgaben zu deutschen Aufsätzen für reifere Schüler, insbesondere für Präparanden. Langensalza, Verlagshandlung des Th. L. V. 1861.

Der Herr Verfasser hat bereits mehrere „Hülfsbücher für Schullehrer, insbesondere bei dem Präparandenunterrichte“ herausgegeben, von denen das vorliegende die dritte Abtheilung bildet. Um den Standpunkt, welchen derselbe im Auge hat, richtig zu würdigen, muss von vorn herein darauf aufmerksam gemacht werden, dass er sich Lehrer solcher Zöglinge denkt, die nicht viel mehr als die gewöhnliche Elementarbildung empfangen haben und nun zu dem Lehrerberufe vorgebildet werden sollen. Der Verfasser sagt dies zwar nicht ausdrücklich, doch deutet die ganze Anlage seines Buches darauf hin, besonders die grosse Umständlichkeit, mit welcher er zunächst die Uebungen im einfachen Nacherzählen behandelt. Es ist schon zu beklagen, wenn die Zöglinge, für welche die Arbeit gebraucht werden soll, eine so mangelhafte Vorbereitung mitbringen; wenn aber gar die Lehrer derselben einer Anleitung bedürfen, welche sie ängstlich in Fesseln schlägt und jeder Originalität hemmend entgegen tritt, dann sieht es mit der Entwicklung des deutschen Stils unter den Bildnern der Jugend gewiss höchst bedauernswerth aus. Nach unserm Ermessen müssen Handbücher für Stilistik durchaus dem Princip freier Bewegung huldigen; sie sollen zwar anregen, aber nicht dem, der sie gebraucht, jede geistige Arbeit abnehmen. Die Folge davon ist, dass der Inhalt des Buches im Verhältniss zu seinem Umfange viel zu dürftig erscheint. Die Anleitung, welche der Verfasser für die Umwandlung poetischer Stücke in Prosa giebt (S. 53 — 55), ist eine rein mechanische; seine Bemerkungen beschränken sich auf Aeusserlichkeiten, ohne das innere Wesen des fraglichen Gegenstandes auch nur im Entferntesten zu berühren. Was das Reproduciren von Beschreibungen und gar von Abhandlungen betrifft, so versprechen wir uns hiervon gar nichts. Der Lehrer mag unterrichten wen er will, er hat immer Menschen zu bilden, die frei geschaffen sind, also auch frei entwickelt sein wollen; das scheint uns aber auf dem hier eingeschlagenen Wege nicht möglich. — Zu dem Allen kommt nun noch, dass sich das Buch sowohl in

Sprache als Inhalt nirgend über das Gewöhnliche erhebt. Der Stil des Verfassers entbehrt der nöthigen Gewandtheit (man vergl. S. 138, S. 216—217, S. 248, S. 260 u. s. w.), Vieles erscheint trocken und trivial, das Meiste lässt kalt, es fehlt dem Ganzen an Schwung. Dies und jenes Einzelne wird sich allerdings verwerthen lassen, auf der Höhe unserer Zeit aber steht die Arbeit nicht.

L. Rudolph.

Demogeot, Histoire de la Littérature Française depuis ses origines jusqu'à nos jours. 5e édition. Paris, Hachette. 1862.

E. Gerusez, Histoire de la Littérature Française depuis ses origines jusqu'à la révolution. 2 vol. 2e édition. Paris, Didier.

Es mag erlaubt sein, bei Gelegenheit der unlängst erschienenen fünften Auflage auf Demogeots auch in Deutschland bereits viel verbreitetes Werk zurückzukommen, das als die beste Uebersicht der französischen Literaturgeschichte angelegentlich empfohlen werden kann und auch in Frankreich fast allgemein dafür gilt. Der Verfasser kennt seinen Gegenstand fast durchweg genau und behandelt denselben in so ansprechender Weise, dass auch der, dem der Stoff im Allgemeinen geläufig ist, das Buch mit Interesse von Anfang bis zu Ende liest. Die neue Auflage enthält mehrfache Zusätze und Verbesserungen, und obgleich die Geschichte im Allgemeinen nur bis zum Jahre 1830 fortgeführt werden soll, gibt sie darüber hinaus noch zahlreiche Fingerzeige; namentlich sind die Daten bis zur Gegenwart fortgeführt, doch fehlt z. B. das Todesjahr von Alfred de Musset, und bei einigen Schriftstellern ist das Urtheil ausschliesslich auf die älteren Werke gestützt, so bei Barante auf die Geschichte der burgundischen Herzöge, und die neueren Bücher desselben sind nicht einmal erwähnt.

Demogeot zeigt sich im Allgemeinen vorurtheilsfrei, er hat sich bemüht, dem Einflusse der fremden Literaturen Rechnung zu tragen, er verräth eine gewisse Bekanntschaft mit der englischen und hat auch in der deutschen nicht ganz unbewandert bleiben wollen. Freilich nimmt es sich nun für uns sonderbar aus, wenn er nach irgend einem alten Leitfaden, da wo es sich kaum erst um die Morgendämmerung handelt, meint: L'homme qui rendit la vieille Allemagne à elle-même, était le Suisse Bodmer. Ebenso wird jeder von uns erstaunen, wenn er hört, dass Dubartas continue à jouir d'une grande réputation chez nos voisins d'outre Rhin, moins choqués que nous des monstruosités de son langage. So viel ich weiss, ist es eben nur Goethe, der sich einmal günstig über Dubartas ausgesprochen, sonst thut man uns da doch zu viel Ehre an; es gibt wahrscheinlich nicht zwanzig Deutsche, die seine Gedichte gelesen, und wohl kaum einen noch, der sie schön findet.

Der Verfasser hat sich, was wir nur billigen können, nicht immer strikt auf die eigentlich nationale, in der Landessprache geschriebene, noch auf die schöne Literatur beschränkt, er bespricht den Einfluss der Klöster und die Streitigkeiten zwischen Abälard und dem heiligen Bernhard, er zieht manche lateinisch abgefasste Werke, Gregor von Tours wie de Thou, in seinen Kreis mit hinein, doch geht er zu weit, wenn er nun auch von Erasmus uns weitläufig unterhält; eigentlich wohl weil er grade die Abhandlung von Nisard über denselben benutzen konnte, aber unter dem Vorgeben, dass

Erasme est nôtre par ses relations avec la France et surtout par le caractère tout français, tout voltairien de son esprit. Da werden dann zuletzt wohl nicht nur Heine, sondern auch Lucian und Swift Franzosen, wenn solche Gründe zu einer Annexion genügen. Aber freilich ist Demogeot auch sonst von Prätensionen nicht frei, die zwar echt französisch sind und denen man deshalb so oft begegnet; wir wollen jedoch darum nicht aufhören, sie immer wieder zurückzuweisen. Es versteht sich ja von selbst, dass ein solches recht eigentlich nationales Buch auch überall eine nationale Färbung hat, dass sich darin der gerechte Stolz auf das Land, auf die so reiche Literatur ausspricht, dass man die Dichter und Schriftsteller, die man am besten kennt, auch vielfach etwas überschätzt, dass gelegentlich einige Ueberhebung mit unterläuft. Aber es geht nun doch zu weit, wenn Demogeot z. B. sagt: La France elle-même nous apparaissait comme le centre commun, comme le coeur de l'Europe. Pas un mouvement de ce grand corps qui ne parte de notre patrie ou n'y aboutisse. Au moyen-âge c'est elle qui donne partout l'impulsion et jette au dehors ses fécondes pensées. Les nations voisines les accueillent avec empressement et quelques-unes en font leurs chefs-d'oeuvre. Bientôt après commence un reflux non moins admirable: la France absorbe et transforme, au XVIe siècle l'Italie, au XVIIe l'Espagne, l'Angleterre au XVIIIe et de nos jours l'Allemagne. Il semble que, pour devenir européenne, toute pensée locale doit d'abord passer par la bouche de la France. Was von Halbwahrheiten in solchen Sätzen sich findet, könnten doch einige andere Nationen mit demselben Rechte auf sich anwenden. Corneille se montre vraiment français; non seulement parcequ'il évite d'être Espagnol, mais encore parcequ'il s'attache à ce qui est général, universel, humain. Als wenn das Französische allein das Vorrecht hätte, in seiner höchsten Erscheinung allgemein menschlich zu sein, als ob nicht ein Engländer von seinem Shakspeare, ein Deutscher von seinem Goethe dasselbe, und fürwahr mit mehr Recht, aussagen und nun die Behauptung aufstellen könnte, das rein Menschliche sei recht specifisch deutsch oder englisch. Wenn unter Cousins Leitung Hegel übersetzt ist, so heisst es: il rendit français, c'est à dire européen, universel, ce qui risquait fort de rester toujours allemand. So? Wahrscheinlich zählt der Osten bei Herrn Demogeot nicht, sonst könnte er wissen, dass in einer Zeit, wo Frankreich nicht viel mehr als den Namen Hegels kannte, Polen wie Libelt und Czieskowsky sich in diesen vertieften; sonst könnte er aus Herzens Memoiren sehen, dass man in den dreissiger Jahren in Moskau mit Leidenschaft Hegelsche Philosophie studirte und dass sich das dortige junge Russland über ihre verschiedenen Auslegungen spaltete, wie etwa des Meisters Schüler in Berlin. Wenn die Herren Franzosen uns die Ehre anthun, die deutschen Werke zu lesen und zu übersetzen, um so besser für sie, sie sind für viele sehr im Rückstande; sie eignen sich als Nation dann dieselben an, aber damit sich z. B. in Scandinavien eine romantische Schule unter deutschem Einflusse bildete, damit Byron oder Walter Scott, Coleridge oder Carlyle auch an deutschen Quellen tranken, damit Bancroft Schleiermacher oder Emerson Goethe studirte und A. Herzen für Schiller schwärmte, hatten die Deutschen wirklich nicht nöthig, von den Franzosen europäisirt zu werden, und es ist doch eigentlich recht naiv, wenn diese, sobald etwas auch zu ihrer Kenntniss gekommen, meinen, nun sei es erst wirklich entdeckt und Gemeingut geworden.

Auch sonst nimmt Demogeot, wenn der Ausdruck gestattet ist, mitunter den Mund etwas voll, so heisst es: cependant passent rapidement dans la foule les plus grandes figures de l'histoire: Gustave Rez, Mazarin, Cromwell, als ob ein Paar geschickte Intriganten wie Mazarin und Retz den wahrhaft grossen Männern beizuzählen wären. Anderwärts sagt er: Buffon unit au savoir d'Aristote la belle imagination de Platon et le brillant coloris de Lucrèce; und es ist doch nicht für Jedermann überflüssig, dass der Name

hinzugefügt wird, wenn er ausruft: le plus magnifique langage que la bouche de l'homme ait jamais parlé, c'est d'avance nommer Bossuet. Das zeigt natürlich schon, dass insbesondere bei dem 17. Jahrhundert, wo die Verschiedenheit des nationalen Geschmacks am meisten hervortritt, ein Deutscher die Urtheile nicht immer unterschreiben und nur mit grosser Vorsicht aufnehmen wird; das kann ja nicht anders sein. Wenn ihm z. B. die französische Tragödie des grossen Jahrhunderts psychologie en action ist, so vermissen wir eben die Psychologie, sind uns die Figuren keine wirklichen Individuen, sondern meist unwahre, übertriebene Schemen und Typen, und stimmen wir darin Taine bei, wenn er sagt: Racine et Corneille ont fait des discours admirables et n'ont pas créé un personnage vivant; ebenso lächeln wir, wenn nach Demogeots Urtheil bei dem Telemach le lecteur charmé croit encore lire Homère; ja er setzt sogar hinzu: Que de nouvelles beautés l'imitateur ajoute à son modèle. In Frankreich, wo der Unterricht in allen Staatsschulen ganz gleichförmig ist, wo seit Jahrhunderten in der Universität auch die literarischen Urtheile sich forterben und so eine viel grössere Macht gewinnen, ist es eben viel schwerer als in Deutschland, sich einen selbständigen, nicht schon mehr oder weniger überkommenen Geschmack zu bilden; auch konnte bei der Stellung des Verfassers, bei dem Zwecke seines Buches, das wesentlich den Lehrern und Studirenden als ausführlicher Leitfaden dienen soll, es sich natürlich nicht darum handeln, neue, kühne, abweichende Ansichten aufzustellen. Demnach reproducirt er eben im Ganzen und Grossen die gewöhnlichen herkömmlichen Urtheile; er zeigt nicht die Unabhängigkeit des Geschmacks, denen wir bei Taine, L. de Wailly und anderen bedeutenden Kritikern der jüngeren Schule begegnen, und gegenüber dem französischen Classizismus z. B. thut er uns natürlich nicht genug, da wir nun einmal für immer im Ganzen und Grossen auf dem Lessingschen Standpunkte stehen, wenn wir auch gern anerkennen, dass derselbe in seiner Oppositionsstellung eben den Nachdruck auf den Tadel legen musste. Indess ist Demogeot durchaus nicht etwa bloss ein fleissiger, kenntnissreicher Compilator und Wiederholer; er ist allerdings auch selbstdenkender Mann, der vielfach ein selbständiges Urtheil und einen gebildeten Geschmack verräth. Er ist nicht bloss das würdevolle Mitglied der Universität wie sein Rival Geruzez; er hat auch einen Band anziehender, in mannigfachen Weisen erklingender Gedichte „Contes et Causeries“ kürzlich veröffentlicht und freilich nur mit seinem Vornamen Jacques gezeichnet, da es vielleicht nicht ganz passend befunden wäre, dass ein Professor, den die Schüler nur im Talar zu sehen gewohnt sind, mit dergleichen nebensächlichen von echt gallischer Heiterkeit und Laune durchwehten, an Lafontaine und mitunter an Rabelais erinnernden poetischen Kleinigkeiten sich abgegeben hätte. Man sieht überall, dass man es mit einem Manne von Geist zu thun hat, und seine Literaturgeschichte zeigt eben auch in dem Urtheile gegen die seiner Vorgänger und seiner Genossen immerhin einen bedeutenden Fortschritt; er spricht sich über die nur formell verdienstliche Poesie von Malherbe gar nicht unbedingt günstig aus; wenn er Corneille erhebt, so citirt er doch auch das Urtheil Saint Beuves, wo der Tadel nicht fehlt; auch sonst hilft er sich insbesondere bei der neuesten Zeit wohl damit, dass er fremde Autoritäten anführt, und wir müssen es ihm schon anrechnen, dass er die Einheit des Interesses, der Handlung den einzigen einem Drama wesentlichen Punkt nennt, denn die um mich so auszudrücken officielle Kritik hält auch bis heute noch an den drei Einheiten fest, und der Herr Akademiker Nisard schreibt ruhig: Quand je pense à Polyeucte, à Athalie, qui en est l'application la plus complète, je me demande si les trois unités ne sont pas, sous un titre pédantesque le dernier degré de conformité du théâtre avec la vie. La vérité sur ces règles, c'est que s'il est des exemples de bonnes tragédies sans les trois unités (wirklich, wie gütig?) il n'est pas une tragédie parfaite, qui n'en offre l'application. — Demogeot vertheidigt sich

gegen den ihm gemachten Vorwurf, dass er nicht alle Theile seines Stoffes mit der ihrer Wichtigkeit zukommenden Ausführlichkeit behandelt, dass er sich manche Ungleichheiten in der Ausführung habe zu Schulden kommen lassen. Im Allgemeinen hat er allerdings gesucht, das Gleichgewicht für die einzelnen Epochen zu erhalten; doch ist ersichtlich das Mittelalter mit einer gewissen Vorliebe behandelt; da fühlt er sich am meisten zu Hause, da, wo die Kenntnisse von verhältnissmässig kurzer Zeit datiren, wo noch täglich neue Gedichte ans Tageslicht gezogen werden, wo demnach noch keine beengenden, herkömmlichen, gleichsam feststehenden Ansichten sich haben bilden können, weiss er sich am wenigsten gehemmt, da gibt er ausführliche Analysen, da folgen wir ihm gern durch den bretonischen oder karlovingischen Sagenkreis. Auch im 16. und 17. Jahrhundert ist er heimisch; am dürftigsten sind manche Partien des 18. bedacht; da wo die Urtheile, auch was das rein Literarische betrifft, je nach dem Standpunkte der Parteien, noch immer so weit auseinandergehen, musste er, um nirgend zu sehr anzustossen, am vorsichtigsten sein; da bewegt er sich auch oft in Allgemeinheiten und nur einzelne Abschnitte, wie der über Rousseau, sind mit Wärme geschrieben. Und heisst das wohl wirklich den Schriftstellern den Platz einräumen, der ihnen im Verhältnisse zu ihrer Wichtigkeit zukommt, wenn er dem Ausländer Erasmus 3, Buffon 8 Seiten gibt, und für Diderot nur eine halbe übrig behält, wenn er dessen ausgearbeitetstes und relativ vollendetstes Buch, den Salon, nicht einmal zu kennen scheint und uns von seinen so einflussreichen ästhetischen und insbesondere dramaturgischen Ansichten auch gar nichts Näheres mitzutheilen weiss? Es ist wahr, Buffon war Mitglied der Universität, ist eine anerkannte Persönlichkeit, und Diderot ist sein Leben lang einfacher homme de lettres geblieben, aber darum war seine Wirksamkeit und der Einfluss auf sein Jahrhundert selbst über die Grenzen Frankreichs hinaus nach den verschiedensten Richtungen hin doch sehr bedeutend.

Es herrscht in Frankreich auf dem Gebiete der einheimischen Literaturgeschichte eine ausserordentliche Thätigkeit, eine ganze Reihe von Schriftstellern und von Gedichten, die bisher gar nicht oder nur unvollkommen bekannt waren, sind in den letzten 20 Jahren durch Monographien, durch Herausgabe oder richtigeren Wiederabdruck ihrer Werke entweder überhaupt erst an das Tageslicht gezogen oder besser gewürdigt worden. Demogeot kennt so ziemlich alle diese neuen Publicationen, er gibt fast beständig, was sehr lobenswerth, in Betreff der Literatur einige Fingerzeige, kaum irgend einen der Erwähnung werthen Namen wird man für die ganze vorclassische Zeit vermissen und es ist sehr erfreulich zu sehen, wie viel reicher und vollständiger für diese ganze Epoche sein Buch ist als die all seiner Vorgänger. Aber seit Ludwig XIV. lässt er sich wirkliche Auslassungen zu Schulden kommen; die bedeutendste möchte die von Madame Lafayette sein, deren Name gar nicht erwähnt wird, und doch ist diese Frau mit unter die Classiker herkömmlich aufgenommen und hat sie auch jetzt noch selbst im Auslande viele Anerkennung gefunden, wie ihr denn z. B. Julie Kavanagh in ihren french women of letters einen interessanten Abschnitt widmet, doch werden ihre Bücher immer noch in Volksausgaben verbreitet, doch sind ihre Romane die einzigen ihres Jahrhunderts, die uns auch jetzt noch lesbar scheinen und sind wir darin wenigstens der Ansicht Laharpe's treu geblieben, der die neuere Romanliteratur in Frankreich mit ihr beginnt und die früheren Producte der Art kaum ansehen mochte, weil es ihm nicht möglich sei, etwas zu lesen, was ihn langweile.

Im Thatsächlichen ist der Verfasser fast durchweg zuverlässig; wenn er von den mémoires de la Princesse Palatine spricht, so ist das zwar nicht richtig, aber erklärt sich, weil man in Frankreich den Briefen dieser originellen Frau öfter den Titel Memoiren beilegt; Seite 513 nennt er auf demselben Blatte Mably einen successeur und prédécesseur von Rousseau, er ist

der Zeit wie dem Ideengehalte seiner Schriften nach nur als Nachfolger zu bezeichnen, Seite 514 steht durch einen Druckfehler 1775 als Todesjahr Montesquieus statt 1755; auch ist es durchaus nicht wahr, dass die Zeitgenossen den Esprit des lois mit Kälte aufgenommen; im Gegentheil erlebte das Buch unmittelbar nach seinem Erscheinen zahlreiche Auflagen und die Bewunderung war so allgemein, dass selbst die Pompadour davon ergriffen wurde und dass das Werk in den Boudoirs der Damen zu finden war. Auch sonst möchten wir mit dem Verfasser rechten, dass er aus Neuerungssucht in seiner Erzählung Montesquieu auf die Encyclopädisten folgen lässt, was der Ordnung der Zeit wie der des Ideengehalts widerspricht; in der Revolution nachher kamen die Bewunderer Montesquieus ebenfalls vor denen der Encyclopädisten und Rousseaus. In der politischen Geschichte scheint der Verfasser unsicherer zu sein; wenn er Carl den Grossen als Franzosen behandelt, so haben das unsere Nachbarn jenseit des Rheines zwar früher aus Unwissenheit immer gethan; jetzt sollten sie dem doch entsagen; sonst könnten wir wirklich zu dem Glauben kommen, dass sie es auch jetzt noch nicht besser wüssten; auch ist es irrthümlich, von 33 Feldzügen dieses Kaisers gegen die Sachsen zu reden und was dergleichen Kleinigkeiten mehr sind. — Der Stil Demogeots ist lobenswerth und hält er sich namentlich fast durchweg von falschem Schmuck und leeren Phrasen frei; mitunter findet man kleine Nachlässigkeiten und Seite 628 ist ihm die Redensart nous prions le lecteur de se rappeler de ce que nous avons dit de Froissart entschlüpft. Man kann zwar in Paris täglich auch Gebildete hören, die, nach Analogie von se souvenir, se rappeler mit dem Genitiv verbinden, weil dort wie anderwärts auch die Gebildeten nicht immer correkt sich ausdrücken; aber der genaue Sinn dieses Verbums, der durchaus unserem „sich zurückrufen" entspricht, verlangt den Accusativ der Sache, und alle Grammatiker von Bescherelle bis zu Noël und Chapsal sind denn auch einig, schon in den Elementarbüchern vor diesem Gebrauche des Genitiv zu warnen, und der Verfasser selbst würde keinen Augenblick Anstand nehmen, ihn seinen Schülern als Fehler anzurechnen. Doch ich will nicht länger bei all diesen Kleinigkeiten verweilen, da ich eben nur dem deutschen Leser einige Fingerzeige geben wollte, da dem Werthe des trefflichen Buches im Ganzen und Grossen dadurch kein Abbruch geschieht, und da dasselbe meines Erachtens unter allen Werken, welche die vollständige Geschichte der französischen Literatur behandeln, den Vorzug verdient.

Allerdings hat die französische Akademie anders geurtheilt, sie hat 1851 der zweibändigen Geschichte von Gerusez den Preis zuerkannt und die 1861 erschienene zweite Auflage abermals gekrönt, aber das gebildete Publicum hat, wie so oft, dieses Urtheil nicht unbedingt ratificirt und die Akademie hat auch da wieder als eine in literarischen Dingen ganz conservative Körperschaft gehandelt. Nicht als ob das Werk von Gerusez nicht ein sehr verdienstliches wäre, der Verfasser kennt insbesondere die Literatur des 17. Jahrhunderts so gut wie irgend Jemand; er hat fleissige Studien gemacht; wir haben es mit einem Manne zu thun, der eben die Bücher, die er bespricht, fast durchweg selbst gelesen hat und nicht bloss frühere Urtheile, etwa mit anderen Worten, abschreibt; aber der ganze Standpunkt ist doch ein ungleich beengterer, fast noch der des reinen Classicismus. Gerusez kennt von fremden Literaturen, ausser der antiken, so gut wie Nichts; er weiss uns denn auch nicht wie Demogeot von dem Einfluss der Italiener, eines Marini, oder der Spanier, etwa des Antonio Perez Näheres mitzutheilen; er hat sich allerdings in der neuen Auflage mit Erfolg bemüht, den Abschnitt über das Mittelalter weniger ungenügend sein zu lassen, aber nachdem er einen Anlauf genommen, selbst einige Etymologien gegeben, ermattet er etwas und ist für die ganze ältere Zeit nicht vollständig, auch, wie das bei mangelhafter Kenntniss geht, nicht übersichtlich genug, bald zu kurz, anderwärts, wie bei den weitläufigen Mittheilungen der Untersuchungen

über den wahren Verfasser des Buches de imitatione Christi zu breit. Dann gehört er zu diesen gewissenhaften, guten, massvoll aufgeklärten Menschen, bei denen es einem doch manchmal schwer wird, das Gähnen zu unterdrücken; Alles was sie sagen, ist recht gutgemeint und verständig, aber oft etwas gewöhnlich und fast trivial; da ist auch kein Funke von einem neuen überraschenden Gedankenblitze, von einer selbständigen Auffassung, und hören wir denn bei dem 17. und 18. Jahrhunderte die schon hundert Mal gelesenen Tiraden und Elogen recht gut ausgedrückt zum hundert und ersten Male. Dieselbe Poetik Boileaus, in der er Rancan dem Homer gleichstellt, ist natürlich der Codex des guten Geschmacks, der Kritiker, der auch nur mit Kaltblut vom Cid sprechen wollte, wird beklagt und Descartes ist natürlich gewesen le plus digne représentant et le plus puissant promoteur de la pensée humaine. Ausserdem benutzt der Verfasser sein Buch zu einer Moralabhandlung, um bei jeder Gelegenheit Duldung, aufgeklärten Katholicismus und die goldene Mittelstrasse zu predigen, und wo er einem Schriftsteller begegnet, der dazu verwendbar ist, erhalten wir sicher, wie bei dem Canzler L'Hôpital lange Auszüge. Gerusez sieht und kennt Nichts als Frankreich, theilt alle Vorurtheile seiner Nation, und es versteht sich also von selbst, dass Heinrich IV., Richelieu und selbst Ludwig XIV. die Aufgabe, Frankreich seine natürlichen Grenzen besonders nach der Seite Deutschlands hin zu geben, noch nicht vollendet haben (p. 390) Gerusez steckt sich seine Grenzen auch enger als Demogeot, er bespricht z. B. die Troubadours gar nicht und (p. 8) nennt er das Griechische gemeinsame Quelle des Lateinischen und des Celtischen; die Resultate der vergleichenden Sprachwissenschaften scheinen also noch nicht grade zu ihm gedrungen zu sein; etwa wie seine Gönnerin, die erlauchte Akademie, als Körperschaft das Altfranzösische fast noch ignorirt und z. B. in der letzten Ausgabe ihres Dictionnaire bei guère immer nur die Bedeutung von wenig kennt und nicht wissen will, dass es viel heisst, dass man sagte je t'aime guère statt beaucoup, und dass es nur in Verbindung mit ne die Bedeutung wenig erhielt. Ich möchte sonst gern noch recht viel Vortheilhaftes von dem durchweg gut geschriebenen Buche des würdigen Verfassers sagen; es wird indess gegen Demogeot immer schon den äusseren Nachtheil haben, dass es nur bis 1789 geht, dass man also den die Revolution und das Kaiserreich behandelnden Band wenigstens noch hinzufügen muss, und dass es noch weniger als Demogeot, bei dem wenigstens immer Geburts- und Todesjahr angegeben ist, Daten und Lebensnachrichten mittheilt. In den letzten Monaten hat Gerusez als Auszug eine histoire abrégée de la littérature française à l'usage des établissements d'instruction publique veröffentlicht, in der das Urtheil über die Schriftsteller in anerkennungswerther Weise oft recht zusammengedrängt ist.

Paris. **K. Laubert.**

Traité de versification française par Gustave Weigand, docteur en philosophie, Oberlehrer au collège moderne de Bromberg. Bromberg, Louis Levit, 1862.

In dem Osterprogramm der städtischen Realschule zu Bromberg vom Jahre 1857 hat der Herr Verfasser bereits das zweite Capitel: De la mesure des syllabes des uns vorliegenden Buches der Oeffentlichkeit übergeben. Auch ist selbiges im Archiv XXI. 318 kurz besprochen worden. Um so mehr muss es auffallen, einige der damals gerügten Druckfehler in obigem Buch wiederzufinden. Die Grundlagen der Arbeit bilden le traité de ver-

sification française par Quicherat, Paris 1850 und die Arbeit Ackermanns: traité de l'accent appliqué à la théorie de la versification. Der Verfasser will in seiner von vielem Fleiss zeigenden Arbeit nicht nur die heut herrschenden Gesetze der französischen Metrik geben, sondern zugleich die historische Entwicklung derselben von den ältesten Zeiten an. Vor Allem aber soll sein Buch ein Versuch sein, einen Rhythmus in den französischen Versen nachzuweisen und denselben zum leitenden Princip des ganzen Buches zu machen. Dasselbe besteht aus drei Haupttheilen. Es möge hier die Eintheilung des Ganzen folgen, wie sie der Verfasser selbst in §. 3 division angiebt. A des Syllabes Chap. II. De la mesure des Syllabes. (Appendice Chap. III. De la mesure ancienne des mots.) Chap. IV. De leur valeur rhythmique. B. Chap. V. Des pieds. C. Des vers. Chap. VI. Partie générale. a) Chap. VII. De la Rime. (Un appendice va traiter des anciennes Rimes, c. à. d. genres de vers Chap. VIII). b) Des différentes espèces de vers. 1) Des Alexandrins. Chap. IX. Accents fixes: Accent de la Césure. Chap. X. Accent de la rime. Enjambement. Chap. XI. Accents mobiles. Pieds. Chap. XII. Emploi. 2) Chap. XIII. Des vers de onze syllabes. 3) Chap. XIV. Des vers de dix syllabes. Accents fixes. Césure. Enjambement. Accents mobiles. Emploi. 4) Chap. XV. Des vers de neuf syllabes. — 9) Chap. XX. Des vers de quatre syllabes. 10) Chap. XXI. Des vers de trois syllabes, de deux syllabes, d'une syllabe. (Un appendice va traiter des vers mesurés, c. à. d. adaptés au système quantitaire des Grecs et des Romains ou au système de l'accent des Allemands et des Anglais Chap. XXII). Des stances. Chap. XXIII. Partie générale. Chap. XXIV. Des Quintils. Chap. XXVII. Des Sixains. Chap. XXVIII. Des Septains. Chap. XXIX. Des Huitains. Chap. XXX. Des Neuvains. Chap. XXXI. Des Dizains. Chap. XXXII. Des Onzains. Chap. XXXIII. Des Douzains. Chap. XXXIV. Du Mélange des stances. Chap. XXXV. De l'Emploi des différentes stances.

Le second livre va traiter de l'Harmonie. Chap. XXXVI. l'Hiatus. Chap. XXXVII. l'Elision. Chap. XXXVIII. E muet précédé d'une voyelle. Chap. XXXIX. autres cacophonies.

Troisième livre: Licences. Chap. XL Des Licences en générale. Chap. XLI. Des Licences d'orthographe. Chap. XLII. Des Licences de phraséologie. Chap. XLIII. Des Licences de grammaire. Chap. XLIV. Des Licences de construction. (Appendice: Chap. XLV. Des Licences du style marotique et du style poissard).

Capitel 2, das wichtigste wohl, hat, wie gesagt, schon hier seine Beurtheilung gefunden Diese 30 Seiten umfassende Zusammensetzung der verschiedenen Vocalverbindungen in Bezug auf ihren rhythmischen Werth ist mit Fleiss und Ausführlichkeit bearbeitet. Wir möchten nur einzelne Kleinigkeiten, die uns noch aufgefallen sind, hinzufügen.

In §. 10 wäre bei miaule dissyllabe selbiges und miaulement als monosyllabe zu erwähnen gewesen. Beispiele liefern Andrieux und Collin d'Harville.

In §. 11 war neben miel auch fiel (fel) zu erwähnen.

pag. 117 enjambement. Der Verfasser führt hier mehrere gute Beispiele an, wir möchten uns erlauben, noch auf einige sehr schöne auch aus der vielfach von ihm herangezogenen Athalie (II. 7 und V. 5) auch Bajacet II. 8 aufmerksam zu machen.

Zu livre III. des licences poëtiques hätten wir noch hinzuzufügen bei encore (encor encor') noch encores (Marot épître au Roi François I. Ideler et Nolte 4).

pag. 240 bei avec ausser avecque auch avecques bei demselben Dichter. Auch presques wäre zu erwähnen gewesen (Corneille Médée II. 4).

In dem Capitel XLIII. des licences de grammaire haben wir neben den durch Ellipse hervorgerufenen Licenzen die durch Pleonasmus veranlassten

vermisst, z. B. die Wiederholung des Artikels vor zwei Adjectiven, die Wiederholung des Subjects etc.

Im Allgemeinen ist das Werk mit vielem Fleiss gearbeitet und nicht allein die genaue Angabe der Stellen, wo die fraglichen Beispiele zu finden sind, ist zu loben, sondern auch die weitläufige Berücksichtigung der romantischen Schule des 19. Jahrhunderts. Sicher wird Vielen das in gutem Französisch geschriebene Buch willkommen sein.

Dr. Muret.

Li Romans dou chevalier au lyon von Chrestien von Troyes, herausgegeben von Dr. Wilhelm Ludwig Holland. Hannover, Rümpler. 1862.

Der Herausgeber von „Chrestien von Troies. Eine literaturgeschichtliche Untersuchung. Tübingen 1854" liefert uns in diesem Buche nach einer von ihm selbst genommenen Abschrift der guten Pariser Handschrift Nr. 73 langé, und mit Berücksichtigung zweier anderer Pariser Handschriften und der Arbeiten A. v. Keller's und der Lady Guest zum ersten Male einen ebenso vollständigen als leicht lesbaren Text der beinahe 7000 Verse des französischen Yvain.

In den den Text unten begleitenden Anmerkungen sind die Handschriften mit A (Nr. 73), B und C bezeichnet. Wir finden in diesen Anmerkungen theils die Varianten aus B und C, theils Erläuterungen der poetischen Phraseologie durch Parallelstellen aus anderen Werken desselben Dichters und aus anderen Dichtern, Parallelstellen, wie sie dem belesenen Verfasser reichlich zu Gebot standen, theils auch grammatische und lexicalische Erörterungen, so dass mit einem Worte alle Bedingungen einer guten Ausgabe erfüllt sind, für deren äussere Eleganz der Verleger durch trefflichen Druck und gutes Papier gesorgt hat.

Vers 903 heisst es: Si vindrent (Yvain nämlich und der von ihm verfolgte Ritter) anbedui des les — Parmi la porte del pales. Des les ist hier kaum verständlich; klar und deutlich passt jedoch d'esles (im Anlauf, so dass sie die Pferde nicht halten konnten) zum Vorausgehenden und zum Nachfolgenden.

G. B.

Praktischer Lehrgang zur schnellen, leichten und doch gründlichen Erlernung der italienischen Sprache nach der vervollkommneten Ahn'schen Methode für den Schul-, Privat- und Selbstunterricht. Nebst einem vollständigen grammatischen Leitfaden. Von H. v. Petit, Lehrer der italienischen, französischen, englischen, spanischen und deutschen Sprache. Dritte vermehrte und verbesserte Auflage. Breslau, Verlag von Eduard Trewendt. 1862.

Das Buch besteht aus zwei Theilen. Der erste Theil beginnt mit der Darlegung der Aussprache und enthält dann „Praktische Uebungsstücke," d. h. je eine Anzahl kurzer Sätze, abwechselnd in italienischer und deutscher Sprache, welchen allemal etliche Vocabeln vorangesetzt sind, die darin zur

Anwendung kommen. In dieser vocabelhaften Weise werden dem Lernenden auch die Declinationen, die Conjugationen, die Fürwörter u. s. f. vorgelegt, ohne irgend einen erläuternden Zusatz. Nur hin und wieder findet sich eine Randbemerkung am Fusse der Seite. Von 162 an folgen statt der einzelnen Sätze zusammenhängende italienische Uebersetzungsstücke, nämlich „Anekdoten, geschichtliche Züge und Anderes," und von Seite 174 an die zu diesen und einigen der vorangehenden Uebungsstücke gehörenden Vocabeln.

Der zweite und kürzere Theil (von S. 202 bis 268) ist als „Anhang" bezeichnet und giebt den auf dem Titel verheissenen „Grammatischen Leitfaden" oder die „Regeln, welche den praktischen Aufgaben zum Grunde liegen," und zwar so, dass sich die Reihenfolge der Paragraphen nach den Nummern jener praktischen Aufgaben richtet. Da nun jene praktischen Aufgaben, einer Andeutung der Vorrede zufolge, so geordnet sind, dass sie „vom Leichteren zum Schwereren" fortschreiten: so wiederholt sich diese Ordnung auch in dem grammatischen Leitfaden, der somit einer wirklich „grammatischen" Ordnung, eines dem Sprachbaue selbst entsprechenden Zusammenhanges gänzlich entbehrt.

In Betreff der Anwendung des Buches giebt die Vorrede folgenden Rath:

„Nachdem man ein italienisches Uebungsstück schriftlich übersetzt hat, schlage man die dazu gehörige Regel nach und suche ihre Anwendung heraus. Hierauf lege man das Buch weg und übersetze ein Stück zurück, welche Uebersetzung man dann genau mit dem Texte des Buches vergleiche und verbessere. Um das Ganze dem Gedächtnisse besser einzuprägen, gehe man nachher das, was man geschrieben, mündlich durch, indem man das Italienische verdeckt und Satz für Satz aus dem Kopfe übersetzt. Hat man sich nun mit den zu dem jedesmaligen Abschnitte gehörigen Vocabeln, Wortformveränderungen und Regeln durch das italienische Stück vertraut gemacht, so übersetze man zur weiteren Einübung derselben das nachfolgende deutsche Stück, und zwar je nach Bedürfniss entweder ebenfalls schriftlich oder bloss mündlich."

Die Methode ist also eine durchaus äusserliche, und dieser Aeusserlichkeit entspricht vollkommen auch die Fassung der „Regeln." Dass es in Sachen der Grammatik, dass es beim Gebrauche einer Sprache auf Einsicht in das Wesen der Wortform, auf Bewusstsein des durch diese auszudrückenden Inhaltes, überhaupt auf ein klares und deutliches Urtheil und Verständniss ankomme, davon ist nirgend die Rede. Man kann deshalb das Buch auch keiner wissenschaftlichen Kritik unterwerfen. Es wird die Sprache nur vermittelst des Gedächtnisses überliefern.

G. L. Staedler.

Programmenschau.

De Reimaro de Zweter. Abhandlung des Programms des Gymnasiums zu Coesfeld vom Oberlehrer B. Hüppe. 1861.

Eine lateinisch geschriebene populäre, aber fleissige Darlegung des Inhalts der Gedichte Reimars. Herr Hüppe spricht zuerst über die Lebensverhältnisse des Dichters, so viel oder so wenig eben sich darüber sagen lässt; sodann über seine Poesie im Allgemeinen, deren Form und Charakter; über des Dichters Stellung zu Kaiser und Papst; über seine Ansichten vom Leben der Menschen, von der Schlechtigkeit der Zeit, von der rechten Stellung des Menschen zu Gott, von den Frauen und deren Ehre; über die Kirche und die beiden Schwerter, das weltliche und das geistliche; endlich über seine wahre Frömmigkeit und besonders über die Verherrlichung der Maria, deren Name Reimar wunderlicher Weise nach mittelalterlicher Spielerei in den Anfangsbuchstaben der lateinischen Wörter mediatrix, auxiliatrix, reparatrix, illuminatrix, adjutrix findet und in fünf langen Strophen besingt.

Zu jeder der einzelnen Materien werden die Belegstellen aus dem Dichter selbst in gehöriger Ausführlichkeit beigebracht, was sicher für alle die von Interesse ist, die vielleicht hier zum ersten Male mit deutscher Sprache und Dichtung des Mittelalters Bekanntschaft machen. Ueberhaupt ist vielleicht in dieser Anregung ein Hauptverdienst des Programms zu suchen, da es auf wissenschaftliche Bedeutung eben keinen Anspruch machen kann.

Der Spieghel der leyen, ein niederdeutsches moralisches Lehrgedicht aus dem Jahre 1444, im Auszuge mitgetheilt vom Director Dr. B. Hölscher. Programm des Gymnasiums zu Recklinghausen. 1861.

Nach einer kurzen Einleitung, in welcher Herr Hölscher sich über die in Münster befindliche Handschrift des Spiegels, über dessen Verfasser Gerhard Buck aus Büderich und über das Verhältniss der holländischen Uebersetzung oder Ueberarbeitung zum deutschen Original ausspricht, werden die Vorrede und einzelne grössere oder kleinere Proben aus dem Gedichte selbst mitgetheilt. Am Schlusse derselben folgen kurze Bemerkungen über Gehalt und Charakter des Buches, so wie über den Dialekt, in dem es geschrieben. Wenn auch Niemand in einer solchen christlich-moralischen Dichtung höhere,

poetische Genüsse suchen wird, so ist doch das Ganze durch seine Richtung aufs Praktische, durch eingeschobene Partieen aus dem Volksleben und Notizen aller Art für die Culturgeschichte der Zeit höchst beachtenswerth und weiss wirklich, wie auch Herr Hölscher bemerkt, durch die Naivität der Darstellung den Leser zu fesseln.

Von diesem Standpunkte aus wird man den Wunsch nicht unrecht finden, das Ganze gedruckt zu sehen. Wir haben mehrere sehr umfangreiche Gedichte des Mittelalters, die ein weniger eigenthümliches Gepräge haben, deren Inhalt weniger dazu beiträgt, dem Charakter der Zeit Rechnung zu tragen, als in hergebrachter typischer Form Gestalten vorzuführen, die schon unzählige Mal vorgeführt sind, und deren Diction wenig oder gar kein Interesse bietet. Vom sprachlichen und sachlichen Gesichtspunkte aus würde man also sehr dankbar sein können, wenn der ganze Spiegel gedruckt würde und ich kann den Wunsch nicht zurückhalten, dass Herr Hölscher, der sich schon frühere Verdienste um die Bekanntmachung mittelalterlicher Geistesproducte erworben hat, auch jetzt noch Zeit und Anlass finden möge, sich dieser grösseren Aufgabe zu unterziehen.

Berlin. Dr. Sachse.

Die Augsburger Mundart von Dr. Anton Birlinger. Gruss an die Germanisten bei der 21. Versammlung deutscher Philologen zu Augsburg im Jahre 1862. Augsburg, Riegersche Buchhandlung.

Der Verfasser, rühmlichst bekannt als Herausgeber der Hohenzollern'schen Hochzeit und einer Sagen- und Märchensammlung Süddeutschlands, hat vorliegende Abhandlung ganz vor Kurzem zur Begrüssung der Germanisten in Augsburg erscheinen lassen. Angeregt zu derselben wurde er durch ein Schreiben J. Grimms, in welchem er unter Anderm sagt, „wie grosse Stücke auf Schwaben er halte und kaum etwas mehr wünsche, als ein schwäbisches und dann ein schweizerisches Idiotikon.“ Zu diesem Baue will der Verfasser einen Stein herbeitragen. „Es bedarf,“ sagt er in dem kurzen Vorwort, „keiner Auseinandersetzung von vornherein, dass Augsburg, ohne eigentliches Stadtgebiet in seiner früheren Eigenschaft als Reichsstadt, somit lediglich auf seine Ringmauern beschränkt, hart an der baierischen Grenze gelegen, ringsum von katholischer Bevölkerung eingeschlossen, während im Innern Katholiken und Protestanten gleichberechtigt sich zu vertragen hatten, gar manche Besonderheit in seiner Mundart aufzuweisen haben müsse. Vertreter der alten echten Mundart sind nun die Bewohner der protestantischen Jacobervorstadt, und unter diesen ist es wieder vorzugsweise die Innung der Metzger, welche in Sitte, Sprache und Abgsschlossenheit als Träger des alten reichsstädtischen Wesens sich kundgeben. Sie hielten sich rein und unvermischt und das Eindringen aus anderen Stadttheilen möglichst ferne, von ihrem Standpunkte aus nicht mit Unrecht. Denn die untere Stadt, welche katholisch verblieb und zumeist von Webern bewohnt war, vermochte nicht die reine Mundart zu erhalten, sie trat zu sehr in gewerblichen Verkehr mit den Leuten in den Stauden, einem etwa 5–6 Stunden gegen Burgau hin entlegenen waldigten Landstriche, wo „besondere Leute“ — der alte Augsburger nennt sie eine Art Zigeuner — zu Hause sind. In diesem Stadttheile macht sich die sogenannte Staudensprache merklich geltend. Diese muss also für Augsburger Mundart minder zählen. Ich vermuthe, dass diese Vermengung mit

Fremden nach der Zeit des Schwedenkrieges fiel, in welchem Augsburg innerhalb weniger Jahre mehr als 60,000 seiner Einwohner verlor." —

Nach einer Ueberschau der benutzten Werke handelt der Verfasser 1) von der Lautlehre; 2) von den Consonanten, indem er die Eigenthümlichkeiten des Dialekts immer mit anderweitig entweder in älterer oder neuerer Zeit vorkommenden Wörtern vergleicht und den, welcher lernen will, auf die wichtigsten Hülfsmittel hinweist.

Den Schluss dieser elegant und splendid gedruckten Abhandlung bildet ein Wörterverzeichniss, welches seltnere Wörter näher erklärt und als Probe eines Idiotikon gelten kann, dessen Ausarbeitung Herr Birlinger hoffentlich sich nicht nehmen lassen wird. Zum Dank für seine freundliche Sendung erlauben wir uns, ihn zu bitten, uns recht bald mit gedachter Arbeit erfreuen zu wollen.

Berlin. Dr. Sachse.

Die deutschen Familiennamen. Vom Oberlehrer Prorector Dr. Andresen. Programmschrift von 1862 der Realschule 1. Ordnung in Mülheim an der Ruhr.

Von allen Schriften, die sich ausschliesslich der Untersuchung der deutschen Familiennamen befleissigen, ist diese wie die wissenschaftlich ernsteste, so auch die beziehungsweise reichhaltigste; denn sie giebt auf 20 Quartseiten eine Fülle von Belegen für die verschiedenen behufs der Deutung vom Verfasser aufgestellten Kategorien. Ihre Reichhaltigkeit wird sich am besten durch die folgende Mittheilung ihrer Gliederung ergeben:

I. Namen in unmittelbarer Beziehung.

1. Ursprüngliche Einzelnamen.
   a. Heimische.
   b. Fremde.
2. Zusammengesetzte Namen.
3. Abstracte Substantive.
4. Adjective.
   a. Flectirte Formen. Schwache. Starke.
   b. Unflectirte Formen.
5. Den adjectivischen Namen sich anschliessende Substantivnamen.
6. Persönlicher Stand.
   a. Kunst und Handwerk, Handel und Gewerbe, Geschäft und Verkehr.
   b. Stand, Amt, Würde; Landwesen, Kriegswesen, Gerichtswesen; Kirche und Schule.
   c. Glaube und Aberglaube, Liebe und Familie, Haus und Dienstbarkeit.
7. Hörigkeit und Abstammung.
8. Abstammung von Ort und Wohnung.
   a. Zusammensetzung. Mit Substantiven. Mit Präpositionen.
   b. Einfache Bildung. Von den Eigennamen der Länder und Oerter. 2. Von den Gattungsnamen.

II. Namen in mittelbarer Beziehung.

1. Herkunft und Wohnung.
   a. Geographische Namen.
   b. Gattungsnamen. Gebäude, Hof, Garten. Wald und Hagen. Land, Feld, Grenze. Berg, Thal, Stein. Wasser und Feuchtland. Weg, Steg, Winkel.

2. Zeit.
3. Die drei Naturreiche.
   a. Thierreich.
   b. Pflanzenreich.
   c. Mineralreich.
4. Hausrath, Feldwirthschaft, Handwerkszeug. Krieg, Jagd, Kunst, Spiel, Schifffahrt, Fischerei. Kleidung und Schmuck. Geld, Zahl, Mass, Gewicht. Essen und Trinken.

III. Anhang.

1. Deminution.
2. Latinisirung.

Bei der Gewissenhaftigkeit des Verfassers wird man in den meisten Fällen seinen wohl erwogenen Deutungen beitreten müssen. Doch gestatte er uns einige von seinen Bemerkungen und Deutungen abweichende Ansichten zu äussern. Dass die sechste seiner Classen unter I. die umfangreichste sei, wie er S. 8 meint, ist kaum glaublich. Den grössten Reichthum scheint die Classe II, 1, a: (Geographische Namen) zu entfalten. Prüft man die Namensverhältnisse besonderer Landestheile, z. B. die der Provinz Brandenburg, nach dem Landbuch von Berghaus, so erstaunt man über die Fülle von Namen, die die dunkelsten und unbedeutendsten Oertlichkeiten, die selbst längst verschwundene Oertlichkeiten und sogenannte wüste Marken nur für die jetzt in Berlin ansässigen Familien geliefert haben. Kaum ein Ort, der nicht seinen persönlichen Vertreter hat. Da sich dasselbe Ergebniss von der Vergleichung der Ortsnamen anderer Landestheile mit den in ihnen vorkommenden geographischen Personennamen ergeben wird, so wird höchstwahrscheinlich die weitaus grössere Mehrheit der Namen in geographischen Namen bestehen.

Und da ferner die geographischen Namen überwiegen, so wird man vielleicht wohlthun, aus anderen numerisch kleinen Classen alle diejenigen Namen auszuscheiden, für die sich Abstammung vom Orte vermuthen lässt. Auf Seite 5 (I, 2, Zusammengesetzte Namen „in vorherrschend sinnlicher, auf äussere Erscheinungen und auf Gewohnheiten bezüglicher Bedeutung, grösstentheils Vertreter eines Adjectivs oder eines Qualitätscasus anderer Sprachen," dann noch „Namen elliptischen Charakters" und „Imperativbildungen") findet man: Bärensprung, Freiesleben, Gottsleben, Hertzsprung, Sanftleben, Sachtleben, Scharfenort, Gottleben, Tauchnitz, Fülleborn, Hassenkrug, Hauenstein, Lobwasser, Reibenstein, Rührmund (Roermonde!), Schlatau, Tretropp, die doch fast alle geographische Namen zu sein scheinen. (Hertzsprung liegt z. B. in der Provinz Brandenburg.) Der imperativischen Bildung möchte wohl selten das Wort zu reden sein.

Auch möchte man wohl aus „3. Abstracte Substantive" Hunger, weil gleich Hungar, Unruh, von der polnischen Stadt Unrug, selbst Unbehagen wegen des darin liegenden Hagen, ausscheiden. Auch sind Umdeutungen unverständlich gewordener Namen so häufig und so nachweisbar, dass ich in „Rathschlag" gerade so Retschlag, wie in „Wohlfahrt" Wolfhart und in „Theerbusch" ter Busch vermuthe.

Unter Deminution vermisse ich ein Beispiel zu dem häufigen ling, wie Weidling. Sollte nicht auch ein häufig an und für sich verständlichen Namen angehängtes isch (Jahn, Jähnisch, Paul, Paullisch, Behr, Behrisch irgendwo seine Stelle und Deutung haben finden können?

Nächst Latinisirung spielt auch die vom Verfasser nicht erwähnte Polonisirung deutscher Namen eine Rolle, und die Uebersetzung französischer Namen ins Deutsche kommt hier in der Mark bei den später eingewanderten französischen Familien häufig genug vor; so heisst beispielsweise eine Berliner Familie „Jung" statt Lejeune, und in einem französischen Dorfe der Mark hat sich eine andere Familie „Dieu" unbedenklich in Gott verdeutscht.

Vielleicht ist es dem Recensenten bald möglich, Näheres über die Namensverhältnisse der brandenburgischen Franzosen in diesen Blättern mitzutheilen.

Schliesslich dem Verfasser den grössten Dank für seine schätzbare und trotz der Fülle der anscheinend trockenen Einzelheiten lesbare und lesenswerthe Arbeit. Vielleicht ist es ihm möglich, namentlich die geographischen Familiennamen seines jetzigen Wohnortes und der Umgegend einmal speciell ins Auge zu fassen und so einen schon früher aufgestellten Satz, dass jeder grössere Ort ein Sammelpunkt der Namen der ringsum liegenden Oertlichkeiten ist, bestätigen zu helfen.

G. B.

Was hat man bei der praktischen Erlernung neuerer Sprachen besonders zu beachten? Von Dr. Laubert. Programm der Realschule 1. Ordnung zu St. Johann in Danzig. 1862.

Der Verfasser, ausgehend von dem gesteigerten Bedürfniss nach gegenseitiger Verständigung, welches sich in Folge der verbesserten Verkehrsmittel unter den modernen Völkern geltend macht und welches den Wunsch nach Verbesserung der Mittel, wodurch die praktische Kenntniss der fremden Sprache gewonnen wird, hat entstehen lassen, erwähnt „der wahren Fluth von Lesebüchern und Lehrmethoden, die, durch glänzende Titel vom Verbesserten zum Neuen, Wahren, Einzigen, Unfehlbaren aufsteigend, sich überbieten und durch das Versprechen eines schnellen, bequemen und sichern Erreichens des Zieles einander zu verdunkeln suchen.“ Neben den abenteuerlichen und marktschreierischen finden sich aber auch wirklich namens- und beachtenswerthe Vorschläge, und damit diese mit jenen nicht gleichzeitig verworfen werden, so hat sich der Verfasser die Aufgabe gestellt, die Hauptpunkte und Sätze, auf die es bei der praktischen Erlernung einer Sprache immer ankommen wird, wie sie namentlich beim Beginne des Studiums ins Auge gefasst werden und zur Geltung kommen müssen, noch einmal herauszuheben und ins Licht zu stellen. Vormals, sagt der Verfasser, hat es hauptsächlich zwei Weisen gegeben, fremde Sprachen zu studiren: in Schulen lehrte man die Sprachen, vorzugsweise die alten, auf die grammatische Weise, und ausserhalb der Schule die lebenden durch Eingeborne (Wärterinnen, Lehrer, Gouvernanten etc.).

Letztere Weisen — „die Kinderstubenweisen“ — will der Verfasser, auch wenn sie den Namen von Methoden verdienten, schon aus dem Grunde von der Besprechung ausschliessen, weil ihm die unendliche Mehrzahl derjenigen vorschwebt, welche bereits im Besitz ihrer Muttersprache sind; doch will er (und wohl mit grossem Recht) das Brauchbare und Empfehlenswerthe davon, die Frische und dramatische Belebung, die Unmittelbarkeit und Regelkargheit, nicht unbenutzt lassen. Die erste, die grammatische, wissenschaftliche Methode wird nun einer näheren Prüfung unterworfen. Der Verfasser zeigt, dass Uebertragung dieser Methode auf die neueren Sprachen ein Hinausgehen über das theoretische Verständniss eines Buches wohl kaum beabsichtigt und auch nicht erreicht, denn bei der Uebersetzung aus der eigenen in die fremde Sprache, oder vollends beim Versuch, dem mündlichen Ausdruck Rechnung zu tragen, zeigt sich die Unzulänglichkeit der Methode zur praktischen Erlernung der neuen Sprache. Dass der Verfasser hierin nicht Unrecht hat, zeigen uns die Leistungen unserer Gymnasien in Bezug auf die neueren Sprachen. Da sich nun die Methode als unbrauchbar für

die praktische Erlernung der Sprache erwiess, so wurde sie für diesen Zweck verlassen. Ausgehend von der Erfahrung, dass man im Lande der fremden Sprache diese sich sehr bald zum Eigenthum macht, will der Verfasser, dass man den Methoden den Vorzug gebe, die in ununterbrochener Reihe und in den verschiedensten Gestalten den Sprachstoff lebendig halten, durchschütteln und wiederkehren lassen, ihn dadurch möglichst tief und unvergesslich eingraben, das Ganze durch ein Klingen und Schwingen des Einen im Andern und durch eine feste Verkettung binden, und zugleich das Verlangen entstehen lassen und unterhalten, diesen erfassten Stoff durch stete Uebung aufzufrischen und zu regeneriren. Dies wird am sichersten erreicht, wenn die sinnliche dramatische Seite der Sprache nicht nur nicht vernachlässigt oder gar ignorirt, sondern in den Vordergrund gestellt wird. Der Verfasser verwirft daher die sogenannten Selbstunterrichts-Briefmethoden etc., welche allerdings durch eine übersichtliche Gruppirung und Vertheilung des Sprachstoffes sowohl als der daran erscheinenden Gesetze oft grosses Verdienst haben; und stellt als Hauptbedingung vom ersten Augenblicke an einen Zweiten, mit dem Idiom Vertrauten hin. Er findet die Hauptschwierigkeit bei der Erlernung einer fremden Sprache in dem zum Schweigenbringen der eigenen und in dem Eindringen in den Geist der andern Sprache.

Im zweiten Theil seiner Abhandlung will der Verfasser an einer bestimmten Sprache, der englischen, darthun, wie sich die entwickelte Methode in einem concreten Fall empfiehlt. Der Verfasser will, dass der fremde Sprachstoff von vornherein dem Schüler in seiner ganzen Fremdartigkeit und Schroffheit gegenübertrete, damit der beständigen Neigung desselben, mit der Muttersprache parallel zu gehen und aus ihr zu übersetzen, kräftig begegnet werde. Er verwirft das zu frühe Anfertigen von Uebersetzungen aus der eigenen in die fremde Sprache, noch ehe ein Vorrath von Wörtern und Wendungen gesammelt und das Sprachgefühl einigermassen ausgebildet ist. Um erfolgreich gleich anfangs die immer wieder Platz greifende Meinung zu bekämpfen, dass das Erlernen der fremden Sprache nur ein Behangen unserer Empfindungen und Gedanken mit anderen, künstlich erlernten Wörtern sei, will der Verfasser einen fertigen, in sich abgeschlossenen Theil der neuen Sprache ergreifen, bei dessen Behandlung alle Momente, wie Lesen und Schreiben, Uebertragen und Rückübersetzen, Hören und Selbstsprechen, Fragen und Antworten, Memoriren etc. zur Thätigkeit kommen. Natürlich soll der gewählte Sprachstoff der Prosa angehören, innerhalb der modernen Sprache und classischen Correctheit liegen, doch ohne dass ein besonderer Styl in ihm zum Ausdruck kommen kann. Der Verfasser hat daher seinem Unterricht eine gewöhnliche, in Abschnitte getheilte Topographie Londons zu Grunde gelegt, deren kurzer Satzbau keine Schwierigkeiten bietet. Der so gewählte Stoff wird vorgelesen und vorübersetzt, wörtlich und freier, langsam, schneller, nachgesprochen und nachübertragen. Der Verfasser verbreitet sich nun über die Schwierigkeiten, welche die englische Aussprache (marry merry, bad bed, hens hence, pad pat, wander wonder, boat bought, not nut etc.) und Orthographie bietet. Indem er die endlosen Leseregeln der Grammatiken als nutzlos bekämpft, schlägt er als zum Ziele führend die Wahl eines Lesestückes vor, dessen Anlage es erlaubt, den Inhalt unaufhörlich durch Umgiessen und Variiren vor die Sinne zu bringen, die einzelnen Wörter mit Zunge und Auge, Hand und Ohr zu erfassen und im Gedächtniss aufzuhängen, während zugleich aus demselben Verfahren als wichtiges Ergebniss die Kenntniss vom Wesen und Werthe des Wortes mit resultirt. Der Verfasser hält es sogar für vortheilhaft, in dem ersten Jahre in Schulen überhaupt nichts Gedrucktes vorzulegen, sondern die Wandtafel zu benutzen. Der Verfasser erwähnt die Einfachheit der englischen Formlehre und berührt dann Eigenthümlichkeiten der englischen Syntax, die sich durch eigenthümliche Wendungen (she has been written, he was offered an opportunity etc.) und in Abkürzungen, El-

lipsen etc. kund geben. Um hierin einzudringen, ist nun nach ihm der Dialog der geeignetste Weg. Der Lernende soll die Gesetze aus dem vorhandenen Material selbst entnehmen und selbige nicht, wie bei der grammatischen Methode gesondert von diesem erhalten. Der Verfasser entwickelt hierauf die Ausbildung des Dialogs von seiner einfachsten Form an, und kommt dann noch einmal auf die Schwierigkeiten der englischen Sprache: die Intonation, die vielen einsilbigen Wörter (bade, bate, bait, bad, bat, bed, bet, bit, bead, beat, bed, bid, bite, but, butt, bud, bought, bowd etc.), die reiche Synonymik etc. zurück, welche er glaubt, nur durch den Dialog zum wahren Eigenthum der Schüler machen zu können. Endlich meint der Verfasser, dass die Resultate dieser Methode den Forderungen entgegenkommen, welche jetzt an unsere Schulen gestellt werden.

Die Uebungen (so beschliesst der Verfasser seine Abhandlung), welche dieses Resultat erzielen, im Geiste der Lehrweise, deren Wesen zu erörtern Zweck dieser Zeilen gewesen, und im Sinne der Lehrbücher, welche derselben huldigen, anzustellen und nach dem Bedürfnisse zu modificiren, muss dem Tact und der Erfindungsgabe des Lehrenden anheim gestellt bleiben.

Dr. **Muret.**

Miscellen.

In sprachlicher Beziehung Bemerkenswerthes aus G. E. Lessing's hamburgischer Dramaturgie.

1. Abweichungen von der jetzt herrschenden Rechtschreibung finden sich in folgenden Wörtern: Käumen, drengen, zugeflissendlich, Mäuchelmörderin, verschleidern, abgefeumt, sich streiben, dienstfärtig, betauern, Stückerei, Betrieglichkeit.

2. Gegen die Regeln der heut feststehenden Sprachlehre, sowohl was Geschlecht und Form, als was den Satzbau anlangt, finden sich manche Verstösse:

a) L. schreibt „der Posse" und „das Schrecken," während wir im ersten Falle das weibliche, im zweiten das männliche Geschlechtswort anwenden; auch sagt er: der Zeug.

b) Im Widerspruche mit der heutigen Art, das Hauptwort „Herz" zu beugen und das Zeitwort „rufen" abzuwandeln, schreibt L.: „dem Herze" und „er widerrufte."

c) Die Verhältnisswörter gegen und ohne verbindet L. mit dem dritten Falle: Medea ist liebenswürdig gegen ihr; ohne dem Mitleid. (Aehnlich: Was geht das dem Dichter an?)

d) Mehr lateinisch als deutsch sind folgende Satzgefüge: Der Meister ist im Grunde eben so regelmässig, als sie ihn zu sein verlangen. — Aeschinus, den er ein so lüderliches Leben zu führen glaubt (quem — degere existimat). — Eine Beschäftigung, zu der ich mich erlesen zu sein glauben konnte. — So Kriegerin als sie war, behielt das Weibliche doch hier die Oberhand. — Gewisse Jahre, weit unter welchen er starb. — Leute, in deren Vergleiche (= im Vergleiche mit denen) alle Buschklepper und Weglaurer wahrlich nicht die schlechtesten Menschen sind. — Es ist frostiger als witzig gesagt.

e) Dem neuhochdeutschen Sprachgebrauche, der hier dem lateinischen folgt, zuwider, ist die Verneinung verdoppelt in „keine Elisabeth nicht."

3. Worte und Redewendungen, die jetzt verschollen sind oder doch seltner oder in veränderter Bedeutung vorkommen, sind: Neige (= Verneigung, Bückling, Knix), Lückenbüsserei, Verstossung (= Verstoss), Meisterstück (in der Bedeutung von „Meisterwerk, meisterhaftes Stück"), rächerisch, Gewaltseligkeiten, Grossgrossvater (= Urgrossvater), Alltagsgewäsch, Brass oder Prass (= Menge, Haufe), verkleinerlich (= verkleinernd), Vertrautschaft, nachsehend (= nachsichtig), wetterläunisch (= wetterwendisch), Ausschweif (= Abschweifung), bekleiben (= haften, Bestand haben, dauern), Höhnerei, erkundigen (= kennen lernen, erforschen), Be-

gegnist, angesehen (= da ja, zumal da), Massgebung (= Massgabe), verthun (= genug thun, fertig werden), entübrigt sein (= entbehren), Ungestümheit (= Ungestüm), das Bezeigen (= die Aufführung, das Betragen), Tagewerker (Tagelöhner), schnackisch (=sonderbar), Undienste (= schlechte Dienste), Weglaurer (= Wegelagerer), Nothnagel oder Ausbeugung (= Aushilfsmittel), zärtliches (= feines) sittliches Gefühl, vorbedächtlich (= vorsorglich, vorbedachtsam), gegentheils (= im Gegentheile), mit eins (= mit einem Male), sich gebrauchen c. gen. (= sich bedienen), heraushalsen, muthigen (= ermuthigen), sich zurückholen (= sich erholen), blutschuldig; mühsame Auskramungen des Gedächtnisses, nicht ganz ohne sein (= einigen Werth haben), unangesehen der Absicht (= abgesehen von der Absicht), Sprünge und Männerchen machen, sich mit der Erziehung junger Leute bemengen (= befassen, abgeben), Wunders halben (= der Merkwürdigkeit wegen), auf Abenteuer herumschweifen, in Misshelligkeit (= in Widerspruch, nicht in Einklang) stehen, bei kaltem Geblüte, in Verhaft ziehen (= verhaften), Obstand halten (= Widerstand leisten), Jemanden in Anspruch nehmen (= anklagen), in die Bilze (d. h. zu Grunde) gehen, eine krieglichte Acht.

4. Sprichwörtliche Redensarten: Jemandem etwas unter die Nase sagen; einen Sittenspruch vom Rocken spinnen; mit der Nase in der Luft einhertreten; von einer Sache sprechen, wie von einem alten Traume; Grillen bestreiten, die man selbst gefangen hat; ein Mädchen, das mit seinem Liebhaber zu tief ins Wasser gegangen ist.

5. Lessing war, ohne zu den Sprachreinigern im engeren Sinne des Wortes zu gehören, doch vermöge der Schärfe und Klarheit seines Geistes auch durch Reinheit der Ausdrucksweise ausgezeichnet, wie er denn auch, besonders durch seinen hamburger Aufenthalt dazu veranlasst, eine grosse Menge niedersächsischer Wörter dem hochdeutschen Sprachschatze zuführte. In der Dramaturgie findet sich demgemäss eine nicht unbedeutende Zahl guter ächtdeutscher Ausdrücke, für die man noch heute (oder heute wieder!) die entsprechenden ausländischen braucht. Nennenswerth sind folgende: Urbild (Ideal), Verzierungen (Decorationen), Grundsprache (Original), Mischspiel (Tragikomoedie), Rechenlehre (Arithmetik), Laune (Humor, von Lessing zuerst übersetzt), umlaufen (circuliren), Abänderung (Modification), Kunstrichter (Kritiker), himmelbrütend (mystisch).

Johannes Melcher.

Johann Agricola und Sebastian Franck und ihre Plagiatoren.

(Ein Nachtrag).

Der unter obigem Titel von C. Schulze in dieser Zeitschrift 1862 S. 153 ff. veröffentlichte Aufsatz enthält einige thatsächliche Irrthümer, die ich nachstehend in der ausdrücklichen Voraussetzung berichtige, es werde dem Verfasser gefallen, seine öffentlich, namentlich auch mit Bezug auf meine Schrift über Agricola geäusserten Urtheile ebenso öffentlich zurückzunehmen; wo nicht, durch entscheidende Gründe sie zu bestätigen.

In dem Verzeichniss der Ausgaben Agricola's S. 154 und 155 wird für den zweiten Theil auch ein Leipziger Druck vom Jahre 1530 erwähnt mit dem Zusatz: „existirt trotz Latendorfs Zweifel, siehe Hagens Bücherschatz Nro. 1236.“

Schulze hat hier S. 242 meines Buches im Sinne. Damit war zu verbinden S. 78, und sein Einwand würde unterblieben sein. Denn erstens beweist das Citat aus Hagens Bücherschatz gar nicht, was es beweisen soll.

Es wird dort ein Sammelband genannt, in dem, wie es öfter mit Agricola geschehen ist, die beiden Theile aus verschiedenen Ausgaben vereinigt sind, der erste Leipzig 1530, der andere, was ausdrücklich auf dem Titel bemerkt wird, vom Jahre 1529. Dieser zweite Theil aber ist, wie ich gerade für dies Exemplar a. a. O. mit Hülfe der Königlichen Bibliothek in Berlin nachgewiesen habe, eine bei Melch. Sachs (in Erfurt) gedruckte Ausgabe.

Die von Schulze gleichfalls erwähnte Ausgabe des zweiten Theiles, Zwickau 1529, sowie die Gesammtausgabe, Hagenau 1584, sind nicht minder zweifelhaft, und höchstens ist für die erstere die Möglichkeit der Existenz einzuräumen.

Die 500 Sprichwörter des Agricola vom Jahre 1548 dürfen nicht als dritter Theil aufgefasst werden. Plan und Ausführung dieses Werkes ist von dem früheren ganz verschieden; auch bezieht sich Agricola in der ganzen ausführlichen Dedication mit keinem Worte auf seine früheren Arbeiten; und nur der Titel „Fünfhundert Gemainer Newer Teütscher Sprüchwörter“ enthält eine gewisse, aber doch nicht ausreichende Hindeutung.

Ueber den Druckort dieser Ausgabe weiss ich selbst nichts zu bemerken; die Titeleinfassung hat, wie mir Wiechmann-Kadow mittheilt, N. Schirlentz zu Wittenberg schon im Jahre 1528 gebraucht. „Der Abdruck in Agricola ist aber von einer Abklatschung gezogen, nicht von dem Holzstocke.“

In Abschnitt IV seines Aufsatzes beschuldigt mich Schulze, die Meinung getheilt zu haben, dass die Egenolffschen Sammlungen vom Jahre 1548 ff. von Sebastian Franck selbst herrühren. Mir, der ich beide Werke, das Egenolffsche Plagiat wie Francks eigene Sammlung kenne und besitze, kann nichts ferner liegen, als ein solcher Irrthum; es wird aber auch in meinem Buche ausdrücklich S. 68 Anmerkung „die Originalausgabe von 1541 der Egenolffischen Ueberarbeitung“ entgegengesetzt, und noch entschiedener habe ich S. 76 geradezu in dem Verleger den Verfasser der Ueberarbeitung gesehen.

In einem anderen Punkte sind wir beide, Schulze wie ich, nach verschiedenen Seiten zu weit gegangen. Ich habe, durch meine Erinnerung getäuscht, behauptet, Franck habe neben anderen wesentlich auch Agricola excerpirt. Dies bedarf für Agricola einer starken Einschränkung; aber nicht minder bedarf es einer solchen, wenn Schulze nun seinerseits wieder behauptet: „In Francks Originalausgabe vom Jahre 1541 steht nicht **ein** Satz aus Agricolas Buch.“

Ich ersuche Herrn Schulze, zunächst nur bei Franck I. Bl. 139b die „Hoffsprichwörter“ einzusehen. Sie beginnen:

Lang zu hof, lang zu hell.
Es ist vmb das hof leben, wie vmb die hüner in eim korb.
Als bald Petrus ghen hof kam, verleugnet er Christum.
Zu hof gibt man vil hend, aber wenig hertzen.
Suppen vnd brieff seind zu hof niemand versagt.
Zu hof seind nit schaf.
Bign gibt man nit zu hof.

Damit vergleiche er alsdann Agricola Nro. 262 ff. (S. 153 und 154 meines Buches); und ich will abwarten, ob er noch Francks völlige Unabhängigkeit von Agricola zu behaupten im Stande ist. So weit meine Entgegnung an Herrn Schulze. Die Schätzbarkeit seiner positiven Angaben und Vergleichungen habe ich damit in keiner Weise beeinträchtigt, noch beeinträchtigen wollen; im Gegentheil kann es mir nur erwünscht sein, für Fragen, auf die ich selbst erklärt hatte, zurückkommen zu wollen, so treffliche Mitforscher und Mitarbeiter zu gewinnen; nur bleibt es dabei die ernste Pflicht eines jeden, die Worte eines andern, ob Genossen, ob Nebenbuhlers, zuvor eingehend und umsichtig zu prüfen, ehe man sie, ich will gar nicht sagen öffentlich, sondern nur vor sich selber anzugreifen wagen darf.

Und damit, wie ich hoffe und wünsche, auf ein baldiges Wiedersehen, sei es auch zunächst und einzig nur durch das Medium der Schrift und des gedruckten, nicht des offenen, von Mund zu Mund gesprochenen Wortes.

Schwerin. **Friedr. Latendorf.**

Zur Vervollständigung meiner Notizen über den Plan eines Enseignement international habe ich nur noch mitzutheilen, dass seitdem die Jury, die vom Prinzen Napoleon ernannt war, um den eingelaufenen Abhandlungen die von Herrn Barbier eingesetzten Preise zuzuerkennen, ihr Urtheil gefällt hat. Diese Jury war, weil es sich um ein internationales Unternehmen handeln sollte, aus Mitgliedern verschiedener Nationen zusammengesetzt, die eben in London bei Gelegenheit der Ausstellung beisammen waren; Preussen war dabei durch den Geheimrath Höne, England unter Anderen durch Cobden, Frankreich durch M. Chevalier vertreten. Es waren 50 Abhandlungen eingegangen, die Commission hat vieren den Preis zuerkannt und dabei gewissen Grundzügen ihren Beifall geschenkt, deren ich einige anführen will: Man muss die Schüler nicht nur die lebenden Sprachen lehren, sondern sie auch mit den Sitten und Gebräuchen der fremden Länder bekannt machen. Man muss bei ihrer Erziehung die Methoden anwenden, welche sich als die vollkommensten in den verschiedenen Ländern bewährt haben. (Letzteres sollte sich billiger Weise von selbst verstehen). Um dieses Ziel zu erreichen, ist es passend, die Intervention der Regierungen zurückzuweisen, eine grosse europäische Gesellschaft auf Actien zu gründen und für die Zöglinge das Internensystem anzunehmen. Die Reglements werden der Art sein, dass sie den Schülern die grösstmögliche Freiheit lassen. Der Pensionspreis, Ausgaben jeder Art und selbst Reisekosten einbegriffen, wird auf 2000 Franken jährlich festgesetzt.

Die gekrönten Abhandlungen sind unter dem Titel: Barbier Éducation internationale. Documents du concours provoqué par M. Barbier in quarto 3 frcs. kürzlich veröffentlicht. Es bleibt jetzt noch eine Schwierigkeit, allerdings die hauptsächliche, die Ausführung, und könnte es sehr leicht kommen, dass mit dem unmittelbaren Anstosse, der Londoner Ausstellung, der ganze Plan einstweilen wieder einschläft.

Paris. **K. Laubert.**

Für das Studium der Geschichte und Literatur des Mittelalters kann es nicht uninteressant sein, zu erfahren, was aus dem durch Abälard's Schicksale so berühmt gewordenen Paraklet geworden ist. Die Frage erhält noch besondere Wichtigkeit in Beziehung auf das grösseste mittelhochdeutsche Gedicht: „Wolfram's von Eschenbach Parcival.“ In diesem lehrreichen Ritterepos nämlich hat der Dichter in der Beschreibung von Terre marveile ein so ausführliches, in sich harmonisches Phantasiegemälde aufgestellt, dass wohl manchem Leser sich die Frage aufdrängte, ob nicht die Idee zu diesem reizenden Wunderlande irgend einer Gegend der Erde entnommen und durch den Genius des Dichters weiter ausgeschmückt sei. Ich selbst habe am Schlusse der Abhandlung: „Wolfram's von Eschenbach Beschreibung von Terre marveile, ein poetisches Landschaftsgemälde,“ welche enthalten ist im neunten Bande des „Neuen Jahrbuchs für deutsche Sprache u. A.,“ die Hypothese aufgestellt, dass wir Terre marveile wahrscheinlich da zu suchen haben, wo Chrétien von Troyes, Wolfram's Vorgänger und

Gewährsmann, gelebt hat, und dass Abälard's Paraklet das Vorbild zu Eschenbach's Wunderschloss (Schastel marveil) sei. Alexander von Humboldt interessirte sich lebhaft für diese Idee, wie unter anderen einige Zeilen von ihm am Ende obenerwähnter Abhandlung beweisen. Ehe die Abhandlung gedruckt wurde, hatte ich die Ehre, sie in einer Abendversammlung der Berlinischen Gesellschaft für deutsche Sprache und Alterthumskunde, in welcher die Herren Massmann, August, Odebrecht, Kläden u. A. anwesend waren, vorzulesen und Zustimmung zu erhalten. Nur Professor D. Zeune warf die Frage auf: „Aber wo bleibt denn das Meer?" Ich antwortete, dass es dem Dichter wohl freistehen durfte, Terre marveile im Norden durch ein Meer anstatt durch die Seine zu begränzen.

Wie nun? wenn wir aus der neuesten Zeit Angaben erhalten, welche obiger Hypothese noch mehr zur Bestätigung dienen? Als im Sommer des Jahres 1860 der Geheime Rechnungsrath a. D. Herr Schönbrodt hieselbst auf einige Monate nach Paris reiste, bat ich ihn, wenn es ihm möglich wäre, auch die Gegend des Paraklet zu besuchen. Er versprach es bereitwilligst und machte demzufolge vor seiner Zurückkunft in einem Briefe an einen Freund mir folgende Mittheilung:

Baden-Baden, den 31. August.

Ich habe am 28. vorigen Monats das Etablissement des früheren Klosters Paraklet von Nogent s. S. aus besucht. Es ist von da in südöstlicher Richtung etwa eine Stunde entfernt, und eben so weit hat man von Paraklet aus in nordöstlicher Richtung nach dem Städtchen Pont le Roi. Der jetzige Besitzer von Paraklet ist ein Baron Walckenaer, der Sohn des verstorbenen Akademikers Walckenaer, ein freundlicher, liebenswürdiger Mann, der mir mit grosser Bereitwilligkeit die Umgebungen seiner hübschen Besitzung zeigte und über die Oertlichkeiten nähere Auskunft gab. Das zwei Stock hohe, sehr solid gebaute, geräumige und bequeme Kloster ist gegenwärtig das Wohnhaus und Wirthschaftsgebäude des Herrn Walckenaer, der als grosser Grundbesitzer und Cultivateur in der ganzen Gegend einen geachteten Namen hat, in seinen Mussestunden aber auch der Dichtkunst huldigt, von der er mir sehr hübsche Proben zeigte. Er bewohnt das Zimmer der Aebtissin und besitzt darin als Reliquie noch das Schlüsselbund, welches sie trug. Dicht am Kloster fliesst der Ardusson vorüber, auf dessen linker Seite das Kloster liegt. Ganz nahe dabei hat der Besitzer eine Mahlmühle erbaut, die vom Ardusson getrieben wird. Etwa 50 Schritte davon westlich hat die Klosterkirche gestanden, von welcher indess nur noch eine Säule und die Gruftgewölbe vorhanden sind. In dem kleineren Gewölbe stand der Sarg Abälard's und Heloisens, bis er im Jahre 1828 nach Paris geschafft wurde. Eine steinerne Platte bezeichnet noch die Stelle. Die Gewölbe auf der Ostseite werden als wirthschaftliche Kellerräume benutzt. Die nächsten Umgebungen des Ardusson sind rechts und links ein fruchtbares, wohlbebautes Thal, von einem wenig erhöhten Terrain umgeben, das den Ardusson bis zu seinem Ausfluss in die Seine begleitet. Der Ardusson legt nämlich vom Paraklet aus in nördlicher Richtung noch einen Weg von etwa einer Stunde zurück und mündet hinter dem Schlosse Barrière eine halbe Stunde oberhalb Nogent in die hier schon schiffbare Seine. Der Orvin, ein Flüsschen von der Grösse des Ardusson, fliesst eine Meile westlicher und ergiesst sich unterhalb Nogent in die Seine. Der Boden zwischen diesen beiden Flüsschen ist eben und fruchtbar. Auch östlich vom Ardusson ist das Land fruchtbar, aber von Mary bis Romilly (oberhalb Pont le Roi) ist die Gegend auf beiden Seiten der Seine sumpfig und auf den Specialkarten mit dem Namen „les marais" bezeichnet. Man nimmt an, dass sie vor ein paar Jahrhunderten noch ein See der Seine war und ganz unter Wasser stand. —

Möge diese einfache, ungeschminkte Beschreibung dazu beitragen, das Studium der deutschen Literatur in unserem Vaterlande rege zu erhalten oder auch von neuem zu beleben, zu erhöhen und die Begeisterung für des innigen Deutschlands Freiheit, Macht und Ehre in den Herzen deutscher Männer und Jünglinge immer mehr zu entzünden und zu nähren!

Potsdam.

Rührmund.

An Herrn Professor Lazarus zu Bern.

In einer Note zu Ihrer Rede „über das Verhältniss des Einzelnen zur Gesammtheit" (Zeitschrift für Völkerpsychologie. Band 2. Heft 4. Berlin 1862) haben Sie den „Kritiker des Herrig'schen Archivs" einer freundlichen Abfertigung gewürdigt. „So lange einer sich noch in dem kindlichen Verhältnisse des Gruselns zu einem wissenschaftlichen Gegenstande befindet, wird er schwerlich zur Ergründung desselben viel beitragen können." Der kindlich unbefangene Kritiker antwortet Folgendes: Es ist ihm nicht um den Streit zu thun, sonst könnte er Vieles bemäkeln. Er hält sich daher lieber an das Gemeinsame. Sie sagen: „Von dem Einzelnen schlechthin als einem für sich alleinstehenden Wesen zu reden, ist nur eine wissenschaftliche Fiction... Denn thatsächlich erscheint der Einzelne in jeder Ausbildung und Darstellung seines innern Lebens durch die Gesammtheit bedingt und von ihr abhängig." — „Logisch, zeitlich und psychologisch geht die Gesammtheit dem Einzelnen voran. In der Gesammtheit entwickelt und findet sich das Einzelne." — „Der Mensch ist ein geschichtliches Wesen; Alles in uns, an uns ist ein Erfolg der Geschichte." — Das sind tiefe und vortreffliche Sätze, die jener Kritiker als auch seine eigenste Ueberzeugung freudig unterschreibt, und die um so wichtiger sind, je geeigneter sie sind, allem falschen Individualismus, dem Hochmuth des Besserwissens und Bessermachens den Substanzen der geschichtlichen Mächte gegenüber gründlichst den Garaus zu machen. Den Kritiker graut es nur vor der psychologischen Erklärungsweise, die von einem statuirten Mechanismus der Seelenprocesse aus auch die nur durch Teleologie zu begreifende Welt der freien That und der sittlichen Mächte mechanisiren möchte. Sein Grauen theilt er unter anderen mit Fichte, Hegel, bei denen solches Grauen sehr kräftigen Ausdruck gefunden hat. Das sind auch die nicht üblen Männer, auf die er sich berufen hat; Sie wussten das gewiss, und Ihr Fragezeichen, so wie die freundliche Bezeichnung jenes Grauens als „kindlich" ist um so ungerechtfertigter. Der Kritiker ist durch die Fortsetzung Ihrer Zeitschrift nicht überzeugt worden, dass auf Ihrem Wege wissenschaftliche Resultate erreicht werden, so manchen guten Gedanken Sie in Ihrer gewandten Form ausgesprochen haben. Er hat sich auch noch nicht überzeugt, dass der Uebertragung jener psychologischen Methode vom Individuum auf die Gesammtheit irgend eine Möglichkeit der Ausführung beiwohnt, oder dass sie auch nur entfernt so weit wissenschaftlich ist, als es die mathematisch-mechanische Psychologie des Individuums bei ihrem scharfsinnigen Urheber ist. Er hält daran fest, dass die neu erfundene und neu benannte Wissenschaft der „Völkerpsychologie" ein todtgebornes Kind ist, wird sich aber immer freuen, in Ihren klaren und interessanten Abhandlungen wenn auch keine grossen wissenschaftlichen Entdeckungen und Methoden, so doch viele feine Bemerkungen und mannichfache Anregung zu erhalten.

Bibliographischer Anzeiger.

Allgemeines.

M. Müller, Vorlesungen über die Wissenschaft der Sprache. Für das deutsche Publicum bearbeitet von C. Böttger. (Leipzig, G. Mayer.) 1²/₃ Thlr.

Lexicographie.

D. Sanders, Wörterbuch der deutschen Sprache. 23. und 24. Lieferung. (Leipzig, O. Wigand.) 20 Sgr.
F. Schmitthenner's kurzes deutsches Wörterbuch, umgearbeitet von F. L. K. Weigand. 3. Aufl. 3. Lfrg. (Giessen, Ricker) 20 Sgr.
Glossar zu den mittelhochdeutschen Lesestücken in Hopf und Paulsiek's deutschem Lesebuche. (Berlin, Mittler.)
Mittelhochdeutsches Wörterbuch mit Benutzung des Nachlasses von G. F. Benecke, ausgearbeitet von W. Müller und F. Zarncke. 2. Band. 2. Abthlg. 1. Lfrg. (Leipzig, Hirzel.) 1 Thlr.

Grammatik.

F. Diez, Introduction à la grammaire des langues romanes. Traduit de l'allemand par G. Paris. (Leipzig, Franck.) 1 Thlr.
Th. Vernaleken, deutsche Syntax. 2. Theil. (Wien, Braumüller.) 3¹/₃ Thlr.
E. Littré, Histoire de la langue française. Etudes sur les origines, l'étymologie, la grammaire, les dialectes, la versification et les lettres au moyen-âge. 2 vols. (Paris, Didier.)
Histoire et glossaire du normand, de l'anglais et de la langue française d'après la méthode historique, naturelle et étymologique par Ed. Le Héricher. 3 vols. (Paris, Franck.) 5 Thlr.
Histoire de la langue anglaise par Ed. Le Héricher. (Paris, Franck.) 22¹/₂ Sgr.
Normandie scandinave ou glossaire des éléments scandinaves du patois normand par Ed. Le Héricher. (Paris, Franck.) 1 Thlr. 7¹/₂ Sgr.

Literatur.

F. Th. Bratanek, Goethe's Egmont und Schiller's Wallenstein. Eine Parallele der Dichter. (Stuttgart, Cotta.) 1 Thlr. 6 Sgr.
E. Geibel und H. Leuthold, 5 Bücher französischer Lyrik vom Zeitalter der Revolution bis auf unsere Tage in Uebersetzungen. (Stuttgart, Cotta.) 1 Thlr. 18 Sgr.

E. H. Meyer, Walther von der Vogelweide identisch mit Schenk Walther von Schipfe. (Bremen, Müller.) 16 Sgr.
H. Pröhle, Weltliche und geistliche Volkslieder und Volksschauspiele. 2. Ausgabe. (Stuttgart, Fischhaber.) $1^1/_6$ Thlr.
F. W. Ebeling, Geschichte der komischen Literatur in Deutschland seit der Mitte des 18. Jahrhunderts. 2. Lfrg. (Leipzig, Purfürst.) 15 Sgr.
O. F. Gruppe, Leben und Werke der deutschen Dichter. Geschichte der deutschen Poesie in den 3 letzten Jahrhunderten. I. Band. 1. Lieferung. (Stuttgart, Bruckmann.) $16^1/_2$ Sgr.
Lüben's Einführung in die deutsche Literatur. 2. Aufl. 5. Lfrg. (Leipzig, Brandstetter.) 20 Sgr.
Chrestomathie du Vieux-Français ou choix de morceaux tirés des prosateurs antérieurs au XVII. siècle par J. P. Magnin. (Berlin, Herbig.) 1 Thlr. $12^1/_2$ Sgr.
St. Gätschenberger, Geschichte der englischen Literatur mit besonderer Berücksichtigung der politischen und Sittengeschichte Englands. III. (Wien, Markgraf.) 2 Thlr.

Hilfsbücher.

Deutsches Lesebuch für Schüler der Oberclassen katholischer Stadtschulen. (Prag, Credner.) 18 Sgr.
L. Sillib, Musterbriefe. (Mannheim, Löffler.) 9 Sgr.
J. Knappe, Grundzüge der Grammatik. Für Unterrealschulen zusammengestellt. (Wien, Beck.) $8^1/_2$ Sgr.
J. A. C. Burkhard, Kurzgefasste Formenlehre der französischen Sprache. (Teschen, Prochaska.) 12 Sgr.
B. Lütgen, Deutsche und französische Gespräche. (Leipzig, Brockhaus.) 12 Sgr.
Sprachenführer, neuer Leitfaden der deutschen und polnischen Conversationssprache. (Berlin, Behr.) 15 Sgr.

